

BIOGRAPHISGHES JAHRBUCH  
UND  
DEUTSCHER NEKROLOG

UNTER STÄNDIGER MITWIRKUNG

VON

GUIDO ADLER, F. VON BEZOLD, ALOIS BRANDL, ERNST ELSTER,  
AUGUST FOURNIER, ADOLF FREY, HEINRICH FRIEDJUNG, LUDWIG  
GEIGER, KARL GLOSSY, EDUARD FREIHERRN VON DER GOLTZ,  
MAX GRUBER, SIGMUND GÜNTHER, OTTO GÜNTTER, EUGEN  
GUGLIA, ALFRED FREIHERRN VON MENSI, JACOB MINOR, KARL  
OBSER, JOHANN SASS, PAUL SCHLENTHER, ERICH SCHMIDT,  
GEORG WOLFF U. A.

HERAUSGEGEBEN

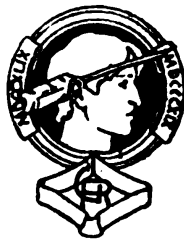
VON

ANTON BETTELHEIM.

XIV. BAND

VOM 1. JANUAR BIS 31. DEZEMBER 1909.

MIT DEM BILDNIS VON THEODOR BARTH IN HELIOGRAVÜRE.



BERLIN

DRUCK UND VERLAG VON GEORG REIMER

1912.



Hecker & Maass Berlin phot

Hel. Georg Buxenstein & Comp., Berlin

*P. Barth*

Georg Georg Reimer Berlin



## Vorwort.

Marie v. Ebner-Eschenbach hat den vorliegenden Band mit einer Charakteristik Emilie Exners beschenkt, der bedeutenden Frau, der unser Jahrbuch in einem früheren Bande die feine Würdigung Franz v. Wertheimsteins zu danken hatte. F. Jodl war so gütig, die Biographie Carneri's zu übernehmen; R. du Bois-Reymond schrieb den Nekrolog Engelmanns, M. Dvořak schildert Wickhoffs, Karl Dieterich Krumbachers, E. v. d. Goltz Stöckers, G. Gothein Theodor Barths, Heinrichs Heines Leben und Wirken. Minor stellt sich neuerdings mit Schauspieler-Biographien ein. Altbewährte Mitarbeiter und Ratgeber sorgen für andere Nekrologe von deutschen, schweizerischen und deutschösterreichischen Staatsmännern, Forschern, Künstlern. Die Nachträge und Ergänzungen zeigen, daß der Herausgeber und seine Gewährsmänner auch diesmal bedacht waren, Wesentliches nachzuholen.

Auf dem Titelblatt fehlt zum erstenmal der Name Anton E. Schönbachs, der schon den frühesten Heften der Biographischen Blätter zur Zierde gereichte. Unser Unternehmen hat meinem treuen und verehrten Lebensfreund nicht nur eine Reihe vortrefflicher Beiträge — zuletzt die meisterhafte Würdigung Richard Heines — zu danken er war jederzeit bereit, den Herausgeber liebevoll durch unbefangene Kritik und willkommene Winke zu fördern. Das Biographische Jahrbuch zählt ihn — wie die gleichfalls vorzeitig geschiedenen Berater Friedrich Ratzel und Friedrich v. Weech — zu seinen Schutzgeistern. Sein Andenken wird auch im Bereiche biographischer Kunst und Forschung dauern.

Johann Sass und Holleck-Weithmann haben sich wiederum für Band XIV der Toten-Liste und der Überprüfung der Korrekturen mit voller Kraft und Sachkenntnis angenommen.

Wien, Goethes Geburtstag 1911.

Anton Bettelheim.



# Inhalt.

	Seite
Vorwort .....	V
Deutscher Nekrolog vom 1. Januar bis 31. Dezember 1909 .....	I
Ergänzungen und Nachträge .....	366
Alphabetisches Namenverzeichnis I .....	398
Alphabetisches Namenverzeichnis II .....	400
Totenliste 1909 .....	5*



# DEUTSCHER NEKROLOG

VOM 1. JANUAR BIS 31. DEZEMBER

1909

Homo liber de nulla re minus quam  
de morte cogitat et ejus sapientia non  
mortis, sed vitae meditatio est.

Spinoza. Ethices pars IV. Propos.  
LXVII.



## Deutscher Nekrolog vom 1. Januar bis 31. Dezember 1909.

---

**Carneri, Bartholomäus**, Ritter von, zu Eben und Bergfelden, Herr und Landstand in Steiermark und Tirol, Parlamentarier und philosophischer Schriftsteller, \* am 3. November 1821 zu Triest, † am 18. Mai 1909 zu Marburg in Steiermark. — C. entstammt nur zur Hälfte aus deutschem Blut; seine Mutter war eine Gräfin Guiliari aus Verona; sie starb bei der Geburt des Knaben. Als dieser fünf Jahre alt war, übersiedelte sein Vater, Großgrundbesitzer in der Steiermark und österreichischer Staatsbeamter, mit ihm nach Wien. Dort absolvierte B. C. das humanistische Gymnasium bei den sogen. Schotten, d. h. den Benediktinern, aus deren Anstalt so viele hervorragende und namentlich auch geistig freie Persönlichkeiten des neueren Österreich hervorgegangen sind. Eben sollte C. zur Universität übergehen, wo er sich an der philosophischen Fakultät zu inskribieren gedachte, als ihn ein schweres chronisches Leiden erfaßte, welches weiteres Studium an öffentlichen Anstalten unmöglich machte. Erst im Jahre 1847 erlangte er seine Gesundheit fürs erste wieder, und es vergönnte ihm das Schicksal eine Anzahl glücklicher Jahre. Er verheiratete sich mit einer Gräfin Scharffenberg und lebte mit ihr in der glücklichsten Ehe, in voller Geistes- und Herzengemeinschaft. Dieser Ehe entsprossen zwei Kinder: ein Sohn Max, welchen C. im Alter von 23 Jahren verlor, und eine Tochter, welche an einen österreichischen Marineoffizier, den Baron Basso von Gödel-Lanoy verheiratet und kinderlos ist. Das Glück dieser Ehe war, wie C. oftmals in Briefen sich äußerte, die Sonne, die sein späteres Leben erhellte. Sein eigenes Eheglück war nur von kurzer Dauer. 10 Jahre nach der Hochzeit erkrankte seine Frau und starb endlich im Jahre 1869, erst 38 Jahre alt, nachdem sie sieben Jahre krank gelegen und während dieser ganzen Zeit die hingebendste Pflege ihres Gatten erfahren hatte.

Damals war C. im öffentlichen Leben schon kein Fremder mehr. Bald nach der schweren Niederlage Österreichs im Jahre 1859 waren seine ersten politischen Flugschriften erschienen: »Das moderne Faustrecht«, »Demokratie, Nationalität und Napoleonismus«, »Neu-Österreich«, erfüllt von glühendem Haß gegen Napoleon III., in welchem er nicht nur den Feind Österreichs und Deutschlands, sondern den Feind einer gesunden, innerpolitischen Entwicklung der europäischen Völker überhaupt erblickt. Er bekämpft die Allianz von Demokratie und Cäsarismus, er spricht das geflügelte Wort vom »Servilismus nach Unten«; er prophezeit, daß das Durchdringen des von Napoleon geräuschvoll proklamierten Nationalitätsprinzips namentlich für Österreich eine ungeheure Gefahr bedeute; er warnt eindringlich vor dem Panslavismus, der kein Gespenst, sondern

eine gewaltige Macht sei und von dem C., die künftige Entwicklung mit weitem Blick vorausnehmend, prophezeit, er werde erst haltmachen, wenn er an der bei seinen fanatischen Führern so verhaßten deutschen Kultur sein Mütchen gekühlt haben werde. Und nicht minder weitblickend ist es, wenn er, im Jahre 1862 als Schutzmittel gegen das Überhandnehmen der nationalen Ansprüche den höchsten Grad nationaler Parität verlangt, der in einem national gemischten Staatswesen möglich sei: die deutsche Sprache als Lehrsprache aller höheren Lehranstalten in Österreich, daneben die Landessprachen als obligate Unterrichtsfächer. Nach dem Kriege von 1866 schrieb C. die Broschüre: »Österreich nach der Schlacht von Königgrätz.« Dort forderte er, trotz der schweren Niederlage und ihrer Folgen, Österreich habe sich dergestalt zu konstituieren, daß seine westliche Reichshälfte einem stark zentralisierten Deutschland beitreten könne. So weit dies im Sinne der alten großdeutschen Idee gemeint war, ist C.s Forderung freilich durch die politische Entwicklung der folgenden Jahre nicht erfüllt worden. Aber in einem andern Sinne hat der Bündnisvertrag mit dem Deutschen Reiche seine Forderung doch wahr gemacht, und es klingt wie eine begeisterte Vorverkündigung alles dessen, was der österreichische Liberalismus zu Ende der sechziger und zu Beginn der siebziger Jahre zu schaffen unternahm, wenn C. in derselben Flugschrift seinem Vaterlande die Aufgabe stellt: es solle »seine ganze Kraft unter dem Palladium echter Sittlichkeit zusammenfassend, alle Quellen seines Nationalwohlstandes erschließend und seine Verfassung mit den festesten Bürgschaften umgürtend, der freieste Staat der Welt zu werden trachten, so daß künftig nicht mehr Österreich von Deutschland, sondern Deutschland von Österreich angezogen werde«. Schon im Jahre vorher hatte sich C. auch auf das kirchenpolitische Gebiet begeben, indem er in der Broschüre »Österreich und die Enzyklika« (gemeint ist die Enzyklika Pius' IX. vom 8. Dezember 1864) diese erste und in mancher Beziehung schroffste Kriegserklärung der Kurie gegen den Geist des Liberalismus kritisiert und zeigt, daß dieses Schriftstück hinter die durch das Konkordat gewährleisteten Ansprüche Roms noch zurückgreife und sich direkt feindlich gegen jeden modernen Staat und die von ihm anerkannten Ansprüche auf Bildung, Freiheit und Toleranz »die edelsten Blüten der Weltgeschichte« stelle. Noch gehaltvoller, und unter den heutigen politischen Verhältnissen wieder von beinahe aktuellem Interesse, ist die Flugschrift, in der C. am Vorabend des Reichsvolksschulgesetzes einen Hirtenbrief des Fürstbischofs Zwerger von Graz mit den abfälligsten und feindseligsten Äußerungen über die gesamte liberale Rechtsdoktrin in bezug auf Kirche, Staat und Schule, sowie die Ehegesetzgebung, prüfte und energisch zurückwies.

Als C. diese Schriften verfaßte, hatte er bereits seit einiger Zeit angefangen, sich auch als praktischer Politiker zu betätigen. Zunächst nur auf dem kleineren Schauplatze des steirischen Landtages, in welchen er als Besitzer des Gutes Wildhaus seit dem Jahre 1861 vom Großgrundbesitz entsendet wurde. Er gehörte dieser Körperschaft bis zum Jahre 1883 an. Von da ab kandidierte er nicht mehr für eine neue Wahl. Im Jahre 1870 erhielt er zum erstenmal von der Kurie des steirischen Großgrundbesitzes das Mandat für den österreichischen Reichsrat, in welchem er diese politische Gruppe bis zum Jahre 1885 vertrat. In diesem Jahre wählte ihn die steirische Landeshauptstadt Graz zu ihrem Abgeordneten. Nach Ablauf der sechsjährigen Wahlperiode unterlag er bei der



Neuwahl gegen Hoffmann von Wellenhof. Der Großgrundbesitz bot ihm darauf neuerdings das Reichsratsmandat an, welches C. jedoch nicht mehr annahm. Von dieser parlamentarischen Tätigkeit C.s, namentlich soweit sie sich im Reichsrate abspielte, geben seine großen sorgfältig vorbereiteten und gedankenreichen Budgetreden Zeugnis. Sie sind wichtige Urkunden für die Geschichte des österreichischen Parlaments und der altliberalen Schule, der Verfassungspartei, deren Grundsätze C. mit Überzeugungstreue und vornehmer maßvoller Beredsamkeit vertrat. Vor allem in der für die innere Entwicklung Österreichs so kritischen Zeit, da unter dem Ministerium Taaffe alle Kräfte der Regierungspolitik daran gesetzt wurden, die slavischen Nationen auf Kosten des Deutschtums zu stärken und den Liberalismus möglichst lahm zu legen, erhoben sich seine Reden zu einer Höhe und seine Polemik zu einer oppositionellen Schärfe, wie sie bis dahin im Reichsrat noch selten hervorgetreten war.

In die nämliche Zeit, in welcher sich die Aufmerksamkeit des steirischen Gutsbesitzers den politischen Problemen Österreichs zuzuwenden begann, fällt das wissenschaftliche Ereignis, das den entscheidenden Einfluß auf seine Geistesrichtung gehabt und C. zum Philosophen gemacht hat, soweit derartige Anregungen überhaupt von außen kommen können. Dies ist das Hervortreten Darwins. Im Jahre 1859 war dessen grundlegendes Werk über den Ursprung der Arten erschienen: das erste Glied einer langen Reihe von Arbeiten, in denen der geniale Forscher seinen Grundgedanken mit einer erstaunlichen Fülle von Geist und Beobachtung auf immer neue Gebiete des Naturlebens anzuwenden unternahm. In kurzer Zeit spalteten die Theorien Darwins nicht nur die wissenschaftliche, sondern die ganze gebildete Welt in zwei Lager — begeisterte Anhänger und ergrimnte Widersacher. Unendliche Perspektiven sahen die Einen sich aufgetan, ehrwürdigste Heiligtümer der Menschheit die Anderen bedroht. Aber Freunde wie Gegner ließen vielfach das Verständnis der vollen Tragweite dieser Theorien und der neuen Aufgaben, welche sie dem menschlichen Denken stellten, vermissen. Hier setzte C.s philosophische Tätigkeit ein, und gleich seine erste Arbeit, »Sittlichkeit und Darwinismus; drei Bücher Ethik (1871)« zeigt, wie scharf und treffend er den springenden Punkt der ganzen Kontroverse erfaßt hat. Oft ist Ernst Haeckel als der eigentliche Apostel des Darwinismus für Deutschland bezeichnet worden. In allem, was den Ausbau des Darwinismus zu einer vollständigen Theorie des organischen Werdens angeht, gewiß mit Recht. Aber gerade dasjenige, was viele Zeitgenossen an der neuen Lehre zumeist erschreckte, konnte von dieser Seite her nicht beseitigt oder abgeschwächt werden. Wenn der Mensch genetisch vom Tiere abzuleiten war, wenn seine Anlagen nur eine Potenzierung der tierischen Kräfte sind, die Vernunft kein angeborener Besitz, der dem Menschen Bürgerrecht in zwei Welten gab, wie noch die Philosophie Kants mit Nachdruck gelehrt hatte; wenn diese Welt überhaupt nicht von Vernunft- sondern von Naturgesetzen regiert wird und das oberste Naturgesetz im ganzen Bereich des organischen Lebens das Recht des Stärkeren ist — stürzen dann mit der alten Zoologie nicht auch alle Heiligtümer der Menschheit zusammen? Werden dem Menschen mit dem Stolze seiner höheren Abkunft nicht auch die besten Antriebe zur Veredlung entzogen? Bedeutet der Sieg der darwinistischen Anschauung nicht den Einbruch des moralischen Chaos, des rücksichtslosen Kampfes Aller gegen Alle in die mühsam aufgebaute Welt der sittlichen Ordnungen? Wer nur einmal einen Blick

in den breiten Strom der antidarwinistischen Literatur getan hat, der weiß, in welchem Umfange solche Anschauungen, solche Befürchtungen und Mißdeutungen der neuen Lehre entgegengetreten sind, und der wird den geschichtlichen und sachlichen Wert der Leistung C.s zu würdigen wissen. Er unternahm es, die neue Lehre gerade von der Seite aus zu stützen, wo ihren biologischen Verteidigern die Waffen fehlten, ja wo sie von diesen sogar arg bloßgestellt worden war, indem sie den Kampf ums Dasein als Fortschrittsprinzip ohne weiteres von der Tierwelt auf die Menschenwelt übertrugen.

Mit den Gedanken dieser Schrift hat C. das Hauptthema seines gesamten Philosophierens angegeben. Wenn er hier von »Ethik« spricht, so stellt er diesen Begriff ausdrücklich dem der »Moral im engeren Sinne als einer Lehre von Tugenden und Pflichten« entgegen. Ethik ist ihm »die Zusammenfassung der letzten Resultate der gesamten philosophischen Wissenschaften in ihrer Anwendung aufs praktische Leben, auf die Gesittung überhaupt«. Zwischen den Ergebnissen moderner Naturforschung und unsern ethischen Überzeugungen darf und kann kein Konflikt, kein unlösbarer Widerspruch bestehen. Den Weg zu zeigen, der von der neuen Biologie zu einem neuen Idealismus führt: das kann man als das eigentliche Ziel der Philosophie C.s bezeichnen.

Wenn die Darwinsche Entwicklungslehre den Nachweis erbracht hat, daß der Mensch Naturwesen ist wie jedes andre Tier und aus den nächstverwandten Tiergeschlechtern der Urzeit hervorgewachsen ist — folgt denn daraus, daß der Mensch immer Tier bleiben müsse? Kann der Mensch, der sich als denkendes Wesen so hoch über das Tier gehoben hat, als handelndes, mit seinem Willen, auf dieser Stufe verharren, so daß dieselben allgemeinen Ursachen, welche die Veränderung und die Höherbildung der organischen Formen besorgt haben, auch im Völkerleben, auch in der Menschengeschichte, die allein wirksamen und ausschlaggebenden sind? Eine solche Auffassung ist für C. unmöglich; sie widerspricht den Grundzügen menschlicher Organisation, wie sie von Darwin selbst als ein Erbstück aus der Ahnenreihe der höchst organisierten Tiergeschlechter aufgezeigt worden ist. Neben dem Selbsterhaltungstrieb besitzt der Mensch seit ältesten Zeiten den Gattungs- und Geselligkeitstrieb. Der isolierte Mensch ist unmöglich, unwirklich, ein Gebilde der Abstraktion. Und da zugleich der Intellekt beim Menschen stärker und entwicklungsfähiger ist als bei jedem andern Tiere, so muß der Kampf ums Dasein in der Menschheit ganz andere Formen annehmen und einen ganz anderen Inhalt bekommen als in der Tierwelt. Der Intellekt zeigt dem Menschen, daß er den höchsten Lebenszweck jedes Naturwesens, Selbsterhaltung und Arterhaltung, nicht im Gegensatz zu seinesgleichen, sondern nur im Zusammenwirken mit seinesgleichen erreichen kann. So wächst langsam eine höhere Natur über der tierischen heran: Selbstbeherrschung und Selbstverleugnung, Edelsinn und Güte und das Ideal eines harmonisch geordneten Menschendaseins. Kein angeborenes angestammtes Gut ist Gewissen und Sittengesetz, sondern ein in heißen Kämpfen durch Jahrtausende hindurch langsam errungenes Kapital, dem jede Generation ihre Beisteuer schuldig ist; nicht die Stimme aus einer andern Welt, sondern das höchste Werk der in diesen Funktionen gewissermaßen über sich selbst hinausstrebenden Natur.

Diese Gedanken, welche »Sittlichkeit und Darwinismus« zunächst in einer freieren, mehr rhetorischen Form entwickelt hatte, stellte C. später im Jahre

1880 in seiner »Grundlegung der Ethik« in einer gedrängteren, geschlosseneren und psychologisch vertieften Form dar. Die ethischen Schriften C.s, obwohl lange nicht nach Verdienst gekannt und geschätzt, sind gleichwohl nicht ohne Anerkennung und Erfolg geblieben. »Sittlichkeit und Darwinismus« konnte im Jahre 1902 in einer zweiten, durch wesentliche Änderungen und Zusätze vermehrten Auflage erscheinen; die »Grundlegung der Ethik« aber hat in einer Volksausgabe außerordentlich weite Verbreitung gefunden. Die praktische Anwendung seiner Ideen aber hat C. nirgends in wirksamerer Weise gegeben, als in dem kleinen Büchlein, das im Jahre 1888 unter dem Titel »Der moderne Mensch, Versuche über Lebensführung« zuerst herausgekommen ist, einen durchschlagenden Erfolg errungen hat und sich in vielen Tausenden von Exemplaren im ganzen deutschen Sprachgebiet verbreitet hat. Hier gibt der fast Siebzigjährige den köstlichsten Gewinn seines Lebens und Denkens. Hier spricht nicht der Gelehrte, sondern der Mensch; nicht der strenge Sittenprediger, sondern der ernste Freund und Berater, dem nichts Menschliches fremd ist, der aber alles, was menschlich ist, zu den höchsten Zielen zu wenden bestrebt ist. Zugleich ein ganz persönliches Bekenntnis, eine Art moralischer Selbstbiographie; denn — wie er einmal in einem Briefe sich ausdrückt — »ich habe nie von Andern etwas verlangen können, was ich nicht selbst zu üben vermocht habe«. Und in der Tat: wie hat C., was seine Ethik theoretisch als Forderung aussprach, selbst gelebt! Ein Mann von vornehmster Gesinnung und Haltung, auch gegen den politischen und wissenschaftlichen Gegner; von unbeirrbarer, durch keine Lockung des landläufigen politischen Ehrgeizes zu erschütternder Treue der Überzeugung und von einer wunderbaren Kraft, alles Leiden, welches das Leben ihm bescheerte, nicht nur zu ertragen, sondern im wahren Sinne des Wortes zu verklären.

Derselbe Mann aber, der sich so energisch dagegen wehrte, daß aus dem biologisch fundierten Entwicklungsgedanken für die Menschheit nichts weiter folgen solle als jene brutale Ethik, welche das Recht des Stärkeren als höchstes Lebensgesetz wie als Sittengesetz proklamiert, war aufs eifrigste bemüht, in der theoretischen Grundlegung der monistischen Weltansicht, welche ihm durch den Darwinismus ermöglicht schien, sich von jeder Phantastik frei zu halten und, echt positivistisch, mit den einfachsten Annahmen auszukommen. Schon im Jahre 1876 veröffentlichte er die wichtige psychologische Studie »Gefühl, Bewußtsein, Wille«, deren Ergebnisse er später noch einmal in gedrängterer Fassung und in Wechselwirkung mit neueren Theorien in der Schrift »Empfindung und Bewußtsein. Monistische Bedenken« (1893) darstellte. Zwei Dinge sind an diesen Arbeiten besonders wichtig: die scharfe Trennung zwischen den psychologischen Begriffen Empfindung und Gefühl, welche für die moderne Psychologie große Bedeutung gewonnen hat, und die Theorie, daß Empfindung weiter reicht als Bewußtsein und dieses erst aus einer Summation oder Vereinheitlichung von lokalisierten Reizungen und isolierten Empfindungen hervorgehe. Diese sind allen Organismen eigen; weil Leben und Empfinden eins sind und alle Teile eines Organismus leben. Die bewußte Empfindung oder das Gefühl aber ist die Beziehung eines lokalen Reizes auf das Individuum als solches, als Ganzes. Sie kommt nur durch Zentralisierung zustande. Diese Theorie ist für die Art, wie C. den Monismus auffaßte, in hohem Grade charakteristisch. Mit derselben Entschiedenheit, mit welcher sich C. gegen jeden Versuch wendet,

den Geist hinter oder über der Natur zu suchen, wendet er sich auch gegen jeden Versuch, ihn in der Form des Psychischen, als Seele oder Bewußtsein, in die letzten Einheiten der Materie, der organischen wie der anorganischen, in die Zellen oder in die Atome hinein zu geheimnissen und sich zu diesem Zwecke des unklaren und widerspruchsvollen Begriffs der unbewußten Seelentätigkeit, mag diese nun Vorstellung oder Wille heißen, zu bedienen. C.s Monismus macht Ernst mit der Materie als dem letzten Grunde alles Seins; er macht aber auch Ernst mit der Fülle des geistigen Lebens, das sich auf diesem Grunde erhebt, und bleibt sich darüber klar, daß sich diese nicht mit Hilfe von physiologischen Methoden erkennen läßt. Materie und Geist, wie abgrundtief scheinbar voneinander geschieden, sind keine Gegensätze, sondern nur Endglieder in der Entwicklung einer und derselben Wirklichkeit. Sie sind darum aber auch nicht identisch: die Materie als solche nicht beseelt, nicht denkend; der Geist nicht bloß nach Naturgesetzen, sondern nach Zweckgesetzen handelnd. Zwischen Materie und Geist liegt die ganze Entwicklung des unorganischen Stoffes zum organisierten, die ganze Entwicklung des subjektiven Geistes zum objektiven in Familie und Staat, Religion, Kunst und Wissenschaft. Die große Einsicht, welche C. gewonnen hat, ist die, daß das wahre Geheimnis des aufsteigenden Lebens die sich immer mehr verfeinernde Formenbildung ist, welche gestattet, immer größere Mannigfaltigkeit zur Einheit zusammenzufassen. So ist es mit dem Organismus und dem Nervensystem, so ist es mit Gesellschaft und Staat. Gegen allen Pantheismus, sowohl den Spinozas und Goethes als den der Philosophie des Unbewußten, enthält namentlich die Schrift »Empfindung und Bewußtsein« die entschiedenste Absage. »Die Überzeugung, daß es keinen Geist ohne Materie gebe, fußt auf Erfahrung«, heißt es dort; »während nichts in der Erfahrung dafür spricht, daß mit der Materie überhaupt Geist verbunden sei«.

Den ganzen Zusammenhang von C.s Denken, nicht in streng systematischer Form, sondern in einer Reihe von Aufsätzen, die verschiedene Themen behandeln, aber durch die Einheit eines herrschenden Grundgedankens zusammengehalten werden, zeigt die im Jahre 1886 erschienene Sammlung: »Entwicklung und Glückseligkeit. Ethische Essays.« Mehr als jede andere Schrift C.s läßt diese Sammlung von Aufsätzen und Abhandlungen, welche insgesamt früher in der Zeitschrift »Kosmos« erschienen waren, die Weite seiner Interessen und die Grundtendenz seines Wesens erkennen: eine streng naturalistische, allem Transzendenten, allem Phantastischen abgewendete Denkweise in die Region eines reinen praktischen Idealismus emporwachsen zu lassen. C. selbst hat die Sammlung eine Art Einleitung in das Studium einer monistischen Ethik genannt. Unter den 27 Aufsätzen der Sammlung befindet sich auch einer, welcher »Die Moral und die Volksschule« behandelt und in einer mehr entwickelten Form die Gedanken weiterführt, welche C. 30 Jahre früher in der Kampfschrift gegen den Hirtenbrief Bischof Zwergers ausgesprochen hatte. Es ist bezeichnend für seinen Optimismus und für seinen unerschütterlichen Glauben an die Macht der liberalen Ideen in Österreich, daß C. noch im Jahre 1893 die Einführung eines obligatorischen Moralunterrichts auf weltlicher Basis in der österreichischen Volksschule für möglich hielt. Daß er der im Deutschen Reiche mit dem Jahre 1892 einsetzenden und einige Jahre später auch nach Österreich, wenigstens nach Wien, übergreifenden ethischen Bewegung mit

regstem Interesse und besten Wünschen folgte, war nur eine Konsequenz der Anschauungen, welche C. sein ganzes Leben hindurch vertreten hatte. Zu aktivem Eingreifen waren weder die Umstände noch die Kräfte des alternden Mannes angetan.

Seine parlamentarische Tätigkeit hatte mit dem Jahre 1891 ihren Abschluß erreicht. Schon das letzte Jahrzehnt derselben war von C. mit Aufgebot höchster Willenskraft und sittlicher Energie einem widerspenstigen Körper abgerungen. Als er 60 Jahre alt geworden war, kehrte die Krankheit, die seine Jugend verbittert hatte, mit verstärkter Gewalt zurück. Sie zwang ihn zum Verkauf seines Gutes Wildhaus, dessen Bewirtschaftung er nicht mehr führen konnte, und zur Übersiedlung in die Stadt Marburg, wo er bis zu seinem Tode wohnte und die ihn mit dem Ehrenbürgerrecht auszeichnete. Wie die Jahre fortschritten, machten sich auch andere Beschwerden, namentlich ein unaufhaltsames Sinken der Sehkraft fühlbar. Aber die geistige Frische blieb ungebrochen. Mit regstem Interesse verfolgte C. alle Vorgänge des öffentlichen und wissenschaftlichen Lebens; unermüdlich führte er auch seine Korrespondenz fort, deren Mitteilungen freilich immer fragmentarischer und deren Schriftzüge zuletzt fast unleserlich wurden. Nichts legt von dieser nie ermattenden Kraft des Geistes schöneres Zeugnis ab als das Werk, welches der Achtzigjährige den beiden Nationen, die an seiner Wiege gestanden hatten, darbrachte: die Übersetzung der *Divina Comedia*. An diesem gewaltigen Werke lebte die poetische Kraft wieder auf, welche C. schon in jüngeren Jahren feingedachte und formvollendete Dichtungen eingegeben hatte. Im Jahre 1847 war von ihm ein Bändchen Gedichte erschienen, das 1850 eine zweite Auflage erlebte. Neben die rein lyrischen Klänge dieser Sammlung, aus denen ein zartes und reich bewegtes Liebes- und Stimmungsleben spricht — allerdings findet sich schon hier ein Anhang »Vaterländische Lieder« — trat im Jahre 1862 die Sammlung »Pflug und Schwert«: ein Kranz formvollendeter Sonette, von welchen die politischen im wahren Sinn des Wortes »geharnischt« sind und den Gedanken und Stimmungen, aus welchen die gleichzeitigen Flugschriften hervorgegangen waren, poetischen Ausdruck verliehen. Sein feines Formgefühl zeigt besonders die Sammlung »Ungarische Volkslieder und Balladen« (Wien 1892). Eine fast wortgetreue Übersetzung in französische Prosa ist hier in deutsche Verse umgegossen, welche in ihrer rhythmischen Bewegung und ihrer Ausdrucksweise den nationalen Charakter glücklich und charakteristisch wiedergeben. Die Übersetzung der *Divina Comedia* — sechs ausgewählte Gesänge erschienen 1896, die vollständige Übersetzung des ganzen Gedichtes 1901 — erwuchs in langen Tagen und schmerzreichen Nächten jener späten Zeit; und die Art, wie sie entstand, ist bezeichnend für die Kraft der Persönlichkeit, die sie schuf. Zu einer Anzahl von Gesängen, die C. seit seiner Jugend auswendig wußte, lernte er durch Vorlesen im Laufe der Zeit die fehlenden hinzu, und im Kopfe entstand auch auf Grund dieses Gedächtnisbesitzes die Übersetzung, welche er alsdann diktierte. C. hat sich, um freiere Bewegung für die Wiedergabe des Gedankens zu gewinnen, von der unermesslichen Schwierigkeit des Reimes emanzipiert und die italienischen Terzinen in reimlose fünffüßige Jamben umgebildet. Dafür hat er sich peinlichst an die Beobachtung bestimmter Grundsätze in bezug auf die Vermeidung des Hiatus und die Verwendung der Alliteration bei Dante gebunden, durch welche er nicht nur

den Sinn, sondern bis zu einem gewissen Grade auch den Ton des Originals zu treffen sucht und nach dem Urteil berufener Kenner vielfach auch getroffen hat. Über seine Intentionen und die Grundsätze Dantescher Verskunst hat sich C. in der beachtenswerten Einleitung, welche den »Sechs Gesängen« vorangestellt ist, ausgesprochen.

Dieses Leben, reich an Schmerzen, aber auch reich an jenem Glück, welches geistiges Schaffen und eine abgeklärte, einheitliche Weltanschauung gewährt, nicht beschwert durch den Glanz äußerer Ehren — nicht einmal ins Herrenhaus hat man ihn berufen — empfing eine schöne Krönung durch das Ehrendoktorat der Philosophie, welches die Wiener Universität C. zum 80. Geburtstage verlieh. Acht Jahre später, 18. Mai 1909, ist C. im 88. Lebensjahre verschieden. In ihm hat das österreichische Deutschtum, der österreichische Liberalismus einen seiner edelsten, hochgestimmtesten Vertreter verloren. Er ist nicht nur ein großes Vorbild für die jüngere Generation, sondern vor allem ein laut redender Zeuge für eine Wahrheit, welche heute gern mit allen Kräften verdunkelt wird: daß der Atheismus mit dem höchsten sittlichen Ernste, das freieste Denken mit unbedingter Toleranz und die entschiedenste antiklerikale Gesinnung mit dem wärmsten und weitblickendsten Patriotismus und Staatsgefühl Hand in Hand gehen können.

**Schriften:** 1. Politische: Neu-Österreich. Ein Wort über echten und falschen Konstitutionalismus Wien 1861. — Franz Deáks Rede vom österr. Standpunkte beleuchtet. Wien 1863. — Demokratie, Nationalität und Napoleonismus, drei Worte an die deutsche Nation. Wien 1862. — Die Freie Gemeinde. Ein Beitrag zur wichtigsten Frage unserer Landtage. Wien 1863. — Julius Froebel und die deutsche Trias. Ein Beitrag zur Bundesreform. Wien 1864. — Österreich und die Enzyklika. Wien 1865. — Österreich nach der Schlacht bei Königgrätz. Ein freies Wort den Deutschen in Österreich gewidmet. Wien 1866. — Hirtenbrief des Fürstbischof Dr. Zwirger, kritisch beleuchtet. Wien 1868.

2. Philosophische: Sittlichkeit und Darwinismus. Drei Bücher Ethik. Wien 1870; 2. Auflage 1902. — Gefühl, Bewußtsein, Wille. Eine psychologische Studie. Wien 1876. — Der Mensch als Selbstzweck. Eine positive Kritik des Unbewußten. Wien 1877. — Grundlegung der Ethik. Stuttgart 1880. Dasselbst auch eine Volksausgabe. — Entwicklung und Glückseligkeit. Ethische Essays. Stuttgart 1886. — Der moderne Mensch. Versuche über Lebensführung. Bonn 1891, 5. Auflage 1901. Dasselbe in Volksausgabe und Taschenausgabe, beide in vielen Tausenden. — Empfindung und Bewußtsein. Monistische Bedenken. Bonn 1893.

3. Poetische: Gedichte. Leipzig 1847. 2. Auflage 1850. — Pflug und Schwert. Sonette. Wien 1862. — Ungarische Volkslieder und Balladen. Deutsch. Wien 1892. — Sechs Gesänge aus Dantes Göttlicher Komödie. Deutsch und eingeleitet mit einem Versuch über die Anwendung der Alliteration bei Dante. Wien 1896. — Dantes Göttliche Komödie, übersetzt und mit einem Vorwort versehen. Halle a. S. 1901.

**Literatur:** Nekrologe von Ernst Freiherrn v. Plener und M. E. delle Grazie: Morgenblatt der Neuen Freien Presse vom 19. Mai 1909. — Adolf Harpf, Darwin in der Ethik. Festschrift zum 80. Geburtstag C.s. Leoben 1901. — Williams: *A Review of the Systems of Ethics founded on the Theory of Evolution*. New York und London 1893. S. 143—175.

Ein vortreffliches Bildnis C.s in Lichtdruck ist der 5. Auflage des »Modernen Menschen« beigegeben.

F. J o d l.

**Exner, Emilie** (Felicie Ewart), \* 7. März 1850 in Wien, † 7. April 1909 in Lovrana. — Über den äußeren Lebenslauf der genannten berichtet uns Herr

Sigm. Exner folgendes: »Emilie Exner kam zu Wien als die Tochter des Hof- und Gerichtsadvokaten Josef Ritter von Winiwarter und dessen Frau Helene, geb. Bach, zur Welt. Ersterer war der Sohn des um das Österreichische Bürgerliche Gesetzbuch hochverdienten Professors Josef v. Winiwarter, ein ernster, schwer zugänglicher, überaus arbeitskräftiger Jurist, der seinerzeit dem Frankfurter Parlament angehörte und, nachdem er die letzten Jahre seines Lebens bei seiner einzigen Tochter verbracht hatte, im Jahre 1903 84jährig starb. Letztere, auch die Tochter eines Juristen, des vielgesuchten Advokaten Michael Bach und Schwester des Ministers aus den politisch bewegten Zeiten um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Alexander Baron Bach, bildete das Gemütszentrum der großen Familie, die in einer bewegten Atmosphäre intellektueller Interessen lebte. Jahrelang gleichzeitig besorgt und bemüht um ihre Mutter (die 92 Jahre alt wurde), ihren Mann, ihre Kinder und ihre Enkel, kannte sie nur Pflichten gegen die anderen, für die sie immer freundlich und beglückend zu jedem Opfer bereit stand. An sich dachte sie nie, und das tägliche Viertelstündchen in der Wiener Stefanskirche gab ihrem tiefen Gemüte die Kraft, auch in schweren Zeiten auf menschliche Unterstützung zu verzichten.

Emilie v. Winiwarter wuchs mit ihren drei Brüdern, das zweite in der Reihenfolge der Kinder, auf und entwickelte sich in dieser Umgebung als das, was man ein Bubenmädchen zu nennen pflegt. Sie wollte bei allen Tollheiten der Kinderstube, später beim Schwimmen, Reiten, bei Bergtouren, keine Ausnahmstellung ihres Geschlechtes wegen einnehmen und hat es damals schon wie während ihres ganzen Lebens bedauert, nicht als Knabe auf die Welt gekommen zu sein. Sie schwamm bis in die letzten Jahre während des Sommeraufenthaltes noch bei Temperaturen, bei denen es die meisten Jüngeren zu kalt fanden, turnte, war eine der ersten Damen, welche in Wien Schlittschuh-sport betrieb, und erzählte noch in alten Tagen mit Befriedigung von dem Ausspruch ihres ehemaligen Reitlehrers, er habe in seinem Leben nur zwei gute Schülerinnen gehabt, die eine sei Kunstreiterin geworden, die andere war Fräulein v. Winiwarter.

Aber mit gleichem Eifer und mit gleichem Drange, ihre Kräfte zu betätigen, wurden auch die Studien betrieben, gezeichnet und musiziert. Der Vater sorgte dafür, daß die Kinder stets die besten Lehrer hatten, wobei auf die modernen Sprachen besonderes Gewicht gelegt wurde. Früh schon zeigte sich ihr Bedürfnis, sich nützlich zu machen; deshalb legte sie die Prüfung als Lehrerin der Bürgerschule ab und erteilte in einer Privatschule Unterricht. Als frisches, unternehmungslustiges Mädchen, gewohnt mit offenen Augen die Welt anzusehen, war sie wohl wie geschaffen zur Reisegefährtin, und so nahmen sie zwei Onkel Bach, der eine zugleich mit seinen Töchtern, ihren intimsten Freundinnen, wiederholt auf längeren Reisen mit sich, wodurch sie die Schweiz und einen großen Teil von Italien kennen lernte. Es war überhaupt charakteristisch für diese Periode ihres Lebens, daß gerade die Männer der vorhergehenden Generation sich für sie interessierten und auch das Interesse des jungen Mädchens diesen zugewendet war. Das Bindeglied bildete die Lektüre ernster meist historischer Werke, die Freude der Älteren an dem leicht und gierig aufnehmenden jungfräulichen Geist und der Genuß der Jungen beim Einblick in die gereifte und urteilsfähige Geistesarbeit eines fertigen Mannes. In späten Jahren pflegte sie zu sagen, man dürfe den Geschmack junger Mädchen, denen man die Ehe

wünscht, nicht durch den geistigen Verkehr mit älteren Herren verwöhnen lassen.

Für Geselligkeit in größerem Stile hatte sie keinen Sinn, war kaum je auf mehr als zwei oder drei Bällen, wohl wissend, daß sie da nicht das fand, was sie im Umgang mit anderen suchte.

Im Jahre 1874 verheiratete sie sich mit Dr. Sigmund Exner, damals Assistent und Privatdozent der Physiologie an der Wiener Universität. Sie schenkte im Laufe der folgenden Jahre drei Kindern das Leben, deren körperliche und geistige Pflege jetzt die erste Rolle spielte. Hierdurch, sowie durch zeitweilig auftretendes schweres körperliches Leiden vielfach an das Zimmer gefesselt, äußerte sich ihr Bedürfnis zu schaffen und zu nützen, indem sie nicht nur, wo es nur möglich war, ihren Mann bei seinen Arbeiten, der Führung seiner Bibliothek usw. unterstützte, sondern im Hinblick auf ihre Jungen die schon als Mädchen erworbenen Kenntnisse der lateinischen Sprache auffrischte, sich einen jungen Archäologen als Lehrer für die griechische Sprache und Kultur nahm, den jetzt so rühmlich bekannten Prof. Emanuel Loewi in Rom, und ungezählte gelehrte Werke studierte. Sie las ziemlich geläufig Homer, erst das Söhnchen im Kinderkorb neben sich, später den hilfsbedürftigen Gymnasiasten an ihrer Seite.

Überaus genußreich war für sie ein längerer Aufenthalt in Rom, ein zweimaliger durch 4 bis 6 Wochen währendender in Neapel, wo ihr Mann an der zoologischen Station arbeitete und sie die zu den Publikationen nötigen Zeichnungen und Aquarelle anfertigte, jede freie Stunde aber in den Museen zubrachte. Besondere Vorliebe hatte sie für die kleinen italienischen Städte, bei deren Besuche sie mit Begier Kunst- und Naturgenüsse einzusaugen schien und an jeder Eigenart ihre Freude fand.

Es kam eine Zeit, wo sie sich sehr für Land und Leute von Japan interessierte, die damals noch spärliche Literatur über dieselben besonders aus England und Frankreich studierte, das zu einer Zeit, lange vor dem Krieg, der die Japaner in Allerwelt Mund brachte.

Das Bedürfnis der meisten Frauen, nach der Besorgung des Hausstandes eine Handarbeit zu ergreifen, hatte auch sie; dabei war das Bestreben bemerkbar, alles auf das beste auszuführen und sich durch die Grenzen des Usuellen nicht einschränken zu lassen. So fertigte sie meist nach alten Mustern mühsame Stickereien und geknüpft Spitzen an, wie man sie sonst nur als das Resultat von Klosterarbeiten zu sehen gewohnt ist, malte Fayence-Geschirre und Glas, nahm eine alte Venetianer Technik wieder auf, bestehend in der Zeichnung von Gläsern mit dem Diamanten, trieb und gravierte in Silber und Kupfer, kam dadurch auf die Technik des Lederschneidens usf. Dabei begnügte sie sich nicht mit dilettantischen Nippgegenständen, sondern schnitt z. B. das Leder für zwölf Sesseln und drei Lehnstühle. Auch Intarsia in Holz und Elfenbein führte sie aus, die ein Tischler nach ihren Angaben zu Möbeln verarbeitete, alles Objekte, die, als Geschenke an Freunde oder Familienmitglieder verteilt, noch heute in Verwendung stehen.

Die Fülle solcher »Handarbeiten« und der Zeitaufwand, der darin steckt, wird nur verständlich, wenn man sich erinnert, sie nie müßig gesehen und bemerkt zu haben, daß sie, von einer Beschäftigung ermüdet, zur Erholung eine andere ergriff, dabei zwei- oder dreimal so schnell arbeitend wie andere



Menschen. Das bezieht sich ebenso auf die geistige Tätigkeit. Sie las einen Roman in ein paar Stunden und wußte noch nach Jahren die Personen mit Namen zu nennen, die darin auftraten.

Nachdem die Kinder flügge geworden und dadurch Raum geschaffen war, dem Tätigkeitstrieb reichere Entfaltung zu gewähren, führte sie einerseits ihr Interesse und das feine Verständnis für literarische Leistungen aller Kulturnationen dazu, sich selbst mit der Feder in der Hand zu versuchen, andererseits wollte sie auch durch praktisches Eingreifen nützlich sein. So entstand im Jahre 1896 die Novelle »Eine Mésalliance« und im Jahre vorher ihre erste Publikation »Die Emanzipation in der Ehe«.

Emilie Exner war zu dieser Zeit 45 Jahre alt geworden und hatte durch 21 Jahre in glücklicher Ehe gelebt. Seit ihren Mädchenjahren von den Wegen der Durchschnittsaltersgenossen bisweilen recht nennenswert abweichend, hatte sie die sogenannte Frauenfrage nie aus dem Auge verloren und die Probleme derselben an den Erfahrungen ihres eigenen Lebens gemessen und bewertet. Von der Überzeugung durchdrungen, daß manche Agitation nicht das richtige Ziel verfolgt, dagegen offene Wege, die demselben zuführen, unbetreten sind, schrieb sie jene Broschüre und beschäftigte sich später noch wiederholt mit dem viel umstrittenen Frauenberuf und seiner Erweiterung. Sie erwärmte sich für die Zulassung der Frauen zur Pharmazie, verwies sie auf den schönen Beruf der Krankenpflege, den auf ein höheres Niveau zu bringen, ihr eine Herzensangelegenheit war, und warnte vor dem kritiklosen, den Unterschied zwischen männlicher und weiblicher Psyche ignorierenden, Eindringen in männliche Berufe. Auch wo sie belletristisch auftrat, sind es wesentlich Fragen des Frauenlebens, die sie beschäftigten (»Eine Mésalliance«, »Der Flüchtling«, »Zwei Frauenbildnisse«).

Aber nicht nur durch die Feder griff sie in diese Fragen ein. Der Wiener Frauenerwerbverein wählte sie im Jahre 1901 zu seiner Präsidentin. In dieser Eigenschaft gelang es ihr, manche Reform zum Vorteile der auf das Verdienen angewiesenen Frauen einzuführen, und wenn dieser Verein heute über ein neues, für die Zwecke seiner Schulen gebautes Haus verfügt, so dankt er das, wenigstens größtenteils, ihrer persönlichen Energie. Die fortschreitende Schwächung ihrer Gesundheit nötigte sie, diese ihr lieb gewordene Stelle im Jahre 1906 aufzugeben, ohne deshalb ihre Mitwirkung zugunsten des Vereins einzustellen.

Auch an den Arbeiten des Wiener Volksbildungsvereins war sie beteiligt, indem sie gemeinsam mit anderen Frauen den jährlich erscheinenden Katalog über empfehlenswerte Jugendschriften zusammenstellte.

Einer ihrer Aufsätze »Der Mittelschüler in Literatur und Wirklichkeit« hatte die Aufmerksamkeit der österreichischen Unterrichtsverwaltung auf sie gelenkt, und so wurde sie von dem damaligen Unterrichtsminister Dr. Marchet aufgefordert, ein Korreferat zu der Frage »Inwieferne sind unsere Mittelschulen einer Verbesserung bedürftig« für die im Jahre 1908 abzuhaltende Enquete über das Mittelschulwesen zu erstatten und an deren Verhandlungen teilzunehmen.

Sie war hierzu in der Tat geeignet, denn sie hatte auch in ihren späteren Jahren den Kontakt mit der Jugend nicht verloren, nahm teil an ihren Freuden und an jenen Leiden, die so häufig bei dem Aufeinanderstoßen von Anschauungen

der älteren und der jüngeren Generation erwachsen. Junge Männer und Mädchen fanden in ihr eine verständnisvolle mütterliche Freundin. Dabei war es nie leicht gewesen, ihr Vertrauen und ihre Sympathie zu gewinnen, denn sie beobachtete scharf und war eine strenge Richterin. Dafür hielt sie an gewonnenen Freunden in Treue fest, selbst wenn deren Lebenswege nach ganz anderer Richtung führten als der ihre.

Noch am letzten Tage geistig tätig und mit einer Handarbeit beschäftigt, verschied sie unerwartet plötzlich in der Nacht zum 7. April 1909 in ihrem geliebten Lovrana an der Adria.«

Es ist der Inhalt eines edlen und köstlichen Lebens, den wir in dieser kurzen, aber vortrefflichen Darstellung kennen gelernt haben. Wer je das Glück hatte, der einzigen Frau, von der sie uns erzählt, näher zu treten, füllt den Raum zwischen diesen knappen Zeilen mit lichtvollen Erinnerungen an die teure Verstorbene aus. Sie gehört zu denen, die uns auch durch den Tod nicht ganz geraubt werden können; sie lebt mit uns fort durch das, was sie uns gab und durch das, was sie war. Wie reich ihr Tagewerk gewesen, sagen uns die vorstehenden Blätter, hinzuzufügen ist noch tiefer und warmer Dank aller, die Emilie Exner ihrer Freundschaft gewürdigt hat. Sie fanden im Umgang mit ihr herzlichste Teilnahme, Anregung in Hülle und Fülle, freudige Anerkennung und, wenn es galt, Hilfe mit Rat und Tat. Aus einer im Gespräche mit ihr zugebrachten Stunde ließ sich Gedankenstoff für so manche Tage gewinnen. Erstaunlich war die Menge und der Umfang der Gebiete des Wissens, in denen sie sich heimisch fühlte und bewunderungswürdig die noble und großartige Anspruchslosigkeit, die sie bei aller Superiorität bewahrt hatte. Etwas ganz Ausgezeichnetes zu sein, erschien ihr eben — wohl kaum bewußt — als das ihrer Natur Entsprechende und Selbstverständliche, das nicht erst ins Licht gesetzt werden muß. Wer sie sah in ihrem Hause, im Kreise ihrer Familie, dessen Herz und Mittelpunkt sie war, der kam um sein Vorurteil gegen gelehrte Frauen, und wenn es ihm noch so fest im Fleische gesessen hatte.

In einer kleinen, als Manuskript gedruckten Familiengeschichte »Der Brunnwinkel« kommt ihr tiefes, weibliches Empfinden in rührender und ergreifender Weise zutage. Das entzückende Schriftchen ist im Jahre 1906 dem Schwager und der Schwägerin Emilie Exners, dem Ehepaare Anton und Marie v. Frisch gewidmet worden. Sie feierten in diesem Jahre zum 25. mal den Tag der Erwerbung des lieblichen Erdenfleckchens am Ufer des Abersees, an dem die Kinder der Familien Exner und Frisch ihre jüngsten Tage und später die goldenen Ferienzeiten verlebten.

Nachdem »Vater Frisch« vor nun 31 Jahren die alte Waldmühle in der kleinen Bucht angekauft hatte, vergrößerte er sein Anwesen Jahr für Jahr, »bis fünf selbständige Häuschen mit Wald und Wiesen sein eigen wurden, in denen sich unter dem milden Herrscherstabe von Frau Marie nach und nach Geschwister und Freunde ansiedelten«.

Ein ideales, kleines Reich mit äußerst liberaler Verfassung war gegründet. Nie hemmend, immer teilnehmend und fördernd übten die Gereiften ihren Einfluß auf die noch in der Entfaltung Begriffenen aus. Jede Individualität kam zu ihrem Rechte, durfte sich in ihrer Weise ausleben, aber so stark sie auch

war, die Schranken ihrer Freiheit setzte sie sich selbst. Sie zu überschreiten hinderte sie, still und beredt, das Beispiel der geliebten, verehrten Eltern und eine ehrwürdige Tradition. Waren doch alle Exner und Frisch Enkel von Franz Exner, den unser genannt zu haben, ein Ruhmestitel Österreichs ist.

Vor langer Zeit hat er in einem Toaste das Bild der Zukunft entworfen, die er für die Seinen erträumte: »Gattenliebe und Kinderglück«, sprach er, »sind das Zaubermittel, das die Gealterten gesund und frisch erhält. Die Söhne zu Männern geworden, kommen und gehen, die jungen Frauen mit den Kindern bringen Leben und Heiterkeit ins Haus«.

Der Traum ist Wirklichkeit geworden, sagt Felicie Ewart, der Trinkspruch aus dem Jahre 1846 hat, vorausahnend, die Stimmung in Worte gefaßt, die uns heute beseelt. Noch einmal möchte ich den Alten des Brunnwinkel die längst verklungenen Worte zurufen:

»Wenige Menschen mögen sich eines Zusammenlebens erfreuen, wie das unserige war und ist. Wir alle waren jung, es ist schon ziemlich lange her, wir haben gelebt und gestrebt, geirrt und gefehlt, uns gefreut und gelitten; aber aus dem verworrenen Drange ist uns ein Leben aufgegangen, nicht unwert daß es war.«

Dieser Rede des Unvergeßlichen fügt die Mutter seiner Enkel den Epilog hinzu:

»Die junge Generation blüht und kleine Menschenknospen sprießen lustig hervor und lassen die Zukunft nicht allzuferne erscheinen, in der sie die Herrscher sein werden, da, wo heute unsere Kinder regieren. Denn wir »Antiken« haben längst resigniert.«

Was aber bei ihr resignieren hieß, das war, trotz aller Hemmung durch körperliche Leiden, von denen sie in ihren letzten Lebensjahren heimgesucht wurde, nicht etwa ein Verzichten auf hilfreiche Tätigkeit und auf geistige Arbeit. In Lovrana, wo sie zur Erholung nach einem bösen Winter den Frühling des Jahres 1907 »verlebte, verträumte, genoß«, ist die vielleicht schönste und wertvollste ihrer literarischen Schöpfungen entstanden. Da hat sie in dem kostbaren Bande »Zwei Frauenbildnisse« eine lebensvolle Darstellung des Hauses Wertheimstein gegeben, seiner Besitzer, seines Freundes- und Bekanntenkreises, der alles umschloß, was um die nachmärzliche Zeit an hervorragenden Menschen, an Gelehrten und Künstlern Wien bewohnte oder besuchte.

Mit großer Liebe und dem feinsten psychologischen Verständnis sind Mutter und Tochter Wertheimstein geschildert oder vielmehr meisterlich modelliert und treten uns aus einer Atmosphäre entgegen, die für Fernstehende etwas vom Reize des Märchenhaften besitzt. Die Dichterin — sie ist es in diesem Werke — hat ganz ausgezeichnet verstanden, das Bild Josephinens und Franzis von Wertheimstein in einen harmonisch umschließenden Rahmen zu fassen. Die sichere und höchst anschauliche Zeichnung der Stätte, an der sie lebten, der Menschen, mit denen sie sich umgaben, vervollständigt, ohne ihn je zu beeinträchtigen, den mächtigen Eindruck, der durch die Erscheinungen der zwei eigenartigen und bezaubernden Frauen hervorgerufen wird.

Zu einer neuen, einer wissenschaftlichen Arbeit erhielt Emilie Exner die Anregung durch ihren Gatten. Ihrem rastlos strebenden Tätigkeitstrieb gewährte seine abgeklärte Ruhe Führung und Halt, und wie sehr sie auch das Urteil treuer und maßgebender Freunde schätzte und gelten ließ, das seine

blieb immer entscheidend, er immer ihre höchste Autorität, und treulich bot er ihr die Hand zum Geleite, weihte sie ein in seine Tätigkeit, nahm auch wohl ihre Mitarbeiterschaft in Anspruch. Aber Felicie Ewart weigerte sich nach Vollendung jener mühevollen Arbeit ihren Namen unter eine Abhandlung zu setzen, deren Gedanke nicht der ihre war. Man einigte sich dahin, dieselbe als aus dem unter Leitung ihres Mannes stehendem Institute hervorgegangen zu bezeichnen, und die Verfasserin schrieb, mit einer gewissen Schalkhaftigkeit einem Usus solcher Institutsarbeiten folgend, am Schlusse dieser mit strenger Gewissenhaftigkeit, großem Scharfsinn und ernstem Fleiße gelösten Aufgabe:

»Herr Hofrat Sigmund Exner möge an dieser Stelle meinen ergebensten Dank für die mir gewährte Anregung und Unterstützung gütigst entgegen nehmen.«

Es sind die letzten Zeilen, die wir von ihr gelesen haben und die bezeichnendsten. Die Frau, die so viel für andere getan, so segensreich gewirkt hat, scheidet mit einem Dank auf den Lippen, daß sie tun und wirken durfte.

Schön und tief ergreifend ist dieser Zug in ihrem teuren Bilde; ihr Auge, hellsehend für den geringsten Vorzug an andern, hatte keinen Maßstab für die Größe des eigenen Wertes.

Zur Ergänzung sei im folgenden eine kurze Inhaltsangabe der Schriften Emilie Exners mitgeteilt, die uns von befreundeter Seite zur Verfügung gestellt wurde.

Abgesehen von zahlreichen Aufsätzen in Vereinsschriften und Zeitungen, welche die Aufmerksamkeit der breiteren Schichten des Publikums gewissen Fragen zuwenden sollten, hat Emilie Exner teils unter ihrem Namen<sup>1)</sup>, teils unter dem Pseudonym Felicie Ewart veröffentlicht:

**L i t e r a r i s c h e s.** Eine Mésalliance. Novelle. Deutsche Rundschau 1896; schildert das Seelenleben der jungen reizvollen Frau eines vom Strome des politischen Lebens getragenen reifen Mannes, die sich allmählich klar und klarer darüber wird, daß bei aller Liebe und Fürsorge, die sie genießt, der Mann seine geistigen Interessen bei einer anderen Frau befriedigt. Obwohl diese ihre eigene geliebte und verehrte Mutter ist, steigert sich die Eifersucht und die Verzweiflung über ihr eigenes geistiges Nichtgenügen bis zum Selbstmord. — Ein Flüchtling. Novelle. Velhagen und Klasings Monatshefte 1898. Ein junger Arzt, getragen von den glänzenden Erfolgen seiner Suggestionstherapie und seiner geistigen Beeinflussung der Patienten, verliert plötzlich Vertrauen und Neigung eines vortrefflichen, ernsten, früher auch von ihm behandelten Mädchens, mit dem sich zu verloben er im Begriffe steht, durch ein in ihrer Anwesenheit geführtes Gespräch mit einem Kollegen, in dem er behauptet, der Arzt müsse die Kunst besitzen, im Verkehr mit seinen Patienten den tiefsten Einfluß auf deren Denk- und Fühlweise auszuüben, dabei aber selbst berechnend und kühl bleiben. — Jugendschatz. Deutsche Dichtungen gesammelt. Berlin, bei Grote 1900. Gedichte aus dem Mittelalter bis in die jüngste Zeit, in die Abschnitte vereinigt: Aus der Kinderstube; zu Hause; aus Wald und Feld; aus der Schule; Märchenzauber; aus alter und neuer Zeit. — E. E. Der Brunnwinkel. Eine Familiengeschichte. Als Manuskript gedruckt 1906. Der Name bezeichnet eine Bucht am Wolfgang- oder Aber-See, der Familie v. Frisch gehörig, wo diese und drei Brüder Exner die Ferienzeit zuzubringen pflegen. Es ist das Leben daselbst geschildert, sowie die Beziehungen zu den Freunden Billroth, v. Fleischl, v. Ebner-Eschenbach usw. — Zwei Frauenbildnisse. Als Manuskript gedruckt 1907. — **B i l d u n g u n d F r a u e n b e r u f.** Die Emanzipation

<sup>1)</sup> Die unter ihrem Namen veröffentlichten sind im folgenden mit E. E. bezeichnet.

in der Ehe. Hamburg bei Voß. 1895. In der Form von Briefen an einen Arzt werden die Wege besprochen, das Heiraten leichter, die Ehen besser und glücklicher zu gestalten. Beide Geschlechter wären durch frühzeitige Aufklärung über sexuelle Fragen vor mancherlei Unheil und vor Enttäuschungen zu behüten. Das Mädchen soll nicht mehr bloß dazu erzogen werden, die Liebe des Mannes zu gewinnen, sondern auch ihm Freundin, Mitarbeiterin, ja Mitverdienerin zu werden. In wahrer Bildung und durch Berufsarbeit erhöhter Tüchtigkeit wird das Mittel hierzu erkannt. Dem Manne wird nahegelegt, was er an Liebe begehrt, in der Ehe zu suchen und sich den Sinn wach zu erhalten, nicht nur für das Glück, das eine wertvolle Lebensgefährtin ihm bringen kann, sondern auch für das, das sie an seiner Seite finden soll. — Eine Abrechnung in der Frauenfrage. Hamburg bei Voß. 1906. 11 Jahre nach der »Emanzipation in der Ehe« wendet sich Verf. gegen die Kampfzucht der modernen Frauenbewegung nach Gleichstellung von männlicher und weiblicher Arbeit; diese sei unmöglich, weil die Leistungen der Frau im Vergleich mit denen des Mannes nicht minderwertig, wohl aber ungleichwertig sind. Die männliche Eigenart wurzelt in der seelischen Unabhängigkeit von anderen, im Egoismus einer starken Individualität, ohne die es kein Genie, keinen Religionsstifter, keinen Eroberer gegeben hätte. Die Frau dagegen ist durch die seit den dunkelsten Urzeiten geübte Mutterliebe, die einen der Grundpfeiler der menschlichen Gesellschaft bildet, zur Selbstentäußerung erzogen worden; diese befähigt sie zu Leistungen, die dem Mann unerreichbar sind. Ein Teil der modernen Literatur trägt mit seinen überhitzten Forderungen nach Gleichberechtigung der Frau auch in Angelegenheiten der sexuellen Moral vielfach Unruhe und Verwirrung in die Reihen der weiblichen Jugend; man rüttelt an der Institution der Ehe, die sich in langer Kulturarbeit zum Schutz des Kindes herausgebildet hat, und während es ein Verdienst der Frauenbewegung ist, daß unsere Söhne auf diesem Gebiet strenger und besser erzogen werden als früher, gewährt man den Mädchen weitgehende Zugeständnisse, bevor ihnen klar geworden ist, daß die Freiheit viel mehr Haltung und Selbständigkeit von ihnen verlangt als es die Abhängigkeit getan hat. Wenn die geistig hochstehende, moderne Frau von vornherein auf die Gleichstellung mit dem Manne verzichtet, wird ihr Einfluß von unermeßlichem Segen für die kommende Generation sein. Nicht die eminent männlichen Berufe sollen das Ziel ihres Ehrgeizes bilden; nicht Arzt und Operateur, wohl aber medizinisch geschulte Gehilfin des Arztes soll die Frau werden. Der Beruf der Hebamme, Wochenbett- und Krankenpflegerin harret dringend der Verbesserung durch gebildete Frauen, auch sollen sie sich technisch und naturwissenschaftlich wohl vorgebildet praktischen Berufen zuwenden. — Aber »nicht in dem Verwischen der Eigentümlichkeiten der Frau liegt ihr Heil, sondern in dem Entwickeln ihrer körperlichen und geistigen Fähigkeiten zu einem höheren, edleren und leistungsfähigeren weiblichen Typus«. — Der Mittelschüler in Literatur und Wirklichkeit. Österr. Rundschau 1907. An der Hand dreier Romane, die von unglücklichen Gymnasiasten handeln, werden die Schäden der Mittelschule besprochen. »Wollten die Lehrer ihren Stolz darin finden, zu bilden, statt zu unterrichten, zu belehren, statt zu herrschen, fürwahr es stünde anders um die Jugend, anders um das Verhältnis zwischen Schule und Haus.« — E. E. Referat zum Thema: Inwieferne sind unsere Mittelschulen einer Verbesserung bedürftig. Mittelschul-Enquete 1908. Verlag des Ministeriums für Kultus und Unterricht. Es gipfelt in den Sätzen: »Entschließt man sich nicht, das Gymnasium als Bildungsschule, nicht aber als Vorbereitungsschule für zahlreiche und heterogene Berufszweige, aufzufassen und einzurichten, so werden die allgemeinen Klagen nicht verstummen.« »Nicht die Menge des Stoffes erdrückt den Knaben, sondern die Art, wie er gelehrt wird.« — E. E. Die weltlichen Pflegerinnen in Österreich. Nachlaß. Neue Freie Presse vom 17. Juni 1909. Ein Mahnruf an die Mädchen, sich dem Berufe der Krankenpflege zuzuwenden mit dem Hinweis auf den drohenden Mangel im Falle eines Krieges. — Wissenschaftliches. Goethes Vater. Eine Studie. Hamburg bei Voß. 1899. Auf Grund eingehender Literaturstudien wird auf die außerordentliche Ähnlichkeit der Lebensauffassung und der Erziehungsprinzipien zwischen Goethe und seinem Vater hingewiesen und gezeigt, daß Goethe ohne die kostbaren Errungenschaften seiner Kinderjahre, die er der weisen Leitung des Vaters verdankt, niemals so reichen Gewinn aus seinen Gaben hätte ziehen können. Die Nachwelt soll J. K. Goethe die warme Dankbarkeit und ehrliche Bewunderung zollen.

die ihm die Mitwelt schuldig geblieben ist. — Zur Kenntnis der Geschlechtsbestimmung beim Menschen. Archiv für die gesamte Physiologie 1908 (Aus dem Physiologischen Institute der Universität in Wien). Eine rein wissenschaftliche Abhandlung, in welcher an dem Materiale des Gothaschen Kalenders nach statistischen Methoden gewisse Gesetzmäßigkeiten aufgestellt werden, welche in bezug auf das Geschlecht eines Kindes in Abhängigkeit von dem Geschlechte des zunächst vorausgegangenen Kindes derselben Ehe, ferner von dem Altersunterschiede der Eltern und von dem Umstande obwalten, ob es sich um eine Erstgeburt handelt oder nicht.

Wien.

Marie v. Ebner-Eschenbach.

**Wiegand, Heinrich, Dr. iur. et Dr. ing. h. c.**, Generaldirektor des Norddeutschen Lloyd in Bremen, \* 17. August 1855 zu Bremen, † 29. März 1909 zu Homburg v. d. H., wo er in einem Sanatorium Heilung für ein rasch verlaufendes Herz- und Nierenleiden gesucht hatte. — Die Lebensarbeit der führenden Männer auf dem Gebiete des Handels und der Industrie greift in unserer Zeit der gewaltigen wirtschaftlichen Expansion und der rapiden weltwirtschaftlichen Entwicklung weit über die Grenzen ihres eigentlichen Gebietes hinaus und tief in das wirtschaftliche, ja sogar das politische Leben ihres Vaterlandes und in die Weltwirtschaft hinein. Eine überragende Persönlichkeit im Wirtschaftsleben ist ein Machtfaktor ihrer Zeit, um so größer, je enger und vielfältiger das von ihr geleitete Unternehmen mit der Nationalwirtschaft und der Weltwirtschaft verknüpft ist. Wenn der Leiter einer so großen, nach allen Weltteilen ihre Linien ausdehnenden Schiffahrtsgesellschaft, wie der Norddeutsche Lloyd in Bremen, eine geniale Persönlichkeit ist, muß sein Wirken dem Wirtschaftsleben seiner Zeit tiefe Spuren einprägen. Heinrich W. hat in den 17 Jahren, in denen er die Leitung des Norddeutschen Lloyd hatte, nicht bloß seine Schiffahrtsgesellschaft zu einem der wichtigsten Faktoren der deutschen Nationalwirtschaft gemacht, sondern auch die Gestaltung so mancher Frage des Verkehrs, des Handels und der Industrie, des internationalen Güter-austausches — zum Teil maßgebend — beeinflußt.

Sein Lebensgang, wie auch der Entwicklungsgang seiner Persönlichkeit ist aufs engste mit seiner Geburtsstadt Bremen verknüpft. W. entstammte einer Bremer Bürgerfamilie und lebte und wirkte — die wenigen Jahre der Hochschul- und Referendarzeit ausgenommen — in seiner Vaterstadt bis zu seinem Tode. Er erhielt dort seine Schulbildung, zuerst auf der damals »Bürgerschule« genannten altstädtischen Realschule, dann auf dem Gymnasium. Nachdem er im Herbst 1874 das Abiturientenexamen abgelegt hatte, studierte er die Rechtswissenschaft in Erlangen, Bonn, Berlin und Straßburg. In Erlangen gehörte er der Burschenschaft »Bubenruthia« an und schrieb eine Geschichte der Erlanger Burschenschaft, die im Druck erschienen ist. 1878 machte W. das Referendarexamen in Colmar i. E. und wurde daselbst Referendar, in der Absicht, später in den Reichseisenbahndienst überzugehen. Persönliche Verhältnisse veranlaßten ihn jedoch, 1879 nach Bremen zurückzukehren, worauf er noch in dem nämlichen Jahre sein Staatsexamen in Lübeck und das Doktor-examen in Göttingen machte und sich in Bremen als Rechtsanwalt niederließ. Sein Interesse für Verkehrswesen und Handel konnte er aber auch in dieser Berufstätigkeit reichlich betätigen, denn die Anwaltspraxis, die er in den nächsten Jahren betrieb, lag vornehmlich auf handelsrechtlichem und seerechtlichem Gebiet. Weiteren Kreisen bekannt wurde der junge Anwalt durch die Führung

eines Rechtsstreites über die Kollision zwischen dem Dampfer »Hohenstaufen« des Norddeutschen Lloyd und dem deutschen Kriegsschiffe »Sophie«. Mit der Zeit trat W. von der eigentlichen Prozeßtätigkeit mehr und mehr zurück und beschränkte sich auf konsultative Tätigkeit für die großen Handels- und Schiffahrtsgesellschaften, insbesondere für den Norddeutschen Lloyd, dessen Konsulent er 1889 wurde. Sein Interesse und Verständnis für Verkehrs- und Handelsfragen, sein umfassender Scharfblick für die großen Fragen des Wirtschaftslebens fanden hier ein geeignetes Feld ihrer Betätigung und viele neue Anregungen und Erfahrungen.

Als am 9. Februar 1892 der leitende Direktor des Norddeutschen Lloyd, J. G. Lohmann, starb, wurde an seine Stelle Dr. W. gewählt. Es war ein gewagter Schritt, einen Mann, der bisher sich nicht als praktischer Kaufmann oder Reeder betätigt hatte, an die Spitze eines solchen Unternehmens zu stellen, aber der Erfolg hat dem Aufsichtsrat, der in W. den richtigen Mann erkannt hatte, Recht gegeben.

Gleich mit der Übernahme der Leitung des Norddeutschen Lloyd sah sich W. vor Aufgaben gestellt, die einen Mann, der mit klarem, rechnerischem Verstande kühnen Wagemut und weitschauenden Blick verbindet, erforderten. Sein Vorgänger Lohmann, ein Mann von großer organisatorischer Kraft und weitreichendem Einfluß, hatte den Norddeutschen Lloyd zur ersten Reederei der Welt gemacht, aber er hatte kein vollständiges Werk hinterlassen, vielmehr waren gerade seine beiden Großtaten, die Schaffung des Schnelldampferdienstes Bremen-New York, der dem Lloyd die Führung im Passagierverkehr verschafft hatte, und die Einrichtung der Reichspostdampferlinien, die den Lloyd von einer ausschließlich transatlantischen Reederei zu einer Weltschiffahrtsgesellschaft gemacht hatten, auch die schwächsten Punkte des ganzen Unternehmens. Denn durch die starke Betonung des Passagierverkehrs war der Frachtverkehr vernachlässigt worden, und selbst in dem eigensten Gebiete des Lloyd, dem Passagierverkehr, drohte ihm durch den von der englischen Reederei seit einigen Jahren eingeführten Doppelschraubendampferbetrieb, den der Lloyd bisher gänzlich vernachlässigt hatte, eine schwere Gefahr. Ferner krankte der Betrieb der Reichspostdampferlinien und wollte sich nicht gewinnbringend gestalten, weil er mit seinem veralteten und unrentablen Dampfermaterial dem Wettbewerb anderer, zumal der englischen Schiffahrtsgesellschaften, nicht standhalten konnte. W. hat diese schwachen Punkte des Geschäfts klar durchschaut, und mit dem treffsicheren Scharfblick und praktischen Verstand, der ihm in hervorragendem Maße eigen war, und mit zielbewußter Energie seine weitschauenden und weitgreifenden Pläne zur Hebung der Mißstände entworfen und mit dem ganzen Gewicht seiner machtvollen Persönlichkeit durchgeführt. W. sah sich also von Anfang an vor drei Hauptaufgaben gestellt: Reorganisation der Flotte, Ausgestaltung der Linien und Hebung des Frachtgeschäftes.

Die Reorganisation der Flotte bildet den Kernpunkt dieser Pläne, denn ohne sie war an eine Hebung des Frachtverkehrs und eine rentablere Gestaltung und Ausdehnung der Linien nicht zu denken; und gerade hierzu brachte W. eine außergewöhnliche Begabung mit, die um so eklatanter hervortritt, als man sie bei einem Mann mit juristischer Vorbildung gar nicht erwartet. W. hatte für die Fragen der Technik und Industrie einen ganz hervorragenden Blick.

Die völlige und systematische Umgestaltung der Lloydflotte, die heute in der Vortrefflichkeit des Dampfermaterials von keiner anderen Reederei der Welt übertroffen wird, ist W.s eigenstes Werk. Durch die von ihm in Verbindung mit dem Oberingenieur und jetzigen stellvertretenden Direktor des Lloyd, Max Walter, geschaffenen Schiffstypen, durch die Anordnung und Einrichtung der Innenräume und die Ausstattung mit Sicherheitseinrichtungen sind die Lloyd dampfer für den internationalen Schiffsbau und Schiffsbetrieb vorbildlich geworden.

Ein grundlegendes Moment in dieser Reorganisation der Flotte bildet die Einführung des Doppelschraubensystems, das damals zwar auch bei Fachleuten noch nicht durchweg anerkannt war, aber tatsächlich so viel Vorzüge (größere Geschwindigkeit, geringerer Tiefgang bei größerer Breite, und wesentlich erhöhte Sicherheit der Navigation) hat, daß eine Schiffahrtsgesellschaft im Passagierverkehr nur konkurrenzfähig bleiben konnte, wenn sie sich für den Doppelschraubenbetrieb entschloß. W. ging deshalb darauf aus, im Laufe der Jahre sämtliche dem Passagierverkehr bestimmte Dampfer mit Doppelschrauben auszurüsten. Heutzutage hat der Norddeutsche Lloyd nicht weniger als 63 Doppelschraubendampfer in Betrieb.

Des weiteren sah W. sich vor die Aufgabe gestellt, das sehr beträchtliche alte und unrentable Dampfermaterial abzustoßen und eine völlig neue Flotte von zweckentsprechenden und rentablen Schiffstypen zu schaffen. Die gründliche Durchführung dieser Aufgabe zeigen folgende Zahlen: die Lloydflotte bestand bei der Übernahme der Geschäfte durch W. aus 56 Seedampfern und 20 kleineren Dampfern für Fluß- und Hafenverkehr mit einer Gesamttonnage von 196 264 Tonnen bei einer Maschinenstärke von 187 256 ind. Pferdekräften. Bei seinem Tode bestand die Lloydflotte aus 84 Seedampfern, 52 Küstendampfern 61 Flußdampfern und Barkassen mit 700 652 Registertons und 568 039 Pferdekräften, dazu kommen noch zwei Schulschiffe und 217 Leichterfahrzeuge und Kohlenprähme von zusammen 63 816 Reg. Tons.

W. nahm die Flottenreorganisation von Anfang an planmäßig und nach den weitesten Gesichtspunkten vor. Er war darauf bedacht, die Dampfer unter Benutzung aller durch die moderne Technik gebotenen Mittel und unter Berücksichtigung aller Bedürfnisse der einzelnen Linien, für die sie bestimmt waren, zu bauen, um ihnen die größtmögliche Leistungsfähigkeit und Rentabilität zu geben. Von diesem Grundsatz ausgehend hat er Typen geschaffen, die heute noch mustergiltig sind: den modernen Schnelldampfer, den großen transatlantischen Passagierdampfer und das Tropenschiff.

Sobald mit dem neu eingeführten Doppelschraubensystem genügend Erfahrung gesammelt war, wurde der Bau eines Doppelschraubenschnelldampfers in Auftrag gegeben. Es war der 1895 bis 1897 vom Stettiner Vulkan erbaute Dampfer »Kaiser Wilhelm der Große«, der auf Grund eines bis in die Details gehenden Planes W.s bereits alle grundlegenden Eigenschaften dieses neuen, in der Folge glänzend bewährten Schiffstypus' aufwies: erhöhte Schnelligkeit (23 bzw. 24 Seemeilen), wesentliche Verbesserung der Passagierakkommodation durch praktische Verteilung und Einrichtung der Unterkunftsräume und größtmögliche Sicherheit. Dem neuen Schnelldampfer und seinen in dem folgenden Jahrzehnt gebauten Schwesterschiffen »Kronprinz Wilhelm«, »Kaiser Wilhelm II.« und »Kronprinzessin Cecilie«, durch die der Norddeutsche Lloyd



jetzt einen regelmäßigen wöchentlichen Schnelldampferdienst zwischen Bremen und New York nach beiden Richtungen unterhalten kann, ist es gelungen, durch ihre Schnelligkeit, komfortable Einrichtung und Sicherheit ihres Betriebes die Führung im transatlantischen Passagiergeschäft zu erringen und zu behaupten.

In dem Bestreben, die Reichspostdampferlinien nach Ostasien und Australien gewinnbringend zu gestalten, schuf W. einen anderen Dampfertyp, den kombinierten Passagier- und Frachtdampfer, der sowohl in seinen Größenverhältnissen als seinem Gesamtaufbau für den modernen Schiffbau ebenfalls mustergiltig geworden ist. Bei dem Entwurf dieses Dampfertyps wurde der Zweck verfolgt, neben großen bequemen Einrichtungen für Kajütspassagiere auch viel Raum für Fracht bzw. Zwischendeckpassagiere zu schaffen und gleichzeitig auch den Anforderungen des Aufenthalts in den Tropen gerecht zu werden. Nach diesem Grundsatz entstanden 1893 die Dampfer »Prinzregent Luitpold« und »Prinz Heinrich«, dann mit Änderung wesentlicher Momente die 4 Dampfer der »Barbarosaklasse«, zu denen später die Schiffe von ähnlichem Typ »König Albert« und »Prinzess Irene« und zuletzt der Riesendampfer »George Washington«, der das größte und komfortabelste der deutschen Handelsmarine ist, hinzukamen, und 1902 wieder eine neue Schiffsklasse, die Dampfer der »Feldherrnklasse« und 2 neue Dampfer der »Prinzenklasse«. Neben diesen Dampfern, die durch die Anordnung der Wohnräume auch dem Tropendienst in mustergiltiger Weise gerecht wurden, schuf der Lloyd auch noch den Typus eines kleineren Tropenschiffes, der durch die Dampfer »Prinz Waldemar« und »Prinz Sigismund« repräsentiert wird. Ebenso wurden für die Bedürfnisse der Fahrt nach Südamerika, des Fracht- und Zwischendeckverkehrs nach New York, Baltimore und Galveston, des reinen Frachtdampferverkehrs nach Nordamerika und nach Australien zweckentsprechende Schiffstypen durch W. eingeführt.

Diese ganze gewaltige neue Flotte, die im Laufe der 17 Jahre entstand, ist fast ausschließlich auf deutschen Werften erbaut worden; nur in den ersten Jahren mußte W. die Dienste ausländischer Werften in Anspruch nehmen, weil die großen Anforderungen, die der Lloyd auf einmal stellte, von den deutschen Werften nicht bewältigt werden konnten. Von 1894 an sind mit Ausnahme von 3 Dampfern alle Schiffe des Norddeutschen Lloyd auf deutschen Werften erbaut worden, wodurch diesen mehr als 220 Millionen Mark an Baugeldern zugeflossen sind. Damit hat W. der deutschen Schiffsbauindustrie wie auch ihren Nebenindustrien eine gewaltige Förderung zuteil werden lassen. Wenn die Leistungen der deutschen Werften heutzutage auf solcher Höhe stehen, daß sie von keiner fremden übertroffen, von den meisten aber überhaupt nicht erreicht werden, muß das außer der Kriegsmarine vor allem dem Norddeutschen Lloyd zugeschrieben werden.

Dem Bestreben, die Lloydflotte auf den höchsten erreichbaren Stand der Leistungsfähigkeit zu bringen, ist noch eine ganze Reihe von Anregungen und Maßregeln entsprungen, die hier nur kurz angeführt werden können, so die Errichtung einer Modellschleppversuchsstation in Bremerhaven und die aus der Reparaturwerkstätte des Lloyd in Bremen 1901 hervorgegangene Norddeutsche Maschinen- und Armaturenfabrik zur Fabrikation von Schiffsmaschinen, Patentmaschinen und Schiffsausrüstungsgegenständen. Ein besonderes Augenmerk wandte W. darauf, daß alle Erfindungen, die den Dampferbetrieb sicherer

zu machen versprochen, sofort erprobt, und wenn sie sich bewährten, eingeführt, zum Teil durchgreifend verbessert und weitergeführt wurden, so die Schotten und hydraulischen Schottentürverschlüsse, der Clayton-Feuerlöschapparat, die drahtlose Telegraphie, die Unterwasserglockensignale u. a. m. Die vom Lloyd auf W.s Anregung vorgenommenen Versuche und Verbesserungen im Kompaßwesen sind ebenfalls von großer Wichtigkeit für die Schifffahrt geworden. In allen diesen Maßregeln lag das Bestreben, unter Zuhilfenahme aller Errungenschaften der modernen Technik und sorgfältiger Abwägung der Bedürfnisse der einzelnen Linien, ein erstklassiges Dampfermaterial zu schaffen, damit der Lloyd durch die Leistungsfähigkeit und Sicherheit seines Schiffsbetriebes an der Spitze stehe.

Aus diesem Bestreben ergab sich auch W.s und seiner Mitarbeiter Bemühung um die Organisation des inneren Betriebes auf den Schiffen des Norddeutschen Lloyd. Die Exaktheit und absolute Zuverlässigkeit des inneren Betriebes ist gerade bei einer Schifffahrtsgesellschaft, deren Hauptstärke im Passagierverkehr besteht, von größter Bedeutung. Da den Anforderungen der Schiffsvermehrung und des modernen Schiffsbetriebes das Angebot an Offizieren und Unteroffizieren nicht mehr genügte, entschloß sich W., 1899 ein eigenes Schulschiff in Dienst zu stellen, dem nach den guten Erfahrungen, die man damit machte, 1902 ein zweites beigelegt wurde. Auch darin ging, wie auf so manchen anderen Gebieten, W. bahnbrechend vor. Den gesteigerten Anforderungen, die die modernen Schiffsmaschinen an das Aufsichtspersonal stellt, wurde Rechnung getragen, indem der Lloyd für seine Maschinisten verschärfte Bedingungen stellte und gleichzeitig ihnen Gelegenheit gab, auf dem Bremer Technikum und den Technischen Hochschulen von Hannover und Charlottenburg ihre Kenntnisse zu vervollständigen.

Auch die Ausgestaltung der Wohlfahrtskassen darf in diesem Zusammenhang erwähnt werden, denn sie garantiert einen großen Stamm von erprobten, zuverlässigen und zufriedenen Angestellten. Der schon seit 1873 bestehenden Seemannskasse, deren Leistungsfähigkeit wesentlich erweitert und vergrößert wurde, hat W. eine Witwen- und Waisenspensionskasse und zum Andenken an seine verstorbene erste Gemahlin eine Elisabeth-Wiegand-Stiftung zur Unterstützung von Arbeitern und Angestellten des Lloyd, sowie deren Angehörigen in Notfällen, und endlich noch einen Pensionsfonds für die Werkstättenarbeiter hinzugefügt. Die sozialpolitische Wirkung dieser Wohlfahrtseinrichtungen des Lloyd, die als Mustereinrichtungen gelten dürfen, gehen weit über den Kreis der im Lloydbetrieb Beschäftigten hinaus.

Hand in Hand mit der Reorganisation der Flotte, die als das Hauptlebenswerk W.s angesehen werden darf, und der Verbesserung des inneren Betriebes ging die Ausgestaltung der Linien. Wie bereits erwähnt, bildeten bei Eintritt W.s in den Norddeutschen Lloyd das Fehlen von Schiffsräumen für die Frachten und die mangelhafte Rentabilität der ostasiatischen und australischen Reichspostdampferlinien eine bedenkliche Schwäche des Unternehmens. Um den ersteren Mangel zu beheben, richtete W. noch 1892 neben dem Schnelldampferbetrieb Bremen-New York eine Frachtlinie ein, die in beschränktem Umfange auch dem Zwischendeckverkehr diente. Diese »Rolandlinie« konnte später, als der Lloyd in seinen neuen Dampfertypen Schiffe, die neben einer großen Passagierzahl auch große Frachtmengen fassen konnten, zur Verfügung hatte,

wieder aufgelassen werden. Sein Hauptaugenmerk richtete W. auf die Umgestaltung der Reichspostdampferlinien. Mit Zustimmung der Reichsregierung hob er eine unrentable Zweiglinie im Mittelmeer auf und richtete an Stelle einer ebenfalls unrentablen Samoazweiglinie eine 8 wöchentliche Verbindung von Singapore über Batavia nach Deutsch Neu-Guinea ein. Die Reichspostdampferlinien, an deren Routenführung im Laufe der Jahre noch manche Änderungen vorgenommen wurden, sind heute folgende: eine Hauptlinie nach China und Japan, eine zweite nach Australien, dazu eine Zweiglinie von Sydney über Neu-Guinea nach Yokohama und eine zweite Zweiglinie von Singapore nach Neu-Guinea. Um diesen Linien ihren vollen geschäftlichen Wert für den Lloyd wie für den deutschen Handel zu ermöglichen, kaufte der Lloyd 1900 auf Anregung W.s, der im Herbst 1898 eine Informationsreise nach Ostasien gemacht hatte, zwei englische Dampferlinien, die bis dahin den größten Teil des Passagier- und Frachtverkehrs an der indischen und südchinesischen Küste hatten, auf und schaffte sich dadurch wichtige Zubringer für den Reichspostdampferverkehr. Die Errichtung einer Dampferfahrt auf dem Yangtse dehnte diesen Einfluß noch weiter bis in das Herz von China aus. Verschiedentliche Umgestaltungen und Verbesserungen erfuhren auch die Linien nach den Südstaaten Nordamerikas und nach Zentralamerika, ebenso auch die nach Südamerika, wohin W. 1894 eine fünfmonatliche Informationsreise gemacht hatte. Eine Folge derselben war auch, daß auf W.s Anregung hin das sog. »von der Heydtsche Reskript« betr. die deutsche Einwanderung aufgehoben wurde. Von ganz besonderer Bedeutung war die Ausgestaltung des Dampferverkehrs im Mittelmeer, das ja schon durch die Durchfahrt der ostasiatischen und australischen Reichspostdampfer für den Lloyd ein wichtiges Gebiet war. Schon vor Eintritt W.s in den Norddeutschen Lloyd wurde 1891 eine Linie Genua-New York eingerichtet, die mit Rücksicht auf den immer stärker werdenden Passagierverkehr nach und in dem Mittelmeer durch Einstellung von Schnelldampfern und Barbarossadampfern und durch Anlaufen von Gibraltar und später auch Algier verbessert wurde. 1902 richtete der Lloyd einen Küstenverkehr nach Sorrent und Capri ein, der später wieder eingezogen wurde. Eine besonders wichtige Neuerung war die Einrichtung einer Ägyptenlinie Marseille-Neapel-Alexandrien (1904) und des Mittelmeer-Levantendienstes (1905), der von Barcelona, Marseille und Genua nach Griechenland, Kleinasien und den Häfen des Bosphorus und des Schwarzen Meeres führt.

Wenn die Durchführung so weitgreifender Flotten- und Linienreorganisationspläne fruchtbar sich gestalten sollte, mußte auch der Konkurrenzkampf, der besonders im Zwischendecksverkehr oft recht heftige Formen annahm, nach Möglichkeit eingeschränkt werden. 1892, also gleich im ersten Jahre von W.s Lloydtätigkeit, beginnt eine Periode der Vertragspolitik, die ihre Früchte bis zum heutigen Tage trägt. 1892 wurde der Nordatlantische Dampferverband gegründet, dem sich außer dem Norddeutschen Lloyd die Hamburg-Amerika-Linie, die Red Star Linie und die Holland-Amerika-Linie anschlossen. Als 1901 Morgan den Versuch machte, den gesamten transatlantischen Verkehr unter seinen Einfluß und unter seine Kontrolle zu bringen, haben die deutschen Linien — und zwar vor allem unter dem Einfluß W.s — so energisch Widerstand geleistet, daß der Morgantrust sich zu einer für die deutschen Linien günstigen Vereinbarung verstehen mußte. Die englischen Linien hatten sich bisher dem

Verband nur vorübergehend angeschlossen, und mehrmals waren heftige Tarifkämpfe ausgebrochen. Einen sehr schweren Kampf hatte man gegen die Cunardlinie vor allem betr. des ungarischen Auswandererverkehrs auszufechten, aber den deutschen Bemühungen, an denen sich W. in hervorragendem Maße beteiligte, gelang es im Jahre 1907 eine Verständigung zu erzielen und zwar sowohl über Passagiertransporte I. und II. Kajüte als über Zwischendeckspassage. Dem Nordatlantischen Dampferverband trat eine größere Anzahl von Linien bei, darunter auch die Cunardlinie. Gerade in diesem Jahre gelang es auch noch, auf verschiedenen anderen wichtigen Verkehrsgebieten, im Mittelmeer, nach Ostasien und Südamerika Verständigungen mit den beteiligten Schiffahrtsgesellschaften zu erzielen, wodurch eine ruhigere und nutzbringendere Entwicklung des Geschäfts gewährleistet wurde.

Noch größere Schwierigkeiten, als in der Bekämpfung dieser und ähnlicher von außen her der günstigen Entwicklung des Lloyd drohenden Gefahren, fand W. in dem Bemühen, die in der Ungunst der natürlichen Lage Bremens begründeten Hemmnisse zu beseitigen. Und gerade auch an diesem Punkte konnte er seine ganze Energie und Schaffenskraft bewähren. Die Handels- und Hafenstadt Bremen ist von Natur nicht sehr begünstigt. Trotzdem das Fahrwasser des Unterlaufs der Weser mit großem Kostenaufwand verbessert worden ist, kann immer noch nur ein sehr kleiner Teil der Lloyd dampfer in den stadtbremischen Hafen gelangen, so daß also alle Personen und der größte Teil der Fracht mit der Bahn bzw. mit Leichtern nach und von Bremerhaven gebracht werden müssen. Noch ungünstiger wirkt das mangelhafte Fahrwasser und die Kürze des Oberlaufs der Weser, vor allem die geringe Größe des für Export und Import nicht sehr ergiebigen Hinterlandes. In diesen Grundbedingungen eines ersprießlichen Geschäftes steht Hamburg und somit auch seine größte Reederei, die Hamburg-Amerika-Linie, viel günstiger da. Je mehr die Gesellschaft und die Schiffkörper wuchsen, desto empfindlicher machte sich für den Norddeutschen Lloyd die Ungunst der natürlichen Lage Bremens bemerkbar. W.s eifrigstes Bemühen ging deshalb darauf aus, zur Erleichterung der An- und Abfuhr der Personen und Güter den Eisenbahnverkehr nach und von Bremen, sowie die Weserschiffahrt von Bremen flußab- und flußaufwärts zu beheben, die Hafenanlagen in Bremerhaven zu erweitern und nach Möglichkeit neue Industrien an die Ufer der Weser heranzuziehen. Auf seine Anregungen hin wurde sowohl der Extrazugverkehr für Kajütspassagiere und Auswanderer systematisch ausgebildet, als auch der reguläre Zugverkehr nach und von Bremen fortwährend verbessert. Sein letztes Werk auf diesem Gebiete war der in Gemeinschaft mit der Internationalen Schlafwagengesellschaft eingerichtete Lloydexpress. Weitgehende Förderungen ließ W. der Ober- und Unterweserschiffahrt, der Regulierung der Weser und Aller, der Errichtung einer Umschlagestelle in Hanoversch-Münden, sowie den verschiedenen Kanalplänen des preußischen, oldenburgischen und bremischen Staates angedeihen. Seiner tatkräftigen Initiative ist es auch zuzuschreiben, daß besonders im Laufe der letzten Jahre eine Reihe von leistungskräftigen Industrien an der Unterweser entstand, von denen mit der Zeit eine wesentliche Behebung des Frachtverkehrs des Norddeutschen Lloyd zu erhoffen ist. W.s großzügigem Weitblick ist auch die vom bremischen Staate unter Garantie des Norddeutschen Lloyd in den letzten Jahren vorgenommene mächtige Erweiterung der Bremerhavener Hafenanlagen zuzuschreiben.

Das waren weitsichtige, nicht für den Augenblickserfolg geschaffene Entwürfe. W. war sich wohl bewußt, daß diese Unternehmungen der letzten Jahre den Lloyd fast bis an die Grenze seiner finanziellen Leistungsfähigkeit anspannen werden, aber er glaubte sie wagen zu müssen, weil er es für das fernere Gedeihen der Gesellschaft als unbedingt notwendig erkannte, daß ihre Lebensbedingungen von Grund aus und bis in weite Zukunft reichend verbessert würden. Sein Pflichtbewußtsein gebot ihm auch, den ehrenvollen Ruf des Kaisers, die Leitung des Kolonialministeriums zu übernehmen, abzulehnen, weil er gerade in den schwierigen Zeiten, in die der Lloyd durch diese weitgreifenden Pläne wie auch durch die gleichzeitig eingetretene Ungunst der Lage der weltwirtschaftlichen Verhältnisse gekommen war, glaubte, seinen Posten nicht verlassen zu dürfen. Der Kaiser wußte auch W.s Verhalten voll auf zu würdigen, und ebenso war er bei seinen weitausschauenden Plänen der letzten Jahre der Zustimmung der führenden Männer der Finanz und der Industrie gewiß. An Anerkennung und Ehren hat es ihm ja auch sonst nicht gefehlt; die Regierungen hörten gerne seinen Rat, Fürsten waren bei ihm zu Gäste und mit vielen großen Männern seiner Zeit war er befreundet. Besonders reichlich wurden ihm anläßlich des 50 jährigen Jubiläums des Norddeutschen Lloyd die Ehrungen zuteil, unter denen die Verleihung des *Doctor ing. h. c.* durch die Technische Hochschule in Charlottenburg in Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste um die deutsche Industrie und den deutschen Schiffbau hervorgehoben zu werden verdient. Aber bei aller Arbeit und allen Erfolgen blieb W. der einfache, aufrechte Mann, der ein warmfühlendes, treues Herz sich bewahrt hatte, das alles Große, Gute und Schöne leidenschaftlich umfaßte, das für seine Freunde wie für das Heer von Beamten und Seeleuten, das ihm unterstand, wahrhaft väterlich besorgt war und für seine Vaterstadt Bremen wie für sein deutsches Vaterland mit heißem Feuer schlug. Wenn er im Kreise seiner Familie und Freunde seines Landgutes Hohenkamp bei Bremen weilte, gab er sich mit der ganzen bezaubernden Liebenswürdigkeit eines wahrhaft großen Menschen. Ein echter Niedersachse, der fest im Wurzelboden seiner Heimat gegründet ist, wenn auch seine Pläne und seine Arbeit die Welt umfassen. Eine rasch verlaufende Krankheit hat ihn in der Vollkraft seines Lebens und Schaffens weggerissen, aber — wie der Deutsche Kaiser in seinem Beileidstelegramm an die Lloyd-direktion sagte — »sein Geist wird lebendig bleiben in dem großen Unternehmen.«

Wilh. Hochstetter.

**Pestalozzi, Hans**, Stadtpräsident von Zürich, \* am 2. Juli 1848 in Zürich, † am 15. Juni 1909 ebendasselbst. — Am Morgen des 15. Juni flog die Kunde durch die Stadt Zürich, daß in der Nacht Stadtpräsident Hans Pestalozzi gestorben sei. Sie traf schwer und war kaum faßbar, namentlich für die, die am Tage zuvor noch mit ihm gearbeitet hatten, die ihn am Abend mit der Gattin am Seegestade sich hatten ergehen sehen. Drei Monate vorher hatte ihn ein schwerer Influenzaanfall aufs Krankenlager geworfen. Scheinbar genesen, wenn auch immer noch etwas angegriffen, war er zur Arbeit zurückgekehrt. Ein Herzschlag machte seinem Leben und seinem Wirken ein rasches Ende.

Hans P. gehörte einer altzürcherischen, angesehenen und wohlhabenden Familie von berühmtem Namen an. Sein Vater war Kaufmann, hatte sich aber

eine gediegene Bildung, weit über die Bedürfnisse seines Berufes hinaus, angeeignet, und war bemüht, auch dem Sohne eine solche zuteil werden zu lassen. Dieser besuchte die Volks- und die Mittelschulen der Vaterstadt und bezog dann das Eidgenössische Polytechnikum in Zürich, um sich zum Architekten auszubilden. An dieser Anstalt wirkte damals Gottfried Semper, der den jungen Studenten stark anzog und einen tiefen Einfluß auf ihn ausübte. Auch nach der Vollendung der Studien (1868) blieb dieser dem Lehrer nahe, indem er unter seiner Leitung an den Plänen für die Hofmuseen in Wien arbeitete. Gehilfe Sempers war er später auch in Wien, wohin Semper im Jahr 1871 übersiedelt war. Vorher hatte sich P. in Frankreich, namentlich in Paris, aufgehalten; im Jahr 1872 unternahm er auf den Rat Sempers eine Studienreise in Italien. Hernach fand er sich wieder bei diesem in Wien ein, wo die Bauten für die Weltausstellung vom Jahre 1873 seine Aufmerksamkeit besonders in Anspruch nahmen. Nach Sempers Tode (1879) hat P. das im Polytechnikum in Zürich untergebrachte Sempermuseum gründen helfen. Den Winter 1873/74 brachte er wieder in Italien, meist in Rom zu.

Nach Zürich zurückgekehrt, widmete sich P. einige Jahre seinem Berufe, trat dann aber in den öffentlichen Dienst über, indem er 1881 eine Wahl in den Stadtrat annahm, dem er 28 Jahre lang angehörte. Dazu mögen ihn die großen baulichen Aufgaben, welche die stark sich entwickelnde Stadt stellte, bestimmt haben. Er übernahm die Leitung einer der Abteilungen der Bauverwaltung. In diese Zeit fallen einige bedeutungsvolle Umgestaltungen alter, enger Stadtteile und die Vollendung des Quais mit der neuen Brücke über die Ausmündung des Sees. Ferner stand P. an der Spitze der Kommission, die den Kauf des einer Aktiengesellschaft gehörenden Gaswerkes durch die Stadt in die Wege leitete und die Errichtung eines städtischen Elektrizitätswerkes vorbereitete. Seine Tätigkeit beschränkte sich indessen nicht auf das Bauwesen, er war im Laufe der Jahre in fast allen Gebieten der Verwaltung tätig.

Im Jahre 1889 wurde P. zum Stadtpräsidenten gewählt, in einer für die Geschicke der Stadt wichtigen und ernsten Zeit. Das das Ende des Sees bekränzendes Gemeinwesen zerfiel damals, obschon es sich durchaus als ein Ganzes darstellte, in zwölf Gemeinden, die Stadt Zürich und elf Vororte. Daraus ergaben sich eine Menge von Schwierigkeiten, die zur Vereinigung drängten. Diese möglich zu machen, den harten Widerstand zu brechen, die Gegensätze auszugleichen und das neue Gemeinwesen auf einen gesunden Boden zu stellen, war die schwierigste Aufgabe, die während der Amtszeit P.s gelöst werden mußte. Selbstverständlich belastete sie den Stadtpräsidenten in hohem Maße. Die Lösung gelang nicht ohne starke Erschütterungen, kam doch selbst seine Stellung dabei in Frage, da er beim letzten Entscheide gegen die Vereinigung auszusprechen sich genötigt fühlte. Er wurde aber dennoch wieder zum Stadtpräsidenten der größeren Stadt erkoren. Rasch fand er sich in die neue Lage und arbeitete mit hingebender Treue an der Entwicklung Zürichs, der man damals nicht ohne einiges Bangen entgegensah. Sie hat sich kräftiger und sicherer vollzogen, als selbst die Überzeugtesten zu glauben wagten und ohne wesentliche Reibungen oder Störungen, trotzdem die Bevölkerung sich rasch um 80 000 Köpfe vermehrte. P. trat an die vielseitigen Forderungen der neuen Verhältnisse mit Verständnis heran. Er war kein Parteimann, fast ängstlich hütete er sich, auch nur den Schein einseitiger Parteinahme auf sich zu laden.

Er betrachtete es als Pflicht seines Amtes, über den Parteien zu stehen, und sein Stolz war es, sich auf dieser Höhe zu halten. Seine Sorge wandte er im erweiterten Wirkungskreise den schwierigsten Gebieten, dem Bauwesen und dem Finanzwesen zu, ein eigentliches Bedürfnis führte ihn an die Spitze des Armenwesens und der Waisenanstalten. Das entsprach seinem Empfinden, da machte er durch persönliche Freigebigkeit die Linderung mancher Not möglich.

P.s Tätigkeit beschränkte sich nicht auf die Bedürfnisse der Stadt. Er vertrat diese vom Jahr 1885 an bis zu seinem Tode im Kantonsrat des Kantons Zürich, wo er namentlich an der Baugesetzgebung und am Gesetze für die Vereinigung der Vororte mit der alten Stadt Zürich mitwirkte. In den letzten Jahren hat er sich als Vorsitzender der Kommission für die neuen Hochschulgebäude Verdienste erworben. Es entsprach wohl mehr dem Wunsche der Bevölkerung seiner Vaterstadt als seinen Neigungen, daß er auch in die eidgenössischen Behörden eintrat. Im Jahre 1890 wurde er in den schweizerischen Nationalrat gewählt, in dem er bis 1905 blieb. In dieser Körperschaft hat er sich offenbar nie besonders wohl befunden, gerade weil er kein ausgesprochener Parteimann war. Als zu Beginn dieses Jahrhunderts die schweizerischen Hauptbahnen in den Besitz des Staates kamen, wurde er in den Verwaltungsrat der Bundesbahnen berufen, was ihn veranlaßte, aus dem Nationalrate zu scheiden, da er dort nützlicher wirken zu können glaubte.

Für immer bleibt P.s Name verknüpft mit dem Schweizerischen Landesmuseum. Er hat den harten Strauß mitgefochten und geleitet, der endlich zum Siege Zürichs als Sitz des Museums führte. Das Schwierigste kam erst hernach. Der Bau war auszuführen, die darin sich sammelnden Schätze waren zu sichten und unterzubringen. Die gewaltige Arbeit ruhte zum guten Teil auf seinen Schultern, da der Bundesrat ihn zum Präsidenten der Verwaltungsbehörde, der Landesmuseumskommission, ernannt hatte. Es mag wohl sein, daß gerade hier seine Gesundheit Schaden nahm, denn dieses Schaffen hat ihm, der mit hingebendem Eifer am Werke war, viel Verdruß gebracht, der ihm die Freude am schönen Gelingen des Werkes vergällte.

Freudig erfüllte P. seine Pflichten als Soldat. Als Schüler war er dem zürcherischen Kadettenkorps beigetreten, im dienstpflichtigen Alter ließ er sich der Artillerie zuteilen. Er brachte es bis zum Range des Obersten, wenn schon das Amt in den späteren Jahren den Militärdienst sehr erschwerte.

Auf die Anregung des Stadtpräsidenten von Zürich hin wurde 1896 der schweizerische Städteverband gegründet, der jetzt, festgefügt, eine nützliche Tätigkeit entwickelt.

P. hatte ein reges Interesse für die idealen Bestrebungen in der Stadt, er vertrat diese in verschiedenen Gesellschaften, die der Förderung der Kunst dienen. Jahrelang hatte er den Vorsitz in der Sektion Zürich der Vereinigung vom Roten Kreuz, 1908 wurde er Präsident des schweizerischen Zentralvereins und am Tage vor seinem Tode leitete er noch eine Delegiertenversammlung des Vereins vom Roten Kreuz in Zürich.

P.s schöne Eigenschaften, vornehmes Denken, Güte, Versöhnlichkeit, der Drang zu vermitteln kamen überall zum Ausdruck und wirkten in schwierigen Momenten heilsam. Es war ihm gegeben, die Stadt mit Würde zu vertreten. Die Gemeinde anerkennt seine Arbeit und seine Verdienste dankbar. Als man am 17. Juni 1909 den toten Stadtpräsidenten zu Grabe trug, beteiligte

sich das Volk der Großstadt in unerwarteter Weise an der Trauerfeier. Mit Recht sagte einer der Redner an der Bahre: der ungestüme Pulsschlag der Stadt geht langsamer in dem Augenblicke, da sie Abschied von ihrem ersten Magistraten nimmt.

Robert Billeter.

**Merx, Ernst Otto Adalbert**, Universitätsprofessor der Theologie, \* am 2. November 1838 in Bleicherode, † am 4. August 1909 in Heidelberg, hat sich hervorragende Verdienste als Orientalist und biblischer Philologe erworben. Sein Charisma war die Verwertung seiner ungewöhnlichen orientalischen und sonstigen Sprachkenntnisse für die Erforschung des alten und neuen Testaments.

Geboren als Sohn des Konrektors W. Merx in Bleicherode, nicht weit von Nordhausen, der Heimat des berühmten Hebraisten Gesenius, † 1842, verzog M. nach dem frühen Tode des Vaters mit seiner einem Pfarrhause entstammenden und als Schriftstellerin tätigen Mutter Eulalia geb. Hoche zuerst nach Gröningen, dann nach Halberstadt. Er wuchs in bescheidenen Verhältnissen auf. Seit 1851 nach Pforta aufgenommen, ist M. einer von den Männern geworden, die, wie z. B. Leopold von Ranke, ihr hier erworbenes und später erweitertes Universalwissen zum Ruhm der Anstalt in den Dienst der auch vom Ausland bewunderten deutschen Wissenschaft gestellt haben. Von gelehrten und charakterfesten Männern mit den Grundsätzen der Pfortaer Schule vor allem mit den alten Klassikern gründlich vertraut gemacht, erhielt M. bei Steinhart den ersten hebräischen Unterricht und lernte bei ihm auch bereits Syrisch und Arabisch. Schon in Pforta entdeckte M. sein großes Sprachenttalent und frühzeitig reifte in ihm der Entschluß, die von ihm besonders geliebten orientalischen Sprachen für die Bibel nutzbar zu machen. Diesem Ideal ist er auch als Student und später als Dozent treu geblieben; er hat es auch verwirklicht, obgleich zeitweise die Zauberwelt des Orients ihn ganz zu beschlagnahmen schien. Neben den klassischen und orientalischen Sprachen lag M. schon in Pforta mit Erfolg auch dem Studium der modernen Weltsprachen ob und lernte sie spielend auch sprechen. So hat M. frühzeitig die Grundlagen zu seiner in Fachkreisen und darüber hinaus bekannten Beherrschung der klassischen, orientalischen und modernen Sprachen gelegt, in der er von den zeitgenössischen Linguisten, wenigstens in der Vielseitigkeit seiner Sprachkenntnisse und in der Fähigkeit, fremde Sprachen zu sprechen, wohl kaum von einem übertroffen wurde — nicht mit Unrecht hat man scherzweise ihn darum »das lebende Pfingstwunder« genannt. Auch in der gelehrten Beherrschung des Stoffes brachte er es zu einer Achtung heischenden Meisterschaft, die ihm später das Ordinariat für orientalische Sprachen in Tübingen eintrug, wofür er neben dem ausgezeichneten Orientalisten Th. Nöldeke vorgeschlagen war. Sein polyglottes Talent befähigte ihn zum Polyhistor. Die orientalischen und theologischen Studienjahre von 1857 bis 1860 brachte er in Marburg und Halle zu. Seine Lehrer in Marburg waren u. a. der Alttestamentler Franz Dietrich und der Orientalist J. Gildemeister. In Halle schloß er sich besonders an den Semitisten E. Rödiger, den Alttestamentler Hupfeld, den Polyglottisten Pott und den Arabisten Arnold an. In Halle, dem damaligen Mittelpunkt der orientalistisch-biblischen Philologie, gewöhnte sich M. im Umgang mit Ausländern jene internationalen Verkehrsformen an, die, nachdem sie durch wiederholte



Reisen ins Ausland immer mehr geglättet worden waren, ihn, den großen Sprachkenner, der dank seiner eigenen Hinneigung und der klösterlichen Zucht von Pforta zeitlebens ein begeisterter Freund der stillen Foliantenweisheit gewesen ist, zu einem der glänzendsten Sprecher auf den orientalistischen Weltkongressen gemacht haben. In Halle fand M. auch Zeit, sein musikalisches Talent, das er neben dem Sprachtalent von der Mutter ererbt und schon in Pforta gepflegt hatte, unter der Anleitung von Robert Franz weiter zu entwickeln. Die Musik wurde ihm eine treue Begleiterin seines Lebens und hat ihm und andern manche Erholungs- und Erbauungsstunde bereitet. 1861 erwarb er sich in Breslau auf Grund seiner Dissertation *Meletemata Ignatiana*, worin er der aktuellen Frage nach der Echtheit der Ignatianischen Briefe näher trat, den philosophischen Doktorhut. 1864 in Berlin zum *lic. theol.* befördert, habilitierte er sich 1865 auf Anregung Adolf Hilgenfelds, dem er stets treue Freundschaft bewahrt hat, in Jena in der theologischen Fakultät. Seine Habilitationsschrift behandelte den Sprachenwechsel im Buche Daniel und suchte ihn durch die Annahme zu erklären, daß die aramäischen Stücke für das Volk, die hebräischen für die Gelehrten bestimmt gewesen seien. Das Syrische und Aramäische ist ein von M. besonders gepflegtes Arbeitsgebiet geblieben, auf dem er sich, außer durch seine armenischen und samaritanischen Publikationen, verdiente Lorbeeren erworben hat. In Jena, wo damals die Koryphäen der freien protestantischen Wissenschaft: ein Karl Hase, K. Eduard Schwarz, Adolf Hilgenfeld u. a. wirkten, atmete der Theologe M. die Luft ein, die seiner durch die Vertrautheit mit dem Orient erlangten religiösen Aufgeklärtheit am meisten zusagte. Seinen Vorlesungen, die sich auf Altes Testament und Orientalia erstreckten, wird schon damals das spätere Charakteristikum ausgestellt, daß sie dem Zuhörer eine Fülle geistvoller Anregungen boten, ihm aber auch ein starkes Interesse für ein großes Quantum Buchgelehrsamkeit zumuteten. Um ihm seine materielle Lage zu erleichtern, siedelte 1866 die Mutter zu dem Sohne in Jena über und ist, seinen weiteren Lebensgang mit tatkräftigem Interesse begleitend, mit dem Sohne vereint geblieben, von ihm mit zunehmender Bewunderung und Achtung verehrt, bis zu ihrem ein Jahr vor dem Tode des Sohnes erfolgten Heimgang. In Jena benützte M. seine Bekanntschaft mit Böhthlingk, um durch ihn sich im Sanskrit zu vervollkommen. Die äußeren Lebensverhältnisse gestalteten sich für M. behaglicher, als er 1869 nach Tübingen berufen wurde als Nachfolger Julius v. Mohls als Ordinarius für orientalische Sprachen. 1872 zum *D. theol.* von Jena ernannt, kehrte er aus der philosophischen Fakultät, der er in Tübingen angehört hatte, auch äußerlich zur Theologie wieder zurück durch die Annahme des 1873 an ihn ergangenen Rufes als Vertreter des Alten Testaments innerhalb der theologischen Fakultät als Nachfolger des Assyriologen Eberhard Schrader. Damals vermählte er sich in glücklicher Ehe mit Sophie Curtius, bei der er feinsinnige Förderung seiner gelehrten Interessen und innige Mitfreude an seinen Erfolgen fand. 1875 vertauschte er aber Gießen mit Heidelberg als Nachfolger des angesehenen Alttestamentlers Ferdinand Hitzig, dem M., obwohl nicht blind gegen die Bizarrerie der Kritik seines Vorgängers, wegen der Ehrlichkeit seines Wesens und Denkens Hochachtung und Treue bis an das eigne Ende gewahrt hat. In Heidelberg erreichte der Ruhm M.s seinen Höhepunkt. M. gehörte zu jenen internationalen Professoren, die von jeher Zier und Stolz der Ruperto-Carola gewesen sind.

Mit einem eisernen, ihm von seiner Pfortenser Zeit her angewohnten Fleiß erweiterte und vertiefte er seine orientalischen und übrigen Sprachkenntnisse immer mehr. Durch seine frühe Beschäftigung mit der Geschichte der Wissenschaften in der jüdischen und muslimischen Welt des Mittelalters zum Enzyklopädisten getrieben, der seiner durch Pforta begünstigten inneren Neigung nur entsprach, strebte er seine aus den morgenländischen Literaturen gewonnene Gelehrsamkeit durch Verbindung mit dem jetzigen Stand der Wissenschaften zu einem in seinen Bekanntenkreisen fast sprichwörtlich gewordenen Allwissen zu verbreitern, das ihn in den Ruf einer den Osten und Westen, Altertum und Gegenwart umspannenden interfakultativen Potenz brachte. Insonderheit war es ihm auch ein Bedürfnis, feste Fäden zwischen seiner alttestamentlichen Sonderwissenschaft, auf die er sich seit 1892 in seinen Vorlesungen beschränkte, und den übrigen theologischen Disziplinen zu knüpfen. M. wußte, was er wußte und freute sich, wenn andere sein Wissen anerkannten. Er sprach gern von seinen Arbeiten und war glücklich und stolz, wenn Freunde und Schüler ihn in seiner von ihm selbst wie ein Heiligtum gehüteten häuslichen Werkstatt besuchten. Sein gastliches Haus, in dem neben der Wissenschaft auch die Kunst eine Pflegstätte fand, war eine Art internationales Rendezvous. 1892 wurde M. zum Geh. Hofrat, 1905 zum Geheimerat ernannt. Der 1908 gegründeten Heidelberger Akademie der Wissenschaften gehörte er als außerordentliches Mitglied der philosophischen Klasse an.

Das Große und Bleibende, das M. für das von ihm vertretene Hauptfach geleistet hat, ist die energische Betonung der Notwendigkeit einer breit und solide fundierten Textkritik als unerläßlicher erster Voraussetzung für alle biblische, insbesondere alttestamentliche Philologie. Mit allem Nachdruck trat M. daher ganz im Sinn Hitzigs und Lagardes für eine wissenschaftliche Ausbeutung der den Wert von Handschriften besitzenden Versionen für die Herstellung eines kritischen Bibeltextes ein. Von solchen Grundsätzen aus hat M. in epochemachender Weise einen der schwierigsten alttestamentlichen Texte, das Buch Hiob, 1871 bearbeitet. Oder so zeigte er 1883 die Vorteile auf, die aus einer strengeren Benützung der Septuaginta für die Verbesserung des schlecht überlieferten Buches Ezechiel zu erwarten wären. Von gleichem Standpunkt aus hat M. unter dem Beifall Holstens mit Hilfe des 1892 aufgefundenen Sinaisyrers die Kritik des rezipierten Evangelientextes zu reformieren gesucht und sich mit seinen darauf bezüglichen Kommentaren zu den 4 Evangelien, wovon der letzte über Johannes nach dem Tode des Verfassers 1911 von seinem Schwiegersohn J. Ruska publiziert worden ist, ein bleibendes Denkmal seines bohrenden Scharfsinnes gesetzt und für die neutestamentliche gelehrte Textkritik ein Repertorium geschaffen, aus dem zugleich die wohlberedigte Mahnung heraustönt, daß die künftigen Neutestamentler das Neue Testament nicht bloß als Gräzisten, sondern auch als Orientalisten studieren möchten. Die von M. zusammen mit andern hervorragenden alttestamentlichen Forschern entschieden vertretenen textkritischen Ideale haben in der Gegenwart zu der Beschaffung zweier textkritischer Bibelausgaben des A. Test.: der 1893 von P. Haupt begonnenen sogenannten Regenbogenbibel und der 1905 von Kittel herausgegebenen *Biblia Hebraica*, 2. Aufl. 1909 geführt. Auch die von Kautzsch 1890 besorgte alttestamentliche Übersetzung, 3. Aufl. 1910, befolgt den gleichen textkritischen Kurs.

Bahnbrechend für die Prophetenkritik ist das 1879 von M. herausgegebene Werk »Die Prophetie des Joel« geworden. Wenn wir heutzutage auf Grund des apokalyptischen Genres gewisse alttestamentliche prophetische Texte mit einiger Sicherheit der nachexilischen Zeit zuweisen, so geschieht es zumeist unter dem Einfluß der einst von M. an dem Büchlein Joel über das Wesen der israelitisch-jüdischen Apokalyptik vorgetragenen kritischen Grundsätze. M. kann durch seine im Jahr 1865 in der Protestant. Kirchenzeitung anonym erschienenen »aphoristische Bemerkungen über die Pentateuchkritik« für sich in Anspruch nehmen, daß er die von Reuss und Vatke 1835 divinierte, von Graf 1866 begründete und hernach besonders von Wellhausen glänzend durchgeführte entwicklungsgeschichtliche Betrachtung des Alten Testaments selbständig konzipiert hat. Der von Jena ausgegangene freisinnige Protestant gehörte daher früh als alttestamentlicher Fachvertreter der modernen historisch-kritischen Richtung an und ist ihr auch bis zuletzt treu geblieben. Seine für den Syrologen und Arabisten begreifliche Abneigung gegen die Assyriologie brachte M. in eine gewisse Gegnerschaft zu der nach seiner Meinung einseitig an der Bedeutung des Zweistromlandes für die Kultur Israels orientierten und besonders von Gunkel vertretenen jüngeren religionsgeschichtlichen Schule. Seltsamerweise hatte M., der oft so feinsinnig die Motive für die Wandlung des ursprünglichen Bibeltextes bis zu seiner rezipierten Gestalt aufzuspüren verstand, keinen rechten Sinn für die auf den gleichen Prinzipien beruhende und nach den Gründen für die geschichtliche Wandlung des religiösen Lebens und Denkens Israels fragende, von Smith und Stade auf das Alte Testament glücklich angewendete religionspsychologische Methode. Auch der mit Duhms und Sievers' Namen verknüpften Erregung der Geister durch Hereinziehung der Metrik in die historische Kritik verschloß M. sein musikalisch gebildetes Ohr. Theologische Blätter wie die »Christliche Welt« schätzte er als Gartenlaubenliteratur ein. Überhaupt imponierten ihm die in dem kurzgefaßten Exegetischen Handbuch zum Alten Testament vertretenen kritischen Ergebnisse mehr als die in den bei Siebeck und Vandendoeck erschienenen alttestamentlichen Sammelkommentaren. Als seinen kritischen Standpunkt für das Alte Testament hat er zuletzt in seinem 1907 veröffentlichten religionsgeschichtlichen Volksbuch »Moses und Josua« die Pflicht einer Synthese zwischen Dillmann und Wellhausen bezeichnet — auch hier aus dem Herzen mancher anderer angesehenen modernen alttestamentlichen Forscher wie Smith, Stade und Kittel redend und der zukünftigen Generation vielleicht mit Erfolg beschreibbare Wegeweisend! Überhaupt war das Anregen zum Forschen eine der besonderen, schon früh bei M. hervortretenden Gaben. Und daß es bei ihm, der mit so vielem Einzelwissen glänzen konnte, auch in großzügiger, eines gewissen, schönrednerischen Schwunges — auch das ein mütterliches Erbteil — nicht entbehrenden, dem Polyhistor eignen Weise geschehen konnte, zeigt u. a. das I. Kapitel seines religionsgeschichtlichen Volksbuches. Namentlich verdankt mancher Teilnehmer an seinem alttestamentlichen Seminar dem gründlichen Gelehrten, der für seine Studenten zur Einführung in die wissenschaftliche Betrachtung des Alten Testaments aus den Bibliotheksschränken die gelehrtesten Wälzer herbeischleppte und die Art und den Wert ihrer Benützung unermüdlich erläuterte, den Willen und die Kraft zu eigener ernster theologischer Forschung. Und diese Anleitung zum selbständigen, wissenschaftlichen Arbeiten, die ja nur ein Ausschnitt aus der

allgemeinen Anleitung zur sittlichen Charakterbildung ist, hat M., der sich selbst als Orientalist und Theologe vielfach mühsame Wege durch Gestrüpp bahnen mußte, als die erste und letzte Aufgabe des akademischen Lehrers — auch darin ein treuer Pfortenser — bezeichnet. Daß ihm dem wissensreichen und wissensstolzen Weltweisen schließlich der christliche Charakter das höchste Ideal war, hat M. in dem wie ein Glaubensbekenntnis klingenden Wort auf der ersten Seite seines Markuskomentars »Ich habe die Person Jesu gesucht« zum schlichten Ausdruck gebracht. Er hat treu zur Sache des Evangelischen Bundes und des Protestantenvereins gehalten. Er bereitete bis zuletzt die Herausgabe für den Druck halb- oder ganzfertiger biblischer und orientalischer Werke vor und trug im Kopf schon neue Bücher — da setzte ein Herzschlag, nachdem eben der langjährige Freund an der Bahre Hausraths eine ergreifende Gedächtnisrede in der Heidelberger Friedhofskapelle beendet hatte, dem unermüdlichen Geist ein jähes Ziel. Ein tragischer, aber schöner und versöhnender Tod!

M. hat sich einen Ehrenplatz in der modernen Geschichte der orientalischen und biblischen Studien gesichert. Er war einer der letzten Großen aus dem Zeitalter der Romantik, die u. a. an der Wiege der heutigen morgenländischen Sprachwissenschaft Pate gestanden und gleichzeitig die Blüte der modernen Geschichtsauffassung hervorgebracht hat, in deren Zeichen auch die biblische Wissenschaft, insbesondere des Alten Testaments steht. Ehre seinem Andenken!

Die der Heidelberger Akademie unterstellte, von der Witwe des Verstorbenen in hochherziger Weise ins Leben gerufene Merx-Curtius-Stiftung, durch die jungen, besonders badenschen Gelehrten eine Förderung ihrer auf Vorderasien gerichteten religions- und kulturgeschichtlichen Studien ermöglicht werden soll, sichert dem Verblichenen auch äußerlich ein dankbares Andenken der Nachwelt, das er sich selbst für weitere Kreise durch seine ungezählten gelehrten Schriften und Werke gestiftet hat.

Eine vollständige Übersicht der Veröffentlichungen von Merx findet sich in dem von O. Herrigel in den Protestant. Monatsheften 1910 verfaßten Nekrolog S. 101—103, worauf hier verwiesen sei.

Wertvolles Material zur Biographie liegt vor in dem eben genannten Aufsatz von O. Herrigel Prot. Monatsh. 1910 S. 41—50, 89—103. Ferner bei K. Marti, Adalbert Merx in Beiträge zur Zeitschr. f. alttestl. Wissensch. XVII, 1909, S. I—V. Aus dem Ecce der Königl. Landesschule Pforta im Jahre 1909 (von J. Ruska. Einige biographische und sonstige Nachrichten verdanke ich in obigem Nekrolog mündlichen Mitteilungen der Frau Geheimerat Merx und des Herrn Prof. Ruska). Mein Dank (Gedenkblatt an den 70. Geburtstag), verfaßt von A. Merx 1908.

Bilder von dem Verstorbenen sind in Heidelberg bei dem Photographen Langbein-Herbst zu haben.

Heidelberg, den 27. Januar 1911.

Georg Beer.

**Dvořák, Max**, Fürst Lobkowitzscher Archivrat und Bibliothekar auf Schloß Raudnitz in Böhmen, \* am 4. August 1843, † am 9. Januar 1909 daselbst. — Schon sein Vater, der als Erzieher in das fürstliche Haus eingetreten war, hatte es als fürstl. Rat, Archivar und Bibliothekar zu einer hervorragenden Vertrauensstellung im Dienste des Herzogs von Raudnitz gebracht. — In steter Berührung mit den Kunst- und Bücherschätzen des Raudnitzer Schlosses aufgewachsen, wählte der Sohn Max den Beruf seines Vaters. Max D. absol-

vierte die philosophischen Studien an der Prager Universität und widmete sich hierauf am »Institut für österreichische Geschichtsforschung« zu Wien seiner speziellen Ausbildung. Gerüstet mit reichen Fach- und Sprachkenntnissen setzte er die Tätigkeit seines Vaters in der Ordnung des Archivs und in der Aufstellung der Sammlungen fort. Die in Raudnitz durch den Sammeleifer der fürstlichen Mäzene aufgestapelten Schätze aus den Gebieten der Wissenschaft, der Kunst und des Kunstgewerbes boten dem einzelnen Bearbeiter ein überreiches Schaffensfeld, das er mit größter Gewissenhaftigkeit und emsiger Fürsorge durch vier Jahrzehnte betreute. Archivrat D. gewährte mir wenige Monate vor seinem Hinscheiden einen Überblick über sein mühevolleres Lebenswerk.

Das in mehrfacher Hinsicht auch für die österreichische Geschichte bedeutsame Archiv ist in 5 Räumen untergebracht; die Bibliothek, zu der Bohuslav Lobkowitz von Hassenstein (1462—1510) den Grund legte, enthält wertvolle Handschriften und zählt über 65 000 Bände in 16 Sälen; dazu kommen noch eine interessante Antiquitäten- und Waffensammlung, eine Gemäldesammlung von etwa 1000 Bildern, unter denen viele der besten Meister vertreten sind, und die Kunstschatze in den Prunkzimmern des Schlosses. Dem Archiv und der Bibliothek widmete er seine Haupttätigkeit. Überall herrscht peinliche, von wissenschaftlicher Genauigkeit und Sachkenntnis diktierte Ordnung, zweckmäßige Gruppierung, übersichtliche Gliederung. Dauernde Zeugen seiner bewundernswerten Detailarbeit bleiben die vielen sorgfältig angelegten Kataloge und Inventare, die er scherzhaft als seine Klaviatur bezeichnete. Sie dienen der schnellen Orientierung, der leichten Benutzbarkeit der Raudnitzer Sammlungen; die letztere unermüdlich gefördert zu haben, muß ihm als besonderes Verdienst zugeschrieben werden.

Gern stellte er die von ihm gehüteten Schätze dem Forscher zur Verfügung; er war gegen jedermann ohne Unterschied gefällig und zuvorkommend. Mit der Liebenswürdigkeit seines Wesens verband sich ein abgeklärtes Denken, starkes Pflichtgefühl und hoher Ernst des Charakters.

Von seinen dienstlichen Aufgaben ganz in Anspruch genommen, kam er, wie es bei vielbeschäftigten Archivaren nicht selten der Fall ist, nur wenig zu eigenen gelehrten Arbeiten. Obwohl seine Publikationen nur den geringsten Teil seiner Lebensarbeit bilden, zeigen sie doch, daß es ihm an Fähigkeiten zur Verwertung des ihm anvertrauten Materials nicht gefehlt hat. Alle seine Schriften zeichnen sich durch Gründlichkeit und Zuverlässigkeit aus; auch erschließen sie zumeist vorher unbekanntes Quellenmaterial. Einer eingehenden heraldischen Studie über »Die Entwicklung des Wappens der Herren und späteren Fürsten von Lobkowitz«, 1871, ließ er die »Geschichte des Raudnitzer Schloßbaues«, 1873, folgen. Diese Arbeit ist auf reiches Archivmaterial gegründet und bildet einen Beitrag zur Geschichte der Preise; auch enthält sie mancherlei für die Baugeschichte wichtige Urkunden sowie Ausblicke auf die Geschichte von Stadt und Schloß Raudnitz. Ferner veröffentlichte er »Styriaca des Fürst Lobkowitzschen Archivs zu Raudnitz« und »Die Mauern von Prag« in den »Mitteilungen des Architekten- und Ingenieurvereins in Böhmen«, 1877. Seine Studie »Maria Loretto am Hradschin zu Prag« erschien 1883. Besondere Beachtung verdient seine Publikation der »Briefe Kaiser Leopolds I. an Wenzel Euseb Herzog von Schlesien zu Sagan, Fürsten von Lobkowitz« im »Archiv

für österreichische Geschichte 1894 u. m. a. Außerdem war Archivrat D. Mitarbeiter und Förderer einiger Studien seines Sohnes Dr. Max D., des bekannten Kunsthistorikers und Professors an der Wiener Universität.

Dem Lärm des Tages abhold, lebte er nur seiner Arbeit und seiner Familie. Von seiten des fürstlichen Hauses genoß er ob seiner Tüchtigkeit und Treue das größte Vertrauen.

Die rühmliche Tätigkeit des Archivrates D., deren Schwerpunkt in Kürze bestimmt wurde, hatte unmittelbar an das Werk seines Vaters angeknüpft. Der schon genannte Sohn Prof. Dr. Max D. krönt in manchen seiner Publikationen die Arbeit der beiden. Dieser fast ein Jahrhundert umfassenden Tätigkeit dreier Generationen der Familie D. ist die Erschließung und Berühmtheit der Raudnitzer Sammlungen zu verdanken.

F i s c h e r.

**Hunziker, Otto**, Prof. Dr., hervorragender Pestalozziforscher und Schulhistoriker, \* 13. August 1841 in Zürich, † 23. Mai 1909 in Kilchberg bei Zürich. — Noch fehlt bis dahin eine allen Ansprüchen völlig genügende Darstellung des Lebens und Wirkens Pestalozzis. Die bezüglichen Werke von Morf, Seyffarth und Israel erschöpfen, so eingehend und verdienstvoll sie auch sind, den Stoff noch nicht in seinem ganzen Umfange. H. stand zu den Genannten in freundschaftlichen Beziehungen und unterstützte sie bei ihrer Arbeit auch gerne mit seinen einschlägigen Kenntnissen. Und diese waren groß. Er widmete sich ja lange Jahre in gründlichen Untersuchungen und unermüdlichem Fleiße der Pestalozziforschung, und zwar mit der Absicht, eine erschöpfende Biographie seines großen Landsmannes zu schaffen.

H.s äußeres Leben bewegten wenig schicksalschwere persönliche Ergebnisse, so sehr es auch im Dienste der Öffentlichkeit stand. Erst der heftige Krankheitsanfall im Herbst seines Daseins brachte ihm eine ihn tief berührende hemmende Störung. Er genoß eine ausgezeichnete, liebevolle und sorgfältige Erziehung. Sein Vater Karl H., bürgerlich in Aarau und Bern, später auch in Zürich, war in den dreißiger Jahren Regierungsekretär für das Armenwesen in Bern und siedelte (1840) nach Zürich über, wo er sich mit Barbara Schinz, verw. Ziegler, verheiratete. Auf den Sohn Otto ging ein reiches geistiges Erbe von den Vorfahren der väterlichen und mütterlichen Seite über. Zu diesen zählten ja die hochbegabten, im bernischen Staatsdienste ausgezeichneten Kastenhofer. Eine Rosette Kastenhofer, begeisterte Verehrerin Pestalozzis, schloß die Ehe mit Pestalozzis bedeutendem Mitarbeiter Niederer. Ihre ältere Schwester, Otto H.s Großmutter, gründete als Pfarrersfrau von Ursenbach und Thierachern Arbeitsschulen für Mädchen. Politischer Weitblick, unbestechliches und unerschrockenes Urteil, demokratischer idealer Sinn, optimistische Weltanschauung, pädagogisches Geschick, Schaffensdrang, sicherer Gebrauch der schriftstellerischen Feder: diese Veranlagungen der Kastenhofer lebten in H. fort. Von seinem Großvater mütterlicher Seite, dem in der Gelehrtenwelt hochangesehenen Professor Heinrich Rudolf Schinz, dem Naturforscher, ererbte er wohl den Zug zur Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit in gelehrter Arbeit, vom Vater, der zur Hypochondrie neigte, den ernsten Sinn und die unbestechliche Rechtlichkeit, von der feinfühligen, zartsinnigen Mutter die

herzliche Güte, Milde und Friedfertigkeit, die gerne Gegensätze zu versöhnen suchte. So waren denn alle Vorbedingungen zu einer günstigen und reichen geistigen Entwicklung gegeben.

H. studierte Theologie an der Universität Zürich und bestand die staatliche Prüfung im Herbst 1864, nach welcher er noch die Hochschule zu Heidelberg besuchte. Neben den Fachstudien betrieb er eifrig auch geschichtliche unter Anleitung des trefflichen Historikers Professor Max Büdinger. Er erwarb sich denn auch später (1875) den philosophischen Dokortitel mit einer Arbeit über Wallenstein als Herzog von Mecklenburg. Einige Jahre bekleidete er das Pfarramt von Untersträß, einer Vorstadt von Zürich, seiner Überzeugung nach durchaus auf dem Standpunkte der freisinnigen Theologie, doch stets bestrebt, das Gute an der gegnerischen Richtung anzuerkennen und zwischen den kämpfenden Parteien wenn nicht einen Ausgleich herzustellen, so doch hüben und drüben ungerechte Beurteilung zu mildern. Einseitigkeit und Schroffheit waren ihm zuwider. 1872 gab er das Pfarramt auf, um sich ganz der Lehrtätigkeit zu widmen. Er wurde Professor der Geschichte an der kantonalen Industrieschule zu Zürich, 1876 auch deren Rektor. Immer mehr lebte er sich seiner innersten Neigung gemäß in pädagogisches Wirken hinein, von 1879 an Lehrer der Pädagogik und der Religion am Seminar in Küssnacht bei Zürich. Im gleichen Jahre an der Universität Zürich habilitiert, erhielt er bald auch die Professur für Schulkunde und Geschichte der Pädagogik, worüber er dann auch noch als Dozent am eidgenössischen Polytechnikum vortrug. 1890 führte ihn schwere Erkrankung dem Tode nahe. Er genas zwar, sah sich aber doch bei geschwächter Kraft genötigt, die Lehrtätigkeit am Seminar aufzugeben und sich auf die Professur zu beschränken. Auch von dieser zog er sich 1901 zurück infolge zunehmender Kränklichkeit, um wenigstens noch mit dem Reste seiner Kräfte den Schöpfungen zu leben, die er allein oder mit anderen begründet hatte: Gewerbeschule, Schweizerische permanente Schulausstellung, Pestalozzianum mit »Pestalozzistübchen«, Schweizerisches Schularchiv, Vereinigung für schulgeschichtliche Studien in der Schweiz, Pestalozziblätter, welche letztere er gleich dem Schularchiv lange Jahre hindurch redigierte. Für den unermülich Tätigen brach ein trüber Lebensabend herein. Mit tiefem Schmerz nahm er den leiblichen und geistigen Verfall wahr, der ihm, zwei Jahre vor seinem Hinschiede, die Arbeit immer schwerer machte und ihn hinderte, seinen Plan einer Pestalozzibiographie großen Stiles auszuführen. Am 23. Mai 1909 erlöste ihn der Tod aus diesem beklagenswerten Zustand. Weite Kreise verloren an dem Manne viel. Hatte er sich doch nicht nur auf dem Gebiete der Schule und der Erziehung und ihrer Geschichte mit großem Geschicke und Erfolge betätigt, sondern auch als Mitglied des Vorstandes der Schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft bei manchem gemeinnützigem Werke seine Einsicht und Kraft bewährt, und stand doch der Vielgeschäftige, der in seiner Polypragmasyne der Gefahr der Zersplitterung nicht immer ganz entging, mit seinem lautern und gütigen Sinne den Seinigen, den Freunden und allen, denen er dienen konnte, jederzeit dienstbereit zur Seite. H. vereinigte beides in seiner Wirksamkeit, den ernstesten gründlichen Gelehrten und den Mann der schöpferischen Tat. Von dem, was seiner Feder entsprang und was seine öffentliche Tätigkeit ins Leben rief, wird manches von bleibendem Werte und dauerndem Bestande sein.

Es hält schwer, in dem engen Rahmen des hier gestatteten Raumes ein auch nur skizzenhaftes Bild der Tätigkeit des Mannes zu geben, von dem einer der zahlreichen Nachrufe sagt: »Über eines muß sich, wer H. nicht näher stand, wohl aber seine vielseitige Wirksamkeit beobachtete, wundern, woher er die Zeit und die Kraft nahm zu der erstaunlichen Arbeitsleistung.« H. betätigte sich auf den verschiedensten Gebieten sozialer Fürsorge. Es ist hier nicht der Ort, alle die Veranstaltungen aufzuzählen, die er in der Schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft als Vorstandsmitglied und in Kommissionen anregte und ins Leben rief. Des Schulmannes, Historikers und Pestalozziforschers H. sei hier hauptsächlich gedacht. Sein Unterricht in Geschichte und Religion, aushilfsweise auch in Deutsch und Geographie, und seine Vorlesungen regten immer durch die Gründlichkeit der Kenntnisse an, sowie durch die Kunst, den Schülern und Hörern die geschichtlichen Zusammenhänge verständlich aufzuzeigen. Als Lehrer wirkte H. mit Hinweisung auf ideale und humanitäre Ziele stark erzieherisch, charakterbildend. Auf Grund eingehender Studien verlangte er den weitem Ausbau der Schulung derjenigen jungen Leute, die sich gewerblicher Tätigkeit zuwenden. Daß in seinem Heimatlande in neuerer und neuester Zeit viel zur Hebung der Fortbildungsschulen geschah und geschieht, ist zu einem guten Teil H.s anregender Tätigkeit zu verdanken.

Seine Liebe zum Fache der Geschichte bekundete er schon während seiner Studienjahre. Im historischen Seminar der Universität übte er sich in der Methode geschichtlicher Untersuchung und Forschung. Im Laufe der Jahre richtete er dann seine Forscherarbeit vornehmlich auf das Gebiet des Schulwesens und der Erziehung hinüber, nachdem er seine Begabung zum Historiker auf dem Gebiete der allgemeinen und politischen Geschichte schön bewährt hatte in seinen am Schlusse dieses Artikels aufgeführten Darstellungen aus der Zeit des Kaisers Diokletian, aus dem Leben Wallensteins, aus den Tagen der Staatsumwälzung im Kanton Zürich gegen Ende des 18. Jahrhunderts, aus der Wirksamkeit der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft, und in mancherlei kleineren Abhandlungen. Allen diesen Arbeiten kommt große wissenschaftliche Bedeutung zu. Daß die einläßliche Betätigung im Schulwesen H. veranlaßte, eine Geschichte der schweizerischen Volksschule zu schreiben, war bei seiner Veranlagung eine gegebene Sache. Das Werk erschien in drei Bänden und verriet seine gründliche Vertrautheit mit dem Stoffe, wie auch die nachfolgenden Bilder aus der neueren Geschichte der schweizerischen Volksschule und die gedrängten Biographien bedeutendster schweizerischer Erzieher, Wehrli, Fellenberg, Pestalozzi, endlich eine Reihe von einschlägigen Arbeiten in Zeitungen und Zeitschriften. Außer der stofflichen Sicherheit verleiht H.s geschichtlichen Arbeiten besonderen Wert auch die Art ihrer äußern Darstellung. Sie geht nicht auf schriftstellerische Effekte aus, ist vorwiegend ruhig, treffsicher im Ausdrucke, getragen von innerer Teilnahme, von Überzeugung. H. bestrebte sich der Objektivität, doch nicht jener kalten, nüchternen, die jeden Ausdruck persönlichen Empfindens vermeidet. Richtig urteilte einer seiner Schüler: »In vielen streng wissenschaftlichen, aufschlußreichen und in künstlerisch abgerundete Form gegossenen Studien über Pestalozzi und andere große Schulmänner zeichnete er mit Wärme die Ideale, die auch ihn bewegten, behandelte er gemeinnützige Bestrebungen und Gegenstände aus der vaterländischen Geschichte und zwar stets mit einer stark persönlichen Note.«



So wäre denn H. berufen gewesen, eine große Pestalozzibiographie zu schaffen. »Seine Pestalozzistudien, seine schulgeschichtlichen Arbeiten nehmen den größten Raum unter seinen literarischen Leistungen ein«, sagt sein Mitbürger, der Historiker Gerold Meyer von Knonau. Die Artikel »Pestalozzi in Reins »Enzyklopädisches Handbuch der Pädagogik« (1898) und in »Allgemeine deutsche Biographie« (1887), die Arbeiten »Heinr. Pestalozzi, eine biographische Skizze« (1896), »Pestalozzi auf dem Neuhofer« (1882), »Rousseau und Pestalozzi« (1885), »Pestalozzi und Fellenberg« (1879), »Comenius und Pestalozzi« (1892), seine Begleitworte und Erläuterungen in der Ausgabe von »Lienhard und Gertrud« (1881, 1882, 1896), seine Mitarbeit an der Gesamtausgabe von Pestalozzis Werken durch Seyffarth (1895 Bd. 19 u. 20) lassen erkennen, wie er sich in den Stoff eingearbeitet hatte. Und welche Menge von Bausteinen hatte er nicht in den 1880—1906 von ihm redigierten »Pestalozziblättern« zusammengetragen, darunter viele von ihm neu entdeckte und erstmals ausgegrabene. So war er ein Pestalozziker, wie kaum ein anderer. Und so mußte es ihn um so bitterer schmerzen, als ihm die durch rastlose Arbeit zu frühe aufgeriebenen Kräfte nicht mehr gestatteten, zur Ausführung des geplanten Baues einer Pestalozzibiographie zu schreiten. Hatte er wohl nicht auch in allzu ängstlicher Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit Zeit und Kraft etwa an kleinen, weniger bedeutenden Funden zersplittert? Man muß sich nun damit trösten, daß er für spätere Baumeister einen breiten, sicheren Grund gelegt und überreichen Baustoff zugerüstet hat. Seine Verdienste um die Pestalozziforschung bleiben unvergänglich.

Zu einer vollständigen Aufzählung der schriftlichen Arbeiten Hunzikers fehlt hier der Raum. Sie erforderte mehrere Seiten. Hervorgehoben seien außer schon genannten von den politisch-historischen: Zur Regierung und Christenverfolgung des Kaisers Diokletian und seiner Nachfolger, 1868; Wallenstein als Landesherr, insbesondere als Herzog von Mecklenburg, 1875; Die Staatsumwälzung des Jahres 1798 im Kanton Zürich, 1892; Geschichte der Schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft 1810—94, 1894; von den schulgeschichtlichen: Geschichte der schweizerischen Volksschule, 3 Bände, 2. Aufl. 1887; Bilder zur neueren Geschichte der schweizerischen Volksschule, 1889; Beiträge zur Entwicklungsgeschichte des gewerblichen Bildungsschulwesens, 1892. — Nekrologe stellte der Sohn Prof. Dr. Rud. Hunziker zusammen in: Zum Andenken an Prof. Dr. Otto Hunziker, Winterthur, Buchdruckerei Ziegler. 1910. In dem Schriftchen findet sich auch eine vorläufige Bibliographie der Schriften Hunzikers (S. 63—66). Eine vollständige wird die ausführliche Lebensbeschreibung bringen, die der Sohn vorbereitet.

O t t o H a g g e n m a c h e r.

**Rieger, Friedrich Leonhard Maximilian, Dr. phil. und theol.,** Germanist, Schriftsteller, kirchlicher Politiker, Förderer der inneren Mission, \* zu Darmstadt 8. April 1828, † zu Alsbach a. d. Bergstraße 10. November 1909. Er führte das Leben eines nur vorübergehend in amtlichen Stellungen wirkenden Privatgelehrten. Seine Tätigkeit auf den Gebieten der deutschen Philologie, Altertumskunde und Literatur ist trotzdem nicht ohne Einfluß auf die Fortschritte in seinen Spezialfächern geblieben; auf das politische Leben seiner engeren hessen-darmstädtischen Heimat hat er zeitweise, auf das kirchliche und religiöse Leben dauernden Einfluß geübt. Er war seit 1867 Mitglied des Gelehrtenausschusses des Germanischen Museums in Nürnberg, seit 1897 korrespondierendes Mitglied der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften. Um der

Vielseitigkeit und Weite der Interessen willen, die es umspannte, wie um des Grundtones willen, auf den es gestimmt war, verdient sein Leben eine biographische Charakteristik. Max R. war der einzige Sohn des *Dr. med.* und Mitgliedes der großh. hessischen Medizinalbehörde, Friedrich Wilhelm Rieger († 1866) und der Charlotte Authäus aus Lich in Oberhessen. Der Vater stammte aus einem badischen Pfarrhaus, die Mutter war die Tochter des Licher reformierten Stiftsdechanten, der als ehemaliger Studienfreund des Schriftstellers Friedrich Maximilian Klinger dessen, dem Bruder auch geistig verwandte Schwester Agnes geheiratet hatte. R. besuchte eine Privatschule und das Gymnasium seiner Vaterstadt. Sein nächster Freund war Wilhelm v. Plönies, als Major in Darmstadt gestorben, genialer Militärschriftsteller, gleichmäßig begabt als Taktiker wie als (pathetischer und satirischer) Dichter. R. studierte von 1845 an klassische Philologie in Gießen und Heidelberg. Ein Semester verbrachte er (1847) in Berlin, wo ihm Lachmanns Vorlesungen über das Nibelungenlied und über Horaz' Episteln bleibenden Eindruck machten.

In den Berliner Museen aber gewann er zum erstenmal eine Anschauung von der italienischen Kunst. Die Präraffaeliten zogen ihn besonders an, gleichzeitig aber wurde er aufmerksam auf die diesen verwandte neueste deutsche Kunst unter Cornelius' Führung. Die altniederländische Malerei hatte er schon früher in ihrer Heimat kennen gelernt. In Gießen gehörte er einer »Reformverbindung« an, in der sich mit ähnlichen Tendenzen wie die der alten Burschenschaft gewesen damals ein national und politisch freigesinnter großer Kreis von Jünglingen sammelte. Er stand auf deren rechtem Flügel, der die Erinnerungen der Freiheitskriege pflegte und energisch Front machte gegen widerchristliche und revolutionäre Stimmungen. Persönlich fühlte er sich am meisten gefördert durch die Freundschaft mit dem Privatdozenten der Philosophie Moritz Carriere († 1893), durch die gastliche Aufnahme im Hause des großen Chemikers Justus Liebig und des Theologen Gustav Baur († in Leipzig 1889). Hatten ihn schon während seines Berliner Aufenthaltes die Verhandlungen des preußischen vereinigten Landtages politisch stark angeregt, so steigerte die häufige Anwesenheit des Gießener und Heidelberger Studenten bei den Redeschlachten des Frankfurter Parlaments, denen er als Bewunderer seines Landsmannes Heinrich von Gagern beiwohnte, dies Interesse bis zu dem Entschlusse, selber in die Politik des Tages einzugreifen. Verbündet mit gleichalten studentischen Freunden (darunter Karl (von) Hofmann, dem späteren Staatssekretär von Elsaß-Lothringen, August Weber, späteren hessischen Finanzminister, Ludwig Hallwachs, späteren Abteilungschef im hessischen Justizministerium) benutzte er ein Darmstädter Lokalblatt zur Ablagerung einer allen revolutionären Gelüsten abholden jugendlichen Staatsweisheit, deren kecker Ton ihm die langjährige Feindschaft der Radikalen zuzog. Erst die Demütigung Preußens vor Österreich zu Olmütz und die Preisgabe von Schleswig-Holstein ließ den Entmutigten allem politischen Treiben einstweilen entsagen. Doch hatte er in dieser bewegten Zeit 1849 sein philologisches Staatsexamen gemacht, das Probejahr bestanden und den Dokortitel in Gießen erworben, lediglich durch Kauf, von welchem Vorwurf ihn nach 50 Jahren die Fakultät bei Erneuerung des Diploms entlastete, indem sie seine mannigfachen gelehrten, literarischen und dichterischen Verdienste in würdigster Weise anerkannte. Lebhaftesten persönlichen Anteil nahm er an der religiösen »Erweckung«, die sich beim Übergang aus der Revolutionszeit in die der Reaktion

eines Kreises begabter junger hessischer Theologen bemächtigte. Mit dem journalistisch begabtesten derselben Gustav Schlosser (gestorben als Vereinsgeistlicher für innere Mission in Frankfurt 1888) schrieb er jetzt an den »kirchlich-politischen Blättern« im Sinne einer dogmatisch strengen kirchlichen Restauration aber in schärfster Opposition gegen das Österreich und dem Ultramontanismus die Schleppe tragende hessische Ministerium Dalwigk. Dabei blieb er wie sein Leben lang völlig frei von allem eigentlichen Pietismus und auch in die »frisch angeblasene, mitunter wild flackernde Orthodoxie der Freunde« konnte er sich nur mit Mühe hineindenken. Im Mittelpunkt seines Darmstädter von Männern verschiedener Berufe (z. B. den Offizieren v. Plönnies und Julius Königer) gebildeten Deutsch-christlichen Kreises stand der geniale Meister des Schulturnens Adolf Spieß, ehemaliger Kandidat der Theologie, Burschenschafter und eine fromme Reckengestalt so wie Schenckendorf sie einst gedichtet. Spieß wurde oft von seinem Freund von der Schweiz her, dem mannhaften Theologen Karl Bernhard Hundeshagen, Verfasser der durchschlagenden Programmschrift Der deutsche Protestantismus, aus Heidelberg besucht, der nun den größten Einfluß auf R.s kirchlich-politisches Denken gewann, während sein religiöses Innenleben besondere Anregung empfing von Wilhelm Baur († als General-superintendent der Rheinprovinz 1897). Aus seinem eigenen Innern dagegen stammte ein gewisser Zug zum Gesetzlichen und Ritualistischen, den seine Frömmigkeit fortan behielt.

Eine vom Vater ihm gegönnte Bildungsreise in Begleitung des Freundes Hallwachs ging über Belgien nach Paris, wo man u. a. auch dem Präsidenten L. Napoleon vorgestellt wurde, durch Südfrankreich nach Florenz, Rom und Neapel, mit längstem Aufenthalt in Rom. Er vervollständigte durch intensive Beschäftigung mit der Antike sein über das Maß des Dilettantischen immer mehr hinauswachsendes Kunstverständnis. Nur episodisch betrat er dann auf Anraten seiner Freunde die akademische Laufbahn. In Gießen habilitierte er sich 1853 mit einer Abhandlung aus dem Gebiet der griechischen Staatsaltertümer und einer über altdeutsche Metrik für Philologie im allgemeinen, las aber nur über deutsche Philologie, mehr vor dankbaren Zuhörern aus dem Dozentenkreise als vor Studenten (bis 1856) und vom Herbst (1856—58) in Basel neben Wilhelm Wackernagel, mit dem ihn pietätvolle Freundschaft verband, seitdem Riegers anonym erschienenenes Drama aus der deutschen Heldensage »Helke« das warme Interesse des gleichfalls dichtenden Philologen geweckt hatte. Die scheinbare Erfolglosigkeit seiner Lehrtätigkeit, verbunden mit dem Wunsch, seinen kränklichen Eltern nahe zu sein, auch ein sich anknüpfendes Herzensverhältnis vermochten ihn, sich 1858 auf Privatstudien in seine Heimat zurückzuziehen. Es war das Verhängnis seines Lebens. Daß ihm Lehrgabe nicht fehlte, bezeugt der nicht kleine Kreis von jüngeren und älteren Freunden, die er viele Jahre lang privatissime Schriftsteller lesen und verstehen gelehrt hat. Ihn aber brachte die Entfernung von der Universität um die unersetzliche täglich anspornende Berührung mit den Kollegen vom Fach und um den heilsamen Zwang, stets neue Felder geistiger Arbeit unter den Pflug zu nehmen. Zugleich verwickelte ihn die Stellung eines scheinbar unbeschäftigten vermögenden Mannes voll lebhaftester politischer, kirchlicher und künstlerischer Interessen in der geistig sehr regsamen Residenz sehr bald in die mannigfaltigsten Vereinstätigkeiten und Unternehmungen, die ihn Jahre lang von der Förderung

literarischer Arbeiten abzogen; pflegte er sich doch in jede Sache, die er mit Rat und Geld unterstützen wollte, gründlich und umsichtig einzustudieren. 1859 verheiratete er sich mit Luise Schaedel, Tochter des kurhessischen Patrioten, auch Liederkomponisten Bernhard Schaedel, der von Frankfurt nach Darmstadt übergesiedelt war. R. gehörte zu den Begründern der »südwestdeutschen Konferenz für innere Mission« (1865), zu den treuesten Mitgliedern des Starkenburgischen Vereins für Heidenmission. Er förderte das erste Werk innerer Mission in Hessen, das Rettungshaus für verwaiste Knaben in Hähnlein und stand diesem lange Jahre vor, ebenso wie die »Herberge zur Heimat« in Darmstadt. Er war eines der tätigsten Mitglieder des historischen Vereins für Hessen und führte von 1881—91 dessen Präsidium. (Vgl. das Verzeichnis der im Dienste dieses Vereins gehaltenen gedruckten Vorträge, zu denen eine Reihe ungedruckter kommt.) Mit großen Opfern an Zeit und Geld beteiligte er sich an der Begründung einer süddeutschen konservativen Partei und eines Organs für dieselbe (1876) und schrieb dafür (Süddeutsche, dann Deutsche Reichspost). Er gab sich zum Zählkandidaten für den Reichstag her und geriet im Jahre 1878 nach den Attentaten auf Kaiser Wilhelm I. durch einen sehr freimütigen Artikel über doppelte Justiz bei der Bestrafung scheußlicher Verbrecher und politischer Mörder unter eine Anklage auf Majestätsbeleidigung, die freilich von höchster Stelle wäre niedergeschlagen worden, wenn nicht ein Formfehler sie unwirksam gemacht hätte. Als Mitglied der evangelischen Landessynode 1873—94 stritt er unentwegt aber erfolglos für seine kirchlichen Ideale. Ein philologisches Referat über die sprachliche Gestalt der Revision der Lutherbibel brachte ihm die Mitgliedschaft in der »Bibelkommission«.

Die Philologenversammlung zu Dessau hatte nämlich u. a. R. zur Begutachtung der sprachlichen Seite der von der deutschen Kirchenkonferenz unternommenen Revision der Lutherbibel aufgerufen. Sein Referat veranlaßte die Berufung in die Bibelrevisionskommission zusammen mit Konrad Burdach. Das Ergebnis der erst 1891 beendigten danklosen Arbeit befriedigte ihn nicht, denn obgleich er im wesentlichen Einverständnis mit den viel angefochtenen Grundsätzen der Sprachforscher R. v. Raumer und Frommann für möglichste Erhaltung der Sprache Luthers in der Kirchenbibel zäh kämpfte, wollte er doch nichts wissen vom Festhalten an den Flüchtigkeiten und Versehen Luthers, die eine übel angebrachte kirchliche Pietät verlangte, noch weniger von der Verewigung der schlechten Lesarten des Grundtextes, wobei man die sichersten Ergebnisse der Textkritik ignorierte.

Der sozialen Bewegung hatte er von Anfang an große Aufmerksamkeit gewidmet und sich in seiner Weise dem den Kapitalismus zur unheimlichen Macht anschwellen lassenden Industrialismus entgegengeworfen, ein Agrarier, aber mehr im Interesse der Erhaltung des seßhaften Bauernstandes als der Prosperität des Großgrundbesitzes. Brachte er doch den größten Teil des Jahres auf seinem Landsitz zu, doch ohne Landwirt zu sein. So wäre wohl eine durch kein Staatsamt gebundene politische Tätigkeit, zu der ihn scharfe Dialektik und leidenschaftslose Sachlichkeit wie schlagender Sarkasmus in der Debatte wohl befähigt hätten, am meisten nach seinem Sinne gewesen. Sie wurde ihm nicht zu teil, da für seine Überzeugungen, von denen er etwas zu opfern außerstande war, keine Partei vorhanden war.

Von seiner literarischen und praktischen Tätigkeit sei nur das Wichtigste hervorgehoben. Im Gebiet der Germanistik beschäftigten ihn lebenslang: das mittelhoch-deutsche Volksepos (Nibelungen und Kudrun) mit ihren Wurzeln in der deutschen Volksart und der germanischen Urgeschichte, die altdeutsche Metrik und die Dichterpersönlichkeit des Walther von der Vogelweide.

In der Frage nach dem Ursprung des mittelhochdeutschen Epos von den Nibelungen stand er auf seiten der Lachmannschen Liedertheorie. (Zur Kritik der Nibelungen 1855; Die Nibelungensage; Zur Klage 1858; Zu den Nibelungen 1859.) Die Aufspürung ihrer Urgestalt und ihrer Wurzeln im germanischen Heldenalter hatte ihn auf die altnordische Sprache und Literatur geführt, die ihn nie mehr los ließen; die eingewebten historischen Erinnerungen und die Lokalisierung der Sage in seiner rheinischen Heimat verfolgte er gerne (Die Nibelungensage in ihren Beziehungen zum Rheinland 1881; Siegfriedsage bei Caldern 1886). Seine erste metrische Abhandlung hatte er der Kudrunübersetzung seines Freundes W. v. Plönies beigegeben, der Müllenhoffschen Kritik der Kudrun galt seine letzte Arbeit 1909.

Es war der in dieser letzten dichterischen Gestalt der Heldensage noch erkennbare Geist und die Kraft des Germanentums in seiner heidnischen Urgewalt, die ihn zu immer weiter ausgreifenden Studien über die germanische Stammes- und Urgeschichte führten, in denen er sich später gern Müllenhoffs Führung überließ (Ingävonen, Istävonen, Herminonen 1859; zum Hildebrandsliede 1864; Der Hausbau der alten Germanen 1868; Eine neue Runeninschrift 1874; Die Schicksalsgöttinnen zu Worms 1884).

Der religiösen Seite des deutschen Heidentums galt ein Vortrag »Über die Selbstkritik des germanischen Heidentums«. Er sollte zeigen, wie der Übernahme des Christentums durch die nordgermanischen Völker vorausgegangen sei ein Irwerden an ihren überlieferten religiösen Grundanschauungen. Der Ausdruck dieser »Selbstkritik« aber in der Völuspa in der Edda schien ihm bereits beeinflußt von dem auch im Norden nicht unbekannt gebliebenen Christentum. Womit er der späteren These von Bang und Bugge teilweise vorgegriffen hat. (Die Selbstkritik des germanischen Heidentums. Vorträge für das gebildete Publikum, hrsg. v. Rheinisch-westfälischen Provinzialausschuß für innere Mission IV 1867.)

Die verglichen mit den althochdeutschen Bruchstücken unseres Hildebrandsliedes (vgl. Zum Hildebrandsliede 1864), so viel reichere Überlieferung von Resten deutscher Poesie und Prosa in altniederdeutscher Sprache hatten ihn zum Angelsächsischen geführt. Wie zur Ergänzung von W. Wackernagels großem deutschen Lesebuch, das die hochdeutsche Sprache in allen ihren Entwicklungen verfolgt, gab er noch 1861 ein Alt- und angelsächsisches Lesebuch nebst altfriesischen Stücken mit einem Wörterbuche heraus. Ein buchhändlerisch verfehltes Unternehmen! Die Zeit für »Lesebücher« war vorbei. Aber die eindringende Beschäftigung mit der allitterierenden Poesie, der Stabreimdichtung, führte ihn zur Entdeckung des eigentlichen Gesetzes dieser Dichtungsart, das er siegreich gegenüber seinem alten Meister Lachmann verfocht, nämlich, daß in den ersten Halbversen dieser Art den zwei gleich anlautenden Wörtern nur eins im zweiten Halbvers entspricht, daß diese Wörter aber alle in der »Hebung« stehen (den Hochton haben) müssen. Hieraus wurden dann die

feineren Gesetze der Stabreimdichtung entwickelt, mehrfach auch die Texte danach sicher emendiert (Die alt- und angelsächsische Verskunst 1876).

Gern hatte sich R. zu einer neuen Herausgabe der Gedichte Walthers von der Vogelweide mit Wackernagel verbunden. Die Vorrede schrieb R. und ahmte dabei Wackernagels Stil täuschend nach. Aber der Arbeit fehlte der Erfolg. Sie war nicht für Dilettanten eingerichtet und für den Gebrauch bei Vorlesungen selbst zu dilettantisch, denn man verließ die überlieferte Reihenfolge der Gedichte zugunsten einer neuen, nach der Verwandtschaft des Inhaltes, also nach sehr subjektiven Gründen. Doch die gemeinsame tägliche Arbeit hatte ein inniges Freundschaftsverhältnis mit Wackernagel begründet, zumal dessen Gesamtanschauung vom deutschen Altertum, die alle Zweige deutschen Geisteslebens, auch die bildende Kunst, das Sozial- und Wirtschaftsleben umfaßte mit Vorliebe aber bei allen den Äußerungen ursprünglicher deutscher Art verweilte, an denen das ganze noch durch keine Bildungsgegensätze geschiedene Volk teilnehmen konnte, verbunden mit der Würdigung aller religiösen Züge des deutschen Volkes, auch die seine war. So wurde er nach Wackernagels ihm tief erschütterndem Tode 1870 mit der Ordnung seines literarischen Nachlasses betraut.

R. hatte der Ausgabe von Walther zur Erklärung und Rechtfertigung auch ein Leben des Dichters folgen lassen, die erste derartige Arbeit nach Uhland, und manche seiner damaligen Aufstellungen auch später noch verteidigt. (Die Lyrik des deutschen Mittelalters in ihrer Beziehung zu dem Leben ihrer Zeit. 1875; Zu Walthers Kreuzliedern, 1902; Zu Walthers Minnesang; Zu Walthers Lebensgeschichte, 1904; eine populäre Skizze seiner Gesamtaufassung von Walther gibt der Vortrag: Walther von der Vogelweide als politischer und religiöser Charakter, 1879.) Von Walther hatten ihn dann seine Studien über die Minnedichtung zu Dantes Lyrik geführt. Er lernte sie verstehen im Zusammenhang mit der seiner Zeitgenossen und erkannte den wesentlichen Unterschied dieser sozusagen platonischen Liebesdichtung von jener provenzalischen, die das Vorbild der höfischen Modepoesie geworden ist. Dantes Liebesdichtung lief darauf hinaus, in der hoch über dem Dichter stehenden Geliebten die Repräsentantin des Göttlichen, Ewigen zu sehen und zu verehren (Über Dantes Lyrik, 1899).

Mit Dantes *Commedia* hat er sich dann sein ganzes Leben lang beschäftigt, aber mehr als Historiker des Mittelalters, denn als Philolog (vgl. jedoch Über eine mißverständene Stelle in Dantes *Commedia*, 1898). Dante war ihm nicht etwa der Typus des vollkommenen christlichen Dichters; dazu war er ihm zu gelehrt und zu reflektiert, wohl aber der Repräsentant der reifen mittelalterlichen Weltanschauung, die, so unwiederbringlich verloren sie auch sein mag, doch immer wieder seine Sehnsucht beschäftigte. So versuchte er ihn zu schildern in zwei verbundenen Vorträgen (Dante, 1881).

Nicht gering dürften R.s Leistungen als Herausgeber anzuschlagen sein. Erwähnt seien hier nur die umfangreicheren (über die kleineren vgl. unten Noack a. a. O.): Das Leben der heiligen Elisabeth vom Verfasser der Erlösung, 1868, mit Wörterbuch und erschöpfenden Abhandlungen über Sprache (Wetterauer Mundart), Verskunst und Dichter. Sodann die Wiederherstellung der Urgestalt von Goethes Farce, Götter, Helden und Wieland in der Weimarer Ausgabe

von Goethes Werken Band 38, deren Abdruck als Ganzes, nicht unter den Lesarten, er glücklich durchsetzte.

Weit mehr als bloß Herausgabe bedeutet dagegen seine Arbeit an W. Wackernagels zu einem Teil schon gedruckten Werke »Altdeutsche Predigten und Gebete aus Handschriften. Mit Abhandlungen und einem Anhang«, Basel 1876. Von der Abhandlung Wackernagels über die altdeutsche Predigt waren nämlich nur 27 Seiten Text vorhanden, dazu ein in vielem veraltetes Kollegheft W.s über Geschichte der altdeutschen Predigt. So mußte R. sich selbständig ein Verständnis für den »schöpferischen Genius« der mystischen Predigt erringen, den »Meister Eckart«, dem er nun ebenso gerecht ward wie Wackernagel es dem großen Meister der volkstümlichen Predigt, Bruder Berthold von Regensburg geworden war. Es war damals allein Pregers Geschichte der deutschen Mystik erschienen und Denifles fruchtbare Kritik hatte gerade erst begonnen. Von Eckarts lateinischen Werken wußte man noch nichts. In dieser Lage bildeten R.s Versuche, das unzweifelhaft Echte unter der Masse zweifelhafter Überlieferung herauszufinden, geradezu den Beginn philologischer Eckartforschung. Einen weiteren Ertrag seiner Studien der Zeit bildet die anschauliche Schilderung der »mittelalterlichen Pietisten« in dem Vortrag Die Gottesfreunde im deutschen Mittelalter, 1879. Doch nur auf dem Gebiete der neueren deutschen Literatur ist ihm ein in seiner Art vollendetes Werk gelungen, zugleich ein Denkmal der Pietät, nämlich die Biographie seines Großonkels Klinger in 3 Teilen: Klinger in der Sturm- und Drangperiode 1880, Klinger in seiner Reife mit Briefbuch 1896. Diese auf minutiösester Forschung und voller historischer Meisterschaft über den Stoff beruhende, dabei leicht und anmutig fließende Darstellung dürfte zu unsern besten Schriftstellerbiographien aus dem 18. und 19. Jahrhundert gehören. Die dabei zu überwindenden Schwierigkeiten waren groß. Denn Klingers, des russischen Generals († 1831 in St. Petersburg) ganzer Briefnachlaß war, sicherlich nach seinem Willen, von der ihn überlebenden Witwe verbrannt worden, seine Bibliothek durch deren Vermächtnis an die Universität Dorpat gekommen, deren erster Kurator Klinger gewesen war. Nur an Ort und Stelle konnte der Autor sie benutzen. Die Reste der Korrespondenz aber galt es in dem Nachlaß der verschiedenen Freunde und Bekannten Klingers zusammenzusuchen. J. G. Hallier in Hamburg, Jegor von Sivers hatten ihm als Sammler vorgearbeitet. Die in dem treuen Gedächtnis seiner Mutter, einer Schwestertochter Klingers, aufbewahrte Familientradition konnte doch nur hier und da auf die richtige Fährte leiten. Eine auf die seltenen zerstreuten Originalausgaben der Werke Klingers und die Beobachtung ihrer Umgestaltung gegründete genaue und dabei nie langweilige Analyse aller der vergessenen Werke eines Schriftstellers, der sich seiner Zeit als Theaterdichter neben Goethe sehen lassen konnte, setzt den Leser in Stand, sich vollständig in die Seele des Geschilderten hineinzudenken, die Lebensbeschreibung ist ohne jede überflüssigen Umweltschilderungen dennoch anschaulich geraten durch die Fülle von Personenbeschreibungen, insbesondere auch aus Klingers russischer Zeit. Nirgends fehlt der philologische Nachweis der Quellen und literarischen Vorbilder, nach denen Klinger gearbeitet. So tritt denn dieses Originalgenie, das sich aus »Sturm und Drang«, einer durch und durch revolutionären jugendlichen Dichtung zur Höhe eines kraftvollen herben und stolzen Moralisten von Rousseau-Kantischer Prägung emporgearbeitet hat (in seinen spätern »philosophischen Romanen« und den

geradezu klassischen »Betrachtungen und Gedanken«, fest und klar heraus aus dem Rahmen der zeitgenössischen Welt, in der wir u. a. den Charaktergestalten von (um Goethes zu geschweigen) Lenz, J. G. Schlosser, Kaufmann, F. H. Jacobi, Lavater, F. C. Stolberg, Nicolovius, E. Schleiermacher begegnen. Das Buch wurde mit lebhaftem Beifall von der Kritik aufgenommen, gekauft wenig <sup>1)</sup>).

Mit ihm hatte R. in der neueren deutschen Literaturgeschichte Posto gefaßt. Am meisten beschäftigte ihn nun Goethe, und unter dessen Werken wieder der Faust in seinen verschiedenen Gestalten. Einige Spuren von jener Urgestalt des Faust, wie die Abschrift der Göchhausen ihn bewahrt hat, hatte er durch philologische Konjektur entdeckt, längst ehe jene wiedergefunden war. Vornehmlich aber lockte ihn die religiöse Seite des Gedichtes, die seiner Auffassung von der Lösung des Problems der Theodicee weniger entsprach wie Dantes Gedicht. (Goethes Faust nach seinem religiösen Gehalte, 1881, zum letzten Akt des Faust, 1902.)

In dem politischen Entscheidungskampf des Jahres 1866 stand R. mit den meisten seiner Freunde zunächst auf Seiten des süddeutschen Partikularismus. Nicht als ob er sich die Gefahren einer noch stärkeren Vorherrschaft Österreichs und seines klerikalen Anhangs in der Heimat verborgen hätte, aber den Rechts- und Bundesbruch, der in den Annexionen lag, konnte er wie so manche, die f r ü h e r für das deutsche Kaisertum des preußischen Königs gestimmt hatten (vgl. G. G. Gervinus, H. Ewald), nur schwer verwinden. Der einzige seiner Freunde, der von jeher ein entschiedenster Anhänger der preußischen Führerschaft um jeden Preis gewesen war und dessen Korrespondenz mit dem preußischen militärischen Wochenblatt unter R.s deckender Adresse verlaufen war, der edle »Hauptmann von Kapernaum«, wie die Spötter ihn nannten, Julius Königer, war von einer der ersten preußischen Kugeln bei Laufach gefällt worden. Aber die politische Vernunft überwog bald bei R. In einer meisterhaften Broschüre, Hessen und der norddeutsche Bund (Darmstadt 1867), formulierte er die Forderungen, die nun auch die nationale Partei in dem hessischen Landtag dem nach Frankreich gravitierenden Dalwigkschen Regiment entgegenhielt.

Der Sieg der preußischen Waffen hatte die Stagnation, in die unter einer reaktionären Angstpolitik auch die kirchlichen Dinge in Hessen geraten waren, gebrochen. Dem immer lauterem Drängen auf Erlaß einer neuen Verfassung für die hessische Landeskirche begann das Kirchenregiment resp. das ihm damals noch übergeordnete Ministerium 1869 nachzugeben. R. entwarf das Programm, für das die »Niederwöllstädter Konferenz« von Geistlichen (zu vergleichen mit der heutigen »positiven Union« in Preußen) eintrat: Gedanken über eine neue Verfassung der evangelischen Landeskirche Hessens, dem Oberkonsistorium vorgelegt von einem Verein evangelischer Geistlicher dieses Landes 1869. Er ging dabei auf den Grundgedanken des allerersten Entwurfs einer hessischen Kirchenverfassung vom Jahre 1526 (der *reformatio ecclesiarum Hassiae* auf Grund der »Synode« von Homberg) zurück. Seine und deren Voraussetzung

<sup>1)</sup> Dem ersten Band ist vorgedruckt eine Photographie von Goethes Bleistiftzeichnung Klingers. Das Original hat Rieger dem freien deutschen Hochstift in Goethes Vaterhaus testamentarisch überwiesen.



war, daß Teilnahme an der Selbstverwaltung der Kirchengemeinde geknüpft sein müsse an die ebenso freiwillige wie pflichtmäßige Teilnahme am kirchlichen Leben, an Gottesdienst und Abendmahl und die Unterwerfung unter die presbyteriale Kirchengemeinschaft. So sollten sich alle, die wirkliche Glieder der Gemeinde sein wollten, durch Einzeichnung in Listen diesen Regeln unterwerfen, denen gebühre dann allein die Ausübung des Gemeindevahlrechts. Damit war R. dem Grundsatz des ursprünglichen freikirchlichen Calvinismus beigetreten, der ihm, dem Sohn zweier Reformierten sozusagen im Blute lag. Sodann forderte er Zusammenfassung der Gemeinden des gleichen Konfessionsstandes: lutherische, reformierte, unierte unter 3 getrennte konfessionelle Superintendenturen. Eine solche konfessionelle Scheidung, das ist das Eigentümliche, stimmte zwar nicht zu seinem einfachen durchaus unkongressionalen biblischen Christentum. Aber er glaubte, darin seinem Vorbild Hundeshagen folgend, den Rechtsforderungen der Konfessionellen hier nachgeben zu müssen. Denn gleich diesen sah auch er die hundertjährige Herrschaft der Aufklärung und des Rationalismus in der hessischen Kirche, die in den meisten Gemeinden das Konfessionsbewußtsein völlig ausgelöscht hatte, mit den andern Romantikern nicht als auch eine Entwicklungsstufe, sondern als den Abbruch der Entwicklung, als ein Vacuum an; worüber hinaus man abgerissene Fäden wieder anknüpfen müsse.

Mitten unterm Waffengeräusch des heraufziehenden Krieges veröffentlichte die Regierung den Entwurf einer Kirchenverfassung auf presbyterial-synodaler Grundlage, ohne das Wesentliche, was die Niederwöllstädter und die Konfessionellen forderten, zu berücksichtigen.

Die unvergleichliche Erhebung Deutschlands in jener Zeit, bei der ihm nur ein Anteil an den Arbeiten des Roten Kreuzes zufiel, erfüllte auch R.s Brust mit Gefühlen, die »die höchsten in seinem Leben waren«. Er war voll Dankes, erleben zu dürfen was Schenckendorf einst gesungen: »Vaterland in tausend Jahren kam dir solch ein Frühling kaum«.

1873 trat R. durch Ernennung des Großherzogs in die außerordentliche verfassunggebende Landessynode ein. Er bildete mit den beiden Grafen Görtz zu Schlitz und Laubach, dem Pfarrer G. Dieffenbach und dem Dekan Heinrichs die Minorität, kämpfte im Ausschuß wochenlang um seine Überzeugungen und erstattete im Widerspruch gegen viele seiner persönlichen Freunde den Minoritätsbericht. Als gewähltes Mitglied der spätern Synoden strebte er Jahr für Jahr sich als Mann der äußersten Rechten »dem herrschenden Opportunismus unangenehm zu machen«. So zäh wie vergeblich arbeitete er auch auf eine reinliche Auseinandersetzung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat hinaus. Dann zwang ihm auch sein germanistisches Gewissen den Kampf auf gegen den Referenten über einen neuen hessischen Gesangbuchsentwurf, den für seine Sache glühend begeisterten Professor D. Schwabe, in dem er »sich eine wissenschaftliche Blöße gab, die dem Gegner sehr zu statten kam«.

Während R. sich allen eigentlich theologischen Streitfragen fern hielt, die sich so vielfach in nebelhaften Begriffen bewegen, deren sein philologischer Kopf nicht Herr werden konnte, lag ihm, seit er denken gelernt hatte, der öffentliche Gottesdienst am Herzen. Dabei war ihm nicht entgangen, wie im Protestantismus schließlich der ganze Kultus von der alles beherrschenden Predigt sozusagen aufgesogen worden war. Dadurch aber war die Predigt, die

ursprünglich der Mission, der Ermahnung, der Aufrüttelung, aber auch der Belehrung dienen sollte und die deshalb im Mittelalter eines großen Maßes von rednerischer Freiheit und volkstümlicher Deutlichkeit sich erfreut hatte, zur mehr oder weniger schönen bloßen »Kultusrede« geworden, von deren Erfolg dann allein die gefühlsmäßige »Erbauung« der Gemeinde abhing. Über diesen Fehler suchte er seine geistlichen Freunde aufzuklären: Über die Mängel der jetzigen Predigtweise, 1874. Das originelle Schriftchen wird noch heute genannt; seine Gedanken sind teilweise zur Tat geworden in den sogenannten »Evangelisationspredigten«. Der gleichen Achtsamkeit auf fruchtbarere Gestaltung des Gottesdienstes gemäß seinen »ritualistischen« Neigungen entsprangen Zur liturgischen Reform der hessischen Landeskirche, 1890; Über Verwendung des Chors bei den Gemeindeliedern, 1898; Über offene Kirchen im Protestantismus, 1897; Wodurch sind viele Wohlgesinnte unserem Gottesdienst entfremdet worden? 1900. Zunächst politische Gesinnungsgemeinschaft hatte ihn zusammengeführt mit dem badischen Pfarrer und ehemaligen Oberkirchenrat Karl August Mühlhäusser († 1881). In ihm fand er den Mann, der seiner eigenen Überzeugung gemäß, die innere Mission müsse in dem neuen politischen Zustande des Vaterlandes darauf ausgehen, dem Christentum Einfluß auf Verwaltung und Gesetzgebung zu erlangen, eine positiv christliche konservative, aber von keiner Regierung abhängige süddeutsche politische Parteibildung erstrebte. Solange Mühlhäusser lebte, stand R. unter dessen beherrschendem Einfluß.

Mittlerweile war ein tatsächlich doch noch fruchtbarer Gedanke in ihm gereift, zu dessen Verwirklichung 1885 eine namhafte Erbschaft ihm die Mittel in die Hände gab. Einen ansehnlichen Teil seines Vermögens, mehr als ein Kindesteil, bestimmte er zu dessen Ausführung. Dem Darmstädtischen Oberkonsistorium gegenüber erbot er sich nämlich zur Erbauung einer geräumigen Kirche in einem kirchenlosen Stadtteil der Residenz, samt dem dazu gehörigen Pfarrhaus, und zur Überlassung des ganzen Kapitals für Besoldung eines eigenen Pfarrers.

Später kam dazu noch die Erstellung eines kleinen Gemeindehauses. Die Stiftung war geknüpft an die Hauptbedingung, daß diese Pfarrei der »Martinskirche« als eigene Parochie mit Kirchenvorstand und Gemeindevertretung nach der Verfassung der Landeskirche aus dem seitherigen Verband der städtischen Massengemeinde gelöst würde. Für seine Lebenszeit behielt er sich noch die Präsentation des Geistlichen vor, mit unbedingtem Recht des Konsistoriums, sie abzulehnen. Sein Name sollte bis zu seinem Tode nicht genannt werden (Einzelheiten über diese Stiftung siehe in Die Martinskirche in Darmstadt, 1885). Alle Bedingungen wurden erfüllt, die schmucke Kirche, die mit dem malerischen Pfarrhaus zusammen einigermaßen als Anschauungsunterricht für volkstümliche Bauweise wirken sollte, wurde am Martinstag 1885 eingeweiht und die Gemeindebildung vollzogen. Zum Bauherrn hatte R. den bereits in Darmstadt bestehenden Kirchenbauverein ernannt. Das hatte zur Folge, daß die nächste, neun Jahre später zu Darmstadt gebaute Kirche »Johanniskirche« gleichfalls ihr selbständiges Kirchspiel mit allen Gemeinderechten erhielt und unter dem Wetteifer der Tochtergemeinden mit der Muttergemeinde ein wirklich reges gottesdienstliches und werktätiges evangelisches Gemeindeleben in Darmstadt sich entfaltete, dem ganzen Lande zum vielbeachteten Vorbild.

Dem frohen Behagen des Lebens in einem aufblühenden Familienkreis verdankt seine Entstehung das liebenswürdige dichterische Hauptwerk R.s, das unter dem Decknamen Utis (»Niemand«, so nennt sich Odysseus gegenüber dem Polyphem) erschien: Neuer Phantasmus I II, 1887.

Es hätte kaum dieses auf Ludwig Tiecks alten »Phantasmus« hinweisenden Titels bedurft, um die durch eine leicht geschürzte Rahmenerzählung zusammengebundenen Novellen und Märchen-Dramen als echte und vollwertige Nachklänge der älteren mehr Tieckischen <sup>1)</sup> als Hoffmannischen Romantik zu kennzeichnen. Es fehlen auch nicht die gehaltvollen Kunstgespräche und der vorwiegend ästhetische Standpunkt der Weltauffassung. Aber die sich hier abspiegelnde Welt ist die deutsche nach 1870, auch mit ihren religiösen und sozialen Problemen. Den Kristallisationspunkt des Werkchens bildete die bereits 1876 einzeln erschienene Novelle für Kunst- und Altertumsfreunde: »Der falsche Baurat«.

Eine glücklich erfundene und mit köstlichem Humor durchgeführte Verwechslungsgeschichte eines exzentrischen kunstenthusiastischen Malers mit einem im modischen Buralismus versunkenen alten Freunde, dem wirklichen Baurate, die sich beide durch den Übereifer der Landpolizei arretiert in einem Gefängnis zusammenfinden, gibt Gelegenheit zu kräftigsten Ausfällen auf die Kunstbarbarei moderner Restauratoren, die mit Unverstand die edelsten Reste der Volkskunst zerstören, ehrwürdige Ruinen durch sogenannte Erhaltungsmaßregeln in eine Theaterdekoration verwandeln. Beispiele hierfür lagen in der Heimat des Utis vor, und nicht wenige erste Künstler wie Lenbach und seine Freunde stimmten dem unbekanntem Autor damals jubelnd zu. Einen gleich behaglichen Humor atmen unter den Novellen Konrad Unverdorbens dumme Streiche und die meisten der für den Hausgebrauch seiner Kinder erfundenen Märchenspiele. In die ernsthafte Geschichte Das arme Herz sind alte Familienbriefe und -gedichte eingewebt. Völlig vergessen ist R.s, gleichfalls ohne den Namen des Verfassers, erschienenenes »Schauspiel aus der deutschen Heldensage« Helke, 1856.

Es hatte seiner Zeit den Beifall von Geibel, Paul Heyse, Carriere und Wackernagel gefunden, aber nie den Weg auf die Bühne. Man könnte seine Fabel bezeichnen als: Iphigenie ins deutsche Heldenalter versetzt. Helke, die Gemahlin Etzels, hat Dietrich von Bern ihre jungen Söhne mit zum Kriegszug gegen Ermenreich gegeben, wenn er mit seinem Leben für ihr Leben bürgt. Ohne seine Schuld, durch eigne und nicht durch ihres Wächters Unvorsichtigkeit, geraten sie aufs Schlachtfeld und werden von dem der Schlacht entronnenen wilden Wittich als willkommene Beute erschlagen. Etzel verlangt die ausbedungene Strafe, Helke, nach schwerem innerem Kampf mit ihrem Schmerz, überwunden vom Geiste der ihr nahe getretenen Christuslehre, erwirkt Dietrich von Bern, der sich freiwillig stellt, Verzeihung, und Etzel wird nun Christ. Das Gedicht ist wuchtiger angelegt wie Goethes Iphigenie, es ist auch reicher an wirklichem Geist des deutschen Altertums wie Geibels Brunhild, aber es ist denselben Weg des Vergessens gegangen wie diese, während Hebbels Nibelungen durch ihre Kraftnatur immer noch leben.

---

<sup>1)</sup> So würdigt das Buch auch Richard M. Meyer in der deutschen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts S. 598 unter Betonung der Geistesverwandtschaft Riegers mit W. H. Riehl.

R. besaß eine lyrische Ader in der Art Rückerts. Diese Gaben gehörten aber lediglich der Familie und den Freunden. Nur eine »Frühlingskantate, Text für Musik« wurde 1898 veröffentlicht. Am reichsten ergoß sie sich bezeichnenderweise, als ein tragischer Tod ihm 1889 den ältesten hoffnungsvollen Sohn raubte.

Fortan zog er sich, zumal ihn auch ein apoplektischer Anfall 1895 körperlich, wenn auch nicht geistig beeinträchtigte, mehr und mehr aus dem öffentlichen Leben zurück. Seine Feder blieb tätig, zu seiner eigenen Klärung und mit Rücksicht auf seine Kinder, in religiöser Schriftstellerei. Die so entstandenen Traktate: Das Gebet des Herrn, eine Laienauslegung, 1896; Über das heilige Abendmahl, eine Laienbetrachtung, 1897; Ein kurzer Unterricht über den Heiligen Geist für seine Kinder von Utis laicus, 1899; Über den Kommunismus Jesu, 1903; Ein Laienversuch über das Buch Hiob, Christliche Welt XV Nr. 41, 1901, wollen Laiengedanken über religiöse Fragen in gebildeter Sprache ohne alles Pathos und ohne jeden Zug der »Erbaulichkeit« besinnlichen Lesern nahe bringen. Sie mögen den Beweis liefern, daß man auch heutzutage ein universeller, vornehmlich philologisch-kritisch gebildeter Gelehrter und doch ein schlichter biblischer Christ sein kann. Von theologischen Schriften las R. nur, was ihm der Zufall in den Weg warf. Mit der okkultistischen Literatur hat er sich in seinen letzten Jahren mit starkem Anteil, aber doch wesentlich negativ kritischem Effekt beschäftigt. Aber er war von jeher gewöhnt, sich in allen religiösen Fragen um Auskunft an die Bibel zu wenden, und er las sie mit den Augen der kritischen Philologen, wenn auch gläubigen Herzens. Und so prüfte er unermüdet und geduldig alle ihm zugänglichen Forschungen und Ansichten über die Entstehung der Evangelien, über die Authentie des Evangeliums Johannis, über das geschichtliche Leben Jesu. Es ging ihm auch mit diesen Arbeiten nicht anders, wie mit seiner kirchlichen Stellung überhaupt. Die pietistischen und orthodoxen Freunde vermißten an ihm das pathetische »Zeugnis« und witterten hinter der nüchternen Kritik Ketzerei, die Modernen faßten es schwer, wie ein so ganz modern kritischer Denker noch so orthodox glauben könne.

Im deutlichen Gefühl hiervon zog sich R. darum auch ohne Groll von solchen zurück, die ihn nicht mehr verstanden, aber vielleicht nirgendwo hat ihn wohl das stets nur schwache Echo auf das, was ihn ein innerer Drang zu sagen trieb, mehr geschmerzt. Es brachte ihm zum Bewußtsein, wie einsam er stände in seiner Zeit als einer der wenigen Gläubigen jener »verlorenen Kirche«, von der Uhland einst gesungen hat.

Ein halbes Jahr vor dem eignen Tod starb ihm nach fast fünfzigjähriger Ehe die Gattin. Die Hoffnung, ihr bald zu folgen, richtete ihn auf. Sie erfüllte sich, indem eine nicht schmerzlose Krankheit ihn nach einem letzten ausdrücklichen Bekenntnis seines Glaubens sanft hinwegnahm. Von den alten Freunden hatte nur Karl von Hofmann ihn überlebt.

Das Leben dieses »echten Romantikers« schien wesentlich der Selbstbildung gewidmet zu sein. Aber ein strenges Pflichtgefühl trieb ihn, mit seiner Arbeit andern zu dienen, sei es auf wissenschaftlichem Gebiet, sei es auf dem der Gemeinnützigkeit. Bei der Zersplitterung seiner Tätigkeit in den besten Mannesjahren erscheint die Gesamtleistung seines Lebens nicht als ein Ganzes. Er fühlte das tief. Eine fast übermäßig verschwiegene Zurückhaltung in allen

stehenden Reformarbeit. Im übrigen machte M. kein Hehl daraus, daß ihm die Deutsche Partei an sich wenig sympathisch war; seinem Sarkasmus gab er nicht selten eine dorthin gerichtete Spitze; es mochte das noch eine Nachwirkung der streiterfüllten 60er Jahre sein. Auch gab er bald zu erkennen, daß er die Fragen der inneren Neugestaltung des Landes gleichfalls als seine eigene Domäne betrachte. Er wollte selbst die Verantwortung tragen und selbst die Zügel in der Hand behalten. Im Jahr 1882 verlangte der Abgeordnete Karl Mayer eine vollständige Umbildung der Volksvertretung durch eine konstituierende Landesversammlung. M. stellte eine Reformbedürftigkeit nicht in Abrede, aber sie müsse, erklärte er, durch Vereinbarung mit den bestehenden Gewalten erzielt werden. Noch bestimmter sprach er sich gelegentlich in einer Wahlversammlung in Weikersheim aus: Das seit 1868 bestehende allgemeine Wahlrecht sei das bedeutendste Argument gegen Beseitigung der Ersten Kammer und der Privilegierten aus der Zweiten. In absehbarer Zeit sei an keine Veränderung dieser Elemente zu denken; die Privilegierten seien ein Gegengewicht gegen das allgemeine Wahlrecht. Bei einem Versuch im Jahr 1886, der Ersten Kammer eine Reform zuzuwenden, sprach der Minister den Gedanken eines Ersatzes der Privilegierten der Zweiten Kammer durch Gewählte der Höchstbesteuerten je von einer Anzahl Oberämter zusammen aus. Aber auch dieser Versuch scheiterte wie ein weiterer im Jahr 1894, einen Ersatz für die Privilegierten in Vertretern der Handelskammern, der Landwirtschaft usw. zu finden. Wiederholt und bei jeder Gelegenheit in der Kammer erklärte sich der Minister gegen ein Ausscheiden der Privilegierten ohne Ersatz.

Einen Wendepunkt bedeuteten die Neuwahlen von 1895; sie brachten ein entschiedenes Übergewicht der Volkspartei und die erstmalige Bildung eines katholischen Zentrums in Württemberg. Die Kammerverhandlungen boten sofort ein neues Bild. In der Antwortadresse auf die Thronrede wurde das Ausscheiden der Privilegierten wieder verlangt und als Ersatz eine Listenwahl durch größere Kreise und mit der Proportionalwahl aufgestellt. Der Ministerpräsident erklärte sich bei Beratung der Antwortadresse außerordentlich entgegenkommend und stellte sich insbesondere zu dem Vorschlag eines Ersatzes der Privilegierten vollkommen freundlich. Es war nicht nur dieses Entgegenkommen bezüglich der Verfassungsänderung, denn ähnliche Worte waren auch schon früher gefallen, was eine große Überraschung hervorbrachte, es war vielmehr Ton und Haltung des ganzen Entgegenkommens jetzt gegenüber einer neuen Mehrheit, ein Entgegenkommen, wie es die frühere viel gemäßigtere Kammer niemals gefunden hatte. »Die K. Staatsregierung ist bereit«, sagte der Minister unter großer Zustimmung des Hauses, »im Verein mit Ihnen und dem anderen Hause eine neue Lösung der Frage zu suchen, und zwar auf Grund der jetzigen Situation.« Behutsam fügte jedoch der Minister bei, »wenn die Regierung darüber Klärung erhalten haben wird, wie dieses Haus über einige wenige Fragen seiner Zusammensetzung denkt, dann wollen wir die Angelegenheit weiter führen. Wir denken nicht daran, die Führung in dieser Frage aus der Hand zu geben.« Die Kammer bekundete sofort ihre Freude über die neue Situation durch eine an ihrer Mehrheitspartei bisher ungewohnte Mäßigung. Im ganzen Lande fühlte man die Veränderung der Lage. Der Rede des Ministers vom 5. März 1895 wurde allseitig die Bedeutung eines Programms beigelegt. Unwillkürlich wird man sich dabei der Worte erinnern, mit denen eine

Otto d. Gr., welche Arbeit sofort Aufnahme in die von Waitz, Stälin u. a. geleiteten »Forschungen zur deutschen Geschichte« und die Anerkennung Giesebrechts und Dümmlers fand.

Die Zeit, in der er in die publizistische Laufbahn trat, war für einen in frischer Jugendkraft stehenden patriotischen Schriftsteller die denkbar günstigste und die deutschen Angelegenheiten, die in sein Arbeitsgebiet fielen, gewannen von Jahr zu Jahr an Wichtigkeit. Alle die Wandlungen und Irrungen, Parteikämpfe und Kriege, bis zur endlichen Aufrichtung des Reiches hat er mit dem lebhaftesten Anteil durchlebt, mit der Feder begleitet, für die Zeitung bearbeitet und sich dabei ebenso Gewandtheit des schriftlichen Ausdrucks, wie Sicherheit des politischen Urteils erworben. Er sah die Dinge, so wie sie wirklich sind, nicht wie sie sich in den Köpfen voreingenommener Gefühlspolitiker abspiegelten. Er wußte die politischen Kräfte, die im Kampfe lagen, richtig einzuschätzen, und für die von einem gesunden Menschenverstand eingegebenen Urteile fand er einen ungekünstelten lapidaren Stil, der sein eigenes Gepräge hatte. In schlichten kernigen Sätzen beleuchtete er, was der Tag brachte, mit kühler Ruhe entwirrend, was von Leidenschaften verdunkelt oder verwickelt war, vor falschen Wegen warnend, unerbittlich dahin weisend, wo allein Deutschlands wirkliche Stärke war. Von Anfang an war er ein überzeugter Anhänger des preussisch-deutschen Staates, und freimütig, wie dies überhaupt seine Art war, hat er daraus nie ein Hehl gemacht, auch damals nicht, als ein so offenes und rücksichtslos ausgesprochenes Bekenntnis in seiner Heimat noch vielfach Anstoß erregte. Im Herbst 1866 gehörte er mit zu den Begründern der deutschen Partei Württembergs; er war einer der ungeduldigsten gewesen, das Band mit einer rückständigen Demokratie zu zerschneiden, und er hat namentlich in den ersten Jahren lebhaften Anteil an den Angelegenheiten der Partei genommen, zuweilen auch bei besonderen Gelegenheiten seine Rednergabe zur Verfügung gestellt. Aber so fest seine persönliche Überzeugung war, so verband er damit ein sicheres Taktgefühl. Er vergaß nicht, welche Schonung die um das Jahr 1866 in Württemberg übermächtige Stimmung erforderte, und diese schonende Behandlung wie sie in jenen Jahren unter der Leitung Dr. Otto Elbens im »Schwäb. Merkur« überhaupt geübt wurde, maßvoll in der Form, aber das Ziel unverrückt im Auge, hat gewissermaßen erzieherisch gewirkt, hat mit zu der Umstimmung der Gemüter beigetragen, die zum Durchbruch dann freilich des großen Krieges bedurfte. Ihm selbst freilich war jene Rücksichtnahme oft eine drückende Fessel, sie hat ihn Kampf gekostet und Entsamung. Rückhaltlos sprach er sich über die damaligen Zustände in Württemberg in Briefen an auswärtige Blätter, besonders an die »Kölnische Zeitung« aus. Einige dieser Korrespondenzen haben die Aufmerksamkeit Bismarcks erregt. Eine Anfrage wegen seines Eintritts in die Presseabteilung des Auswärtigen Amtes hat er ablehnend beantwortet. Auch während des Krieges, als es galt, die Erfolge der Waffen fruchtbar zu machen für den Neubau des Vaterlandes, fiel R. ein wichtiger Teil der Redaktionsarbeit zu. Im Jahre 1885 stellte er zum 100jährigen Jubiläum des »Schwäb. Merkur«, das zugleich das 25jährige Jubiläum seiner Zugehörigkeit zu dem Blatte war, eine Auswahl seiner leitenden Betrachtungen unter dem Titel: »Aus dem politischen Tagebuch eines Süddeutschen 1863 bis 1884« zusammen (Stuttgart, Gebr. Kröner), ein Denkmal, ehrenvoll für ihn selbst und lehrreich für die Art, wie die wech-

selnden Ereignisse einer großen Zeit in einem verständigen und gut deutsch gesinnten Schwabenkopfe sich widerspiegelten. Größere Reisen, nach Frankreich, Italien, Holland unterbrachen seine Tagesarbeit. Im Jahre 1862 war er in London, um im Auftrag der Redaktion von dort über die damalige internationale Industrieausstellung zu berichten. Er kam dieser Aufgabe — ein Zeugnis seiner Vielseitigkeit — in einer Reihe eingehender Berichte nach, die vom Juni bis Oktober im »Schwäb. Merkur« erschienen.

Mit den Jahren wurde der Wunsch in ihm rege, die anstrengende Redaktionsarbeit mit einer ruhigeren Tätigkeit zu vertauschen. Auf 1. April 1897 löste er in freundschaftlicher Verständigung mit den Leitern des Blattes seine Verbindung mit dem »Schwäb. Merkur« und übernahm, einem Ruf seines Freundes A. Kröner folgend, in der Verlagshandlung Cotta Nachf. die Verwaltung des Cottaschen Archivs, sowie die Stelle eines Aufsichtsratsmitgliedes der Verlagsgesellschaft Union. Er ist in dieser Stellung, die ihm bei seinen literarischen Neigungen und Kenntnissen besonderes zusagte, bis Ende 1908 tätig gewesen. Um diese Zeit begann ein Herzleiden seine sonst so blühende und feste Konstitution zu untergraben. Bis dahin war der schlanke, hochgewachsene Mann mit dem blonden Vollbart und den hell in die Welt blickenden Augen ein Bild der Gesundheit und kraftvollen Rüstigkeit, die kaum je eine Störung erlitten hatte. R. war zweimal vermählt. Im Jahre 1876 begründete er seinen Hausstand mit Agathe Verhagen aus Beverwijk in Holland. Doch schon im Jahre 1889 mußte er den Heimgang der geliebten Frau betrauern. Als zweite Gattin führte er Maria Hohrath aus Barmen in sein Haus, die seinen Kindern aus erster Ehe, einem Sohn und einer Tochter, eine treffliche Mutter wurde. Aber auch dieser Ehebund wurde im Jahre 1904 durch den Tod der Gattin gelöst. Seitdem und noch mehr seitdem die Tochter nach Holland sich verheiratet hatte, fühlte er sich einsam, sein Lebensmut war dahin, und das beginnende körperliche Leiden fand nur mehr geringe Widerstandskraft. Ein arbeitsreiches Leben ist mit ihm erloschen. Er durfte sich rühmen, in seinem bescheidenen Teil an großen Ereignissen mitgewirkt zu haben.

Schwäbischer Merkur, 21. April 1909.

W. L a n g.

**Erhard, Johann Nepomuk Adolph**, Ritter von, Oberst a. D., langjähriger Vorstand des K. B. Kriegsarchivs, \* 7. Januar 1831 in München, † 4. Dezember 1909 daselbst. — In der Wahl seiner Kinderstube hatte es E., soweit der Wert einer guten grundlegenden Erziehung als Mitgift für das spätere Leben in Frage kam, sicher aufs beste getroffen. Der Vater, Dr. Andreas Erhard, war Professor für Philologie an der Universität München, nebenbei Lehrer der jüngeren Söhne König Ludwigs I., in seinen Mußestunden historischer Dramendichter, kargte auch nicht zu Hause goldene Früchte seines reichen Wissenschatzes vom Baume zu schütteln, die der kleine Adolph willig aufas und von seinen ersten Lehrstunden ab so in Fleiß und Lernbegierigkeit umsetzte, daß die Vermutung nahe lag, er werde dereinst ebenfalls in der väterlichen Laufbahn seine Lebensstellung finden. Nicht zu verdenken, wenn der noch nicht 12jährige Knabe etwas wunderlich darein blickte, als er sich eines schönen Oktobertages in das Kolletchen der bayerischen Kadetten gesteckt sah und sich von nun ab als junger Krieger zu fühlen hatte. Die Gnade des Königs hatte die Möglichkeit



eines freien Unterhalts in der Anstalt geboten und an dieser Gnade durfte nicht vorübergegangen werden. Der Tageslauf eines Kadetteneleven in jener Zeit bewegte sich über eine sattsam mit Dornen bestreute Bahn; das übliche System des Heranerziehens zu militärischer Grobkörnigkeit nahm nicht selten Formen an, die geradezu in Brutalitäten der Starken gegen die Schwächeren ausarteten. E., obwohl ein zartes Bürschchen, fand sich überraschend gut in seiner neuen Lage zurecht. Die Abstammung von einem sittenderben Südtiroler Bauerngeschlecht, von dem er wohl, wie er sich des öfteren scherzhaft äußerte, den harten Schädel, dessen er sich stets erfreute, ererbt haben mochte, kam ihm zu statten, immer erinnerte sich der alte Herr mit Freude und Stolz seiner Kadettenjugend. Das letzte Semester seines Lehrkurses fiel in den sturmbelegten Frühling des Jahres 1848. Für die Kadetten der obersten Klasse brachte dies den Gewinn mit sich, daß ihnen das Schlußexamen erspart blieb und sie sofort als Offiziere in die Armee eingestellt wurden. So durfte auch E., siebzehneinhalbjährig, bereits in der Uniform eines Leutnants des stolzen, in München garnisonierenden 1. Infanterie-Regiments »König« paradien. Im übrigen gab es bei den dauernd unruhig bleibenden politischen Verhältnissen viel unerquicklichen Dienst, ständige Bereitschaften, nächtliche Patrouillengänge, Anfechtungen durch pöbelnde Volkshaufen, so daß man es als Erleichterung empfand, als die Armee im Spätjahr 1850 mobil gemacht wurde und sich im nördlichen Franken zum Kampfe gegen Preußen konzentrierte. Auf anstrengenden Märschen auf schlechten Wegen und bei noch üblerem Wetter bekam der junge Leutnant E. den ersten Begriff von den Unbilden des Kriegerlebens im Felde, doch ging das Kriegsungewitter nochmals vorüber, zu Anfang des Jahres 1851 befand sich alles wieder zu Hause. Jahre ruhigen, gleichmäßigen, die Kräfte nach den Gepflogenheiten der Zeit nicht übermäßig in Anspruch nehmenden Dienstbetriebes folgten, E. aber verschmähte es die vielen freien Stunden nach der sonst bei jungen Leutnanten beliebten Art und Weise hinzubringen, der Professorensohn, der Musterschüler regte sich, er griff zur Feder und schrieb militärische Aufsätze, wovon die »Allgemeine Militärzeitung« auch eine Anzahl zum Drucke brachte. Einer seiner ersten umfangreicheren Artikel richtete sich gegen das sogenannte Springavancement, das sich eben auch in Bayern, zumeist zugunsten junger Adonisse im Leutnantsrocke einzubürgern begann und das E. in zeitüblichen langatmigen Ausführungen als höchst armeeschädlich zu verurteilen sich gestattete. Dann warf er sich mit einer Studie über die Wittelsbacher Stammburgen auf das ihm weit mehr liegende Gebiet der Geschichte. Ihr blieb er fortan treu. Bald stand er im Rufe des allseitig angestaunten gelehrten Offiziers, wozu allerdings in jenen Tagen noch keine übermäßige Gelehrsamkeit vonnöten war, und als im Jahre 1859 König Max II. seinen Flügeladjutanten, den Obersten von Sprunner, beauftragte, eine Kommission von geeigneten Offizieren zu bilden, die zur Abfassung einer umfangreichen bayerischen Kriegs- und Heeresgeschichte heranzuziehen wären, fand sich auch für Erhard, seit 1856 Oberleutnant, Platz in der Runde. Bei Zuweisung der einzelnen Arbeitsabschnitte fiel ihm der schwierigste und undankbarste Teil der Aufgabe zu, die Darstellung von den ältesten Zeiten bis 1273, wo zunächst nur durch mühsames Zusammensuchen der Quellen eine notdürftige Grundlage geschaffen werden konnte. E. arbeitete sich mit Ausdauer durch den spröden Stoff hindurch, aber im Frühjahr 1866, er war mittlerweile



1864 Hauptmann im 10. Infanterie-Regiment geworden, ergriff ihn solche Sehnsucht nach dem Frontdienst, daß er sein eben bis zum Jahr 921 gediehenes Manuskript im Stiche ließ und seine in Germersheim liegende 7. Kompagnie übernahm. Mit ihr zog er 1866 ins Feld, ohne Gelegenheit zu finden sich in der Feuerlinie auszuzeichnen, da sein 2. Bataillon überhaupt zu keinem Zusammenstoße mit dem Gegner gelangte. Nach Rückkehr in seinen alten Standort Germersheim begann er sofort die wissenschaftliche Stütze seines Bataillons zu werden. Die Mobilmachung hatte eine große Zahl wenig vorgebildeter junger Leutnante in die Armee gebracht, diese galt es militärwissenschaftlich zu schulen und hierfür war E. mit seiner lehrhaften Veranlagung wie kein anderer geeignet. Wie ein Alp lastete ihm aber dabei ständig das Gedenken an sein verwaist zurückgelassenes Manuskript auf dem Gewissen; die Parte seiner Kollegen Heilmann und Würdinger waren eben im Jahre 1868 auf der Lesebühne erschienen, dies bewog E. um Urlaub zu bitten, um auch von seiner Arbeit zunächst den 1. Band druckreif zu machen. Dieser erschien denn auch im Februar 1870, die sofort begonnenen Vorarbeiten zum 2. Bande erfuhren dafür eine um so jähre Unterbrechung, der Kanonendonner von Weißenburg und Wörth hatte begonnen eine größere Zeit einzuläuten, als es jene der alten Bayernherzoge gewesen war. E. rückte bei seinem Regimente ein, da aber keine Kompagnie frei war, hieß es das Kommando der bayerischen Landetappe in Vaucouleurs übernehmen. Erst kurz vor Weihnachten glückte es ihm das mit einer Flut fortgesetzter Verdrießlichkeiten durchsetzte Etappenkommando los zu bekommen und als Stabshauptmann vor Paris Truppendienst tun zu dürfen. Er fungierte sodann nach der Kapitulation als Befehlshaber im Fort Nogent, verbrachte die Okkupationszeit in Chalons und Vouziers, wurde 1872 Major im 8. Infanterie-Regiment mit der Verwendung als Depot-Kommandant in Germersheim, 1874 Bataillonskommandeur in Metz, aber schon 1876 sah er sich genötigt, da ihm ein chronisches Leiden längeres Sitzen zu Pferde zu immer größerer Qual gestaltete, um seine Versetzung in den Ruhestand einzukommen. Sein weiteres Lebenswerk stand ihm schon seit Jahren fest vorgezeichnet vor Augen. Die Schwierigkeiten, die infolge der Zerstückelung des Aktenmaterials heeresgeschichtlichen Inhalts in den verschiedenen Registraturen und Archiven, sich der bayerischen militärischen Geschichtsforschung von jeher besonders hinderlich in den Weg gestellt hatten, gedachte er hinwegzuräumen, indem er der Armee ein nach den Vorbildern in Berlin und Wien wohl-eingerichtetes Kriegsarchiv zueigen machen wollte. Glücklicherweise stand an der Spitze der Heeresverwaltung in jener Zeit eine Persönlichkeit, Kriegsminister von Maillinger, der auch persönlich E. ein Gönner die Tragweite seiner Idee einwandlos anerkannte. Im Jahre 1880 an die Zentralstelle des Generalstabs einberufen, ging E. nunmehr, in der Hauptsache nur von einer einzigen Hilfskraft, dem kriegsinvaliden damaligen Premierleutnant Winkler unterstützt, mit rastlosem Fleiße an die Arbeit des Heranholens und Sichtens des Materials und seiner Einordnung auf systematischer Grundlage heran. Einige Gewölbe des Reichsarchivs waren zur Aufnahme der neuen kriegsgeschichtlichen Abteilung zugewiesen worden, keine gerade behagliche Arbeitsstätte. Nur in den heißen Sommermonaten bot die köstliche Kühle in den Gewölben einen angenehmen Aufenthalt, im Winter fror man halb zu Tode, aber E. war von Jugend auf unabhängig von den Bequemlichkeiten des Daseins. Zu An-

fang des Jahres 1886 war das Werk geleistet, stand das neue bayerische Kriegsarchiv mit E. als Vorstand mustergültig am Platze. Aber nicht als taubes Material sollten die neu geordneten Faszikeln in ihren Fächern ruhen, es galt der neuen Schöpfung auch Atem einzuhauchen, indem man ihre Schätze fruchtbringend ans Licht zog. Die Fortsetzung des Kommissionswerks von 1859, beginnend mit der neueren Geschichte des bayerischen Heeres unter der Regierung Kurfürsts Ferdinand Maria, in großzügiger den modernen Forderungen in jeder Hinsicht Rechnung tragender Anlage entworfen, bot zunächst hierzu das geeignetste Mittel, ein von E. ins Leben gerufenes Publikationsorgan »Darstellungen aus der bayerischen Kriegs- und Heeresgeschichte« hatte der Aufnahme der nebenbei einherlaufenden Forschungsergebnisse zu dienen. Rasch führte sich das junge Institut in erfreulicher Weise in der Armee ein, getragen von dem glücklichen Umstande, daß zu eben der Zeit, als E. an die Errichtung seines Archivs herangegangen war, auch dort ein allgemein geschichtswissenschaftliches Streben seine Schwingen erhob. Jedes Regiment wollte seine gedruckte Geschichte besitzen und in jedem Regiment fanden sich strebsame Offiziere, sich mit ihrer Herstellung zu beschäftigen und sie alle fanden im neuen Kriegsarchiv den Nährboden für ihre Arbeiten, in E. aber den stets dienstbereiten Helfer und Beistand in Zweifel und Nöten. War der Archivdiener gerade nicht zur Stelle, fand es der Herr Oberst, zu dem E. mittlerweile aufgerückt war, niemals unter seiner Würde, um keine Minute zu versäumen, selbst die Stellagenleiter anzulegen und den benötigten Akt aus dem obersten Fache herunterzuholen. Keine Truppengeschichte hat in diesen Jahren das Licht der Welt erblickt, bei der E. nicht zu Gevatter gestanden wäre. Seiner eigenen schriftstellerischen Produktivität mußte die sich fortgesetzt steigernde Inanspruchnahme durch die Verwaltungsgeschäfte natürlich empfindlichen Abbruch tun. Im Auftrage des Kriegsministeriums arbeitete er noch das Soldatenlesebuch »Der bayerische Soldat im Felde« um, aber seine Kommissionsarbeit von 1859 zum Abschluß zu bringen, hatte er längst aufgegeben und auch in der Redaktion des von den Majoren Winkler und Frhr. von Reitzenstein um das Jahr 1896 erstellten Manuskripts zum 1. Bande der neuen Heeresgeschichte wollte es nicht recht vorwärts gehen. Erst 1901 kam der Band zur Ausgabe und auf mindestens 12 war das Werk berechnet, E. aber zählte schon 70 Jahre, die Hoffnung, es vollendet zu sehen, wie er arbeitsrüstig im Anfang noch geträumt hatte, hieß es begraben. Immerhin besser daran wie Moses hatte er wenigstens den Boden seines gelobten Landes, Heeresgeschichte genannt, noch betreten dürfen.

E. war im hohen Grade schriftgewandt; war er einmal an sein Thema herangegangen, bedeckte sich Bogen um Bogen mit seinen gleichmäßigen kräftigen Schriftzügen, ohne daß ein Wort gestrichen, ein Satz geändert werden mußte. Der Klarheit seines Gedankengangs entsprach die Folgerichtigkeit seines Satzbaues, in seiner Schreibweise blieb er allerdings unerschütterlich dem etwas breiten Stile getreu, wie man ihn in den Jahren, da er seine ersten Artikel vom Stapel gelassen, für schön und elegant befunden hatte. Phrase und Floskel haßte er, dem schriftstellerischen Geistesblitz stand er mit tiefgründigstem Mißtrauen gegenüber und literarische Schöngesterei, wo er sie auf militärischem Revier ertappte, verfehlte er nicht mit ätzendem Spotte zu verfolgen. Ein vielleicht etwas kleinlicher Zug, der aber andererseits in seinem

peinlichen Ordnungssinn seinen Ausgangspunkt hatte, machte sich in der Art seiner Einschätzung neu erschienener Werke nach der Reinheit des Satzes von Druckfehlern bemerkbar. Hatte er etwa gar schon im Vorworte einen solchen entdeckt, dann war ein minderwertiges Urteil über das Ganze schnell gefällt.

In seiner äußeren Erscheinung zeigte sich E. zwiespältiger Natur. Am Vormittage in Uniform mit seiner großen hageren Gestalt und den kräftig geschnittenen Gesichtszügen auch in den höheren Jahren noch eine gute militärische Figur, liebte er es bei seinen gewohnten Nachmittagsspaziergängen, nachdem der Zwicker mit einer goldenen Brille vertauscht und der lange schwarze Rock hervorgeholt, auch eine etwas nach vorne gebeugte Haltung angenommen, mehr den Eindruck eines Vertreters professoralen Gelehrtentums zu erwecken und zwiespältig war auch seine Wesensart. Glaubte er vormittags bei Ausübung seiner Amtsgeschäfte zeitweise eines gewissen rauhen Auftretens, als seiner Meinung nach ein für allemal zum Kriegerstande gehörig, nicht entbehren zu können, so warf er diese Hülle sofort ab, wenn sich Gelegenheit ergab, ihm im Privatverkehr menschlich näher zu treten, und vollends im trauten Freundeskreise zögerte er nicht, die Schleusen seines reichen, stellenweise sogar weichen Gemütlebens weit zu öffnen. Und mit welchem trockenem Humor konnte er aus seinen Erinnerungen erzählen, von seiner ersten Waffentat, wie er kaum Leutnant geworden, mit seinem Zuge den Madererbräu gegen die Bierkrawaller verteidigen mußte, oder wie es ihm immer etwas schwer gefallen, den Anschluß an die Damenwelt zu gewinnen, er ist denn auch erst als guter Vierziger in den Hafen der Ehe eingelaufen, oder wie er als neugebackener Bataillonskommandeur den Versuch gemacht hatte, Plänklerketten mittels eines selbst konstruierten Sprachrohrs auf weite Entfernungen zu kommandieren, wobei aber sein Leibroß das Ansetzen des Instruments jedesmal so übel nahm: E. hatte erst als Stabshauptmann reiten gelernt und nie mehr recht Fühlung mit dem Sattel gewonnen, daß er schleunigst auf jeden Erfinderruhm verzichtete.

Für seine Lebensauffassung und Führung hatte sich E. eine streng philosophische Richtschnur gezogen. Wohl freute er sich der zahlreichen ehrenden Anerkennungen, die seinem Wirken allseitig gezollt wurden, wohl war er stolz auf die stattliche Reihe von Ordensauszeichnungen, die ihm seine Stellung eingebracht hatte, unter ihnen der die Verleihung des persönlichen Adels gewährende hohe Orden der bayerischen Krone, aber er geizte auch nicht nach ihnen. Nie wäre er imstande gewesen, auch nur eine Zeile zu schreiben, in der er seine aufrichtige patriotische Begeisterung für den Ruhm der Armee in noch besonderem Glühlicht hätte erstrahlen lassen, um den Widerschein hiervon auf seinen Namen zu lenken und sich nach oben lieb Kind zu machen. Über alles ging ihm bei seiner Gewissenhaftigkeit die historische Wahrheit. Sie ließ ihn zu keiner Zeit schweigen, wo Fehler und Mängel in der Geschichte der Armee ihre Schatten warfen, aber immer und überall versöhnend abzuschließen war sein Streben. Versöhnlichkeit war denn auch ein Hauptzug seiner vornehmen Charakteranlage. Wo immer fachwissenschaftliche Meinungsverschiedenheiten einmal einen Kurzschluß mit seinen Mitarbeitern bewirkten, immer war es E., der in kürzester Zeit das gute Einvernehmen wieder herstellte.

Der Wahrheit des alten Spruches: »Alles hat seine Zeit« stand er ja durchaus nicht verschlossen gegenüber, aber er hing eben so mit allen Fasern an seinem Wirkungskreis, daß er, rüstig wie er sich fühlte, die Zeit des Gehens

immer wieder hinausschieben zu können glaubte. Er hatte sein 50jähriges Dienstjubiläum gefeiert, die Siebzig überschritten, er machte noch den Umzug aus den Räumen des Reichsarchivs in den neu geschaffenen Monumentalbau am Hofgarten mit und vertauschte seine schlichte Arbeitsstube, die er vierundzwanzig Jahre innegehabt, mit dem prunkvoll ausgestatteten Direktorialzimmer im neuen Bau, aber kaum daß er sich in ihm zurecht gefunden, erreichte ihn die bewußte Frage, die so häufig dem Scheiden aus militärischen Stellungen als mehr oder minder kränkende Formel vorherzugehen pflegt. Jedoch E. als echter Philosoph schluckte die ungezuckerte Pille mit ruhiger Miene hinab und schied ohne Bitterkeit aus seinem geliebten Amte.

Am 6. Dezember 1909 hat man ihn zu München zu Grabe getragen. Er war einer vom alten Stamm, der alle die Vorzüge einer älteren Zeit, namentlich die Schlichtheit in den Lebensansprüchen und eine bis zur Schonungslosigkeit gehende Selbstzucht in sich verkörperte; seiner Lebensarbeit aber wurde von allen den schönen Worten, die an seiner Bahre fielen, keines mehr gerecht als jenes, das ihn da nannte: den **Altmeister der bayerischen Heeresgeschichtsschreibung**.

Druckwerke von größerer Bedeutung: 1. Kriegsgeschichte von Bayern, Franken, Pfalz und Schwaben, von der ältesten Zeit bis 1273. I. Bd. Kriegsgeschichte und Kriegswesen von der ältesten Zeit bis 921. München 1870. — 2. Beiträge zur Geschichte des polnischen Thronfolgekrieges (Feldzug am Oberrhein 1734). Kriegsg. Einzelsch. Heft 8. — 3. Herzogin Maria Anna und der Teschener Friede. München 1881. — 4. Der Bayerische Soldat im Felde. 3 Bde. München 1898—1899. — 5. Bayerische Einzeltaten und Gefechtsbilder aus dem deutsch-französischen Kriege 1870—71. Darst. a. d. bay. K. u. H. G. Heft 8. — 6. Johann Nepomuk Graf von Triva. 29. u. 30. Bd. der bayerischen Bibliothek von Reinhardtstöttner u. Trautmann, München, Bamberg, Leipzig 1892. — 7. Die Beschuldigung Wredes durch E. M. Arndt. Ein Wort zur Verteidigung. München 1860. — 8. Zur Erinnerung an das Zweihundertjährige Bestehen der K. Leibgarde der Hartschiere. München 1869 und Metz 1875. — 9. Bayerische Patriotenverfolgung vor einem Jahrhundert. Augsburg 1884.

H a n s F a h r m b a c h e r.

**Bion, Hermann Walter**, Pfarrer, Dr., Begründer der Ferienkolonien, \* 29. April 1830 in Affeltrangen, Kanton Thurgau, Schweiz, † 3. September 1909 in Zürich. — Sein Name wird in der Geschichte der Hilfe für sozial Notleidende dauernd einen hohen Rang behaupten als der eines Philanthropen, der nicht nur auf altem Grunde Dauerndes aufbaute, sondern auch eigenartiges Neues in der Fürsorge für das Wohl der Jugend schuf.

Das Geschlecht der B. stammte aus Frankreich. In der Zeit der Hugenottenverfolgung flüchteten sich Glieder desselben um des Glaubens willen nach den Rheingegenden. Von da siedelte ein B. nach St. Gallen über, bürgerte sich daselbst ein und wurde der Begründer einer Familie, die sich bald vollständig in ostschweizerische Art und Sprache einlebte, so daß sie selbst wie ihre Umgebung die französische Aussprache des Geschlechtsnamens an die deutsche vertauschte. B.s Vater, reformierter Pfarrer in Affeltrangen, zeichnete sich durch Beredsamkeit aus und wirkte, ein Volksmann im besten Sinne des Wortes, auch durch seine volkstümlichen Schriften erzieherisch bildend auf weitere Kreise. Den begabten Sohn Walter ließ er zum Studium der Theologie auf den Mittelschulen der Stadt St. Gallen vorbereiten. Nach Vollendung der philosophischen und theologischen Studien auf den Hochschulen Zürich und Tübingen

und nach kürzerem Vikariatsdienste in St. Gallen wurde Walter B. 1851 Pfarrer in Rehetobel, von wo ihn 1856 die große blühende Gemeinde Trogen im Kanton Appenzell auf ihre Kanzel berief. Sehr bald zeigte er in seiner Amtstätigkeit, wie er das Christentum vor allem nach seiner sozialen Bedeutung, als Religion der Tat rettender Liebe erfaßte. So groß seine vom Vater ererbte Beredsamkeit war, er konnte seiner ganzen Anlage nach sich nicht nur als ein Mann der Kanzel genügen, er mußte Hand anlegen, wo es galt, zu erziehen, zu helfen und zu heilen. Rüstig wirkte er mit an der Hebung des Schulwesens, regte durch Gründung eines Bezirkskrankenhauses in Trogen zur Errichtung ähnlicher Anstalten andernorts an und suchte durch Einführung freiwilliger Armenpflege die gesetzliche zu ergänzen, die ja so oft der unverschuldeten verschämten Armut nicht beikommt, mit ihren Mitteln manchmal nicht ausreicht, gemüthlosen bürokratischen Charakter annimmt und Nachteile für die bürgerliche Stellung des Unterstützten mit sich bringt. B.s Wirksamkeit zog die Blicke anderer großer Gemeinwesen auf sich. Er schlug mehrere Berufungen an solche aus, folgte aber zuletzt 1873 derjenigen der Kirchengemeinde Predigern in der Stadt Zürich. Zu ihrer Annahme bestimmte ihn wohl auch das Bewußtsein der eindringlichen Kraft seiner Predigtweise, und die Lust, auf dem neuen Arbeitsfelde mitzuwirken an der Befestigung der Stellung, die sich das freisinnige und dogmatische Christentum unter S. Vögelin, A. Biedermann, Heinrich Hirzel, Heinrich Lang und anderen nach harten Kämpfen um Recht und Anerkennung in der Landeskirche errungen hatte. B. war ein treuer Anhänger der Schule Ferd. Christ. Baur in Tübingen, fern von schroffer Einseitigkeit, frei und offen in der Aussprache seiner Überzeugung, erfüllt von religiöser Wärme in Predigt und Jugendunterricht, sowie in den mancherlei schriftlichen Arbeiten in theologischen und andern Zeitschriften, für die er bis in seine letzten Jahre seine gewandte Feder rührte.

Was aber B. gewiß ebenso stark wie das fröhliche Eintreten für die Sache des freien Christentums nach Zürich lockte, nach dieser geistig wie gewerblich so bedeutenden Stadt, war der Gedanke, hier noch ein weiteres Feld für seine Arbeit sozial fürsorgender Natur zu finden, als bis dahin. In solcher Arbeit sah er die wirksamste Verkündigung der ewigen Wahrheit und Berechtigung des Evangeliums Jesu. »Brave freuen sich der Tat« und »Edel sei der Mensch, hilfreich und gut«, das waren Leitsätze für ihn in seinem rastlosen Kampfe gegen soziale Not und Gebrechen. Seine Pfarrgemeinde, die ungünstigst gestellte der Stadt in Hinsicht auf die Lebensverhältnisse, aber auch die weitere Umgebung boten ihm Gelegenheit genug, helfend einzugreifen. Von seiten der Anhänger positiv dogmatischer Gläubigkeit geschah in Krankenpflege und Armenfürsorge schon viel. Sollte nicht auch die freisinnige Gemeinschaft Gleiches leisten, ohne dabei auf das Bekenntnis zu verpflichten? Das war es, was B. anstrebte und dann durchführte. Nun widmete er wiederum freiwilliger Armenpflege die größte Aufmerksamkeit, Zeit und Kraft. Es entstand der freiwillige Armenverein der Stadt Zürich, dem er lange lange Jahre vorstand und von dessen Wirken er nicht nur die gesegnete Frucht mancher beseitigten Not sah, sondern auch den idealen Gewinn erhoffte, daß in den vom Schicksal Begünstigtern das soziale Bewußtsein ihrer Pflicht erwache, als die Stärkern den Schwachen aufzuhelfen. Den Hilfsbedürftigen sollte es eine Freude sein, die ohne Gesetzeszwang gereichte Gabe zu empfangen als ein natürliches Pflicht-

teil der Nächstenliebe, ohne peinliche Antastung der persönlichen Ehre und der Achtung im bürgerlichen Leben. Die Anerkennung der Menschenwürde auch des Ärmsten, die Achtung vor dessen berechtigten Ansprüchen an die Kraft und die Leistungen der Glücklichen, — dieser humane Grundzug leitete B. in all den Hilfswerken, die er selbst neu begründete (Schwesternhaus zum roten Kreuz und die damit verbundenen Krankenhäuser, Erholungsheim für Rekonvaleszenten mit der Bildungsschule für Dienstboten, Bureau für Arbeitsnachweis), oder an denen er von Anfang an oder später mitarbeitete (Kindergärten, Jugendhorte, Verein für Versorgung verwaarloster Kinder, Trinkerheilstätte in Ellikon, Sanatorium für Lungenkranke, Erbauung eines Volkshauses, verschiedene Vereinigungen für Werke der Gemeinnützigkeit). Arbeit die Hülle und Fülle!

Doch nun zu B.s Hauptwerk, den *Ferienkolonien*, seiner eigensten und bedeutsamsten Schöpfung. Bei seinen Hausbesuchen von Berufs wegen, in seiner Tätigkeit als Mitglied der Schul- und Armenbehörden, auf seinen Gängen durch dumpfe Gassen alter Stadtviertel traf er, wie das ja in volkreichen Städten nicht anders ist, auf so manches Kind, das, den Tag hindurch wenig gepflegt und beaufsichtigt, in dumpfer, licht- und luftarmer Wohnung oder auf enger Gasse nach Leib und Seele zu verkümmern drohte und demgemäß auch im Schulunterrichte wenig leistungsfähig war. Da mußte geholfen werden, gemäß seinem schönen Ausspruche: »Das wirksamste Mittel, ungerechten sozialen Ansprüchen zu wehren, ist: gerechte zuvorkommend befriedigen. Zu den letztern gehört unstreitig die liebevolle Sorge der Gesellschaft für das leibliche und geistige Wohl der Kinder.« Auf diesem beruhen ja Gesundheit, Wohlfahrt, Leistungskraft der kommenden Geschlechter. Hinaus also mit den Verkümmerten in die gesunde Luft des freien Landes, womöglich in geeignete frische Bergeshöhe! Der Plan der Ferienkolonien gewann in Haupt und Herz B.s, des Kinderfreundes, immer festere Gestalt, und im Juli 1876 wurde von ihm unter Mithilfe von 10 Lehrern und Lehrerinnen die erste Ferienkolonie in die Berge seiner frühern Wirkensstätte, des Appenzellerlandes geführt. Schöner gesundheitlicher Erfolg krönte dieses erste Unternehmen. Im Vorwort zu seinem Buche »Die Ferienkolonien und verwandte Bestrebungen auf dem Gebiete der Kinder-Gesundheitspflege« sagt B. selbst: »Ferienversorgung armer erholungsbedürftiger Stadtkinder auf dem Lande gab es schon vorher, aber die von mir 1876 in Zürich eingeführten Ferienkolonien dürfen doch wohl deshalb als etwas Ursprüngliches bezeichnet werden, weil sie gleich von Anfang an mit den gesundheitlichen auch erzieherische Zwecke verbanden und die Ferienversorgung von da an systematisch, im engsten Anschluß an die Volksschule und unter Beobachtung und Anwendung pädagogischer Grundsätze betrieben wurde. Es sollten viele Kinder nicht nur leiblich, sondern auch geistig in eine bessere Luft versetzt werden.« B. begleitete Jahr für Jahr, solange es ihm die Gesundheit gestattete, Kinderscharen in die Berge. Seine Kolonien mehrten sich rasch. Er benutzte die gemachten Erfahrungen zu verbessernden Ausgestaltungen und ließ die Wohltat seines Werkes nicht nur Kindern Armer zu gute kommen, sondern auch solchen besser gestellter Eltern, die die Kosten auf sich nahmen und dankbar dafür waren, daß ihre Kinder bei einfacher, aber reichlicher und kräftiger Nahrung (reine Vollmilch, jeden Tag Fleisch, Gemüse und gutes Brot) in stärkender Höhenluft,

wohl beaufsichtigt bei wenig beschränkter Freiheit, dem verderblichen Einflusse städtischen Gassenlebens entzogen, bei Spiel und viel Bewegung sich erholen konnten. Zum Danke der Eltern gesellte sich oft der von Kindern in rührender Weise. Diese fühlten sich wohl, da ja der »Vater der Ferienkolonien«, wie B. mit Fug und Recht genannt werden durfte, den Grundsatz aufstellte: »Von den Ferienkolonien muß alles Schulgemäße, Pedantische ferngehalten werden. Die Kinder sollen sich in denselben allerdings in Zucht und Ordnung, aber frei und fröhlich bewegen dürfen.« Im Laufe der Jahre stellte sich das Bedürfnis ein, Stätten der Erholung für schwächliche Kinder auch während der Schulzeit einzurichten. In diesen empfingen die Kinder regelrechten Unterricht durch berufene Lehrer.

B. konnte sich mehr und mehr verdienter Anerkennung seines Werkes erfreuen. Hochstehende und einflußreiche Persönlichkeiten des Inlandes und Auslandes traten mit ihm in Verbindung zum Zwecke der Gründung von Ferienkolonien. Durch internationale Kongresse in Berlin (1881), Bremen (1885) und Zürich (1888) erfuhr das Werk lebhafteste Förderung weitumher. Es fand Anklang und Durchführung schon während eines einzigen Menschenalters nicht nur in Europa, sondern in allen Erdteilen. Seine Erfolge sprachen zu deutlich. Ihr Begründer durfte gegen den Schluß seines Lebens hin wohl schreiben: »Neben ihrem sanitären haben die Ferienkolonien auch einen g r o ß e n g e i s t i - g e n u n d s i t t l i c h e n E r f o l g , ja man darf mit Recht behaupten, daß die wohltätigen Wirkungen derselben auf geistigem und sittlichem Gebiete zum mindesten eben so hoch anzuschlagen sind, als die leiblichen« (Die Ferienkolonie, S. 280). Er durfte weiterhin aus den zahlreichen Zeugnissen von Ärzten, Lehrern, Schulbehörden, Eltern den Schluß ziehen: »Die weitere Verbreitung und Fortentwicklung der Ferienkolonien ist eine Aufgabe und Pflicht aller Menschen- und Kinderfreunde.... Es ist dahin zu wirken, daß die Wohltat derselben einer noch weit größeren Zahl von Kindern und in der Regel für eine längere Zeitdauer (wenigstens von vier Wochen) zuteil werde.« Da sie zugleich den Menschen B. kennzeichnet, sei aus dem Schlußwort seines Buches über die Ferienkolonien folgende Stelle hierher gesetzt: »Es brachte mir mein Unternehmen viel anstrengende Arbeit, Sorge und Kummer, aber noch mehr Freude; denn die größte und edelste Freude ist doch wohl die, andern Gutes zu tun. Über Anfechtungen und Schmähungen, an denen es anfänglich nicht fehlte, lernte ich mich durch das Bewußtsein, etwas Rechtes und Vernünftiges zu wollen, hinwegzusetzen. Aus Verzagtheit und ängstlicher Sorge erhob mich das freudige Vertrauen, in welchem ich durch manche Erfahrungen meines Lebens stets aufs neue bestärkt wurde: daß, wenn ein Mensch ein wirklich gutes und notwendiges Werk aus edeln Beweggründen und ohne dabei für sich selbst etwas zu suchen, unternimmt und zur Ausführung desselben die richtigen Mittel anwendet, es ihm gelingen wird und Gottes Segen auf solchem Werke ruht.«

So wirkte, ein echter Nachfolger Pestalozzis, der Mann, der zu seinem Vorbilde hätte mit des Dichters Worten sagen dürfen: »Deines Geistes hab' ich einen Hauch verspürt!« Einen starken, mächtigen Hauch. Verdiente Ehrungen blieben nicht aus. Die Stadt Zürich schenkte B. das Bürgerrecht. 1887 ernannte ihn das französische Unterrichtsministerium zum *Officier d'Académie*. Die medizinische Fakultät der Universität Zürich verlieh ihm den Titel eines Doktors *honoris causa* als »dem Gründer der Ferienkolonien, in Anbetracht

seiner großen Verdienste, seines unermüdlichen und erfolgreichen Wirkens auf hygienischem Gebiete. Gelegentlich der Feier ihres 350 jährigen Bestandes ernannte ihn 1909 die Universität Genf zum Doktor der Theologie.

Die rastlose Arbeit griff doch zuletzt die Kräfte des sonst kerngesunden Mannes stark an. Schlaganfälle mahnten zur Entlastung. 1902 sah sich B. zum Rücktritt vom Pfarramte genötigt; vom Danke der Gemeinde begleitet, zog er sich in eine Muße zurück, die eigentlich doch keine solche war. Denn immer noch lebte er der Arbeit und Sorge für die von ihm geschaffenen Anstalten. Solange es anging, rührte er noch die Feder für Arbeiten in Zeitschriften. Bald nach der Feier seiner goldenen Hochzeit (1908) verlor er seine treue Gattin, Lebensgefährtin und Mitarbeiterin Luise, geb. Tobler durch den Tod (1909). Der Schmerz darob setzte ihm hart zu. Qualvolles Leiden verdüsterte nun seinen Lebensabend, vermochte aber den heitern witzigen Humor des mit einem sonnigen, der Güte und Milde vollen Gemüte Begnadeten nie ganz zu brechen. Am 3. September 1909 trat der Tod erlösend an sein Schmerzenslager.

Seinem Hauptwerke als einer Schöpfung edelster Humanität bleibt eine Dauer in alle Zukunft verbürgt, und so wird denn auch sein Name nicht so bald verklingen.

Von Bions schriftlichen Arbeiten seien genannt: Die Ferienkolonien und verwandte Bestrebungen auf dem Gebiete der Gesundheitspflege; Zürich 1901, Sekretariat der Zürcher Ferienkolonien. — Die Erfolge der Ferienkolonien; Hinweil, Camenisch, 1901. — »Friede sei mit euch!«, Predigtsammlung mit einem Anhang über Kindererziehung und die Fröbelschen Kindergärten. — Außerdem zahlreiche Aufsätze in den Jahrgängen des Schweizerischen Protestantentblattes und in Zeitschriften für Gemeinnützigkeit. — Vergleiche ferner: Verhandlungen des internationalen Kongresses für Ferienkolonien und verwandte Bestrebungen der Kinderhygiene in Zürich; Hamburg und Leipzig, Leop. Voß, 1889. Toggenburger, Die neue und die alte Methode der Ferienversorgung; Bern, Haller 1899. — Biographisches und Würdigungen Bions in den Nekrologen Neue Zürcher Zeitung 7. Sept. 1909, 16. Februar 1910; Zürcher Post, 5. u. 8. Sept. 1909; Zürcher Wochenchronik, Beilage zu Nr. 37, 11. Sept. 1909; Volksrecht Nr. 213, 14. Sept. 1909; Protestantentblatt Nr. 37, 11. Sept. 1909; Daheim, 46. Jahrg., 2. Oktob. 1909 und vielen anderen.

O t t o H a g g e n m a c h e r.

**Mittnacht, Freiherr v., Dr.**, württembergischer Ministerpräsident, \* Stuttgart 17. März 1825, † Friedrichshafen 2. Mai 1909. — Der Hingang des Staatsmannes, der durch Jahrzehnte in entscheidungsvollen Zeiten eine überragende Stellung in Württemberg behauptet hat, ruft unwillkürlich die Erinnerung wach an diejenigen Minister, die seit dem Bestehen der Verfassung von 1819, wenn auch ohne die offizielle Würde eines Ministerpräsidenten, nacheinander eine ähnliche leitende Stellung eingenommen und damit auch dem Gedächtnis der Nachwelt sich eingepägt haben. Frhr. von Maucler (1818—1831) war der Minister aus der alten Metternichschen Schule, vornehm, kalt, strenge, unbeliebt, gewalttätig. Schlayer (1832—1848) war kaum minder rücksichtslos zumal gegen die geistig so überlegene Opposition der 30er Jahre, gefügig gegen die Befehle des Bundestags, in nichtpolitischen Dingen ein aufgeklärter, ja liberal denkender Bürokrat. Friedrich Römer (1848—1849) hat durch seine unbeugsame Festigkeit gegen oben in Anerkennung der Reichsverfassung, gegen unten wider die aus Baden herüberzügelnden Flammen seine Heimat vor der Revolution und einer wahrscheinlich blutigen Reaktion bewahrt. Frhr. Josef v. Linden (1850—1864) brachte eine solche, doch immerhin mäßige, hauptsächlich gegen die ihm an-



stößigen Persönlichkeiten gerichtet. Aber in den Hauptfragen, Entschädigung für die Ablösung, Konkordat, Preß- und Gemeindegeseze, mußte er sich dem Volkswillen beugen. Und der eifrige Gegner der deutschen Einheitsbestrebungen hat noch, freilich nicht mehr als Minister, das neue Reich erlebt und freudig begrüßt. Frhr. v. Varnbüler (1864—1870) und Frhr. v. Mittnacht (1867—1900) sind Minister einer modernen Zeit gewesen. Ihre Bedeutung liegt in dem Anteil, den sie an der Neugestaltung Deutschlands hatten. Anfangs noch schwankend und unsicher, so lang der Streit der Meinungen dauerte und das Ziel der geschichtlichen Entwicklung noch nicht klar erkennbar war, haben sie zur rechten Stunde den rechten Weg für Württemberg gefunden: Varnbüler hat mit staatsmännischem Blick den Bündnis- und Zollvertrag mit Preußen abgeschlossen, Mittnachts Name steht unter dem Versailler Vertrag, er ist der korrekte Minister eines deutschen Mittelstaates im neuen Reich geworden.

Hermann M., geboren zu Stuttgart am 17. März 1825, entstammte einer katholischen Familie des fränkischen Unterlandes; sein Vater, Oberfinanzrat M., war bei der Landesvermessung hervorragend tätig und ist durch die seinen Namen tragende vierblättrige Karte Württembergs bekannt geworden. Der Sohn durchlief das Gymnasium der Vaterstadt und studierte dann die Rechte in Tübingen und Heidelberg; in Tübingen war er Mitglied des Korps Suevia. Die amtliche Laufbahn bietet in ihren Anfängen nichts Besonderes, M. begann sie als Gerichtsaktuar in Spaichingen und Göppingen und wurde 1854 Oberjustizassessor und Staatsanwalt in Ellwangen. 36 Jahre war er alt, als er den ersten Schritt in die Öffentlichkeit tat, der für sein Leben bestimmend werden sollte: 1861 schied der Abgeordnete Ziegler von Mergentheim freiwillig aus der Kammer aus, und jetzt wählte dieser Bezirk zum erstenmal M. in die Kammer der Abgeordneten. Am 2. Juli 1861 trat er als eines ihrer jüngsten Mitglieder ein. Eben war im März des Jahres das Konkordat mit dem römischen Stuhl nach fünftägiger heißer Redeschlacht von der Kammer verworfen worden. Das Golthersche Kirchengesetz (30. Jan. 1862) wurde jetzt im November beraten. Dabei äußerte M.: er als Katholik und Vertreter eines gemischten Oberamts werde mehr nur abstimmen als sprechen. Er sei für das Gesetz, man möge aber dasselbe nicht noch verschärfen. Die 1. Kammer hatte abgelehnt, ein besonderes Verbot des Jesuitenordens aufzunehmen. Bei der Endabstimmung der 2. Kammer war M. in erster Linie für den Beschluß der 1. Kammer. Nach Verwerfung dieses Standpunkts aber stimmte er dem Kommissionsantrag zu, wonach der Jesuitenorden nur durch ein ausdrückliches Gesetz in Württemberg zugelassen werden kann, und sodann in der Gesamtabstimmung für das ganze Gesetz. Der Vorgang ist vorbildlich für vieles in M.s späterem öffentlichem Wirken. Für die parlamentarische Laufbahn brachte er eine glänzende Befähigung mit: zu den Kenntnissen gesellte sich Fleiß, Beobachtungsgabe, Scharfsinn, leidenschaftslose Ruhe und glückliche Beredsamkeit. Es darf schon hier auf diese Eigenschaften um so mehr eingegangen werden, als sich sein parlamentarisches Wesen und überhaupt sein Charakter im öffentlichen Leben schon in den ersten Jahren voll entwickelte. In allen Dingen mitzusprechen, überhaupt viel zu reden, war nicht seine Sache; meist war er schweigsam und beobachtete. Mit den Vorlagen war er stets aufs innigste vertraut; noch später als Minister konnte er verlangen, eine Materie abzusetzen, wenn seine Vorbereitung noch nicht vollendet war. Er kannte genau die Vorgeschichte, die etwaigen früheren Reden der Kollegen,

und manchen setzte er in Verlegenheit, wenn er ihm frühere abweichende Äußerungen vorhielt. Stets überlegt und überlegen, bewahrte er in der Rede vollkommene Ruhe; Leidenschaft, ja Pathos kannte er nicht oder kaum, seine Stärke war die Debatte, selten nur verstand er sich zu einer oratorisch gefärbten Rede. Aber alles war in dem langsam dahingehenden, fast eintönigen Vortrag vollkommenste Klarheit, logische Entwicklung, so daß er überzeugend wirkte. Die Reden würzte ein oft recht scharfer Sarkasmus, höchst wirksam, zumal gegen ebenbürtige Gegner. Manchmal freilich ließ er seine Überlegenheit und seinen Witz auch einen harmlosen Kollegen für irgendeine Unebenheit fühlen und konnte so kränken. Eine besondere Fertigkeit hatte er zu einem erfolgreichen System ausgebildet: wenn in der weit weniger als heutzutage in Parteien abgeschiedenen Kammer die Ansichten und Anträge durcheinander schwirrten, so beobachtete er glücklich, wohin am Ende die Instinkte der Kammer sich neigten; jetzt trat er mit geschickt abgefaßtem Antrag hervor, der die verschiedenen Ansichten verschmolz oder vermittelte, und drang siegreich damit durch. Bald befestigte sich so die Anschauung, daß Mittnachts Anträge die richtigen seien. Selten aber entschied er sich für eine Sache, ohne in orakelhafter Weise ein Wort beizufügen, das den Übergang zu einer späteren Entscheidung in anderem Sinne schon zum voraus ermöglichte. Wenn er so, ein anerkannter Führer der Kammer, die Mehrheit nach sich zog, so lag freilich die Gefahr auch nahe, daß er, um sich diese zu bewahren, vermittelnd zu der Stimmung derselben herabstieg, und psychologisch ist es erklärlich, wenn er, zumal in alten Tagen, auch dieser Mehrheit sich über Gebühr näherte.

In jenen 60er Jahren bildete sich mehr und mehr der schroffe Gegensatz von großdeutsch und kleindeutsch aus. M. hielt zu den *Großdeutschen*, verleugnete aber auch damals seine Vorsicht nicht.<sup>1)</sup> Als dem Nationalverein ein »großdeutscher Reformverein« entgegengestellt werden sollte, reiste auch M. mit seinem Freund und späteren Kollegen Sarwey nach Frankfurt a. M., wo der neue Verein gegründet werden sollte. Man erzählt aber, daß die beiden, als sie in den Saal traten und denselben vorwiegend mit hochadligen Herren und katholischen Geistlichen aus Bayern angefüllt sahen, schleunigst sich wieder zurückzogen, weil sie sich von einem solchen Verein geringe Wirkung auf die öffentliche Meinung versprochen. Über seine großdeutsche Gesinnung ließ aber M. keinen Zweifel, als die Entscheidung von Königgrätz gefallen war

<sup>1)</sup> Sybel gegenüber verteidigt sich M. in seinen »Rückblicken« S. 14 ff. gegen die Bezeichnung als »entschiedener Großdeutscher mit ultramontanen Beziehungen und durchaus kein Freund Preußens«. Er sagt: »Die gewaltsame Verdrängung Österreichs aus Deutschland konnte ich vom Rechtsstandpunkt aus nicht billigen. Der Ausschluß von Millionen deutscher Stammesgenossen aus der Zusammengehörigkeit war zu beklagen, und die Gefahr, daß das besiegte Österreich einer preußenfeindlichen Koalition anheimfallen könnte, lag nahe. Nachdem aber Österreich die Auflösung des bisherigen Deutschen Bundes anerkannt, seine Zustimmung zu einer neuen Gestaltung Deutschlands ohne Beteiligung des Kaiserstaats erklärt und die süddeutschen Staaten auf eine nationale Verbindung mit dem Norddeutschen Bunde verwiesen hatte, war für jeden mit entscheidenden und abschließenden Tatsachen rechnenden Politiker der Weg, den die süddeutschen Staaten zu gehen hatten, vorgezeichnet.« Mittnacht beruft sich dafür auf eine Rede, die er am 11. Okt. 1866 als Abgeordneter in der Kammer gehalten hat. Er habe allerdings den einfachen Eintritt in den Nordd. Bund mit einer Verfassung, an deren Festsetzung die süddeutschen Staaten keinen Teil hatten, nicht für den einzig gangbaren Weg gehalten.

und in Württemberg eine starke Beunruhigung darüber entstand, daß trotz dieser Entscheidung der Krieg von seiten der süddeutschen Staaten fortgesetzt wurde, der dann für Württemberg den unglücklichen Tag von Tauberbischofsheim, 24. Juli 1866, zur Folge hatte. Die Kammer war in diesen kritischen Tagen nicht versammelt; da traten am 27. Juli die Mitglieder privatim in der Liederhalle zusammen. Duvernoy, Hölder, Römer verlangten die Einleitung von Friedensverhandlungen und eine Erklärung, daß die Trennung von Nord und Süd ein nationales Unglück wäre, allein M. und Streich siegten mit dem Gegenantrag, von einer Erklärung abzusehen, und am 29. Juli, als die Nachricht vom Friedensschluß zwischen Preußen und Österreich eingetroffen war, wurde wieder unter M.s Mitwirkung beschlossen, jede Erklärung während der Friedensverhandlung, zu der Varnbüler nach Nikolsburg abgereist war, zu unterlassen.

Die Kammer hatte ihrem jungen Mitglied unzweideutig ihr Vertrauen geschenkt, ihn schon 1861 in den weiteren, im folgenden Jahre in den engeren Ausschuß gewählt; das Vertrauen der Regierung steigerte sich ebenso rasch: 1862 bekam M. die bedeutende Stellung des Stadtrichters in Stuttgart, und 1865 wurde er Obertribunalrat und Mitglied des Oberhandelsgerichts. In dieser Zeit veröffentlichte er in Kübels und Sarweys Archiv zwei Aufsätze: »Zur Eröffnung der Handelsgerichte nach Einführung des allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuchs« und »Aus dem Oberhandelsgericht, mit einer Anzahl von Entscheidungen«. Übrigens waren schriftliche Arbeiten weniger seiner Neigung entsprechend, wie sich das auch in der Berichterstattung für die Kammer zeigte. Am 27. April 1867 wurde M. zum Departementschef der Justiz ernannt, im folgenden Jahre zum Justizminister. Seine erste große Aufgabe war die Durchführung der neuen, auf den Grundsätzen der Öffentlichkeit und Mündlichkeit und wesentlich nach dem Muster der hannoverschen Organisation aufgebauten Justizreform, im Dezember 1867 in der Kammer und nachher die Einführung der neuen Gesetze ins Leben, der Gerichtsverfassung, wie des Zivil- und Strafprozesses. Allein die Sorge um eine jüngere juristische Kraft war nicht der einzige Grund seiner Berufung ins Ministerium gewesen. Im Frühjahr 1867 hatte der drohende Konflikt wegen Luxemburgs eine Spaltung des Ministeriums erzeugt. Die Frage war, ob der Bündnisfall vorliege; der Kriegsminister Hardegg und der Justizminister Neurath verneinten, Varnbüler und die anderen Minister bejahten sie; die Folge war eine Ministerveränderung, und an Neuraths Stelle trat M.<sup>1)</sup> Als dann im November d. J. die zwei Verträge mit dem Norddeutschen Bund, der Allianz- und der neue Zollvereinsvertrag zur Bestätigung der württembergischen Kammer vorlagen, da trat der neue Minister mit einer an ihm bisher fast ungewohnten Wärme für dieselben ein. »Der Allianzvertrag«, so sprach er u. a., »legt uns nicht mehr auf, als was ohnedem die nationale Pflicht uns gebietet. . . . . Wenn in einem Kriege eine Schlacht geschlagen würde und dem deutschen Heer verloren ginge, und wir wären nicht dabei gewesen, und man könnte uns eine Schuld an dem dann unabwendbaren Unglück einer Abreißung deutschen Gebietes beimessen, die Schamröte müßte uns ewig auf den Wangen brennen. Und würde die Schlacht gewonnen, und wir wären nicht dabei gewesen, so

<sup>1)</sup> Nicht gerade die Frage des Bündnisfalls im Luxemburger Handel als Neuraths Gegnerschaft gegen das Schutz- und Trutzbündnis mit Preußen überhaupt war nach M.s »Rückblicken« S. 14 der Grund von Neuraths Rücktritt.

hätten wir zu existieren aufgehört.« Indessen verfolgte zwischen 1866 und 1870 das Ministerium Varnbüler keineswegs eine konsequente Haltung im Sinne bundesstaatlicher Einigung. Die Verträge sollten streng gehalten werden, weiter aber wollte man nicht gehen. Das war namentlich die Parole der Regierung zur Zeit der erstmaligen Wahl zum **Zollparlament** im Frühjahr 1868. Die junge Deutsche Partei drängte vorwärts, aus dem Zoll- sollte das Vollparlament entstehen; die Regierung aber hemmte, Volkspartei und Ultramontane, sowie die sämtlichen Großdeutschen stimmten ihr bei, und so entstand bei der Wahl der unnatürliche Bund, der alle Kandidaten der Deutschen Partei ausschloß. M. selbst wurde von den Bezirken Mergentheim, Gerabronn, Crailsheim gewählt. Während des Wahlkampfes schrieb er damals, Februar 1868, an seine Wähler einen Brief, worin er sich für Festhalten an den Verträgen erklärte, aber beifügte: »ohne den Hintergedanken, je nach den Verhältnissen übernommenen Verpflichtungen uns zu entschlagen, aber auch ohne die Intention, das Zollparlament zum überwältigenden Drucke auf die freien Entschließungen selbständiger Staaten zu benützen. Den Eintritt Württembergs in den Norddeutschen Bund auf der Grundlage der norddeutschen Bundesverfassung halte ich für unvereinbar mit den Interessen des Landes«. Übrigens deutete er auf einer der Wahlversammlungen doch auch die Möglichkeit an, einen Schritt weiter zu tun, es könnte immerhin eine Zeit kommen, in der ein engerer Anschluß, jedoch nicht ohne Garantien für die Selbständigkeit Württembergs, wünschenswert sein möchte. In seiner Geschichte der Begründung des Deutschen Reichs (Bd. 6) sagt H. v. Sybel über den damaligen Minister und Politiker M.: »Er besaß, wie seine lange Ministerlaufbahn gezeigt hat, ein weit über das Mittelmaß hervorragendes Talent, einen fest und stetig zur Herrschaft emporstrebenden Ehrgeiz, eine sichere Beobachtung der zurzeit am Hofe oder im Lande vorwiegenden Strömung und ein seltenes Geschick, sich von ihr vorwärts tragen zu lassen, ohne dadurch die eigene Zukunft für den Fall eines Umschwungs zu kompromittieren.«

Im Zollparlament hatte M. sofort Gelegenheit, seine glänzende Begabung zu zeigen. Mit großem Geschick verteidigte er die württembergische Regierung gegen die aus Anlaß der Wahl eingelaufenen Beschwerden. Wie tief damals der Gegensatz zwischen Ministerium und Deutscher Partei war, zeigte die schneidende Schärfe, womit er letztere dabei angriff. Da kein württembergischer Abgeordneter der Partei gewählt war, übernahmen Lasker und Braun deren Verteidigung. In der Heimat brachten die Verhältnisse mehrmals ein Schwanken in der Haltung der Minister hervor: bald kehrten sie sich wider die Deutsche Partei, bald wider die Volkspartei. Letztere hatte einen Sturm durch das ganze Land gegen das bestehende Kriegsdienstgesetz organisiert, jetzt brauchte man wieder die Hilfe der Deutschen Partei. Die Agitation hatte einen wirklich bedenklichen Grad erreicht; da wurde plötzlich die Kammer vertagt, und am 21. März 1870 erfolgte abermals ein Ministerwechsel, und zwar im Sinne schärferer Maßregeln gegen die demokratische Agitation und einer Stärkung der nationalen Richtung durch den Eintritt des Kriegsministers Suckow. Jede Ministerveränderung verstärkte zugleich den Einfluß des im Amte bleibenden M. So war es auch, als kurz nach Beginn des französischen Krieges am 31. Aug. 1870 Varnbüler, übrigens nicht aus politischen Gründen, aus dem Ministerium schied, und M. am 2. September zum Präsidenten des Geh. Rats ernannt wurde.

Über die Haltung des Ministeriums beim Ausbruch des Kriegs mit Frankreich hat M. im »Schwäb. Merkur« vom 18. November 1905, Nr. 538, aus seinem Privatarchiv geschöpfte Mitteilungen gemacht, in denen er Behauptungen oder Andeutungen der Historiker Sybel und Lorenz entgegentritt. (Jetzt auch in »Rückblicke« S. 45 ff.) Das Ministerium ist damals, seinen Darlegungen zufolge, keinen Augenblick über seine Pflicht schwankend gewesen, es hat keinen Augenblick daran gedacht, erst die Frage des casus foederis aufzuwerfen, und es hat keinerlei äußerer Einwirkung weder von seiten der öffentlichen Meinung, noch von seiten des Königs bedurft, um ihm den rechten Weg zu weisen. König Karl befand sich damals in St. Moritz, wurde aber von den Ministern eilig zurückgerufen. Allein noch bevor der König eintraf, und vor der großen Versammlung in der Liederhalle, schon am 15. Juli vormittags fand eine Ministerkonferenz statt, die die Ansicht einstimmig aussprach, daß einer Aufforderung Preußens zur Teilnahme am Krieg bedingungslos entsprochen werden soll. Kollege Varnbüler brachte zwar, einem bayrischen Vorschlag folgend, in Anregung, ob die süddeutschen Staaten sich nicht zuvor eine förmliche Garantie für die Erhaltung ihrer Souveränität auswirken sollten. M. aber mit den anderen Ministern war anderer Meinung, so daß Varnbüler seine Anregung nicht weiter verfolgte, und wie gesagt, die Ansicht durchdrang, daß der eventuelle Anschluß bedingungslos zu erfolgen habe <sup>1)</sup>. Entscheidende Beschlüsse zu fällen war die Regierung, wie der »Staatsanzeiger« am Nachmittag desselben Tags verkündigte, noch nicht in der Lage. Als dann der König am 17. Juli in Stuttgart eintraf, fand er die Anträge des Ministeriums auf Mobilisierung und Einberufung der Stände vor, denen er ohne weiteres entsprach.

Daß ein glücklicher Krieg sofort die deutsche Einigung herbeiführen müsse, war die Überzeugung und der feste Wille des ganzen Landes. In den wenigen markigen Worten: »Ein einiges Volk, Ein Heer, Ein Reichstag, Ein deutsches Staatswesen ist für Deutschland und Europa die Gewähr des dauernden, sicheren Friedens«, drückte die große Volksversammlung in der Liederhalle zu Stuttgart am 3. September 1870 den Grundton einer Bewegung aus, die mit elementarer Gewalt durch das ganze Land hinbrauste. Nach Varnbülers Abgang war dessen Departement zwar dem Grafen Taube provisorisch übertragen worden, aber der politische Leiter des Ministeriums war der neu ernannte Geheimratspräsident M. Mitte September reisten einige nationalliberale Abgeordnete des Norddeutschen Reichstags, Bennigsen, Lasker und Forckenbeck, nach dem Süden,

<sup>1)</sup> Varnbüler, der in seiner Denkschrift (s. Schw. Merkur 1890 Nr. 14 und 15) nichts von dieser Ministerkonferenz erwähnt, legt gleichfalls großes Gewicht darauf, daß er sich, noch bevor die öffentliche Meinung drängte, für die Teilnahme am Krieg entschlossen habe. Bekanntlich hat er dann den Bruch mit Frankreich noch bis zum 22. hinausgeschoben, in der Absicht, wie er sich rechtfertigend ausführt, um einen Einbruch des Feinds in Süddeutschland hintanzuhalten und um Zeit für die militärischen Vorbereitungen zu gewinnen. Der Umstand, daß die Minister alles bezügliche Material zu ihren Privatakten an sich genommen haben, erschwert einigermaßen die völlige Aufhellung der Geschichte jener denkwürdigen Tage. Einen Nachklang jenes Garantiewunsches kann man in dem Telegramm erkennen, das König Karl am 26. Juli, nachdem der preußische Kronprinz die Führung der süddeutschen Truppen übernommen hatte, an den König von Preußen sandte, und worin es heißt: »Rückhaltlos vertraue ich in diesem Krieg die Interessen Württembergs dem ritterlichen Sinn Eurer Majestät.«

um zunächst mit den dortigen Gesinnungsgenossen sich über das, was in der Verfassungsfrage zu geschehen habe, zu beraten. Lasker hatte am 16. September auch mit M. eine Unterredung, von der er höchlich befriedigt war. Er gewann volles Vertrauen zu der »klaren und unbedingten Stellung Württembergs«, es sei nun dringend geboten, »die auf dem richtigen Weg befindliche Regierung mit allen Kräften zu unterstützen«. In diesem Sinn berichtete er auch den Stuttgarter Parteifreunden. Die noch vorhandenen Mißstimmungen zwischen den Ministern und den Leitern der Deutschen Partei zu verscheuchen, das machte sich dieser getreue Eckart des Einigungswerks in diesen Tagen zur besonderen Aufgabe. M. sprach sich damals für einen raschen Gang und Abschluß der bevorstehenden Verhandlungen aus, nur war unverkennbar, daß er nicht ohne Bayern vorzugehen wünschte. »Blieb Bayern draußen«, so hat er sich noch später geäußert, »so war die Arbeit nur halb getan, der Norddeutsche Bund war durch Baden und Südhessen, vielleicht auch Württemberg vergrößert, Gesamtdeutschland war es nicht« (M., Erinnerungen an Bismarck, I. S. 24).

Die Entscheidung lag also in Bayern. Schon am 12. September war, nicht ohne Einwirkung des Königs von Sachsen von München aus der Antrag gestellt worden, über ein Verfassungsbündnis zwischen den Südstaaten und dem Nordbund in Verhandlungen zu treten.<sup>1)</sup>

Zur Führung dieser Verhandlungen wurde Delbrück, der Präsident des Bundeskanzleramts, bestimmt, der am 21. September in München eintraf. An den dortigen Verhandlungen, die vom 22. bis 26. September währten, nahm nun auch M. teil auf eine am 21. September von München aus ergangene Einladung, die von der württ. Regierung selbst gewünscht und angeregt worden war. Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß seine Bestellung zum Unterhändler mannigfach noch mit einem gewissen Mißtrauen aufgenommen wurde; die Erinnerungen an die Zollparlamentszeit waren noch allzu frisch. Aber der Minister hatte sich, wie er sich ja früher schon vorbehalten, in die neue Lage gefunden, und mehr und mehr befreundete er sich mit ihr. Diese Münchener Verhandlungen sind die Grundlage der Versailler Verträge und damit der deutschen Reichsverfassung geworden. Sie wurden von Anfang an, entgegen dem ursprünglichen Programm des Grafen Bray, auf dem Grund der Norddeutschen Bundesverfassung geführt, so daß nur die Ausnahmen und Sonderrechte, die die süddeutschen Staaten beanspruchten, zur Erörterung standen. Erich Brandenburg (a. a. O. S. 21) vermutet, daß dieser Modus, ohne den die Verhandlungen sofort ins Stocken geraten wären, auf M.s Vorschlag zurückzuführen sei. Im übrigen verhielt sich M. seiner Art gemäß meist schweigend, im einzelnen aber wirkte er glücklich vermittelnd, und Delbrück gab ihm das Zeugnis, er habe »nicht nur den scharfsinnigen Juristen, sondern auch den weitblickenden Staatsmann« erkennen lassen. »Er war gewiß«, so schreibt W. Busch (Die Kämpfe um die Reichsverfassung, 1906, S. 40) »dem nationalen Gedanken nicht mit dem Enthusiasmus eines Suckow ergeben, er war mittelstaatlich selbstbewußter, aber er vertrat ihn damals mit unbedingter Ent-

<sup>1)</sup> Erich Brandenburg, Der Eintritt der süddeutschen Staaten in den Norddeutschen Bund, S. 17, vermutet nicht ohne Grund, daß die Entsendung Suckows in das Hauptquartier zu König Wilhelm den Anstoß zu dem bayrischen Vorgehen gegeben habe. Bei dem Eintreffen der sächsischen Denkschrift sei der entscheidende Beschluß dort wohl schon gefaßt gewesen. Der Auftrag zu jener Reise war Suckow am 6. Sept. erteilt worden.

schlossenheit und Klugheit, jedenfalls energischer, als dem einen oder anderen seiner bayrischen Kollegen lieb war, mit denen er aber dauernde Fühlung zu wahren sorglich bemüht war.« Der Minister Schlör machte sich damals in starken Worten über die »Widerstandslosigkeit Württembergs« Luft. Darüber, daß Württemberg auf dem Reservatrecht der eigenen Verwaltung seines Verkehrswesens bestehe, hat übrigens schon damals M. keinen Zweifel gelassen. Einzelheiten blieben noch zu regeln, der Katalog der von Bayern beanspruchten Sonderrechte war beträchtlich länger als der württembergische, aber beide Regierungen hatten sich auf den Boden der norddeutschen Verfassung gestellt, Delbrück konnte aus München die Überzeugung mitnehmen, »daß der Deutsche Bund gesichert sei« und auch M. schied von der bayrischen Hauptstadt »befriedigt von dem Verlauf der Besprechungen als einer annehmbaren Grundlage und nicht zweifelnd an dem schließlichen Gelingen des Werkes« (»Rückblicke« S. 102).

Am 27. September kehrte M. aus München zurück. Da mußte es nun in hohem Grade befremdlich und erkältend wirken, als der »Staatsanzeiger« vom 29. September einen Artikel brachte, in dem eine Berliner Mitteilung des »Schw. Merkur«, wonach der Eintritt der süddeutschen Staaten in den Bund vorbehaltlich einiger später festzustellender Modifikationen nunmehr gesichert sei, in unwirschem Ton für unbegründet erklärt wurde. M. hatte — gleichviel, ob er an diesem Artikel beteiligt war oder nicht — einen außerordentlich schweren Stand. Das Land verlangte in seinen berufensten Vertretern, in Versammlungen und Presse den Eintritt in den Norddeutschen Bund; die Hofpartei, von Bayern her beeinflußt, widerstrebte, hemmte; die allerdings kleinmütig gewordene Volkspartei verlangte einen konstituierenden Reichstag. Mit großem Geschick wußte der Minister mitten unter solchen Schwierigkeiten voranzuschreiten; das Ziel jetzt sicher im Auge, vorsichtig im Ausdruck, gewann er die Überzeugung auch früherer Gegner. Wie es aber noch am Hofe stand, war daraus abzunehmen, daß der König dem Empfang einer Adresse, welche die große Liederhallenversammlung am 2. Oktober beschlossen hatte, durch die Fahrt nach Friedrichshafen auswich. In diese Zeit fällt ein Brief, den Lasker am 3. Oktober an M. schrieb, worin er mit einer Wärme, wie es ihm bei einer Herzenssache eigen war, den Minister beschwor, sich nicht von Bayern abhängig zu machen. Selten, so führte er aus, habe es ein kleinerer Staat so in der Hand, bestimmend auf die Geschicke einzuwirken, wie jetzt Württemberg; bleibe es fest, so müsse es am Ende Bayern nach sich ziehen; widerstreben aber beide vereint, so werden sie eine schwere Krisis vielleicht auf Jahre über das Vaterland bringen. Und nun kamen erfreulichere Zeichen. Einlenkend war schon die schriftliche Antwort, die der König am 9. Oktober auf jene Adresse erteilen ließ, und am gleichen Tag erschien im »Staatsanzeiger« eine ministerielle Erklärung, die wie eine Zurücknahme jenes befremdenden Artikels vom 29. Sept. klang und das feste Versprechen einer bundesstaatlichen Einigung gab, wenn auch Einzelheiten nicht mitgeteilt und das Wort: Eintritt in den Bund vermieden wurde. An demselben 9. Oktober hielt das Landeskomitee der Volkspartei eine Sitzung, an der auch die Großdeutschen Probst und Oesterlen teilnahmen, und die zu dem Beschluß kam, daß eine staatsrechtliche Verbindung auf Grund der Nordbundverfassung unmöglich sei, weil es dem »echten Einheitsstreben« widerspreche! Es war die Bürgschaft für den ehrlichen Willen

der Regierung, daß sie die Kammer, in der Großdeutsche und Demokraten die Mehrheit besaßen, am 22. Oktober auflöste.

Zu dieser Zeit waren die württ. Unterhändler bereits unterwegs nach Versailles. Auf die Erklärung der Bereitwilligkeit zu Unterhandlungen war am 12. Oktober die Einladung erfolgt, und am 19. Oktober trat M., nachdem er sich zuvor des Mittuns der Bayern versichert hatte, in Begleitung des feurig vorwärts drängenden Suckow die Reise nach dem Hauptquartier an, wo sie am 22. Oktober eintrafen. Die Verhandlungen kamen anfangs nicht recht in Gang, da man zuerst mit den Bayern einig werden wollte, dann aber gingen sie glatt von statten. M. war sogar, als die Bayern sich hartnäckig zeigten und bloß auf einen weiteren Bund sich einlassen wollten, bereit, auch ohne sie abzuschließen. Schon war alles zur Unterschrift bereit. Da in letzter Stunde regten sich noch einmal in der Heimat widrige Einflüsse, hauptsächlich von Bayern her angeregt. Suckow erzählt den noch nicht völlig aufgeklärten Hergang in seiner »Rückschau« S. 176 f. folgendermaßen: »Alles war fertig zum Abschluß der Verträge, und die Schlußkonferenz zur Unterzeichnung wurde auf den 11. November mittags 1 Uhr anberaumt. M. verlangte Aufschub bis zum 12., damit er die Militärkonvention noch besser studieren könne. Es geschah. Da kam nachmittags das Telegramm aus Stuttgart: »Seine Majestät befehlen, daß, ehe ohne die Bayern abgeschlossen wird, muß Bericht erstattet und ausdrückliche Erlaubnis eingeholt werden, keinesfalls darf anders verfahren werden.« Ich sagte M., daß wir sofort nach Hause reisen müssen, um die Sache persönlich zum Austrag zu bringen Stirne an Stirne, und daß wir damit nur die Schlußkonferenz von morgen abwarten wollen, um mit den fertigen Verträgen vor den König zu treten, entweder — oder. M. war einverstanden. Abends sagte er mir, daß er einen Brief von Scheurlen erhalten habe, wonach es eine Intrigue des bayerischen Gesandten Gasser ist, in Verschwörung mit dem Kabinettschef Egloffstein, dem Gesandten Soden in München und dem Kabinettssekretär des Königs von Bayern, Eisenhart. Wie bestimmt, fand die Schlußkonferenz am 12. November mittags 1 Uhr bei Bismarck in der Rue de Provence statt. Nach Verlesung und allseitiger Genehmigung der Verträge samt der Militärkonvention in der vereinbarten Fassung eröffneten wir Bismarck, daß und warum wir nicht unterzeichnen dürfen, sondern nach Hause reisen müssen. Welche Schmach! Der Kanzler war einen Augenblick betroffen und sagte dann ruhig: »Der Weg für Sie ist, etwas Bestimmtes zu wollen.« Ich sagte ihm, daß ich mit der Unterschrift zurückkomme oder nicht mehr <sup>1)</sup>. So reisten denn die Unterhändler nach Hause, und dort gelang es ihnen bald, unterstützt von dem stürmischen öffentlichen Verlangen, die bösen Nebel zu zerstreuen. Ein Ministerrat vom 19. November, dessen Antrag der König schweigend genehmigte, brachte die Entscheidung. Zum Abschluß mit Delbrück wurden die beiden Minister nach Berlin gewiesen, wo am 25. November der Vertrag über den Eintritt in den Norddeutschen Bund mit den bekannten Reservatrechten und mit der Militärkonvention unterzeichnet wurde. Mit Bayern war noch vorher abgeschlossen worden, und so kamen die Württem-

<sup>1)</sup> M. hat in seinen »Erinnerungen an Bismarck« I, S. 26, und in seinen »Rückblicken« S. 136 ff. im wesentlichen diesen Hergang bestätigt, an letzterer Stelle auch die wichtigsten Aktenstücke mitgeteilt.



berger, wie Suckow schreibt, »als die letzten von allen«. Immerhin, ein großes Werk war getan, und für M. war es wohl der schönste Tag seines Lebens, der höchste Triumph seines Wirkens für den Heimatsstaat.

M. wurde im neuen Reich der erste württ. Bevollmächtigte zum Bundesrat. Er ist es geblieben bis zu seinem Rücktritt; allmählich ist er der Dienstälteste jener Behörde geworden, er war dort zuletzt noch der einzige Unterzeichner der Versailler Verträge. Nicht die Erfahrung so langer Jahre allein ist es gewesen, die seiner Stellung im Bundesrat eine so feste Stütze gab, sondern auch hier seine gewohnte Beobachtungsgabe und sein Geschick, sich in das neue Verhältnis zu finden. Er wurde ein einflußreiches Mitglied, dessen Stimme stets von Gewicht war. Fürst Bismarck selbst hielt große Stücke auf ihn, ja er rückte beim Fürsten allmählich in die Stelle eines Vertrauten, eines Freundes ein. Seit dem Jahr 1867 hatte er vielfach Anlaß und Gelegenheit zum persönlichen Verkehr mit Bismarck, zu amtlichen wie zu Privatgesprächen; man weiß auch, daß er häufig bei ihm zu Besuch war, in Varzin und in Friedrichsruh, in Gastein und in Kissingen. Dabei waren die mannigfachsten Fragen der inneren Reichspolitik wie der großen auswärtigen Politik Gegenstand rückhaltloser Aussprache. »Je weniger ich unter die Schmeichler des Fürsten ging, je weniger ich mich ihm aufdrängte, desto besser gestalteten sich unsere Beziehungen« (Erinnerungen an Bismarck, I, S. 4). Und die »aufrichtige Bewunderung und warme persönliche Sympathie«, die er für den Fürsten empfand, erkalteten auch nicht, als der letztere aus dem Amt geschieden war. Bald nach Bismarcks Entlassung hat M., was man ihm mit Recht hoch anrechnete, den zürnenden Achill auf dessen Wunsch in seinen Zelten aufgesucht. »Ich hätte es wirklich für wenig anständig gehalten, nun, wo Bismarck nicht mehr der viel umworbene mächtige Reichskanzler war, mich zurückzuziehen« (ebenda S. 44). Drei Jahre später, im August 1893, war er wieder beim Fürsten in Kissingen, ein Besuch, den der damalige Reichskanzler Caprivi angesichts der öffentlichen unverblühten Reden Bismarcks »nicht opportun« fand (ebenda S. 51). Wenn aber bald darauf die Versöhnung zwischen Bismarck und dem Kaiser stattfand, so ist nach Andeutungen M.s das Verdienst dafür dessen kluger Vermittlung mit zu danken gewesen. — Wie sehr ihm Bismarck seine treue Anhänglichkeit vergalt, hatte M. im Jahre 1888 erfahren, als seine Stellung beim König Karl vorübergehend erschüttert war und Bismarck auf Wunsch des Prinzen Wilhelm, des jetzigen Königs, insofern eingriff, als er in einem Brief die unersetzlichen staatsmännischen Eigenschaften M.s rühmend geradezu aussprach, daß ein Personenwechsel weder im Interesse des Reichs erwünscht, noch für den Einfluß der Krone Württembergs nützlich wäre (ebenda S. 67).

Es war eine schöne Stellung, die M. so lange Jahre als eine der festesten Stützen des Reichs einnahm. Mit dem Eintritt seiner Heimat in das Reich hatte er die alten Zweifel und Schwankungen abgeworfen. Als der maßgebende Minister eines der Mittelstaaten, zumal auch seit seiner Ernennung zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten (23. November 1873), als welcher er das Verhältnis zum Reich unter sich hatte, und später zum Präsidenten des heimischen Staatsministeriums, vereinigte er in seiner Hand die gesamte Leitung der Beziehungen Württembergs zum Reich. Die eingegangenen Verpflichtungen gegen das Reich beobachtete er aufs strengste; so lehnte er schon 1872 den Versuch der kleinen Volkspartei in der württembergischen Kammer, ein Recht

der Kammer, bei einem etwaigen Verzicht auf ein Reservatrecht oder einer Erweiterung der Reichskompetenz mit zu beschließen, entschieden ab, natürlich unter vollständiger Wahrung der Verantwortlichkeit der Minister gegenüber der Volksvertretung. Im Reichstag sprach M. nicht häufig, in den späteren Jahren sogar selten; seine Rede war ohne Pathos, aber in ihrer klaren Logik gerade für den Reichstag wirksam. Anlaß zum Auftreten in Berlin wie in der heimischen Kammer gab ihm der unermüdlich wiederholte Antrag Laskers auf Ausdehnung der Zuständigkeit des Reichs auf das gesamte bürgerliche Recht. Anfangs war er zurückhaltend und zeigte sich wenig geneigt, einer Ausdehnung der Kompetenz des Reichs in einer so wichtigen Materie zuzustimmen, doch bemerkte er sofort, zu einer größeren gesetzgeberischen Arbeit seien allerdings die Einzelstaaten nicht mehr imstande, und mit der Zeit ließ er seine Bedenken schwinden und erwärmte sich zu vollständiger Zustimmung. Als dann die neuen Justizgesetze, Gerichtsverfassung, Zivil- und Strafprozeß dem Reichstag vorgelegt wurden, da fiel M. die ehrenvolle Aufgabe zu, am 24. November 1874 die Strafprozeßordnung mit einführenden Worten zu begründen. Es war vielleicht seine glänzendste parlamentarische Rede: übersichtlich und klar, in schöner Rede führte er die Grundprinzipien des Verfahrens, das Anklageprinzip, die Mündlichkeit usw. dem in gespannter Aufmerksamkeit lauschenden Reichstag vor und erzielte eine allseitige Anerkennung. Auch in die Erweiterung der Gemeinschaft des Reiches bezüglich der Branntweinbesteuerung trat Württemberg ohne Bedenken ein.

Schwieriger verhielten sich Württemberg und sein leitender Minister gegen die angestrebte größere Einheit im Verkehrswesen. Anträgen, die den Verzicht auf das Postreservatrecht betrafen, trat er mit Entschiedenheit entgegen. 1873 lehnte Württemberg, nur in Gemeinschaft mit Reuß älterer Linie, das Gesetz über Schaffung eines Reichseisenbahnamtes ab, und 1876 wies Regierung und Volksvertretung sehr energisch den Gedanken des Übergangs der deutschen Eisenbahnen auf das Reich ab; M. nahm an der Debatte kurzen Anteil, ohne sich auf die volkswirtschaftliche und politische Seite der Frage näher einzulassen. Dem immer stärker sich fühlbar machenden Gewicht der Gründe für eine Einigung auch auf dem Gebiet des Verkehrswesens konnte sich übrigens M. auf die Dauer doch nicht ganz verschließen. Als später, im Sommer 1899, die Frage eines Anschlusses an die preußisch-hessische Gemeinschaft immer weitere Kreise, insbesondere von Handel und Industrie, ergriff, näherte sich M. in einer Rede in der Kammer der Standesherrn dem Gedanken der Reichseisenbahnen. Die süddeutsche Tarifgemeinschaft, die zu gleicher Zeit die Öffentlichkeit beschäftigte, ist nicht zustande gekommen, und auch die von M. angekündigte selbständige Tarifreform mit fühlbarer Verbilligung besonders des Nahverkehrs ist aus sehr triftigen finanziellen Gründen in dieser Weise nicht in die Wirklichkeit übersetzt worden. Im ganzen kann man sagen, daß das Eisenbahnwesen Württembergs unter M. zu sehr dem Augenblick gelebt hat. Die Sorge für die Zukunft hat M. seinen Nachfolgern überlassen.

Die Verwaltung des Verkehrswesens hatte Varnbüler mit dem auswärtigen Ministerium verbunden, und mit dessen Übernahme war nun auch jenes umfassende Gebiet der Arbeitskraft M.s zugefallen. Es war für ihn anfänglich ein fremdes Gebiet; auch in der Kammer hatte er an den betreffenden Verhandlungen gar nicht oder kaum Anteil genommen. Jetzt hatte sich der in

seiner Wissenschaft viel erfahrene Jurist auf einmal mit technischen und Verwaltungssachen zu beschäftigen. Zwei Umstände kamen ihm dabei zustatten, indem sie ihm Zeit ließen, sich einzuarbeiten. Der Minister v. Wächter, sein Vorgänger, hatte eben in der Volksvertretung das große Gesetzgebungswerk vom 22. März 1873 durchgesetzt, und die Verwaltung der Eisenbahnen lag in der bewährten und energischen Hand des Geh. Rats Dillenius. Jenes Gesetz bestimmte im Prinzip den Bau der großen Diagonalbahn von SW. nach NO. (Schaffhausen-Stuttgart-Nürnberg), M. hatte in den folgenden Jahren die Aufgabe, die Ausführung und Kreditgewährung für diese Bahn und etwa anschließende weitere Bauten, die 4. Periode des württembergischen Eisenbahnbaus, durchzuführen. Eine folgende 5. Periode hatte, wie es der Bericht der volkswirtschaftlichen Kommission der 2. Kammer vom 3. Mai 1879 ausführte, das Netz hauptsächlich durch die Schaffung von Nebenbahnen zu ergänzen. Außer vereinzelt größeren Bahnen, wie später der strategischen Sigmaringen-Tuttlingen, für die M. der vortreffliche Unterhändler mit dem Reich gewesen, handelte es sich jetzt um die Schaffung einer großen Zahl von Nebenbahnen, Lokal-, Stichbahnen usw. Und hier hat sich der Minister ein wirkliches Verdienst erworben. Er führte den anfangs von den Beteiligten übel aufgenommenen, aber notwendigen Grundsatz des Beitrags des Beteiligten zu den Baukosten, namentlich dem Grunderwerb, ins Leben, und weiter: er gab den Nebenbahnen in baulicher Beziehung die Gestalt, in der sie allein gedeihen können, den einfacheren, wohlfeileren Bau und Betrieb. Man ahnt kaum, welchen Widerstand diese Grundsätze, besonders die Schmalspur, bei den Beteiligten fanden. Wie in die Grundsätze des Baues, so arbeitete sich der Minister auch in die des Betriebs und der Verwaltung vollkommen ein, und nach dem Rücktritt des Präsidenten Dillenius von der Leitung des Verkehrswesens nahm der Minister mehr und mehr die Geschäfte in die eigene Hand. Wie er sich eingearbeitet hat, wie er mit den Einzelheiten des Betriebs und der so weit greifenden Verwaltung vertraut geworden ist, zeigen die Kammerverhandlungen der folgenden Jahre aufs beste.

M. hatte sich des vollen Vertrauens des Königs Karl in den langen Jahren seiner Ministerlaufbahn zu erfreuen. Seine Stellung stieg noch weiter. Mit Rücksicht auf das Verhältnis Württembergs zum Reiche verlangte M. die Bildung eines Gesamtministeriums, während er sich im Reichstag gegen die Bildung von Reichsministerien als mit der Einrichtung des Bundesrats unverträglich aussprach. Am 1. Juli 1876 wurde er zum P r ä s i d e n t e n des württembergischen Staatsministeriums ernannt; am 21. Dezember 1878 gab er die Verwaltung des Justizministeriums in andere Hände, 1885 wurde er Ordenskanzler, 1887 in den erblichen Freiherrnstand erhoben. Das Vertrauen, das er sich beim König Karl erworben hatte, ist ihm auch von seiten des Königs Wilhelm II. in vollem Maße erhalten geblieben. Schon 1877 zum Universitätsjubiläum verlieh ihm die juristische Fakultät Tübingen die Doktorwürde *honoris causa*. Von der Stadt Mergentheim wurde er zum Ehrenbürger ernannt; später, im Jahre 1900, wurde ihm die gleiche Ehre auch seitens der Landeshauptstadt erwiesen. Unter den zahllosen ihm verliehenen Orden möge nur der Schwarze Adlerorden aufgeführt werden. Nicht nur dieser vermehrte Glanz seiner äußeren Stellung, sondern auch die vermehrte Ausübung seiner weitgreifenden Funktionen und so lange Jahre der Erfahrung mußten wie nach oben so auch gegenüber dem

Lande, gegenüber der Beamtenschaft, sowie der Volksvertretung seine Stellung, seine Autorität außerordentlich befestigen. Man gewöhnte sich in der Kammer wie im Lande, ihn als den maßgebenden, ja als den fast allein maßgebenden Minister anzusehen. Im großen Ganzen ist anzuerkennen, daß unter dieser seiner Herrschaft Friede und Übereinstimmung die Regel waren; die Volksvertretung namentlich war gewohnt, ihm wo irgend möglich entgegenzukommen und Folge zu leisten. Dabei soll nicht verschwiegen werden, daß auch bei ihm das Gefühl der Überlegenheit sich stark entwickelte: es erstreckte sich bis auf die strenge Beobachtung von Formalitäten, so z. B. auch im Schoße des Ministerrats.

Aus den späteren Jahren seines Ministeriums sind noch einige Vorkommnisse von größerer Bedeutung zu erwähnen. Im Reichstag griff M. im Januar 1894 wieder einmal sehr wirksam ein. Es war eine Reichsweinsteuervorgeschlagen, die zumal auf den deutschen Südwesten sehr empfindlich gewirkt hätte. M. hob aus dem Schatze seiner früheren Tätigkeit hervor, daß bei Beratung der Versailler Verträge von einem Vorbehalt in betreff einer Reichsweinsteuernur deshalb Umgang genommen worden sei, weil erklärt worden war, daß von einer solchen überhaupt keine Rede sein könne. Für seine Stellung zu kirchlichen Fragen war folgender Vorgang bezeichnend. Die Agitation für Errichtung von Klöstern in Württemberg reichte nicht nur bis an das Kultministerium, sondern bis an das Staatsministerium. 1891 wandte sich der Ausschuß einer großen Katholikenversammlung in Ulm an die Regierung mit der Bitte um Zulassung von Männerorden, da nach dem Gesetz vom 30. Januar 1862 eine solche nur mit Genehmigung der Regierung statthaft ist. Das Kultministerium lehnte ab; eine Abordnung erschien nun bei dem Ministerpräsidenten; seine Antwort war eine bestimmte: seit dem letzten abschlägigen Bescheid von 1887 sei keine Änderung eingetreten, im Gegenteil seien die Verhältnisse ungünstiger geworden, die Regierung verharre bei ihrem bisherigen Verhalten. Im folgenden Jahre wiederholte das Staatsministerium durch einstimmigen Beschluß die Ablehnung, da kein Grund vorliege, von bewährten Grundsätzen zur Erhaltung des religiösen Friedens abzuweichen. Nicht weniger energisch war die Haltung des Staatsministeriums bei dem erneuten Ansturm des Zentrums bei Gelegenheit der Verfassungsreform. Auf der anderen Seite konnte sich der Ministerpräsident am 9. Juni 1900, als das Zentrum seine Beschwerden über die Besetzung des Tübinger Kanzlerpostens vortrug, auf das Zeugnis des Landes berufen, daß die Regierung die Gleichberechtigung der Konfessionen bei Besetzung der Staatsämter niemals verletzt habe. Es versteht sich, daß die unparteiische Stellung des Ministers zu den kirchlichen Fragen nicht geeignet war, ihm die Sympathien des Zentrums zu verschaffen. Er selbst hat bei besonderen Gelegenheiten keinen Anstand genommen, seine Zugehörigkeit zum katholischen Bekenntnis zu dokumentieren.

Das Verlangen nach einer Verfassungsreform nahm die Arbeit des Ministerpräsidenten lange Jahre hindurch in Anspruch. Es war wohl im Hinblick auf die allgemein empfundene Reformbedürftigkeit des Staatswesens, daß auf seinen Vorschlag im Jahr 1881 der Führer der Deutschen Partei Julius Hölder zum Minister des Innern ernannt wurde, wie er auch dessen Nachfolger Schmid derselben Partei entnahm. Bei der damaligen Zusammensetzung der Kammer schien dies eine Gewähr für die leichtere Durchführbarkeit der bevor-

stehenden Reformarbeit. Im übrigen machte M. kein Hehl daraus, daß ihm die Deutsche Partei an sich wenig sympathisch war; seinem Sarkasmus gab er nicht selten eine dorthin gerichtete Spitze; es mochte das noch eine Nachwirkung der streiterfüllten 60er Jahre sein. Auch gab er bald zu erkennen, daß er die Fragen der inneren Neugestaltung des Landes gleichfalls als seine eigene Domäne betrachte. Er wollte selbst die Verantwortung tragen und selbst die Zügel in der Hand behalten. Im Jahr 1882 verlangte der Abgeordnete Karl Mayer eine vollständige Umbildung der Volksvertretung durch eine konstituierende Landesversammlung. M. stellte eine Reformbedürftigkeit nicht in Abrede, aber sie müsse, erklärte er, durch Vereinbarung mit den bestehenden Gewalten erzielt werden. Noch bestimmter sprach er sich gelegentlich in einer Wahlversammlung in Weikersheim aus: Das seit 1868 bestehende allgemeine Wahlrecht sei das bedeutendste Argument gegen Beseitigung der Ersten Kammer und der Privilegierten aus der Zweiten. In absehbarer Zeit sei an keine Veränderung dieser Elemente zu denken; die Privilegierten seien ein Gegengewicht gegen das allgemeine Wahlrecht. Bei einem Versuch im Jahr 1886, der Ersten Kammer eine Reform zuzuwenden, sprach der Minister den Gedanken eines Ersatzes der Privilegierten der Zweiten Kammer durch Gewählte der Höchstbesteuerten je von einer Anzahl Oberämter zusammen aus. Aber auch dieser Versuch scheiterte wie ein weiterer im Jahr 1894, einen Ersatz für die Privilegierten in Vertretern der Handelskammern, der Landwirtschaft usw. zu finden. Wiederholt und bei jeder Gelegenheit in der Kammer erklärte sich der Minister gegen ein Ausscheiden der Privilegierten ohne Ersatz.

Einen Wendepunkt bedeuteten die Neuwahlen von 1895; sie brachten ein entschiedenes Übergewicht der Volkspartei und die erstmalige Bildung eines katholischen Zentrums in Württemberg. Die Kammerverhandlungen boten sofort ein neues Bild. In der Antwortadresse auf die Thronrede wurde das Ausscheiden der Privilegierten wieder verlangt und als Ersatz eine Listenwahl durch größere Kreise und mit der Proportionalwahl aufgestellt. Der Ministerpräsident erklärte sich bei Beratung der Antwortadresse außerordentlich entgegenkommend und stellte sich insbesondere zu dem Vorschlag eines Ersatzes der Privilegierten vollkommen freundlich. Es war nicht nur dieses Entgegenkommen bezüglich der Verfassungsänderung, denn ähnliche Worte waren auch schon früher gefallen, was eine große Überraschung hervorbrachte, es war vielmehr Ton und Haltung des ganzen Entgegenkommens jetzt gegenüber einer neuen Mehrheit, ein Entgegenkommen, wie es die frühere viel gemäßigtere Kammer niemals gefunden hatte. »Die K. Staatsregierung ist bereit«, sagte der Minister unter großer Zustimmung des Hauses, »im Verein mit Ihnen und dem anderen Hause eine neue Lösung der Frage zu suchen, und zwar auf Grund der jetzigen Situation.« Behutsam fügte jedoch der Minister bei, »wenn die Regierung darüber Klärung erhalten haben wird, wie dieses Haus über einige wenige Fragen seiner Zusammensetzung denkt, dann wollen wir die Angelegenheit weiter führen. Wir denken nicht daran, die Führung in dieser Frage aus der Hand zu geben«. Die Kammer bekundete sofort ihre Freude über die neue Situation durch eine an ihrer Mehrheitspartei bisher ungewohnte Mäßigung. Im ganzen Lande fühlte man die Veränderung der Lage. Der Rede des Ministers vom 5. März 1895 wurde allseitig die Bedeutung eines Programms beigelegt. Unwillkürlich wird man sich dabei der Worte erinnern, mit denen eine

Neigung des Ministers an einer früheren Stelle dieses Nachrufs geschildert worden ist: an seine Neigung, der Sachlage eine Wendung zu geben, für welche die Mehrheit sich aussprach, oder unter Umständen sich einer Mehrheit zuzuwenden und zugleich deren Führung in die überlegene Hand zu nehmen. Im Dezember 1896 folgte dann eine Erklärung des Ministers an die Kammerfraktionen, womit eine Ersetzung der Privilegierten der 2. Kammer durch Wahl von 21 Abgeordneten in den 4 Kreisen des Landes nach dem System der Listen und Proportionalwahl zur Erwägung anheimgestellt wurde, mit einem bedeutungsvollen Zusatz, der auf die Bedenken und die Schwierigkeiten einer solchen Wahl hinwies. Zu einem glücklichen Ende haben die Reformversuche damals nicht geführt. Am 5. April 1898 brachte das Zentrum seine Klöster- und Schulforderungen ein, am 14. Mai wurden diese von der Regierung mit aller Entschiedenheit abgelehnt und in der Kammer mit 58 gegen 22 Stimmen verworfen, worauf dann am 21. Dezember 1898 das Zentrum die Verfassungsreform zu Fall brachte. Diese fand nur 48 gegen 38 Stimmen, also nicht die erforderliche Zweidrittelmehrheit. Damit war auch dieser Versuch zu Grabe getragen: »es wird lange nicht vergessen werden, daß diese Vorlage gescheitert ist und wie sie gescheitert ist«, rief ihr der Ministerpräsident nach. Als dann im Sommer 1900 die Volkspartei an die Regierung eine Anfrage über ihre zukünftige Haltung, insbesondere zu der Proportionalwahl, richtete, da lehnte M. am 16. Juni Erörterungen über »den möglichen Inhalt einer künftigen Reformvorlage« durchaus ab und erklärte zugleich, daß sich die Regierung durch den alten Entwurf weder im ganzen noch im einzelnen für gebunden erachte. So war die Bahn für die Regierung sowohl wie für die Parteien wieder frei geworden. Dem nachfolgenden Ministerium Breitling war es dann beschieden, das Werk der Verfassungsreform zu vollenden.

Am 27. April 1892 feierte Ministerpräsident M. das Fest der 25jährigen Tätigkeit als Minister, 1895 den 70. Geburtstag, am 23. November 1898 das 25jährige Jubiläum als Minister der auswärtigen Angelegenheiten und des Kgl. Hauses und am 3. Aug. 1904 das Fest der goldenen Hochzeit mit seiner Gattin, Angelika, geb. Bucher. Diese Tage brachten dem Minister reiche Anerkennung von seiten des Königs und Zeichen der Verehrung von allen Kreisen der Bevölkerung, aus dem ganzen Lande von Mergentheim bis Friedrichshafen, dem Orte seiner Sommererholung. Schon vor der Landtagswahl vom Dezember 1900 hatte M. wegen seines »nachgerade der Schonung bedürftigen Gesundheitszustandes« die Übergabe des Mandats an eine jüngere Kraft gewünscht. Er hatte sich dann doch entschlossen, abermals eine Kandidatur in dem ihm Jahrzehnte hindurch treu gebliebenen Bezirk anzunehmen, war aber diesmal bei der Wahl unterlegen. Das Zentrum quittierte ihm dabei »für seine kirchenpolitische Haltung«. In der Zwischenzeit war M. von seinem Amt als Ministerpräsident überraschend schnell geschieden. Das Alter machte eben seine Rechte noch schärfer geltend. In einem Schreiben vom 6. November 1900 bat er den König unter Berufung auf den bedauerlichen Zustand seiner Augen, der ihm angestregtes Lesen in hohem Grade erschwere und dessen Besserung bei seinem vorgerückten Alter nicht mehr zu hoffen sei, um seine Versetzung in den bleibenden R u h e s t a n d. In den gnädigsten Ausdrücken und unter voller Anerkennung seiner »aufopfernden Tätigkeit im Dienste des Landes und dreier Könige« genehmigte der König am 9. November diese Bitte und ließ dann als öffentliches

Zeichen seiner Wertschätzung die Büste M.s in der König Karl-Halle des Landesgewerbemuseums aufstellen. Nach seinem Rücktritt lebte M. in stiller Zurückgezogenheit, die meiste Zeit auf seinem Ruhsitz in Friedrichshafen, aber immer mit großer Aufmerksamkeit die öffentlichen Vorgänge verfolgend und wohl auch kritisierend. Im Sommer 1904 gab er eine wertvolle Frucht seiner Mußezeit an die Öffentlichkeit, die Schrift »Erinnerungen an Bismarck«, ein Zeugnis seiner vertrauten Beziehungen zu dem Altreichskanzler. Eine Fortsetzung dieser Erinnerungen erschien im Jahr 1905. Kurz nach seinem Tode erschienen dann seine »Rückblicke«, wesentlich dazu bestimmt, seinen Anteil an der Geschichte Württembergs in der Zeit des Übergangs zum Deutschen Reiche gegenüber anderen Darstellungen, insbesondere derjenigen in Suckows »Rückschau«, in das ihm richtig erscheinende Licht zu stellen. Klar, knapp, bestimmt, ohne jedes Pathos, aber von zwingender Logik ist der Stil des Schriftstellers M. wie der des Redners. Die Zurückhaltung und überlegte Vorsicht, die ihm eigen war, verleugnet sich auch in diesen Veröffentlichungen nicht. Trotzdem bilden sie, zumal die »Rückblicke«, eine höchst wertvolle Bereicherung unserer Kenntnis der Geschichte einer großen Zeit <sup>1)</sup>.

Ein rascher, aber schöner Tod war dem hochverdienten Staatsmann beschieden: ohne vorhergehende eigentliche Krankheit ist er am Nachmittag des 2. Mai 1909 in seinem eigenen Heim zu Friedrichshafen im 85. Lebensjahr sanft entschlafen.

Ein reich bemessenes Menschenalter hindurch hat Frhr. v. M. die württembergische Regierung geleitet. Ein schöpferischer Staatsmann, der durch Gedanken und Taten seiner Zeit den Stempel seines Geistes aufgedrückt hätte, ist er nicht gewesen; aber er war ein kluger, umsichtiger, kräftiger Minister, der es verstanden hat, die Ereignisse mit scharfem Sinn zu beobachten, sie mit zutreffendem Urteil aufzunehmen und selbsttätig die Konsequenz daraus zu ziehen. Vielleicht, wenn ihm der Geist der Initiative in höherem Grad eigen gewesen wäre, daß er bei der Autorität, die er besaß, noch Größeres zu wirken imstande war. Man wird es bedauern müssen, daß er in Sachen der deutschen Verkehrseinheit nicht vorurteilsfreier und weitblickender gewesen ist. Man wird es auch bedauern, daß er die für Württemberg nötigen inneren Reformen nicht zu einer Zeit kräftiger angefaßt hat, da die Verhältnisse zu ihrer Durchführung noch günstiger lagen, als sie seit dem Jahr 1895 geworden sind. Er hat seinen Nachfolgern noch viel zu tun gelassen, aber auf einem Grunde, den er gelegt hat, und das wird sein bleibender Ruhm sein. Die Anwandlung einer Großmachtssucht, wie einst sein sächsischer Kollege, hat er niemals gehabt, aber dem von einer gewaltigeren Hand geschaffenen Reich eine feste Stütze

---

<sup>1)</sup> Dabei ist auf eines aufmerksam zu machen: von den »Rückblicken« kann man jetzt nur noch die späteren Auflagen von der 4. ab benutzen. In den ersten Auflagen hatte sich M. den Anschein gegeben, als habe er von Suckows ursprünglich nur als Manuskript gedruckten Aufzeichnungen nur mittelbar aus Zitaten bei Dritten Kenntnis gehabt, da man seiner Bitte um Gestattung der Einsichtnahme nicht entsprochen hatte. Tatsächlich war er aber doch auf anderem Weg in den Besitz eines Exemplars gelangt und er hatte nun selbst noch bei Lebzeiten für den Fall einer Veröffentlichung der Suckowschen Erinnerungen eine zweite Fassung vorbereitet, die sich zu dieser unmittelbaren Kenntnis des Suckowschen Werkes bekannte. Als im Herbst 1909 dann Suckows »Rückschau« im Druck erschien, gab auch der Cottasche Verlag die veränderte Fassung der M.schen Rückblicke heraus.

zu sein, das war sein Stolz und sein Verdienst, und im Heimatsstaat hat er in langen Jahren eine solide und bürgerfreundliche Verwaltung durchgeführt, ein schönes Einvernehmen zwischen Krone, Regierung und Volk festgehalten, ja auch in Zeiten leidenschaftlichen Streites ein ersprießliches Zusammenleben der Parteien ermöglicht, den konfessionellen Frieden, soweit es in seinen Kräften lag, bewahrt, und seinem Lande Ansehen, Wohlfahrt und Gedeihen erhalten.

Aus nachgelassenen biographischen Aufzeichnungen von Dr. Otto Elben. — Erweiterter und ergänzter Abdruck der im Schwäbischen Merkur 1909 Nr. 201/202 veröffentlichten Lebensbeschreibung.

**Grimminger, Adolf**, Dichter, \* 2. Mai 1827 in Stuttgart, † 9. März 1909 ebendasselbst. — Während G.s Vater, brotlosen Künsten abhold, den Sohn seinem eigenen Beruf, dem eines Webers, zuführen wollte, setzte die Mutter, die schon dem Knaben Wort und Weise des schwäbischen Volksliedes vertraut machte, es durch, daß ihr Sohn einer früh hervortretenden Neigung folgen und sich 1845 bis 1848 in der Stuttgarter Kunstschule der Bildhauerkunst widmen durfte. G. war bald ein bevorzugter Schüler Theodor Wagners, der einst ein Lieblingsschüler Danneckers gewesen war; seinem Relief eines »sterbenden Ibykus«, einer von der Kunstschule gestellten Aufgabe, wurde der Preis zuerkannt. Allein trotz der großen Hoffnungen, die man in der Bildhauerei auf ihn setzen durfte, sollte diese doch nicht sein Lebensberuf werden. Ein Kunstfreund wurde auf seine schöne Tenorstimme aufmerksam, und G. erhielt nun in München eine gediegene Ausbildung durch den damals gefeierten Tenoristen Aloys Bayer. 1853 betrat er im Münchner Hoftheater als Arthur in Bellinis »Puritanern« zum erstenmal die Bühne, und zwar mit solchem Erfolg, daß er sofort von Vincenz Lachner für Mannheim verpflichtet wurde. 1854 berief ihn Eduard Devrient nach Karlsruhe, 1858 ging er nach Hannover und im Jahr darauf nach Wien, wo ein Kritiker wie Eduard Hanslick die Bedeutung des als Sänger wie als Darsteller gleich ausgezeichneten Künstlers zu schätzen wußte. Von 1860 ab wirkte G. 9 Jahre lang an der deutschen Oper in Rotterdam und schloß dann, von Gastspielen abgesehen, seine Bühnenlaufbahn ab. Er ließ sich in seiner Vaterstadt Stuttgart nieder, wo er, an der Stelle des bescheidenen elterlichen Häuschens, sich ein kunstverschöntes Heim schuf und nun ganz seinen künstlerischen Neigungen lebte, unter welchen seine erste, die Bildhauerei, noch manches gelungene Bildwerk zeitigte. In den Vordergrund trat jetzt aber die Poesie. Hochdeutsche Gedichte hatte er schon in den fünfziger Jahren verfaßt. Erst die Trennung vom deutschen Boden führte ihn auf das Gebiet, auf dem er seinem Namen dauernde Bedeutung sichern sollte, das der schwäbischen Dialektdichtung. Fern der Heimat, in Rotterdam, entstanden 1861 seine ersten mundartlichen Gedichte. Der ersten Sammlung, die 1867 unter dem Titel »Mei Derhoim« bei Cotta erschien und 1908 ihre 7. Auflage erlebte, folgte 1873 als 2. »Lug-in's-Land« (2. Aufl. 1889) und 1895 eine weitere »Aus 'em Lerche-Nescht«, wie er sein »Derhoim«, nach dem einstigen Namen der Gegend, in der es stand, auch gern nannte. Eine Auswahl seiner hochdeutschen Gedichte gab er 1894 als »Sprossen und Blüten« heraus. Wenn auch diese Sammlung manche schöne Gabe enthält, so beruht G.s Bedeutung



doch auf seinen mundartlichen Gedichten. G. war nicht der Erste, der das Schwäbische zu eigentlicher Lyrik verwendete, aber ihm war weitaus der größte Erfolg beschieden und er hat die schwäbische Dialektpoesie in Kreise getragen, die sie bis dahin kaum beachtet hatten. Dies hängt einmal damit zusammen, daß er als Stuttgarter die in der schwäbischen Hauptstadt und ihrer Umgebung übliche Sprechweise benutzte und darum von vornherein einen weiteren Leserkreis hatte als andere schwäbische Dialektdichter. Dann aber hielt er seiner Poesie das fern, was die schwäbische Dialektdichtung vielfach in Mißkredit gebracht hatte: er fiel nie ins Ordinäre. Es war sein Stolz, daß er, im Gegensatz zu manchem früheren Dialektdichter, stets die Würde der Kunst gewahrt und nie gemein und natürlich verwechselt habe. Die Hauptsache aber war: G. hatte wirklich die Gabe der Poesie und war nicht, wie so mancher vor ihm, ein bloßer Reimer von Späßchen und Anekdoten. Er behandelt in der Mundart die alten und doch immer neuen Themen der lyrischen Poesie und trifft dabei den vollen richtigen Ton des echten Volksliedes. Dabei weiß er das Schwäbische ungemein melodisch zu behandeln; seine Gedichte haben denn auch eine Reihe von Komponisten gefunden. Geibel hat G. gegenüber einmal die Frage aufgeworfen, wie weit die mundartliche Dichtung gehen könne in der Feinheit des Gedankens, ohne die Linie des volkstümlichen Empfindens zu überschreiten, und er war erstaunt, als ihm G.s Gedicht »Uf a welk's Rösle« bekannt wurde. Nicht immer ist aber diese Linie eingehalten, und bei manchem Gedicht drängt sich dem Leser doch die Frage auf, ob es nicht besser hochdeutsch abgefaßt worden wäre, zumal die Gedichte vielfach Ausdrücke und Wendungen enthalten, die der eigentlichen Mundart fremd sind und nur schwäbisch ausgesprochenes Schriftdeutsch darstellen. Aus G.s ganzer Dichtung spricht der herzensbrave Mensch von sonnigem Wesen und gemütswarmem Humor, der er war. Edle Freude zu bereiten, war die Freude seines Lebens; sie war ihm in reichem Maße beschieden. Wie er neidlos manches Talent gefördert hat, so freute er sich auch der Anerkennung, die er in weiten Kreisen fand und die sich bei besonderen Anlässen, wie der Feier seines 70. und 80. Geburtstages, besonders herzlich kundgab. Niemand hätte ihm die Zahl seiner Jahre angesehen, so war ihm volle Frische des Geistes und körperliche Rüstigkeit bis zuletzt beschieden. Noch wenige Tage, bevor ihn am 9. März 1909 ein Schlaganfall unerwartet und rasch hinwegnahm, hatte er, ein Meister schlichten und doch kunstvollen Vortrags seiner Dichtungen, bei einem Dialektabend im größten Saale Stuttgarts Tausende zu jubelndem Beifall hingerissen. Seine Züge sind festgehalten in einem Ölbild von G. Gaupp, einer Büste von E. Kiemen, beide jetzt im Schillermuseum zu Marbach, und einem Reliefbildnis von W. Rösch, das sein Grabmal auf dem Pragfriedhof in Stuttgart schmückt.

O t t o G ü n t t e r.

**Lang, Georg**, kgl. Direktor und Intendantzrat, \* 2. September 1839 in München, † 2. Januar 1909 zu Diessen a. Ammersee. — L. ist ein Theaterkind, und sein ganzes Leben war dem Theater geweiht. Er stammt aus einer alten Schauspielerfamilie: Vater, Onkel, Großvater waren Schauspieler und bayrische Hofmusiker und auch unter den weiblichen Vorfahren befanden sich einige namhafte Schauspielerinnen. Keiner aber hat die Berühmtheit des Vaters, Ferdinand L., erreicht, dessen feine und gemütvoll Komik auch die Nachwelt

nicht vergessen hat. Auch sein Sohn Georg wurde zuerst Schauspieler und Schüler des Vaters. Er trat am 12. Februar 1862 im Münchener Hoftheater als Peter im »Sohn auf Reisen« und als Christopherl in »Einen Jux will er sich machen« auf. Nun folgte für ihn eine kurze Periode der Wanderschaft über Bamberg, Chemnitz und Königsberg, wo er überall im Fache fein-komischer Charaktere und Bonvivants tätig war, bis er in Danzig ankam, wo er 1870 die Direktion des Theaters selbst übernahm und neun Jahre lang mit Erfolg führte. Da wurde er 1879 in seine Heimat berufen und ihm die Leitung des damals königlichen Theaters am Gärtnerplatz angeboten. Dieses Theater verdankte seine Existenz der Munifizienz König Ludwigs II. Es sollte ein echtes und rechtes Volkstheater werden; aber es hatte bis dahin wenig Glück gehabt. Nach einer Reihe von mehr oder minder rasch wechselnden Direktoren wurde dieses Münchener Volkstheater im Jahre 1872 von König Ludwig gekauft und als ein kgl. Theater weitergeführt. Eine Zeitlang leitete der Intendant des Hoftheaters, Freiherr von Perfall, auch dieses Theater. Aber endlich wurde ihm die Sorge für zwei Hofbühnen, die zeitraubenden kgl. Privatvorstellungen und dieses Volkstheater zuviel. Diese Arbeitsüberlastung zusammen mit einem ausgiebigen Defizit waren die Gründe, weshalb Perfall sich von der Leitung zurückzog und der erfolgreiche Danziger Theaterdirektor, der ja ein Münchener Kind war, in seine Heimat zurückberufen wurde.

Georg L. war nun der rechte Mann am rechten Platze. In kurzer Zeit schwang sich das Theater am Gärtnerplatz zu ungeahnter Bedeutung im Münchener Theaterleben empor. Es erlebte unter ihm die Glanzzeit der Wiener Operette: Offenbach, Suppé, Johann Strauß und Millöcker traten auch auf den Brettern des Gärtnertheaters einen Triumphzug ohne gleichen an. Gewiß kann man sagen, daß es nicht das Verdienst L.s war, wenn seine Direktionsführung gerade mit jener Glanzzeit der Operette zusammenfiel. Man könnte auch weiter gehen und sagen, daß es sein Glück war, wenn er für die Operette wie für das Volksstück ein geradezu mustergültiges Ensemble fand, aber doch ist es auch sein Verdienst, denn er verstand dieses Ensemble, das er nur zum Teil fand, zum andern aber erst zusammensetzte, zu bilden, zu beschäftigen und zu erhalten — eine nicht zu unterschätzende Kunst, die so wenige Bühnenleiter verstehen. Neben der Operette pflegte L. die alten guten Volksstücke von Raimund und Nestroy, in denen sein Vater geradezu historisch gewordene Leistungen als Komiker bot. Unter L. begann auch die Ära des sogenannten oberbayerischen Volksstückes und bildete sich das Ensemble der »Münchener«, das später dann auch auf Reisen ging. Die Stücke von Herman von Schmid, der selbst ein Vorgänger L.s gewesen, von Maximilian Schmidt, Ludwig Ganghofer, Hans Neuert, Benno Rauchenegger usw., — Volksdramen, die unsere oberbayerischen Bauern nicht so sehr wie sie sind, sondern in idealisierender Manier mehr so zeigten, wie sie sein könnten oder sollten, sind heute von der mehr pessimistischen und realistischen Volksmuse der Epigonen Ludwig Thoma und Josef Ruederer abgelöst worden. Damals aber standen sie in der Blüte ihrer Jahre und füllten die Kassen nicht nur in der Heimat, sondern auch auf den Reisen in Deutschland, Österreich und bis übers Meer. Daneben ließ L. auf seiner Bühne illustre Gäste aller Art und jeder Sprache, einzelne sowohl wie ganze Ensembles, auftreten, und je mehr die Hofbühne sich nach und nach solchen Gästen verschloß, um so mehr wußte das Münchener Publikum die

Gelegenheiten zu schätzen, bei welchen Direktor L. es mit den bedeutendsten Erscheinungen der deutschen und außerdeutschen Bühnenkunst bekannt machte. Es gab vor allem natürlich keine bedeutende Kraft auf dem Gebiete der Wiener Operette und des Volksstücks, wie z. B. Marie Geistinger oder die geniale, später so unglückliche Peppi Gallmeyer, die nicht auf dem Gärtnerplatztheater oft und gern aufgetreten wäre: Schweighofer, Girardi, Matras, Knaak, Blasel, Tewele usw. Einen Stern seines Ensembles in der Operette besaß L. an seiner eigenen Frau: Frau Lang-Ratthey, deren Boccaccio insbesondere noch lange unvergessen blieb.

Achtzehn Jahre lang leitete L. das Theater am Gärtnerplatz. Im Jahre 1897, nach seiner Pensionierung, übernahm er auf zwei Jahre die Leitung des »Theaters an der Wien«, zog sich aber dann gern, als seine Mitdirektrice, Alexandrine von Schönerer, direktionstüde geworden war und nachdem er noch kurze Zeit 1901 mit Wilhelm Karczag dieses Theater geleitet hatte, in die Heimat, nach Diessen am Ammersee zurück, wo er sich schon 30 Jahre vorher auf der Höhe von St. Georgen ein gemütliches Ruheplätzchen geschaffen hatte. In München selbst war er von da an immer seltener zu sehen, so daß ihn die neu heraufkommende Theater-Generation kaum mehr kannte. Es leben aber noch genug Künstler, die unter seinem milden Zepter gedient. Diese und die älteren Theatergänger wissen, worin das Geheimnis der großen Erfolge L.s als Bühnenleiter bestand. Sie kannten den geradezu vorbildlich edlen und festen Charakter, der diesen prächtigen Menschen auszeichnete. Er kannte nicht nur die Bühne und ihre Möglichkeiten durch und durch, sondern er liebte auch alle, die darauf wirkten. Dieses Verständnis für alles Menschliche und seine stille, bescheidene, stets des Zieles bewußte Arbeit sind es gewesen, die ihm alle Herzen unterjochten und ihm die allgemeine Achtung in einem seltenen Grade erwarben. Still und bescheiden, wie er gewirkt hatte, ging er, fern von dem Theaterlärm der Großstadt, aus der Welt. Seine Aschurne wurde im Schwabinger Friedhof aufgestellt. Seine Persönlichkeit aber, wie seine segensreiche Tätigkeit bleiben in der Münchener Theatergeschichte unvergessen.

Außer den Münchener Tagesblättern brachte der »Theaternalmanach der Deutschen Bühnengenossenschaft« (21. Jahrg. 1910) einen kurzen Nekrolog und Bild; eine kleine Biographie enthält auch Eisenbergs »Großes biographisches Bühnenlexikon«. Über L.s Direktions-tätigkeit gibt die von Franz Josef Brakl 1890 herausgegebene Denkschrift anlässlich des 25 jährigen Bestehens des Gärtnerplatztheaters gute Aufschlüsse.

München.

Alfred Frhr. v. Mensi.

**Dahn-Hausmann, Marie**, kgl. Hofschauspielerin, Ehrenmitglied der Münchener Hofbühne, \* 17. Juni 1829 in Wien, † 21. März 1909 in München. —

Marie H. war ein Theaterkind, die Tochter der Großherzogl. Badischen Hof-schauspieler Ludwig und Juliane Hausmann. In der Kaiserstadt an der Donau geboren, kam sie schon mit sechs Jahren nach Mannheim, wo sie mit 16 Jahren, ohne je dramatischen Unterricht genossen zu haben, debütierte. Zur Zeit ihrer Geburt war ihr Vater am Leopoldstädter-Theater in Wien und dachte nichts weniger als daran, die kleine Marie für die Bühne zu erziehen. Im Gegenteil, sie wurde in ein strenges Institut verbracht und schüchtern, wie sie war, zeigte sie weder Talent noch Neigung für die Bühne. Aber das Theaterblut brach

schließlich doch durch, und in Mannheim, wohin die Eltern inzwischen gekommen waren, sprang sie ohne viel Vorbereitung als »ein Mädchen aus der Pension« mit beiden Füßen auf die Bretter, und zwar mit Erfolg. Nach einem halben Jahre wurde sie an das Frankfurter Stadttheater engagiert, wo sie in einem besseren Ensemble sich rasch entwickelte. Dort war sie das erste Lorle, die erste Picarde, Jolanthe in »König Rénés Tochter« und die erste Laura in den »Karlsschülern«. Schon nach drei Jahren, am 1. Juni 1849, konnte sie einem Engagement am Münchener Hoftheater folgen, wo sie als Lorle, Grille und Picarde debütierte, dann aber bald alle Rollen des jugendlichen Faches, sentimentale, muntere, naive, ernste wie heitere, zu spielen bekam. Es gab bald keine weibliche Rolle von Bedeutung, der sie nicht ihre anmutige graziöse Erscheinung und ihren feinen und liebenswürdigen Humor geliehen hätte. Nur die Tragödie blieb ihrer mehr auf das Lustspiel gerichteten Natur verschlossen. Das erste Münchener Gesamtgastspiel unter Dingelstedt sah sie als glänzende Minna von Barnhelm, als Recha und als Emilia Galotti. Vier Jahre nach ihrem Eintreffen in München wurde sie die zweite Gattin des glänzenden Schauspielers Friedrich Dahn, mit dessen erster Gattin, der berühmten Konstanze Dahn, geb. Le Gaye, der Mutter des Dichters und Gelehrten Felix Dahn, mit der Friedrich Dahn damals schon in Scheidung lag, sie noch jahrelang an derselben Bühne tätig gewesen war. Friedrich Dahn starb im Jahre 1889. Es spricht gewiß für den tadellosen und vornehmen Charakter der Künstlerin, daß Felix Dahn in seinen Lebenserinnerungen nur mit der größten Hochachtung von der zweiten Gattin seines Vaters, die nicht viel älter als der Sohn, aber stets von segensreichem Einfluß auf ihn gewesen ist, spricht. Felix Dahn hat ihr folgenden poetischen Nachruf gewidmet:

»Auf ruhmbestrahlten Wegen schrittest Du  
Und Frieden suchtest Du Dein Leben lang:  
Der Dank der Deinen hält die Wacht am Grab:  
Nicht stirbt, was einmal gut und schön gewesen! —«

Marie Dahn hat sich in einem längeren Brief an den Schreiber dieser Zeilen über ihre Ausbildung ausgesprochen:

»In unserer Zeit nimmt man vor jedem ersten Auftreten eine längere Ausbildung an. Dies wäre bei meinem ganzen Naturell unmöglich gewesen, auch gewiß für noch viele; gute, sorgfältige Erziehung, selbstverständlich reine Aussprache, eiserner Fleiß und äußerste Bescheidenheit, dann in ein tüchtiges Ensemble, so war es bei natürlicher Begabung das Sicherste für mich. Und vorzüglicher Rat stand mir zur Seite im Hause des alten Direktors und großen Künstlers Leonhard Merk und seiner Frau, ein Jahr nachdem ich in Mannheim zum erstenmal mit 16 Jahren aufgetreten in »Ewig« aus dem Französischen. Meine Eltern konnten mich kaum dazu bewegen, ihnen einmal meine Rolle herzusagen, und sie durften mich nicht dabei ansehen, so scheu und schüchtern war ich, versicherte nur immer, am Abend würde es schon gehen und nachdem ich drei Theaterproben durchgemacht, wo man mich allerdings ansah, ging es am Abend so gut, daß mein Schicksal entschieden war.«

Diese merkwürdige scheue Zurückhaltung, bei einer Schauspielerin doppelt selten, hat Marie D. in ihrem Leben nie ganz verloren. In dem letzten Brief, den ich von ihr habe, zwei Jahre vor ihrem Tode, schreibt sie:

»Leider bin ich eine etwas kuriose alte Frau; von Jugend an ein scheues, nach manchen Seiten hin seltsam ungeschicktes Naturell, eine fatale Eigenschaft, die sich auch im hohen Alter nicht mehr verbessert, einfach nicht gut weltläufig.«

So hat Marie D. alle reinen und holden Mädchenblüten, wie Louise, Marie Beaumarchais, Emilia Galotti, Ophelia, Klärchen, Thekla usw. gespielt, bis sie im 40. Lebensjahre ins ältere Fach übergang und als »Böse Stiefmutter« von Putlitz debütierte. Und so hinreißend lebenswürdig und natürlich, wie sie in jungen Rollen gewesen, ebenso stand sie als gereifte ältere Frau in komischen und ernsten Charakteren vor uns. Unvergeßlich sind uns ihre Herzogin in der »Welt, in der man sich langweilt«, ihre Claudia Galotti, ihre Mutter in »Maria Magdalena«, ihre Frau Tjaelde im »Fallissement« und unzählige andere. Marie D.-H. war eine realistische Schauspielerin lange bevor man dieses Schlagwort kannte und brauchte. Sie war eine so edle, vornehme, durch und durch fein und künstlerisch empfindende Natur, daß sie überall nur sich selbst zu geben brauchte, um zu wirken. Sie konnte in ernsten Rollen ebenso rührend sein, wie sie uns in ihren fein komischen immer wieder auf das köstlichste erheiterte. Wenn der Titel Hofschauspielerin nicht schon vorher bestanden hätte, würde er für sie eigens erfunden werden müssen, denn sie war namentlich in ihrer letzten Zeit, wo das alte, hochstehende Ensemble des Münchener Hofschauspiels langsam abgebröckelt war, entschieden die edelste und vornehmste Erscheinung an der ersten Bühne der bayerischen Residenz. Anlässlich ihres 50jährigen Bühnenjubiläums (1895) wurde sie zum Ehrenmitglied der Hofbühne ernannt, und im Juni 1909 wären es 60 Jahre geworden, daß Marie D. nach München kam. Es hing wieder mit dem überbescheidenen Naturell der großen Künstlerin zusammen, daß sie, obwohl sie mit allen Fibern ihres Wesens an ihrer Kunst hing, doch vor der Möglichkeit zitterte, nicht früh genug von der Bühne abzutreten. Von den Aufregungen und Ehren eines letzten Abschiedsabends wollte sie aber nichts wissen. Im Mai 1899 schreibt sie mir:

»Recht hart war es für mich, an den Folgen vernachlässigter Influenza seit Ende Januar zu leiden, daher immer das mehr oder minder peinliche Gefühl, heiser und nicht deutlich genug zu sein; natürlich waren diese Abschiedsrollen nicht mein Wunsch, ganz anders wollte ich scheiden und wie schwer ist mir dies Losreißen aus meinem Berufe! — Aber so ist es richtig und ich konnte so ziemlich einhalten, was schon seit langen Jahren mein fester Entschluß war. Ein l e t z t e r Abend hätte mich überwältigt.«

Um sie zu schonen und dem Publikum doch Gelegenheit zu geben, sie in allen Hauptrollen noch einmal zu sehen, hatte man eine Reihe von Stücken festgesetzt, in denen die alte und doch noch immer so wirksame Künstlerin beschäftigt war. Aber es war am Ende doch nur ein fortwährendes Abschiednehmen für die Künstlerin sowohl, wie für ihre Verehrer. Ein taktloser Artikel in einem führenden Münchener Blatte, der diese zahlreichen Abschiedsrollen falsch aufgefaßt hatte, verletzte die edle Künstlerin schwer, und sie machte einen vorzeitigen Schluß. Zehn Jahre lebte sie noch, teils in ihrer Sommerfrische Traunstein, teils in München, wo sie von Zeit zu Zeit an für sie interessanten Abenden m Parkett des Hof- und Residenztheaters zu sehen war. Nie kam ein Wort der Kritik oder Enttäuschung über ihre Lippen, aber stumm drückte sie die Hand des sie Verstehenden. Der rauhe Vorfrühling des Jahres 1909

raffte die Widerstandslose rasch dahin und mit ihr eine der liebenswürdigsten, herzerfreudsten Erscheinungen, die ein Theater je besessen: eine in ihrem Leben, wie in der Kunst gleich harmonische Natur. In der Urnenhalle des Schwabinger Friedhofs stand schon lange ihre Urne bereit. Die Inschrift war eingemeißelt und nur das Datum des Todestages fehlte. Nun ist es ausgefüllt.

Außer den Festartikeln zu Marie Dahns Jubiläen haben die Tagesblätter Nekrologe gebracht; zu ihrem 50 jährigen Bühnenjubiläum brachte der »Almanach des Münchener Kgl. Hoftheaters« eine Würdigung der Künstlerin und ein Doppelbild, das dieselbe in den Jahren 1849 und 1899 vorstellt; eine Biographie befindet sich außerdem in Ludwig Eisenbergs »Großem biographischen Lexikon der Deutschen Bühnen im XIX. Jahrhundert« (Leipzig 1903, Verlag von Paul List).

München.

Alfred Frhr. v. Mensi.

**Ziegler, Clara**, Kgl. Hofschauspielerin, Ehrenmitglied der Kgl. Hofbühne München, des Großherz. Hoftheaters Darmstadt und der Genossenschaft Deutscher Bühnengehöriger, \* 27. April 1844 in München, † 19. Dezember 1909 ebenda.

Clara Z. war das zweite Kind der Münchener Seidenfärbereheleute Wilhelm und Babette Ziegler. Sechs weitere Geschwister folgten nach. Gut bürgerliche Wohlhabenheit umgab die kleine Clara, und eine tüchtige und zielbewußte Erziehung wurde ihr zuteil. Der Vater war, wenn auch ein Sonderling, doch hochgeachtet wegen seiner Wohltätigkeit und seines strengen und ehrenhaften Charakters. Zu einer Zeit, wo man auf körperliche Übungen nicht so viel sah, wie heute, sorgte er schon dafür, daß seine Kinder nach strengem Schulbesuch auch tüchtige körperliche Erholung fanden, zumal wenn sie sich auf seinem Landgute bei Lindau den Sommer über aufhielten, wo fleißig geturnt und geschwommen wurde. In seiner Münchener Fabrik hatte er ein kleines Haustheater aufgeschlagen, wo die Kinder an Sonn- und Feiertagen kleine Stücke z. B. »Das Versprechen hinterm Herd« aufführten. Leider starb der Vater schon früh, im Jahre 1859. Die Mutter führte das Geschäft des Gatten weiter, lud aber ihre häuslichen Sorgen Clara als dem ältesten Mädchen auf. Ihre Jugend schien also in den herkömmlichen Bahnen eines Münchener Bürgerhauses verlaufen zu wollen, und schon winkte auch eine gute Partie, als sie ein Jahr nach dem Tode ihres Vaters einem Berliner Verwandten als Gattin folgen sollte. Das war aber nicht nach ihrem Sinn. In ihrem Haustheater hatte sie zwar niemals ein besonderes Talent gezeigt, sondern war vollkommen zufrieden, wenn sie ihre Rolle wie ihre Schulaufgabe auswendig gelernt hatte; aber die Eltern hatten im Hoftheater einen Logenplatz, und dort sah sie Schiller und Goethe spielen, und diese großen Eindrücke ließen sie nicht mehr los und wurden für ihr übriges Leben entscheidend. Ohne ihrer Mutter etwas zu sagen, ging sie zu dem Hofschauspieler Adolph Christen, dem damaligen Charakterspieler der Münchener Hofbühne, der nach dem Tode ihres Vaters ihr Vormund geworden war, um ihm ihre Sorgen und Pläne anzuvertrauen: sie wolle zum Theater. Christen suchte ihr natürlich die Idee auszureden. Aber jener 15. Mai 1861 wurde doch zum entscheidenden Tag in ihrem Leben. Sie ließ sich nicht abwendig machen und drang wenigstens auf eine Prüfung ihres Talents. Christen ließ sich ein Stück aus Schillers Glocke vordeklamieren, fand aber nichts Besonderes daran. Clara ließ aber nicht nach und bat Christen um Unterricht.

Er tat ihr den Gefallen und überzeugte sich nach wenigen Stunden, daß doch Talent vorhanden sei, und zuletzt war es Christen selbst, der die Mutter Ziegler überredete, der Neigung ihrer Tochter nicht länger in den Weg zu treten. Clara studierte nun mit doppelter Freude bei ihrem Vormund und Lehrer, und dieser wählte zum ersten Debüt das Stadttheater in Bamberg, wo Clara am 21. Februar 1862 unter dem Namen Herzfeld zuerst als Adrienne Lecouvreur und zwei Tage darauf als Jungfrau von Orleans auftrat. Lehrer und Schülerin konnten mit dem Erfolg vorläufig zufrieden sein. Schon am 16. August desselben Jahres durfte sie sich auf der heimatlichen Hofbühne ebenfalls als Jungfrau zeigen. Dieser Erfolg nützte ihr nun natürlich weit mehr. Sie erhielt zwei Engagementsanträge, einen vom Münchener Hoftheater selbst und einen andern von Breslau. Natürlich wäre Clara, die mit Leib und Seele ein »Münchner Kindl« war, am liebsten gleich geblieben, aber der vorsichtige Christen riet ab; er fürchtete, daß sie zu wenig beschäftigt würde, und fand ein kleineres Theater, in dem sie sich gründlich einspielen könnte, vorteilhafter. Aber diesmal hatte er unrecht. Clara folgte ihm und ging nach Breslau. Dort erwartete sie eine furchtbare Enttäuschung, vielleicht die bitterste in ihrem Leben. Sie wurde in der Probe zur Jungfrau von Orleans nach Hause geschickt und nicht engagiert. Ihr späterer Kollege und Chef, Ernst Possart, der an demselben Abend mit ihr als junger Schauspieler auf der Bühne stand, hat in einem in der Münchener »Allgemeinen Zeitung« veröffentlichten Stück seiner Memoiren jene Theaterprobe anschaulich und lebendig geschildert. Clara überragte durch ihre überschlankte Erscheinung so sehr alle übrigen, ihr Organ kam so überaus voll und stark aus dem hageren Körper, daß der überängstliche Intendant eine gegenteilige Wirkung, unfreiwillige Heiterkeit, fürchtete, und trotz des großen, aber befremdenden Eindrucks, den die junge Debütantin auf alle Anwesenden machte, sich zu einem Engagement nicht entschließen konnte. Allein und zu Tode unglücklich stand das junge Mädchen in der fremden Stadt und konnte sich nicht entschließen, so gedemütigt nach Hause zu reisen. Sie flüchtete sich zu Verwandten nach Berlin und dachte schon daran, jeden Gedanken an die Bühne aufzugeben. In einer Abendgesellschaft dort wurde sie zum Deklamieren aufgefordert und machte dabei ein solches Aufsehen, daß die Kunde davon dem Generalintendanten, Herrn von Hülsen, zu Ohren kam. Er ließ sich die junge Münchnerin vorstellen und trug ihr an, sie in Berlin weiter ausbilden zu lassen. Als nun eines Tages eine Schauspielerin am Hoftheater erkrankte und absagte, forderte Hülsen Clara auf, einzuspringen. Sie hatte Bedenken und telegraphierte an ihren Lehrer, und dieser riet ihr entschieden ab, in einer Rolle, die sie noch nicht gespielt, zum erstenmal in Berlin aufzutreten. Sie wies also das Anerbieten zurück, und dies verstimmte Hülsen natürlich; er wollte nun nichts mehr von ihr wissen. Tief verstimmt kehrte Clara nach München zurück. Dort lernte sie den alten tüchtigen Direktor des Ulmer Stadttheaters, Engelken, kennen, der sie bei ihrem Debüt als Jungfrau gesehen hatte und ihr nun ein Engagement mit monatlich 50 Gulden Gage anbot. Der Anfang also, wenn auch nur ein kleiner, war gemacht. Clara ging nach Ulm und blieb dort zwei volle Jahre. Hier durfte sie nun alles spielen.

Clara Z. hat später diese erste Zeit ihrer Bühnenlaufbahn und insbesondere ihr erstes Auftreten als Medea, die später ihre Paraderolle werden sollte, selbst sehr hübsch erzählt. Schon der alte Engelken hatte dem jungen Mädchen nach

dem verunglückten Breslauer Debüt komisch erobst zugerufen: »Armes Kind! Sie sind da an eine ganz falsche Adresse gekommen. Der Direktor wußte nicht, was er mit Ihnen anfangen sollte, warum sind Sie auch ein so langes Ding, die Männer werden sich nicht freuen, Sie als Partnerin zu kriegen!« Und damit hatte der alte Theaterpraktiker den Nagel auf den Kopf getroffen. Das heroische Ausmaß ihrer äußeren Erscheinung ist Clara Z., so förderlich ihr es auf der einen Seite gewesen ist, auf der andern stets auch hinderlich geblieben. »Eine große Gage kann ich ihr freilich nicht geben, aber spielen soll sie, was ihr Freude macht, und mir gewährt es ein Vergnügen, das Talent, das hier unleugbar vorhanden ist, fördern zu helfen«, das waren die entscheidenden Worte des braven Engelken zu Christen. Als nun im Jahre 1865 die Leitung des neuen Aktien-Volkstheaters in München an Engelken überging, nahm er Clara mit, und sie war es, die als Isarnixe in dem Festspiel »Was wir wollen« von Hermann Schmid das Theater eröffnete. In diesem Theater spielte sie nun alles bunt durcheinander: in Volksstücken, Dialektrollen, ja sie sang sogar die »Öffentliche Meinung« in Offenbachs »Orpheus in der Unterwelt«. Lieber wäre ihr nun allerdings gewesen, an das Ziel ihrer Wünsche, an das Münchener Hoftheater, zu kommen, aber dieses nahm seine Leute nicht aus dem Volkstheater, und erst auf dem Umweg über Leipzig kam Clara Z. an ihr Ziel. Dort in Leipzig war sie am 15. Juli 1867 als Gast mit solchem Erfolg aufgetreten, daß man ihr sofort ein dreijähriges Engagement anbot. Sie eröffnete am 25. September desselben Jahres das neue Leipziger Theater als Iphigenie mit großem Erfolg, und man kann sagen, daß sie in Leipzig ihre glücklichste Zeit verlebt hat, denn sie konnte nun die Rollen spielen, die sie ersehnte: die tragischen Heldinnen und Heldenmütter, und sie wurde zum erstenmal widerspruchslos gefeiert. Jetzt kamen nun München und Berlin mit neuen Anträgen. Zuerst Berlin, und schon hatte sie dorthin abgeschlossen, als sich München einstellte, und kurz entschlossen machte sie ihren Vertrag mit dem Berliner Hoftheater rückgängig und ging nach München, nach einem schweren Abschied von Leipzig. Am 18. Oktober 1868 trat sie als Hebbelsche Judith zum erstenmal vor ihre Landsleute, fühlte sich aber bald nicht so glücklich wie in Leipzig, wo sie viel besser beschäftigt wurde. Ein Gastspielantrag führte sie im März des folgenden Jahres ans Wiener Burgtheater. Sie spielte die Isabella in der »Braut von Messina«, die Jungfrau von Orleans und zum Abschied die Deborah und feierte insbesondere in dieser letzten Rolle, wo sie 35mal gerufen wurde, große Triumphe. »Dableiben, dableiben!« rief man ihr von Logen und Parterre zu. Die Folge war ein Kontrakt, der sie auf Lebenszeit ans Burgtheater knüpfen sollte. Nun bekam man in München Angst und verbesserte ihren Kontrakt, und treu und anhänglich, wie Clara Z. war, entschied sie sich zu ihrem Nachteil für München, wo sie schon fünf Jahre später, im Juli 1874, definitiv aus dem Verbande abschied, um kein Engagement mehr anzunehmen und sich ausschließlich Gastspielreisen zu widmen.

Mannigfache Verdrießlichkeiten und Intrigen hatten ihr die heimatliche Bühne gründlich verleidet. Wäre sie in Leipzig oder in Wien geblieben im festen Rahmen eines Repertoires, so wäre es für sie und für ihre künstlerische Entwicklung gewiß besser gewesen. Wohl ist Clara Z. oft genug nach München zurückgekehrt und stets mit Enthusiasmus aufgenommen worden, aber es waren und blieben nur mehr Gastspiele, Paraderollen, und die ganze übrige



Zeit gehörte jenen Gastspielreisen, die sie durch ganz Deutschland, Österreich, Ungarn, Holland und Rußland führten. 700mal war Clara Z. im Engagement, weit über 1000mal an Gastspielabenden aufgetreten. Nichts von den Beigaben solcher Triumphzüge: Lorbeer, Geschenke, Orden, Auszeichnungen aller Art, Pferde-Ausspannen (Graz, Brünn, Kassel) brauchte sie mehr zu entbehren. Auch in den geheimnisvollen Separatvorstellungen des Königs Ludwig II., der ihr überhaupt ein treuer Gönner geblieben, ist Clara Z. zehnmal aufgetreten. Im ganzen bis zu ihrem Scheiden von der Bühne über zweitausendmal in 227 Rollen. In München ist sie zuletzt aus Anlaß ihres 40 jährigen Bühnenjubiläums im Jahre 1902 als Elisabeth in »Maria Stuart«, als Iphigenie und als Isabella in der »Braut von Messina« vor das Publikum getreten; ein Jahr später, im März 1903, beschloß sie, vielleicht selbst ahnungslos, ihre Bühnentätigkeit mit einem Gastspiel in Prag, und als sie ein Jahr später aus Anlaß ihres 60. Geburtstags in München nochmal auftreten sollte, machte es ihr bereits ein Herzleiden unmöglich, sich den Aufregungen eines solchen Abschiedsabends auszusetzen.

In der Ankündigung zu seiner Hamburgischen Dramaturgie sagt Lessing u. a.: »Eine schöne Figur, eine bezaubernde Miene, ein sprechendes Auge, ein reizender Tritt, ein lieblicher Ton, eine melodische Stimme sind Dinge, die sich nicht wohl mit Worten ausdrücken lassen. Doch sind es auch weder die einzigen noch größten Vollkommenheiten des Schauspielers. Schätzbare Gaben der Natur, zu seinem Berufe sehr nötig, aber noch lange nicht seinen Beruf erfüllend! Er muß überall mit dem Dichter denken; er muß da, wo dem Dichter etwas Menschliches widerfahren ist, für ihn denken.« Altmeister Laube hatte Clara Z. in München kennen gelernt. Er hegte die Hoffnung, sie in Wien einführen zu können; sein Abgang vom Burgtheater aber vereitelte diese Absicht. Im Sommer 1868 sah er sie in Leipzig wieder und kam zur Überzeugung: »Da ist alles vorhanden für eine erste Schauspielerin; eine aufmerksame Leitung braucht nur vor Abwegen zu schützen. Ihre starken äußeren Mittel können sie freilich, weil sie wohlfeil Wirkungen erzielen, so fürchte ich, leichtlich in diese Abwege verleiten.« In diesen Aussprüchen Lessings und Laubes lagen die Fußangeln der Z.schen Kunst begründet. Als Laube 1869 das Leipziger Theater dirigierte, ließ er Clara Z. kommen. Sie trat als Isabella auf, das Publikum empfing sie kühl. »Diese kühle Zurückhaltung ist charakteristisch für das Publikum im norddeutschen Theater. Alle, die da saßen und nicht klatschten zur Begrüßung, liebten und bewunderten Fräulein Z.; aber jetzt im voraus, ehe sie sich wieder bewährt, eine Lobeserhebung auszudrücken, das geht gegen ihr kritisches Gewissen und gegen ihre Gewohnheit.« Diese Kühle wirkte auf Clara Z. zurück: »Die imposante Erscheinung, das sprechende Auge, das sonore Organ wirkten einnehmend, wie früher, aber jede Ausarbeitung der Rolle fehlte . . . . . nichts kam aus tieferem Quell, alles schien nur oben im Bereiche der Stimmbildung zu entstehen.« Es kam die zweite Rolle, Medea (als welche sie auch Rudolf Wimmer in der Ahnengalerie des Münchener Hoftheaters verewigt hat), und mit ihr die Besserung. »In dieser Richtung harter Leidenschaft scheint die stärkste Begabung dieser Schauspielerin zu ruhen.« Laube warnte sie vor der Gefahr, »eine sogenannte Bumbum-Schauspielerin zu werden«. Laube hat Clara Z. später nicht mehr gesehen, als sie sich in ehrlichem Kampfe aus dieser Gefahr so ziemlich losgerungen hatte, aber er hatte, wie er uns berichtet,

von diesen Fortschritten gehört. Es wird in der Tat nicht leicht eine Schauspielerin gegeben haben, die von der Natur aus schon zu Heroinen so angelegt gewesen wie Clara Z. Die hohe, ebenmäßige Gestalt, das große sprechende Auge, ein prachtvolles Altorgan und weit ausgreifende schwungvolle Bewegungen. Darin, eben in diesem schon durch sich selbst wirkenden Organ lag aber auch die Gefahr, sich an der eigenen Stimme zu berauschen und von der Musik der Verse tragen zu lassen. Nicht immer ist Clara Z. aus dieser Gefahr heil hervorgegangen, aber man tut ihr unrecht, wenn man glaubt, sie sei innerlich hohl, geist- und seelenlos gewesen. Daran hätte sie schon ihr großer und ehrlicher Enthusiasmus für die Dichter, deren Schöpfungen sie verkörperte, verhindert. Sie war so recht die Darstellerin Schillerscher und Grillparzerscher Gestalten, weniger jener Shakespeares. Doch ist hier ein Kuriosum anzumerken. Als in den Jahren 1867/68 Felicitas von Vestvali auf einem Zug durch Deutschland Romeo und Hamlet spielte, zwang der Direktor des Leipziger Stadttheaters, Herr von Witte, die dort engagierte Z., den Romeo zu spielen: »Mädel, das was die Vestvali macht, kannst Du ja mindestens ebensogut, Du, schlank wie eine Tanne, sollst mir den Romeo spielen. Du wirst einen Riesenerfolg haben!« Als später Sarah Bernhard den Hamlet spielte, und ein Wiener Blatt bei dieser Gelegenheit meinte, auch Clara Z. hätte diese Rolle gespielt, berichtete diese diesen Irrtum in einem interessanten, an jene Zeitung gerichteten Brief ebendahin, daß sie nicht den Hamlet, aber den Romeo und auch diesen nur gezwungen gespielt habe. Auch in Graz mußte sie 1870 dem Drängen der Direktion, der Aufforderung des Publikums und eines Teiles der Presse folgend, diese Rolle spielen. Allerdings wird es wenig Darstellerinnen gegeben haben, die in männlichen Rollen so gut und glaubhaft aussahen wie Clara Z. Verdienstvoller ist, daß man ihr die Aufnahme der Kleistschen Penthesilea in das deutsche Schauspiel-Repertoire verdankt. Auf ihre Veranlassung wurde dieses Drama im Mai 1892 auf der Münchener Hofbühne zum erstenmal im Original und nicht in der Mosenthalschen Bearbeitung gespielt, in der sie diese Tragödie 1876 auf das Fürwort Kaiser Wilhelms I. auf der Berliner Hofbühne einführte. Nicht nur in Briefen und gelegentlichen Feuilletons in Zeitungen allein bewies Clara Z., daß sie mit der Feder umzugehen wußte, sie hat auch für das Theater geschrieben; kleine artige Lustspiele: »Flirten«, »Der Türmer von St. Peter«, »Furcht vor der Schwiegermutter«, die auf dem Münchener Hoftheater aufgeführt, gar nicht übel gefielen.

Im Jahre 1876 hatte Clara Z. ihren Lehrer und treuen Berater, Adolph Christen, geheiratet, der ihr jedoch schon 1883 durch den Tod entrissen wurde. In der Königinstraße, gegenüber dem Englischen Garten, hatte sie sich eine Villa erbaut. Dort starb sie auch, nachdem eine durch einen Unfall auf der Bühne veranlaßte Venenentzündung zu einem unaufhaltsam fortschreitenden Herzleiden geführt hatte. In dem weißen Gewande der Sappho, den Lorbeerkrantz im Haar, lag sie aufgebahrt, um ihre letzte Reise zur Feuerbestattung nach Ulm anzutreten, dorthin, wohin ihre erste Engagementsreise geführt hatte. Die junge, inzwischen heraufgekommene Generation hat sie kaum mehr gekannt. Mit einem gewissen ehrfürchtigen Staunen hatte man die große, schnell alternde Frau mit den ernstesten, schönen Zügen mitunter bei besonderen Gelegenheiten im Theater erblickt. Nun aber sprach alles von ihr, denn sie hatte dafür gesorgt, daß ihr Name auch der Nachwelt unvergessen bleibe: nicht nur in der Erinnerung

einstiger dankbarer Zuhörer, sondern durch eine großartige Stiftung, die sie zugleich zur Wohltäterin ihrer Vaterstadt wie auch der Deutschen Bühnengenossenschaft machte. Schon vor ihrem Tode hatte sie 200 000 Mark verschiedenen Wohlfahrtsanstalten vermacht. Nun aber schenkte sie ihre Villa, sowie das Grundstück im Gesamtwerte von mehr als 400 000 Mark und außerdem noch ein Kapital von 150 000 Mark der Deutschen Bühnengenossenschaft mit der Bestimmung, daß ihr Heim als Theater-Museum unter dem Namen »Clara Z.-Stiftung« erhalten werde. Sie verfügte genau über die Zusammensetzung des aus sechs Personen bestehenden Kuratoriums und wünschte, daß in dem Garten ihrer Villa später ein Saalbau erstehen solle, in dem künstlerische Veranstaltungen höheren Stils, Konzerte usw. Raum finden sollten. Im Juni 1910 ist dieses Theater-Museum der Clara Z.-Stiftung mit einer kleinen Feierlichkeit eröffnet worden. Geladene Gäste bewegten sich mit respektvoller Neugierde in den Räumen, in denen das Künstlerpaar Christen-Z. solange gelebt und die nun die Stieftochter und Pflegerin Clara Z.s, Fräulein Elisabeth Christen, ihrer neuen Bestimmung übergab. Vorerst konnte das Museum natürlich nur eine Ausstellung der reichen Sammlungen und Andenken Clara Z.s bieten, die zum Teil von hohem, nicht nur persönlichem Werte sind, darunter auch Sammlungen wertvoller Manuskripte, Geschenke aller Art und u. a. jene 38 Kostümskizzen, die ein russischer Maler, Richard Werner, von den Hauptrollen der Clara Z. hergestellt hatte und die uns gewissermaßen das Lebenswerk der Künstlerin im Bilde für alle Zeiten festhalten. Später wird das Museum jedoch über diesen persönlichen und pietätvollen Zweck hinaus ein Theater-Museum im allgemeinen Sinne werden, eine Stiftung, die nach dem Willen der Verstorbenen den Zweck im Auge hat: »Unserer Kunst eine Heimstätte im vornehmen Sinne zu gründen, welche unserem Stande zur Ehre gereichen soll« — ein Theater-Museum, »das der deutschen Schauspielkunst bis heute noch fehlt und das zu erreichen ich als die schönste Aufgabe meines Lebens betrachtete. Meinen Besitz habe ich mir auf Gastspielen erworben und es knüpft sich an dieselben eine ungeheure Arbeitslast meiner Kollegen, die nur der zu beurteilen und zu würdigen vermag, der unsere Kunst ausübt. Ihnen hinterlasse ich mein Haus. Mein Leben war ganz der Kunst geweiht und mit einer bedeutungsvollen Tat will ich es abschließen.« Mit Clara Z. ist vielleicht die letzte große Heroine im alten klassischen Sinn des Wortes aus dem deutschen Theaterleben dahingegangen. Wenn auch die Letzten von uns ihr nachgefolgt sein werden, die sie auf den Brettern haben wirken gesehen, so wird darüber hinaus die letzte große Tat ihres der Kunst geweihten Lebens und Strebens ihren Namen in ferne Generationen fortpflanzen.

Die Zahl der gedruckten Würdigungen, Kritiken und Nachrufe auf Clara Ziegler ist natürlich Legion. Eine biographische Skizze hat Dr. Johannes Mayerhofer (mit Bild, Bamberg, Verlag der Buchnerschen Buchhandlung 1887) zu ihrem 25jährigen Bühnenjubiläum auf dem Stadttheater in Bamberg geschrieben. Eine Biographie enthält auch Ludwig Eisenbergs »Großes Bühnenlexikon des XIX. Jahrhunderts«, einen Nachruf der 22. Jahrgang des »Theater-Almanachs der Deutschen Bühnen-Genossenschaft« (1911). Ein »Führer durch das Theater-Museum der Clara Ziegler-Stiftung«, herausgegeben von Hofchauspieler Schwanneke, enthält kurze biographische Daten, die Entstehungsgeschichte und die Beschreibung des Museums in Wort und Bild und die Aufzählung aller Geschenke, Medaillen und Orden.

München.

Alfred Frhr. von Mensi.

**Hilty, Carl**, Staatsrechtslehrer und Moralphilosoph, \* 28. Februar 1833 in Werdenberg, Kanton St. Gallen in der Schweiz, † 12. Oktober 1909 in Montreux. — Er kam 1844 in die Kantonsschule zu Chur in Graubünden und bestand im April 1851 die Maturität. Darauf studierte er Jura, zunächst drei Semester in Göttingen, seit Oktober 1852 in Heidelberg, wo er am 11. April 1854 promovierte. So betrat H. die juristische Laufbahn. Er begann mit der Advokatur, die er 18 Jahre lang von 1855 bis 1873, in Chur ausübte, ohne die wissenschaftlichen und gesetzgeberischen Fragen seines Faches aus dem Auge zu verlieren. Noch 1873 erschien die Schrift Carrard und H., die Hauptdifferenzen der französisch- und der deutsch-schweizerischen Zivilgesetzgebung, ein Doppelreferat für die Jahresversammlung des schweizerischen Juristenvereins, und im gleichen Jahre wurde er als Professor des Bundesstaatsrechtes an die Universität Bern berufen. Damit begann seine Lehrtätigkeit. Über seine Wirksamkeit als Dozent kann hier keine spezielle Darstellung gegeben werden; dem Gehalte nach erhellt sie aus den Publikationen, die seine akademische Tätigkeit begleiteten. Es folgten seine »Vorlesungen über die Politik der Eidgenossenschaft«, 1875, die, wie sie von der Lehrkanzel herabgehalten worden waren, auch als Schrift der studierenden Jugend der Schweiz gewidmet sind. In der Hauptsache seine erste, sind sie vielleicht auch seine beste Publikation als akademischer Lehrer. Aber schon sie zeigen, wie die Vorzüge, so die Schwächen seiner Denk- und Behandlungsweise. Zeugnis einer sichern Kenntnis der politischen Geschichte der Schweiz und einer geistreichen Auffassung, auch der Kunst geistreicher Verbindung der entlegensten Tatsachen, haben sie doch ihren Zweck verfehlt; ein solches Spiel mit Angaben und Daten kann nur der Kenner verstehen und würdigen, nicht die akademische Jugend, die zur Kenntnis der Tatsachen oder ihrer politischen Bedeutung erst herangebildet werden soll. Auch sucht man darin, wie selbst in der weiteren staatswissenschaftlichen Publizistik H.s, vergeblich nach einer bestimmten faßbaren Richtschnur, an der sich die schweizerische Politik leiten oder auch nur die eigenen Gedanken des Autors darüber feststellen ließen. Den zweiten Markstein bilden die »Öffentlichen Vorlesungen über die Helvetik«, die gern auch für die Hauptleistung der politisch-literarischen Produktion H.s ausgegeben werden. Hatte aber die gelehrte Welt dem Buche mit Spannung entgegengesehen, so wurde sie vom Erscheinen schwer enttäuscht. Die Gelehrtheit steckte in den Beilagen; das andere war nicht einmal wissenschaftlich, sondern wieder nur eine geistreiche Causerie über die eine und andere Seite oder Episode der Helvetik, über »*Tabula rasa*«, »*Une et indivisible*«, »Aarau«, »Lausanne«, »Formeln«, »Unsterbliches« usw. So geistreichisiert mit Aufschriften ein Essayist und schreibt dann darnach, und so hat H. getan. Im Jahr 1886 begann das »Politische Jahrbuch der Eidgenossenschaft« zu erscheinen. Wieder das gleiche Spiel. Die wissenschaftlichen Beiträge sind von Andern, vom Herausgeber selbst geistreiche Aufsätze über alles Mögliche, über Redekunst, Freiheit, Thomas v. Aquino! usw. usw. nach Art irgendeiner feingeistigen Allerweltszeitschrift; dazu der Jahresbericht, dank dessen Form er von den Zeitungen vielfach ausgepflückt wurde, um sich damit aufzuputzen, und der inhaltlich zu allem und jedem den Senf des Herausgebers zu geben anfang, bis es schließlich der Öffentlichkeit und der Presse doch zu viel wurde, so daß der Berichterstatter riskierte, die Feder abgeben zu müssen, noch ehe sie seiner

Hand entfiel. Die letzte größere Arbeit als Staatswissenschaftler war die »Festschrift von 1891« zur damaligen Bundesfeier. Wenn H. sich je zusammengenommen hat, etwas Wissenschaftliches zu schreiben, so war es hier; aber hier gerade war es nicht am Platz, es sollte ja eine Volksschrift sein, und so ist ein Buch daraus geworden, dem man ansieht, wie mühsam H. die Sache wurde — ein Buch, das eine für den Fachmann ganz schätzbare Sammlung von Quellenzitaten, daneben aber auch ganze lange Seiten trockener Auszüge aus Abschieden u. a. Urkunden enthält, überhaupt nur für den Fachmann lesbar und auch für ihn kaum genießbar ist. — Auch die vielen zwischenhinein erschienenen Gelegenheitsschriften, Gutachten usw. tragen den gleichen Stempel. Es sei hier nur an die Gutachten für den Bundesrat über Minoritätenvertretung und Amnestie und Begnadigung (im Genfer Streik 1902), an seine Artikel im »Bund« über die Frage der Übernahme der gesamten Militärverwaltung durch den Bund erinnert. Alles drei ist gründlich verfehlt; aus der »Minoritätenvertretung« speziell leuchtet nur die Unkenntnis von der Proportionalwahl hervor.

Die literarische Produktion H.s als Staatswissenschaftlers war also ein Spiel mit, wir geben es gern zu, reichen gelehrten Kenntnissen, mehr nur ein gelehrter Dilettantismus oder dilettierende Gelehrsamkeit. H. war nicht nur kein Dogmatiker, sondern auch kein scharfer Denker; darum mochte ihm leicht die Bestimmtheit und Schärfe in den Deduktionen anderer als Übertreibung erscheinen. Aber ohne scharfe Kanten und Ecken gibt es keine strenge Wissenschaft, und H. liebte die Rundung und Abplattung, das Symbol des Ästhetischen und Konzilianten, aber auch des Seichten; wissenschaftlich Großes oder auch nur Bedeutendes hat er jedenfalls nicht hervorgebracht, das erlaubt die Gerechtigkeit zu sagen. Darum hat er auch keinen tieferen oder gar bleibenden Einfluß auf die schweizerische Wissenschaft oder Politik ausgeübt. Aber es war ein Dilettantismus, nicht nur mit seinen Schwächen, sondern auch mit seinem Reiz. Eine leichte, elegante Sprache, verbunden mit Geist und Lebenserfahrung und einer tiefen Lebensauffassung; beides zusammen machte die Schriften H.s zu einer angenehmen und daher begehrten Lektüre. Das ist das Geheimnis seines Erfolges. Dabei war er von Sittlichkeit und Wahrheit erfüllt und daher auch zum Moralisten, zum Lehrer einer reinen persönlichen Volksmoral geschaffen. Aber indem er die Forderungen dieser Privatmoral auf den Staat übertrug, hat er hinwieder das Wesen der Staatsmoral verkannt und damit den Kern der Politik. Friedrich der Große hat von sich erklärt, als Privatmann würde er sein gegebenes Wort unbedingt halten, aber als Fürst würde er sogar seine persönliche Ehre dem Staat zum Opfer bringen, wenn die Existenz des Staates dieses Opfer forderte. Eine solche Staatsmoral ging H. wider das Bewußtsein persönlicher Sittlichkeit, die er nun einmal auch auf den Staat angewandt wissen wollte. Und die seine war noch von besonders duldsamer Art, es war das christliche Moralprinzip, das da verlangt, daß wenn mir einer eins auf den linken Backen gibt, ich ihm auch noch den rechten hinhalten soll. Gilt diese Moral schon im privaten Leben für schwächlich, kränklich, so taugt sie für den Staat gar nicht. Die Forderung der unbedingten Neutralität der Schweiz, wie H. sie wenigstens früher vertrat, hat denn etwas Weichliches oder gar Süßliches; erst später hat er gelegentlich, wohl von andern belehrt, zu einer festeren, aktiven Neutralität sich bekannt. Aber er hat

sich schließlich vorzugsweise der privaten Morallehre, die ihm näher am Herzen lag, zugewandt und ist damit zum Popularphilosophen geworden. Es ist bemerkenswert, daß im gleichen Jahre, in welchem er seine Betätigung in größeren staatswissenschaftlichen Arbeiten mit der Festschrift von 1891 abschloß, sein »Glück« erschien, das die lange Reihe volkstümlicher Moralschriften H.s eröffnet. Es folgen Neurasthenie, Höflichkeit, kranke Seelen, schlaflose Nächte bis zum Evangelium Christi. Aber es war eben die spezifisch-christliche Moral, die er ihnen allen zugrunde legte. Und auch daran noch nicht genug: H. hat den christlichen Gott nicht nur wie ein Zwingli geistig zu begreifen gesucht, sondern er glaubte, ihn leiblich zu schauen und zu fühlen, wie Luther und die Mystiker. In seinen Schriften ist er schließlich mystisch geworden, und wenn man sich nachgerade des Staatswissenschaftlers entwöhnt hatte und den Religionsphilosophen und Propheten auf dem staatswissenschaftlichen Lehrstuhl in Bern hinnahm, so konnte ein gesunder Geist doch auch diesen Ratschlägen des Duldens und Entsagens, die etwas Sentimentales und Krankhaftes hatten, keinen Geschmack mehr abgewinnen. Aus dem praktischen Lebensphilosophen war in der Stadt und dem Kanton der praktischesten Politik schließlich ein Brahmine geworden, ein Laotse, und mag der einzelne auch bei einem gottseligen, leidenschaftslosen und beschaulichen Leben sein Glück finden, für das Ganze taugt es nicht. So ging es bis ans Ende, 18 Jahre lang. Die 18 sind eine wahre Schicksalszahl im Leben H.s: 18 Jahre Advokat, 18 Jahre Staatswissenschaftler (bis zur Festschrift 1891) und zuletzt 18 Jahre Lebens- und Religionsphilosoph. Ein Lessing war er nie, vielleicht ein Herder, und jedenfalls ist er schließlich bei Jung-Stilling angelangt.

In Montreux am Genfersee, wo er Erholung suchte, ist H. gestorben.

Zürich.

J. Schollenberger.

**Huber, Jacques**, Verlagsbuchhändler, \* Diessenhofen 22. Oktober 1828, † Zürich 15. November 1909, stammte aus einer angesehenen Bürgerfamilie in Diessenhofen, Kanton Thurgau, Schweiz, erhielt in der Privatschule des Ortspfarrers eine tüchtige humanistische Vorbildung und erwarb sich in den Oberklassen des Gymnasiums Lausanne gründliche Kenntnisse in französischer Sprache und Literatur. Um sich für die Laufbahn eines Buchhändlers vorzubereiten, lernte er in Zürich die Buchdruckerkunst und bildete sich daneben durch Besuch von Vorlesungen an der Universität weiter aus. In Stuttgart und in Königsberg war er in angesehenen Buchhandlungen tätig und erhielt alsdann in der Weidmannschen Buchhandlung in Leipzig, die damals unter der Leitung von Karl Reimer und Salomon Hirzel stand, Anstellung. Nach der Übersiedelung dieser Firma nach Berlin blieb H. nicht mehr lange, sondern wandte sich nach Würzburg und alsdann nach der Heimat.

Einige Zeit war H. in der Beyelschen Buchhandlung in Frauenfeld, die er sich 1855 zugleich mit dem Verlagsrechte der Thurgauer Zeitung erwarb, welche Unternehmungen er in fünfzigjähriger Tätigkeit zu großer Blüte brachte. Die politische Zeitung gewann mit der Zeit im Kanton Thurgau und darüber hinaus einen großen Leserkreis und bedeutenden Einfluß; der Sortimentsbuchhandel gedieh, und mehr und mehr wuchs ein angesehenes Verlagsgeschäft heran. Beinahe alle Werke von J. V. Widmann sind im Huberschen Verlage herausgekommen, ebenso die Erstlingswerke von Ernst Zahn und J. C. Heer, neuer-

dings die Werke von Carl Hilty, Meinrad Lienert, Alfred Huggenberger u. a. — Größere Unternehmungen des Verlages sind die »Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz von J. Baechtold und Ferd. Vetter«, dazu Baechtolds reiche »Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz«, ferner — mit Unterstützung der Regierungen — das »Idiotikon« (Wörterbuch der schweizerdeutschen Mundarten) und das »Schweizerische Künstlerlexikon«.

Die Universität Zürich verlieh H. schon 1883 den Titel eines *Dr. phil. h. c.* »wegen seiner in der Führung und Äufnung seines Verlages bewiesenen wahren Wertschätzung und opferbereiten Hochhaltung der Wissenschaft«.

Verheiratet war H. mit Luise Horner, der Schwester des berühmten Zürcher Ophthalmologen. — 1905 zog er sich vom Geschäfte zurück und siedelte nach Zürich über, wo er starb.

Theodor Vetter.

**Schultz, Alwin**, Kunsthistoriker, \* 6. August 1838 zu Muskau in Schlesien, † 10. März 1909 in München. — Seit 1858 war Sch. — der Sohn des Architekten Ferdinand Schultz — an der Universität zu Breslau inskribiert, wo er unter Rückert und Pfeiffer Germanistik studierte und die archäologischen Übungen von August Roßbach besuchte. Von 1859 bis 1861 studierte er an der Berliner Bauakademie, wo er sich auch im Zeichnen ausbildete. Nach Breslau zurückgekehrt, wurde er am 30. Dezember 1864 zum Doktor der Philosophie promoviert. Obleich an der Breslauer Universität Vorlesungen über Kunstgeschichte damals nicht gehalten wurden, hatte sich das Interesse des jungen Sch. schon frühzeitig diesem Gebiete zugewandt. In Breslau hatte sich um diese Zeit ein Kreis kunstfreundlicher Männer aus den verschiedensten Berufszweigen vereint, um sich der Pflege der Kunstgeschichte zu widmen. Sch. war als Student das jüngste Mitglied dieses Kreises und als der Beschluß gefaßt wurde, einen Verein für Geschichte der bildenden Künste zu gründen, fehlte er nicht dabei. Aber nicht nur in dieser Form gab sich seine Neigung kund; schon als Student schrieb er seine erste kunsthistorische Arbeit »Bau und Einrichtung der Hofburgen im zwölften und dreizehnten Jahrhundert« (1862) und die Jahrgänge 1862 und 1863 der »Mitteil. der k. k. Zentralkommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale« brachten einige kunstgeschichtliche Aufsätze aus seiner Feder.

Auf Grund einer Abhandlung »*Quid de perfecta corporis humani pulchritudine Germani saeculi XII et XIII senserint*« habilitierte sich Sch. 1866 als Privatdozent für christliche Archäologie und Kunstgeschichte an der Universität zu Breslau. 1872 wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt und blieb als solcher in Breslau bis 1882, in welchem Jahre er einem Ruf als ordentlicher Professor nach Prag folgte.

Während der Breslauer Zeit entfaltete Sch. in Wort, Schrift und Tat eine außerordentlich rege Tätigkeit auf dem Gebiet der Kunstgeschichte. Im kunstgeschichtlichen Verein hielt er Vorträge über allgemeine Themen seines Gebietes, im »Verein für das Museum schlesischer Altertümer« und im »Verein für Geschichte und Altertum Schlesiens« behandelte er die Geschichte, Topographie und Kunstgeschichte Schlesiens. In der Zeitschrift des letzteren Vereins (Bd. V, VIII, IX, X) und in »Schlesiens Vorzeit« (Bericht 9, 10, 12, 20, 23, 28, 29, 43, 60) publizierte er zahlreiche Artikel über Schlesiens Kunst und Kunst-

gewerbe aus dem 14., 15. und 16. Jahrhundert. Von besonderem Interesse ist dabei, daß Sch. hier auch Artikel über die Inventarisierung der schlesischen Kunstdenkmäler veröffentlichte. Die Regierung hatte 1873 die Anregung dazu gegeben und Sch. hatte im Verein mit dem Baurat Lüdecke eine Instruktionsvorschrift herausgegeben (20. Bericht von Schlesiens Vorzeit). Es war ihm jedoch späterhin nicht beschieden, als Inventarisator tätig zu sein.

Einige größere Abhandlungen aus der Breslauer Zeit betreffen gleichfalls Schlesiens Kunst. Es seien erwähnt: »Schlesiens Kunstleben im 13. und 14. Jahrhundert« (1870), »Schlesiens Kunstleben im 15. bis 18. Jahrhundert« (1872). In Buchform publizierte er außerdem damals: »Urkundliche Geschichte der Breslauer Maler-Innung in den Jahren 1345—1523« (1866), »Das Rathaus zu Breslau« (1868) und »Die Legende vom Leben der Jungfrau Maria und ihre Darstellung in der bildenden Kunst des Mittelalters« (1878).

Überdies lieferte er Beiträge für die verschiedenen Kunstzeitschriften wie den »Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit«, »Mitteilungen der k. k. Zentralkommission«, »Repertorium für Kunstwissenschaft« und »Jahrbuch der preussischen Kunstsammlungen«. Ferner fungierte Sch. als Mitarbeiter bei Schnaases »Geschichte der bildenden Künste«, der in der Vorrede seine Belesenheit in der Literatur des Mittelalters anerkennend hervorhebt.

Auch bei der Schaffung von Kunstsammlungen griff Sch. in Breslau werktätig ein. Bei der Neuaufstellung des Museums schlesischer Altertümer in einem neuen Gebäude war Sch. ausgiebig beteiligt, und er versagte seine Hilfe auch nicht bei der Begründung des »Schlesischen Museums der bildenden Künste«. Eine führende Rolle sollte ihm dabei aber nicht zuteil werden. Das Charakteristische an seiner Arbeitsweise war das Sammeln von Tatsachenmaterial; in seinen ersten kunsthistorischen Arbeiten steckt etwas von den heutigen Kunsttopographien. Er gibt hauptsächlich exakte Beschreibungen, selten ästhetisierende Bemerkungen, die er auch bei andern nicht hoch einschätzte; wo er einmal ein rein künstlerisches Urteil fällt, ist es bisweilen nicht geglückt. Infolge dieser Schreibweise sind seine Arbeiten etwas trocken zu lesen, er gehört zu jenen, die viel zitiert, aber wenig gelesen werden.

Nachdem er 1882 nach Prag gekommen war, publizierte er mehrere kunstgeschichtliche Werke nacheinander, die seinen Namen in weitesten Kreisen populär machten. 1884 erschien »Kunst und Kunstgeschichte. Eine Einführung in das Studium der neueren Kunstgeschichte«, das als der »kleine Alwin Schultz« lange Jahre hindurch sehr populär war. Eine größere Ausgabe desselben Werkes »Einführung in das Studium der neueren Kunstgeschichte. Zweite vermehrte Ausgabe« (der »große Alwin Schultz«) erschien 1884, und endlich publizierte er eine »Allgemeine Geschichte der bildenden Künste«, ein in Lieferungen erscheinendes, auf weite Leserkreise berechnetes Werk. Dieses letztere hat ihm viele Sorgen bereitet; sehr groß angelegt, begonnen zu einer Zeit, da die Ausstattung mit Farbendruckden Verlegern noch nicht so geläufig war wie jetzt, gab das Buch Anlaß zu Zwistigkeiten mit dem Verlag. Die Ausgabe der Lieferungen kam ins Stocken, Sch. zog sich endlich davon ganz zurück, und andere Autoren haben das Werk vollendet. Dies war ein Schmerz für Sch. gerade deshalb, weil das Buch in Laienkreisen sehr populär war.

Von kunstgeschichtlichen Publikationen, die sich an einen engeren Kreis wenden, ist noch die Ausgabe des »Weißkunig« zu erwähnen, die 1888 im Jahr-



buch der kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses in Wien erschien.

Während seiner Tätigkeit in Prag hatte sich übrigens Sch. immer mehr jenem Gebiet zugewendet, das ihn offenbar neben der eigentlichen Kunstgeschichte schon in der Jugend interessiert hatte: der Kulturgeschichte. Schon in den 70 er Jahren hatte er Vorträge aus diesem Gebiet gehalten, wie z. B. »Über Liebe und Eheschließung zur Zeit der Minnesänger« (1878); »Über die mittelalterlichen Turniere« (1880). Aber erst während seines Prager Aufenthaltes schuf er aus seiner reichen Kenntnis von Kunstwerken und Literaturdenkmälern seine grundlegenden kulturgeschichtlichen Werke. Er liebte es nicht, wenn man für diesen Wissenszweig den Ausdruck »Kulturgeschichte« anwendete; er fand ihn zu weit umfassend, da darunter eigentlich alle möglichen Erscheinungen des menschlichen Daseins und alle Bestrebungen des menschlichen Geistes zu begreifen wären. Er bezeichnete das von ihm vertretene Gebiet mit Vorliebe als »Sittengeschichte« und verstand darunter die Zusammenfassung der Erscheinungen des gewöhnlichen äußeren Lebens, Wohnung, Kleidung, Nahrung, Gebräuche usw. Seine Hauptwerke auf diesem Gebiet sind: »Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger« (1879), wie er selbst sagt, eine Mosaikarbeit, ein Gemälde aus einer Unzahl von Einzelheiten zusammengesetzt. Ferner das »Alltagsleben einer deutschen Frau zu Anfang des 18. Jahrhunderts« (1890) und »Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrhundert«. In diesen Werken hat sein rastloser Sammelfleiß enorme Reichtümer an Kenntnissen zusammengetragen; diese Bücher bilden noch heute eine Fundgrube für alle jene, die sich über das deutsche Leben der Vergangenheit orientieren wollen.

Als Sch. 1903 seine Lehrtätigkeit in Prag aufgab und nach München übersiedelte, hatte er die Absicht, sein größtes Werk, das »Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrhundert« weiterzuführen und das 16. Jahrhundert zu bearbeiten. Dazu ist es nicht mehr gekommen, möglicherweise aber sind Vorarbeiten bei seinem Tode vorhanden gewesen. Daß er sich aber in den letzten Jahren noch immer mit seinem Lieblingsgebiet beschäftigte, beweist das Werk »Häusliches Leben der europäischen Kulturvölker vom Mittelalter bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts«, welches im Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte von Below erschien.

Seit dem Jahre 1870 gehörte Sch. dem Verwaltungsausschusse des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg an, dem er später testamentarisch seinen gesamten wissenschaftlichen Apparat und seine Bildersammlungen vermacht hat. In Prag betätigte er sich durch lange Jahre als Mitglied der »Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur«.

Der Name Sch. ist in weiten Kreisen durch seine populären Werke bekannt geworden; die Kunsthistoriker haben nicht immer freundlich über ihn geurteilt. Der Anlaß zu diesem Verhalten war verschieden. Sch. verließ in den achtziger Jahren in seinen Publikationen das Gebiet, das ihn als Jüngling begeistert hatte, also gerade zu einer Zeit, da die Kunstgeschichte zu werden begann, was sie heute ist. Auch in seinen früheren Schriften war er meist nur der Historiker, nicht der ästhetisch urteilende Betrachter. Und als er in der Sittengeschichte sein Lieblingsgebiet entdeckte, da dachte er nur an den Aufbau dieser neuen Disziplin und suchte nach keinen feineren Zusammenhängen zwischen Kunstwerk und Sitte. Ihn fesselte das Sammeln von Tatsachen an sich und

nur hie und da gelang es ihm, daraus ein glänzendes Streiflicht hervorzulocken, das die Vergangenheit erhellt und dem Leser die Gedankenwelt des Autors offenbart. In seinen Vorträgen ist es ihm gelungen, manches gute Wort über Kunst und Sittengeschichte zu prägen; er lebt vielleicht besser in der Erinnerung seiner Hörer, als jener, die ihn nur aus seinen Schriften kennen.

Literatur: Robert Becker, Alwin Schultz 1910. S.-A. aus dem Jahresbericht der Schles. Gesellschaft für vaterl. Kultur. 1909.

H u g o S c h m e r b e r.

**Rosthorn, Edler v., Alfons, Dr. med.**, o. ö. Professor der Gynäkologie an der Universität Wien, Vorstand der II. Univ.-Frauenklinik, Großherzogl. Bad. Geh. Hofrat, k. k. Österreichischer Hofrat, \* 19. September 1857 zu Oed in Niederösterreich, † 9. August 1909 bei Viktring in Kärnten.

Die Familie R.s stammt aus England. Der Urgroßvater wurde 1765 von der Kaiserin Maria Theresia nach Österreich berufen, um hier die Metallindustrie zu heben. Die Nachkommen, zum Teil bedeutende Männer, waren in gleichen oder ähnlichen Berufszweigen tätig; der Vater starb als Gewerbeinspektor in Kärnten. Die Mutter, eine geborene Freiin v. Mandorf, gehörte dem bekannten Geschlechte der Esterhazy an. In der Gebirgswelt Kärntens und auf einem der genannten Familie gehörigen Landgute verbrachte R. die erste ungetrübte Jugendzeit. Die Gymnasialstudien, in Wien begonnen, wurden in Klagenfurt zu Ende geführt. 1876 bestand R. sein Abiturientenexamen. Er wollte sich anfangs dem Lehrberuf an einer Mittelschule widmen; dabei zogen ihn namentlich die Realwissenschaften, vor allem die Zoologie an, mit der er sich eingehend beschäftigte. Da aber die Aussichten auf eine baldige Anstellung sich zusehends verschlechterten, entschloß er sich nach einigem Schwanken 1882 zur Medizin überzugehen. Durch seine großen Kenntnisse in der Anatomie erregte er bald die Aufmerksamkeit seiner Lehrer Langer und später Toldt, und wurde schon als Student zum Demonstrator bestellt. 1885 absolvierte er in Wien die medizinische Staatsprüfung. Bald darauf hatte er das Glück als chirurgischer Operationszögling Billroth näher zu treten und wurde einer von dessen Lieblingsschülern. 1887 trat er als Assistent bei dem Chirurgen Wölfler in Graz ein. Kaum 1 ½ Jahre später vollzog sich der Übergang zur Gynäkologie. Zuerst kurze Zeit unter Breisky, dann unter dem jüngst dahingeshiedenen R. Chrobak arbeitete er an der Wiener Frauenklinik und erlangte 1890 die *venia docendi*. Schon 1 ½ Jahre später wurde er an Stelle Schautas zum Vorstand der Prager Frauenklinik ernannt und daselbst 1894 ordentlicher Professor. 1899 übernahm er die Leitung der Grazer, 1902 die der Heidelberger Klinik, um 1908 als Nachfolger Chrobaks, einstimmig berufen, an die Universität Wien überzusiedeln. Es war ihm hier nur eine einjährige Wirksamkeit an dem stolzen Neubau beschieden.

R. war ein trefflicher Arzt und Operateur, ein wohlwollender Chef und ausgezeichneter Organisator in seiner Stellung als klinischer Vorstand, ein geschätzter Fachgenosse, ein ganz hervorragender Lehrer, ein gediegener wissenschaftlicher Forscher, eine glänzende Persönlichkeit.

In seinem ärztlichen Berufe kamen ihm die mit unermüdlichem Fleiße auch auf anderen Gebieten der Medizin gesammelten Kenntnisse, seine an der hauptstädtischen Klinik erworbene geburtshilfliche Erfahrung, bei schwierigen

Fällen eine intuitive diagnostische Fähigkeit zustatten. Vor allem aber verstand er es, durch sein zartfühlendes Wesen, sowie durch die Festigkeit seines Auftretens das unbedingte Vertrauen der Kranken zu gewinnen. In heutzutage seltenem Altruismus fühlte er tief das große Leiden der Welt und war dadurch imstande, ein Helfer in der Not zu sein. Wenn seine Privatklientel eine vielleicht seiner Stellung nicht entsprechend ausgedehnte war, so ist der Grund darin zu suchen, daß er die klinische Tätigkeit der privaten voranstellte, daß er jede Reklame verschmähte und daß er nach seinen eigenen Worten nicht darauf ausging, »Schätze zu sammeln«. — Seine erste selbständige operative Tätigkeit fällt mit dem Aufblühen der chirurgischen Richtung in der Gynäkologie zusammen. Dank seiner gründlichen anatomischen Schulung, dank der Lehrzeit unter Billroth, Wölfler und Chrobak konnte er sich mit unter den Ersten an ihrer Ausgestaltung beteiligen. In der Folge zählte er zu den gewiegtesten Operateuren, und wenn er auch mitunter bei seinem starken Temperament die klassische Ruhe nicht bewahrte, so behielt er doch sein Ziel fest im Auge und konnte auf entsprechende, zum Teil ausgezeichnete Heilerfolge zurückblicken. Er operierte gern, griff aber erst zum Messer, wenn alle konservativen Maßnahmen erschöpft waren. Alle operativen Künsteleien lagen ihm fern. In der Geburtshilfe blieb er, obwohl nie rückständig, und bereit, jeden wohlervogenen neuen Eingriff zu versuchen, im Prinzip der alten Wiener Schule treu.

Seinen Assistenten und Schülern war er zwar ein strenger Chef, zugleich aber auch ein väterlicher Freund. Er wußte sich trotz vielfacher Arbeitsüberlastung in die Interessen jedes Einzelnen zu vertiefen und ihn in jeder Weise zu fördern und anzuregen. Von Kindheit an zu strenger Selbstzucht erzogen und mit großer Energie ausgestattet, verlangte er vor allem äußerste Pflichttreue, verstand sie aber auch zu würdigen. — Sein angeborenes Organisationstalent hat er in seinem Leben reichlich zu verwerten Gelegenheit gehabt. In Prag und Graz hat er Entwürfe zu klinischen Neubauten gemacht, deren Fertigstellung er allerdings an Ort und Stelle nicht erlebte. In Heidelberg mußte er die Inneneinrichtung der Räume den gegebenen Verhältnissen anpassen. In Wien endlich galt es den Riesenmechanismus der neuen Klinik in Gang zu bringen. Überall kam er schnell zum Ziel, auch deshalb, weil er den rechten Mann an den rechten Platz zu stellen wußte, weil er seinen Mitarbeitern Vertrauen schenkte und weil er den maßgebenden Faktoren bestimmt, furchtlos und frei im besten Sinne des Wortes gegenüber trat.

In weitesten medizinischen Kreisen genoß er große Anerkennung. Dafür spricht schon die Tatsache, daß er in den 17 Jahren selbständigen Wirkens ehrenvolle Berufungen nach Groningen, Utrecht, Basel, Königsberg, Straßburg und zuletzt, gleichzeitig mit der nach Wien, an erster Stelle nach München erhalten hat. Man legte Wert auf sein Urteil in allen ärztlichen Angelegenheiten und zog ihn bei Neubesetzung von Lehrstühlen in letzter Zeit stets zu Rate. Er, der einst von Chrobak nur mit Mühe dazu hatte gebracht werden können, in der Öffentlichkeit aufzutreten, wurde allmählich auf den großen Kongressen ein nicht nur gern anwesender, sondern auch gern gesehener Teilnehmer. Nicht nur in Europa, sondern auch in Amerika, wo er 1906 längere Zeit weilte, hat er viele Freunde und Verehrer hinterlassen.

Wo er auch als Lehrer gewirkt hat, gewann er die Herzen seiner Hörer im Sturm. In allen, ganz besonders den klinischen Vorlesungen offenbarte sich so

unmittelbar sein gerades, jeder Selbstverherrlichung abholdes Wesen, er gab sich so einfach und natürlich, daß schon dadurch bei den Lernenden der nötige Ernst geweckt wurde. Dazu kam noch, daß die Lebhaftigkeit seines Wesens, die scharfe Akzentuierung der Sprache, die ausgiebige Verwendung von Anschauungsmitteln, seine meisterhaften Skizzen an der Tafel und die sorgfältige, nach einem bestimmten Plan getroffene Auswahl der Fälle den Lehrstoff zur vollen Geltung brachten. Er legte den größten Wert auf Schulung des wissenschaftlichen Denkens; handwerksmäßiges Praktizieren und Operieren, selbst bei tadelloser Technik, achtete er gering. Und indem er bei seinen Ausführungen stets Verbindungsbrücken zu den übrigen medizinischen Fächern und zum reinen Menschentum fand, hat er weit über die Grenzen seines Spezialfaches hinaus in ethischem Sinne erzieherisch auf die studierende Jugend gewirkt.

Seine Publikationen sind durchweg ausgezeichnet durch sorgfältige Auswahl der Fragestellung, Gründlichkeit, auch der Literaturstudien, und übersichtliche Einteilung des Stoffes. Die Betonung anatomisch-morphologischer Gesichtspunkte ist bei seinen klinischen Arbeiten, in welchen sie mitunter vielleicht etwas zu stark hervortritt, charakteristisch; sie verrät sich auch dadurch, daß er meist an das Studium eines einzelnen Objektes anknüpft, an das sich weitere Erfahrungen gleichsam ankristallisieren. Er war kein Mann der Theorien; selbst bei schwierigeren, auf Schlußfolgerungen basierenden Problemen ging er von Anschauungstatsachen im weitesten Sinne des Wortes aus. Eine grundlegende Bedeutung haben seine in Prag begonnenen, später nach verschiedenen Richtungen hin weiter ausgearbeiteten Studien über das Beckenbindegewebe erlangt, die ihn mit dem Gynäkologen A. W. Freund in nächste Verbindung brachten. Als sehr wertvoll müssen weiter die Darstellung der anatomischen Veränderungen des Organismus während der Schwangerschaft im v. Winckelschen Handbuche der Geburtshilfe und die von ihm geschriebenen Abschnitte des Chrobak-Rosthornschen Lehrbuches der Gynäkologie, vor allem der zweite, von den Mißbildungen handelnde Teil, endlich das Kapitel über Genital- und Bauchfelltuberkulose in dem Küstnerschen Lehrbuche der Frauenheilkunde bezeichnet werden. Unter seinen sehr zahlreichen kleineren Schriften und Kongreßmitteilungen sei hier als wichtig gedacht, aus dem Gebiete der Gynäkologie, der Berichte über Adnexoperationen, Tuboovarialzysten, über die Tumoren des Genitales, die Myome, Adeno-Myome, Sarkome und besonders die Karzinome, sowie deren Behandlung; aus geburtshilflichem Gebiet seien seine Mitteilungen über *Icterus gravis* bei einer bleikranken Wöchnerin, über *Tetanus puerperalis*, über Wochenbettfieber, über Hebeostomie und den extraperitonealen Kaiserschnitt erwähnt. Auch mit den Erkrankungen des Säuglings, mit dem Ammen-, Hebammen- und Findelkinderwesen hat er sich z. Z. sehr eingehend befaßt. — Er beklagte lebhaft die Zersplitterung der Heilkunde und suchte als eifriger Hörer bei seinen Kollegen für sich die Fühlung mit den anderen medizinischen Disziplinen aufrecht zu erhalten. Im letzten Lustrum wählte er Arbeitsthemen, die nicht nur Geburtshilfe und Gynäkologie, sondern auch sein Fach mit anderen Spezialfächern, vor allem mit der inneren Medizin in Konnex brachten. Er hatte mit Vorarbeiten für ein Buch über ärztliche Kunstfehler in der Frauenheilkunde begonnen. Er stellte Thesen über Myomerkrankung, Ovarialtumoren einerseits und Schwangerschaft andererseits; weiter über Myom und Herz und, gemeinsam mit Fränkel, über Tuber-

kulose und Schwangerschaft, endlich über Appendicitis und Schwangerschaft auf. 1908 wurde ihm ein Referat über die Beziehungen der weiblichen Geschlechtsorgane zu inneren Erkrankungen bei dem Kongreß für innere Medizin zu Wien übertragen. Wie viel er sich mit Problemen beschäftigt hat, die im allgemeinen den Gynäkologen ferner liegen, davon zeugt seine Antrittsvorlesung in Wien über den Schmerz.

Sein auf den Zusammenhang alles Geschehens gerichteter Blick tritt uns auch in seiner Persönlichkeit entgegen. Nur im Zusammenhang mit dieser kann im Grunde sein gesamtes Wirken verstanden werden. Dem Zauber seines, noch durch lebhaft Phantasie, künstlerisches Empfinden und Sinn für Humor gehobenen Wesens konnte sich nicht leicht jemand entziehen. Seine Häuslichkeit war frei von Zwang und Konvention. Dadurch wirkte der Verkehr mit ihm und seiner liebenswürdigen, musikalisch veranlagten Gattin stets anregend und erfrischend.

Allsommerlich zogen beide, denen Nachkommen leider versagt geblieben sind, in die Kärntner Berge. Hier wurde R. nicht müde, das ihm von Jugend auf vertraute Waidwerk zu betreiben. Das kranke Herz war aber zuletzt den dabei unvermeidlichen Anstrengungen und Erregungen nicht mehr gewachsen: der Tod hat den Waidmann auf freier Bergeshöhe ereilt. Allzu früh ist seinem Schaffen ein Ziel gesetzt worden. Aber er hat der Nachwelt das Beste hinterlassen, was ein Mensch geben kann: ein hohes Beispiel.

Nachrufe über A. v. Rosthorn finden sich u. a. in der Monatsschrift für Gynäkologie Bd. 30 von A. Martin, W. A. Freund und F. Kermauner, im Zentralblatt für Gynäkologie 1909 Nr. 37 von H. Fritsch, in der Münchner med. Wochenschrift 1909 Nr. 37 von M. Neu, im Archiv für Gynäkologie Bd. 89, in der Wiener klinischen Wochenschrift 1909 S. 1534, in der Deutschen medizinischen Wochenschrift 1909 von J. Schottlaender. Fast allen Nachrufen sind Bildnisse des Verstorbenen beigelegt.

J. Schottlaender.

**Imfeld, Xaver**, Ingenieur-Topograph, \* 21. April 1853 in Sarnen, Kanton Unterwalden, † 21. Februar 1909 in Zürich. — I.s Leben und Wirken bezeichnet eine Periode in der Entwicklung der Topographie und Kartographie. War er in eine Zeit hineingestellt, in der in seinem Vaterland verschiedene für diese Entwicklung günstige Umstände zusammentrafen, war er das Kind dieser Zeit, so wurde er selbst zu einem vornehmsten Träger der höhern Entfaltung des Faches. Oft liegt etwas in der Luft, oder es kommt in die Luft durch das Arbeiten und Streben verschiedener Fachgenossen. Taucht dann ein »Jünger« auf, der eine Auffassung, eine Witterung hat für das, was keimt und heraus will, so wird er zum Schnitter, der die Garbe schneidet. Hat die Zeit an ihm gemodelt, so formt er seinerseits Werke für die Zeit und schafft, was jetzt zum Werden reif war.

I. wuchs an einem lieblichen See heran, der umgeben ist von nicht zu wilden und erdrückenden, aber charakteristisch geformten Bergen, deren Schönheit und Ruhe mehr zur Nachbildung anreizten, als davor abschreckten. Er hörte erzählen von einem berühmten Landsmann, Joachim Eugen Müller von Engelberg, der am Ende des 18. Jahrhunderts diese Berge in einem Relief nachgebildet hatte. Das Relief war nach Paris gekommen; aber ein noch älteres Relief, das erste seiner Art, das Relief der Zentralschweiz von

General Pfyffer, stand in Luzern, wohin der junge geweckte Bursche etwa kam und wo er auch die Industrieschule besuchte, um sich zum höhern technischen Studium vorzubereiten. An der Unvollkommenheit dieses Werkes, wie sie durch die ehemals noch mangelnden Kenntnisse und Mittel bedingt war, aber auch am Mute, der darin lag, trotz dem Mangel an Hilfsmaterial sich an eine solche Arbeit zu machen, mag I. sich begeistert haben, einmal etwas Ähnliches und Besseres zu schaffen. Vorzügliche Lehrer, ein Mathematiker und ein Zeichnungslehrer, die konnten, was sie wollten, aber auch ein Geographielehrer, der vielleicht gerade dadurch reizte, daß er nicht alles konnte, was er wollte, der aber doch mindestens wollte, wirkten besonders auf ihn ein. In diesen drei Lehrern fand sich ein Trifolium, ein Wissenschaftler und ein Künstler und der Vertreter eines Faches, der Geographie und Kartographie, der beides sein sollte, es aber nicht genügend war. Was dieser dritte Lehrer nicht war, das wurde der Schüler, und wenn dieser auch seinen Lehrer in Geographie und Kartenkunde nicht besonders liebte, so mag doch mehr von diesem an ihm gewirkt haben, als er glaubte. Lehrer der Geographie an Mittelschulen mußten damals noch gar manches andere lehren, das ihnen nicht und in Art des Gebens auch den Schülern noch weniger behagte und sie dann in der ganzen Lehr-tätigkeit beeinträchtigte. Bezeichnend für den Industrieschüler I. war, daß er mathematische und physikalische Dinge nicht nur geistig erfaßte, sondern im Modelle verkörperte und daß er den zackigen Pilatus nicht nur ansah und etwa abzeichnete, sondern körperlich nachbildete. Er verkleinerte dabei die zur Verfügung stehende Karte im Maßstab von 1 : 25 000 in den Maßstab 1 : 50 000, um das Relief ja recht scharf und genau heraus zu modellieren.

Am Polytechnikum in Zürich, an das I. im Herbst 1872 übergang, fand er nun den Boden, in dem er seine Fähigkeiten entwickeln und sich entfalten konnte. Ein großer Meister der Topographie, Johann Wild, der in seinem Wesen mathematische Einsicht mit einer seltenen Feinheit der zeichnerischen Gestaltung verband und in seinen Werken glänzende Beweise des Könnens abgelegt hatte, der mit seiner Erfahrung die Reife des Faches verkörperte, führte ihn in das Vermessungswesen und topographische Zeichnen ein; ein junger Geologe, der in der Liebe zur Alpenwelt, wie in der Begeisterung, sie zu erforschen, gleich groß war, der vorzüglich beobachten und das Beobachtete in der Zeichnung ebenso treffend wiedergeben konnte, Albert Heim, eröffnete ihm das Verständnis für die Bodenformen, die er in Plan und Karte darzustellen hatte nach innerm Aufbau und äußerer Modellierung; Künstler, die Maler Prof. Ulrich und Holzhalb und der Bildhauer Prof. Keyser, lehrten ihn, artistisch zu gestalten und, was auch noch dazu gehört, mit geistesverwandten Freunden und Genossen des gleichen Studiums konnte er seine Gedanken austauschen, mit ihnen wetteifern und auf fröhlichen Wanderungen in der schönen Bergheimat herum sich aussprechen, ausleben und begeistern im Vorsatz, diese Heimat einmal ihrer würdig im Bilde darzustellen. Zum regen Geist mit starken innern Impulsen und lebhaften äußern Eindrücken kamen ein kräftiger Körper und gute Nerven, Genügsamkeit und froher Sinn. Da waren nun die Bedingungen gegeben, die Aufgaben der Zeit, namentlich in bezug auf die bildnerische Darstellung der Erscheinungen des Hochgebirgs, zu lösen.

I., seiner Kraft bewußt, schwamm gleich in den vollen Strom hinaus. Noch als Polytechniker wagte er sich an die Aufnahme schwieriger Panoramen, wie

das seines Pilatus, das er auch gleich selbst lithographierte, und an die Erstellung eines Reliefs der Gotthardgruppe, nun im Maßstab der Karte selbst. Auf den vielen touristischen und speziell geologischen Exkursionen füllten sich seine Skizzenbücher mit Zeichnungen, die durch ihre Klarheit der Erfassung und Wiedergabe des Wesentlichen und Charakteristischen überraschten, die seine eigene einfache, freie und fröhliche Art widerspiegelten. Da gab es keine Zweifel und kein Schwanken, ob man mit seiner Darstellungsart einverstanden sein wolle oder nicht; man konnte sie hinnehmen wie sie war, und nahm sie hin als reif. Kaum merkt man auch später eine weitere Entwicklung; I. war gleich I.

Vorzüglich geeignet und ausgebildet, trat der diplomierte und mit einem Preise ausgezeichnete Polytechniker im Frühjahr 1876 als Gebirgstopograph in das eidgenössische topographische Bureau in Bern. Da hatte er das Glück, einen vortrefflichen Chef, den Obersten Hermann Siegfried und gleichstrebende Genossen, wie Leonz Held, zu finden, namentlich auch einen Meister des Kartenstiches, Rudolf Leuzinger, dessen Herzenslust es war, die in neuem Geist erfaßten und durchgeführten Originalaufnahmen zu reproduzieren, in ihrem frischen Hauche, wie sie aus den Bergen kamen. Das war eine fröhliche Zeit, im Sommer über Fels und Firn und im Winter in der stillen Klause, wo das Firnenlicht nachleuchtete und die Erinnerung an die Schönheit und Größe der Alpenwelt neuen Drang weckte, sie nicht nur wieder zu schauen, sondern im geschaffenen Bilde auch andere genießen zu lassen.

Voll oder möglichst voll ändern zu vermitteln, was man in der Messung und mit der Auffassung des Geistes erarbeitet, dazu genügte die Karte allein nicht, auch nicht in Verbindung mit der Ansichtzeichnung, dem Panorama. Dazu bedurfte es einer noch vollendeteren Wiedergabe, der allein natürlichen, fertigen und unmittelbar verständlichen, der körperlichen Darstellung im naturwahr kolorierten Relief.

I. erlitt als junger Topograph einen Kummer; er glaubte sich wegen seines bescheidenen Einkommens gegenüber einem reichern Mitbewerber in einer Liebeswerbung zurückgesetzt. Der Kummer lähmte ihn aber nicht oder trieb ihn auf Abwege. Zur Gesundung und Ablenkung schuf I. sein erstes großes Relief der Zermatterberge, deren Karte er revidiert hatte. In diesen Bergen Zermatt fand er dann auch die Gattin, die ihm das Schicksal aufbewahrt hatte und die ihn in seinem Werte voll zu erkennen imstande war. Mit diesem Relief der Zermatterberge im Maßstab von 1 : 25 000 trat I. an die Spitze der Reliefmodelleure des eigenen Landes wie wohl der ganzen Zeit und er hat diesen Rang bleibend behauptet. Erstrebte er in seinen fein ausziselierten Reliefs in 1 : 25 000, als körperliche Ausführung der Gebirgskarten in 1 : 50 000, wie als Darstellungen an und für sich die minutiöseste Genauigkeit und höchste topographische Wahrheit, so erhob er sich in seinem gewaltigen Werke des Reliefs der Jungfraugruppe im Maßstab von 1 : 2500 zu monumentaler Größe und künstlerischer Höhe und schuf damit ein Werk, das den Markstein des Jahrhunderts bezeichnet.

Als Lebensaufgabe schwebte I. vor, eine im Verein mit seinen Fachgenossen erstellte Reliefbearbeitung der ganzen Schweiz im Maßstab 1 : 25 000, deren Erfüllung er nicht mehr erleben sollte; die Grundsteine dazu aber half er legen. Daß man gerade ihn dahingehen ließ, ohne sein Können voll auszunutzen, ist ein unwiderbringlicher Verlust.

Die Kunst und Gewandtheit im Messen, Zeichnen und Modellieren, im Erfassen und Wiedergeben der Erscheinung findet ihren Niederschlag besonders in der topographischen Karte, die in ihren zwei Dimensionen eine Vorstellung der dreidimensionalen Natur geben soll. Wie I. darzustellen wußte, darüber gibt Aufschluß die Karte der Montblancgruppe, sein kartographisches Meisterwerk, die er im Krankenstuhl begonnen und vollendet, nachdem eine Lähmung ihn zwei Jahre ans Zimmer gefesselt. Aus dieser Arbeit klang alles wieder heraus, was der Künstler und Techniker in seinem Geiste und in seiner Seele in jahrelangem Streben und Arbeiten gesammelt. Wie wenn I. das Gefühl gehabt hätte, es sei so genug und er könne nicht mehr höher gehen, wendete er sich in spätern Jahren vielfach andern technischen Arbeiten zu, wie den Vorarbeiten für Gebirgsstraßen und Bergbahnen, die ihm vielleicht reichern pekuniären Erfolg — zwar auch nicht immer — brachten oder versprochen, die ihn aber abzogen von seinem eigenen Gebiete. Mitgewirkt mag dabei auch haben die Erkenntnis, daß er infolge wiederholter Erkrankungen, die er sich in zu großen Strapazen zugezogen, in den Beinen und namentlich in der Hand nicht mehr die altgewohnte Sicherheit empfand. Lieber den Stift hinlegen und noch etwa andern zeigen, wie er zu führen sei, als selbst mit diesem Stifte nicht mehr das hervorbringen können, das der eigene Geist sieht und möchte! Dieser Geist und dieser Stift hatten, wie keine Jugendzeit, auch kein Greisenalter.

So steht I. in unserer Erinnerung und in der Wertung der Zeit als ein Meister der wissenschaftlichen und künstlerischen Darstellung seiner heimatlichen Berge, wie der Gebirgswelt im allgemeinen da. Man will oft einen Gegensatz aufstellen zwischen Kunst und Wissenschaft in der Kartographie. I. hat den Beweis geleistet, daß ein solcher Gegensatz nicht besteht, wohl aber, daß gerade und nur in der Vereinigung von Kunst und Wissenschaft die Kartographie und Topographie erblühen kann. Kunst und Wissenschaft sind überhaupt nichts so unter sich Fremdes, wie man oft glauben möchte; es sind nur die Menschen selten, welche in der gleichen Schaffenstätigkeit beide Elemente vereinigen, zu einer Einheit schließen. Aus e i n e m Gefäß, aus einer Einheit, strahlen zwei Dinge, die vielleicht desto verschiedener erscheinen, je reiner sie strahlen, die aber gerade in dieser ihrer Reinheit so verwandt sind. Kunst und Wissenschaft stehen im Schaffen und Gebaren eines Menschen im gleichen Verhältnis, wie Gewissen und Geist, Gemüt und Verstand. Das Vollendetste kann ein Topograph und Kartograph nur schaffen, wenn die wissenschaftliche Erfassung und der künstlerische Trieb in diesem Schaffen im nämlichen Gleichgewichte stehen, wie Geist und Gemüt, Kopf und Herz im ganzen Menschen. I. war der seltene Mensch, in dem zwei Richtungen der schöpferischen Tätigkeit lagen. Daß sie in ihm lagen und daß die Umstände ihm so günstig waren, daß beide Richtungen sich voll betätigen konnten, gab ihm seinen Erfolg und gibt ihm seine Stellung unter den Trägern des Fortschrittes in Topographie und Kartographie der Zeit und des Landes. Fridolin Becker.

**Schneider, Alexander von, Dr. theol.**, Präsident des k. protestant. Oberkonsistoriums in München, Reichsrat der Krone Bayern, \* 22. Februar 1845 in Nördlingen, † 20. Mai 1909 in Garmisch. — Sch. entstammte einem kinderreichen Hause. Der Vater war der praktische Arzt Dr. Alexander Sch. in Nördlingen, später Bezirksarzt in Weißenburg i. B., die Mutter Franziska, geb.



von Ammon. Den ersten Unterricht erhielt er in der Volks- und dann in der Lateinschule seiner Vaterstadt, seine Gymnasialbildung auf dem protestantischen St. Anna-Gymnasium in Augsburg, das, unter der energischen Leitung des Rektors Metzger stehend, als Heimstätte ernster evangelisch-humanistischer Bildung blühte. Jene Jahre in Augsburg legten in der Seele des Jünglings den Grund zu der Begeisterung für die Antike, die ihn durch sein ganzes Leben begleitet hat. Thukydides hatte es ihm vor allen angetan; mit ihm beschäftigte er sich auch in den späteren Jahren immer wieder. Neben den klassischen Studien war es die Mathematik, an die ihn Neigung und Begabung fesselte; auch ihr hat er die Treue gehalten. Auf Grund seiner hervorragenden Leistungen, der Frucht einer reichen Begabung im Bunde mit nachhaltendem Fleiße, wurde Sch. nach Absolvierung des Gymnasiums in das Maximilianeum in München einberufen, jene Stiftung des Königs Maximilian II. zum Zweck der Erleichterung der Ausbildung für die höheren Aufgaben des Staatsdienstes. Er entschied sich für das juristische Studium, obgleich ihn seine Neigung mehr zur Mathematik und Astronomie gezogen hatte. Nach Vollendung der akademischen Studien war Sch. als Rechtspraktikant in Weißenburg, Eichstätt und Nördlingen, dann als Anwaltskonzipient in München tätig. Ein kurzes Eheglück fand durch den Tod der Gattin ein jähes Ende. Minister von Fäustle berief den Anwaltskonzipienten als Akzessisten in das Justizministerium. Nach kurzer Tätigkeit in dieser Stellung trat er 1876 in das Kabinett des Königs Ludwigs II. ein. Im folgenden Jahre verehelichte er sich mit Florentine Rutz, Tochter des späteren Oberkonsistorialrats Rutz in Ansbach. Von 1876 an stand Sch. zehn Jahre lang, erst als Hilfsarbeiter, dann als Sekretär im unmittelbaren Dienste des Königs. Nach dem Tode des Königs wurde er 1886 als Ministerialrat in das Finanzministerium versetzt und mit dem Referat über das Pensionswesen für Witwen und Waisen, später auch mit der Funktion eines Generalsekretärs betraut. In den Jahren 1889 und 1893 nahm er als königl. Kommissär an den Generalsynoden der evangel.-luther. Kirche Bayerns teil. Als sich 1897 durch den Tod A. von Stählins die Stelle des Präsidenten des k. Oberkonsistoriums in München erledigte, wurde sie A. von Sch. übertragen. Die letzten zwei Jahre seines Lebens waren durch ein Leiden getrübt, das unaufhaltsam an der Kraft des Mannes zehrte. In Garmisch, wo er noch Erholung gesucht, ist er am 20. Mai 1909 aus dem Leben abgerufen worden.

In der Persönlichkeit Sch.s verband sich eine reiche und glückliche natürliche Beanlagung mit dem Ernste sittlicher Lebens- und Weltauffassung. Sein von Haus aus kindliches, sonniges Wesen einte sich mit ausgesprochener Charakterfestigkeit, die Herzlichkeit und Liebenswürdigkeit, deren Wärme jeden wohlthuend berührte, der in seine Nähe kam, mit Lauterkeit und Vornehmheit der Gesinnung und männlicher Würde. Aus der Jugend hatte er sich ins Mannesalter hinein die in der Unmittelbarkeit des Gefühlslebens wurzelnde Begeisterungsfähigkeit für alles Große und Edle, wie und wo immer es ihm entgegentrat, bewahrt. Der Kreis seiner Interessen ging weit über das nächste Fachstudium hinaus. In früheren Jahren hatte er sich mit philosophischen Studien ernstlich beschäftigt, er war mit Kant, Hegel, Schelling, auch Schopenhauer vertraut, ohne sich indessen im Kern seines Wesens von ihnen beeinflussen zu lassen. Die Liebe zum klassischen Altertum hat ihn durch das Leben begleitet. In den späteren Jahren hatte er als Mitglied der Reichsratskammer

mehrfach Anlaß, für das humanistische Bildungsideal einzutreten. »Die herrliche Sprache der alten Griechen« fand in ihm einen begeisterten Anwalt. Die Versenkung in den geistigen Gehalt der edelsten Schöpfungen des griechischen Schrifttums, der eben in dieser Sprache und nur in ihr so vollendeten Ausdruck gefunden hat, soll jede edle Kraft unserer Jugend in Anspruch nehmen, ein Bildungsmittel, das nicht nur, wie die Mathematik, die Denkkraft stärkt, das die Phantasie belebt, bereichert, veredelt, das Gefühl für Schönheit weckt und bildet, den Sinn öffnet für jegliche schlichte Größe in Gesinnung und Tat. Aus der eigenen Erfahrung hat Sch. so gesprochen. Die deutsche Dichtung war ihm nicht minder vertraut und ans Herz gewachsen. Gerne griff er aus ihrem reichen Schatze nach dem Schönsten zur eigenen und der Seinen Erquickung. Den ihm eignenden Sinn für die bildenden Künste zu pflegen bot ihm München willkommene und fleißig benutzte Gelegenheit. Zu Dürer, Rembrandt, Ruisdael, Schwind und L. Richter fühlte er sich besonders hingezogen. Auch die Werke edler Tonkunst fanden in seinem erschlossenen Gemüte einen lebendigen Widerhall. Sein starkes Empfindungsvermögen bekundete sich auch der Natur gegenüber, von deren Lieblichkeit in Form und Farbe er sich indessen mehr angezogen fühlte als von ihrer Großartigkeit. Den Grundzug der Persönlichkeit aber bildete echte, auf innerer Erfahrung ruhende evangelische Religiosität. Als gutes Erbe hatte er sie aus dem Elternhause ins Leben hinausgenommen und sie geklärt und vertieft. Sie bewährte sich ihm als Kraftquelle, die ihm auch in schwierigen Lagen des Lebens und angesichts des Todes nicht versagte. Der Glaube seiner Kirche war ihm inneres Erlebnis und damit eigenster Besitz geworden, an dem er mit der Freudigkeit und Festigkeit erfahrungsmäßiger Überzeugung festhielt und für den er gegebenenfalls auch mit männlichem Mute eintrat. Mit den Fragen der Theologie hat sich Sch. je und je und intensiv beschäftigt, auch schwierigere Werke systematischer Art durchgearbeitet. Luther war ihm vertraut. Nicht nur in der Lutherbibel war er zu Hause. Dem Freunde des klassischen Altertums war auch die Grundsprache des Neuen Testaments geläufig. Als Glied der evangel. Gemeinde Münchens hat er an ihrem kirchlichen Leben den lebhaftesten Anteil genommen, und für ihre organisatorischen und charitativen Bestrebungen ist er stets mit warmer Begeisterung fördernd eingetreten.

Was Sch. war, kam zunächst in seinem engeren Familienkreise zur Geltung. Mit einer ihm gleichgestimmten Gattin verbunden, sah er im Laufe der Jahre ein reiches Familienglück um sich erblühen, das ihm im Ernste und in der Sorge des Berufslebens Ruhe und Erquickung bot. Von seiner gemütvollen Art, seinem vielseitigen Wissen gingen nachhaltige Anregungen auf den engeren und weiteren Kreis der Familie aus. In den jüngeren Jahren ihre Freuden mit ihnen teilend, wurde er den erwachsenen Kindern, zwei Söhnen und zwei Töchtern, treubesorgter Berater und Führer auf dem Lebenswege. Der Tochter weiß er das Auge für die Reize italienischer Natur und Kunst zu erschließen, dem Sohne steht er bei seinen Studien und inneren Kämpfen teilnahmsvoll ermunternd zur Seite.

Den bedeutungsvollsten Abschnitt im Leben Sch.s bilden die zehn Jahre im unmittelbaren persönlichen Dienste des Königs Ludwig II. Durch die Natur dieses Dienstes ist es bedingt, daß Einzelheiten aus der Tätigkeit des königlichen Kabinettssekretärs über den engsten Kreis der Berufenen hinaus

der Öffentlichkeit nicht bekannt geworden sind. Jedenfalls stellten die mannigfachen politischen Arbeiten, die in dieser Stellung zu bewältigen waren, hohe Anforderungen wie an umfassendes Verständnis und Sicherheit des Urteils, so an die Charakterfestigkeit des Mannes. Die zahlreichen Vorträge, die der Sekretär dem geistig hochstehenden Monarchen aus dem Gebiete der neuesten deutschen Dichtungen wie der ausländischen Literatur, ferner namentlich über Werke aus dem Gebiete der protestantischen und katholischen Theologie zu halten hatte, erheischten die intensivste Vorbereitung und Stoffbeherrschung. In stiller Treue hat Sch. bis zu dem tragischen Geschehisse seines königlichen Herrn in dieser an Komplikationen und Schwierigkeiten reichen Stellung ausgeharrt. Des besonderen Vertrauens, der Huld und Zufriedenheit des Königs durfte er gewiß sein. Bis zuletzt hat ihn Ludwig II. des öfteren versichert, wie hoch er ihn schätze, wie er seine vortrefflichen Leistungen, seine selbstlose Aufopferung und seinen unermüdeten Eifer, seine treue Anhänglichkeit an seine Person anerkenne. Dieser seiner Wertschätzung gab der König Ausdruck in der raschen Beförderung seines Kabinettssekretärs während der Jahre 1876—1886 vom Stadtgerichts-Assessor zum II. Staatsanwalt, Landgerichtsrat, Regierungsrat und (1885) zum Ministerialrat. Ebenso in der Ernennung zum Komtur des Verdienstordens der Bayer. Krone, der den persönlichen Adel gewährt. Auch von seiten derer, die von Amts wegen einen näheren Einblick in Sch.s Wirken besaßen, wußte man die Schwierigkeit und Gefährlichkeit des Postens zu würdigen und dankte ihm für sein Ausharren und die Dienste, die er dem Könige, den höchsten Stellen und dem Lande leistete.

Nach einer zehnjährigen Tätigkeit im Finanzministerium wurde Sch. zum Präsidenten des k. Oberkonsistoriums in München ernannt (1897). Von 1852 an hatten Männer geistlichen Standes diese Stellung inne. Sch. reihte sich als Jurist den Präsidenten weltlichen Standes an, denen in den ersten Jahrzehnten die Leitung der protestantischen Kirche Bayerns anvertraut war. In den kirchlichen Kreisen erweckte seine Ernennung bei aller persönlichen Hochschätzung des Mannes anfangs Befremden. Man hätte lieber wieder einen Präsidenten geistlichen Standes an der Spitze der Kirche gesehen. Aber bald schwand das Befremden, da man sich der Erkenntnis nicht verschließen konnte, daß Sch. Eigenschaften in sich vereinigte, die ihn auch dieser Stellung gewachsen erscheinen ließen. Er selbst entschloß sich nicht leichten Herzens zur Annahme der Berufung. Aber nachdem er die Freudigkeit hierzu gefunden hatte, gab er sich mit der ihm eigenen Pflichttreue an die Aufgaben des Amtes hin. Bald nach Antritt desselben war es ihm vergönnt, bei der Einweihung der Erlöserkirche in Jerusalem die evangel.-luther. Kirche Bayerns zu vertreten. Die Reise in das heil. Land im Kreise von Berufs- und Gesinnungsgenossen, die Eindrücke, die sein empfängliches Gemüt von Land und Leuten in Palästina empfangen, bedeuteten für ihn ein unvergeßliches Erlebnis. Man muß seine in einem kirchlichen Blatte veröffentlichten Reiseschilderungen lesen, um sich an der feinen Beobachtungsgabe des Mannes, an seinem für Natur und Geschichte erschlossenen Gemüte, an seiner frommen Begeisterung angesichts der heiligen Stätten, an der formvollendeten Darstellung zu freuen. Bezeichnend ist für ihn, daß er auf der Rückreise in Athen von der Akropolis so gefesselt ist, daß er für die griechische Metropole und was sie sonst dem Reisenden bietet, kaum Zeit und Auge übrig hat. In Jerusalem selbst fiel ihm

bei der Einweihungsfeier die Aufgabe zu, nach Beendigung des kirchlichen Aktes als Erster unter den Vertretern der deutschen evangelischen Kirchenregierungen das Wort zu ergreifen. Seine Ansprache an den Kaiser gipfelte in der Mitteilung des während der Meerfahrt in den Vertretern der deutschen evangelischen Kirchen erwachten Wunsches, in Jerusalem der Pflege evangelisch-christlicher Altertumswissenschaft ein Heim zu gründen und in der Bitte um die Teilnahme des Kaisers an diesem Unternehmen. Nach seiner Verwirklichung war Sch. mit Erfolg bemüht, auch in der heimischen Kirche das Interesse dafür zu wecken und zu erhalten. Als der neue Präsident die Leitung der Geschäfte im Oberkonsistorium übernahm, stand er dem kirchlichen Leben im weiteren Umkreise der Landeskirche noch fern. Dazu wurde die Lage durch Fragen innerkirchlicher und kirchenpolitischer Art erschwert. Indes, nachdem er einmal das Amt übernommen hatte, gehörte er ihm auch ganz an. Seine innere Stellung zu dem Glauben der Kirche, seine bisherige geschäftliche Schulung, sein im kleinen in der Münchener protestantischen Gemeinde geschärfter Blick für kirchliche Notstände und vorab seine peinlich gewissenhafte Erfassung der Berufspflicht schufen die Bedingungen zu erspriechlicher Arbeit. In seine Amtszeit und von ihm freudig begrüßt und kräftig gefördert fällt der Zusammenschluß der deutschen evangelischen Landeskirchen. Er wußte Bedenken und Schwierigkeiten, die sich gegen den Beitritt Bayerns erhoben, zu überwinden. Die Lösung einer Reihe von Fragen, den äußeren Bestand des protestantischen Kirchenwesens betreffend, war ihm ernstlichstes Anliegen. So die Vermehrung der Pfarrstellen, die Besserung der Gehaltsverhältnisse der Geistlichen. Ebenso ist die Errichtung einer Pfarrtöchterkasse seiner unermüdlichen Fürsorge zu danken; seine mathematischen Kenntnisse hat er freudig in den Dienst dieser Sache gestellt. Als Mitglied der Reichsratskammer ist Präsident v. Sch. je und je für die Interessen der prot. Landeskirche eingetreten. Es waren besonders warme Herzenstöne, die er bei diesen Anlässen anschlug. Er sprach ebenso für die Erhaltung der Konfessionalität der Volksschule wie für die Pflege der humanistischen Studien. Sein letztes Auftreten im Reichsrat galt dem Kirchensteuergesetz, und sein wirksames Eingreifen rettete die für das protestantische Bayern so bedeutungsvolle, schwer gefährdete Vorlage. — Zu Anfang des Jahres 1906 wurde ihm von der Krone das Prädikat Excellenz verliehen und zu Ende des gleichen Jahres von der theologischen Fakultät der Erlanger Friderico-Alexandrina das Ehrendiplom eines Doktors der Theologie, Ehrungen, die ihn selbst erfreuten und mit ihm die gesamte protestantische Landeskirche Bayerns. —

Die oben genannte Reiseschilderung erschien unter dem Titel: Reiseeindrücke eines Teilnehmers an der offiziellen Festfahrt zur Einweihung der Erlöserkirche in Jerusalem in der Allg. Ev.-Luth. Kirchenzeitung 1899, Nr. 1—3. — Die auf die humanistischen Studien sich beziehenden Reden im Reichsrat hat Prof. D. Engelhardt in den Blättern für bayer. Gymnasialwesen 1909, Heft 9/10, zusammengestellt.

Evangel. Gemeindeblatt für den Dekanatsbezirk München. Sonderausgabe. Juni 1909. Mit einem Bildnisse. — Dass. Aug. 1909, Lebensbild von Pfarrer von Ammon. — Evangel. Gemeindeblatt für den Dekanatsbez. Nürnberg u. Fürth. 1909. Nr. 22.

Bayreuth.

Konsistorialrat B e c k.

**Kelle, Johann v.**, Germanist, \* 15. März 1828 in Regensburg, † 30. Jänner 1909 in Prag. — Regensburg, München, Berlin, Prag sind die bedeutungsvollen Stationen in Johann v. K.s Leben: in Regensburg ist er geboren und aufgewachsen, in München studierte er seit 1848 klassische Philologie, dort vollzog er unter Andreas Schmellers Einfluß den Übergang zur Germanistik, in Berlin nahm er von 1855 bis 1857 Aufenthalt und stand in persönlichem Verkehr mit den Brüdern Grimm, mit von der Hagen und Maßmann, Böhmen wurde seine zweite Heimat, in Prag lebte und wirkte er von 1857 bis an sein Lebensende. Der Mann, der kaum erst aus unserer Mitte geschieden ist, hatte noch unmittelbare Anregungen von jenen empfangen, die der jungen germanistischen Wissenschaft zu Paten gestanden waren. Mit Franz Pfeiffer, dem Alemannen, hat er, der Bayer, den wissenschaftlichen, akademischen Unterricht in deutscher Philologie in Österreich begründet; dem Jüngeren war lange Wirksamkeit beschieden, als Lehrer bis 1899 — als Gelehrter ist er bis zu seinem Tode tätig geblieben.

Mit dem ersten Band einer groß angelegten Otfried-Ausgabe trat er 1856 auf den Plan und erfüllte damit ein Bedürfnis, das — bei der hervorragenden sprachlichen Wichtigkeit des Denkmals — schon Jakob Grimm lebhaft empfunden hatte. Auf einer Studienreise durch Deutschland und Österreich hatte K. 1854 Materialien dafür gesammelt, schon zwei Jahre später konnte sein Text — ein erstaunlich reifer Erstling — erscheinen. Er hat ihm noch 1856 einen Vorschlag zur Berufung als Extraordinarius nach Würzburg (wo er zwei Jahre vorher promoviert hatte), ein Jahr darauf den nach Prag, als Ordinarius für deutsche Sprache und Literatur, eingetragen.

Zwischen den ersten und zweiten Band seines Otfried fällt, außer kleineren Arbeiten, 1858 zunächst eine Ausgabe altdeutscher Predigten (*Speculum ecclesiae*) und der erste Band seiner vergleichenden Grammatik der germanischen Sprachen 1863, das Nomen enthaltend. In diesem Werke tritt die Eigenart K.s, die Besonderheit seiner Arbeitsweise zum erstenmal deutlich zutage. In einer handschriftlichen Aufzeichnung charakterisiert K. sein Buch als ersten Versuch, die Grimmsche Grammatik durch Zugbrücken mit dem stolzen Palast der vergleichenden Grammatik Bopps zu verbinden: durch Vergleichung der schriftlich überlieferten Sprachformen der einzelnen germanischen Dialekte (später Schriftsprachen) soll das zugrunde liegende Gemeinsame gefunden, sollen die Verbindungslinien zu den urverwandten Sprachen aufgedeckt, zugleich die Entwicklung der einzelnen Sprachen dargestellt werden. Der erste Teil der Aufgabe läuft in Theoreme aus; für diese will K. sicheren Boden: er findet ihn in den überlieferten Formen der altgermanischen Sprachen; von ihnen geht er aus, von Theorien, wie sie vor ihm aufgestellt wurden, gänzlich absehend, wie wenn noch kein Weg gebahnt wäre.

Das Ziel, nach dem hin die vergleichende germanische Grammatik später sich gerichtet hat, ist hier erkannt, und K. durfte in der Vorrede mit Recht das, was er bringe, etwas Neues nennen. Auch die Methode, die er anwendet, war im Grundgedanken richtig, aber noch unvollständig. Daß die Ergebnisse des Buches zu einer unmittelbar in die Entwicklung eingreifenden Wirksamkeit nicht gelangten, lag daran, daß »lautgesetzliche« und »analogische« Formen noch nicht geschieden waren, Extravaganten einer Einzelsprache so zur Kraft eines Zeugnisses für Urformen gelangten und daß der Wert des Zeugnisses einer Einzelsprache noch nicht individualisiert war, weil die Gliederungen und

Verwandtschaften der Einzelsprachen noch nicht den gebührenden Einfluß auf die Methode der Vergleichung gewonnen hatten. Dazu kam, daß wenige Jahre später Wilhelm Scherers Buch »Zur Geschichte der deutschen Sprache« von ähnlichem Ausgangspunkt aus die wichtigen Vorfragen vom Verhältnis des Buchstaben zum Laut, von den lebendigen Faktoren, die den Laut verändern, in den Vordergrund stellte: das waren bestimmte, auf die allgemeine Auffassung der Formen, wie auf konkrete Erscheinungen — Lautverschiebung, Gewicht der Endsilben, Auslaut — übergreifende Gesichtspunkte, an die die Folgezeit sofort fruchtbar anknüpfte.

K. hatte sein Werk umfassend geplant: auf die Formenlehre sollte die Wortbildung, auf diese die Lautlehre folgen und die Darstellung der allgemeinen Beziehungen der germanischen Sprachen zueinander und zu den urverwandten sowie der charakteristischen Eigentümlichkeiten jeder einzelnen das Ganze beschließen. Aber es ist bei diesem einen, die Kasus des Substantivs und Adjektivs vergleichenden Bande geblieben.

Man wird den äußeren Grund im Dazwischentreten des Schererschen Buches suchen dürfen, den inneren aber in der starken Eigenart der Arbeitsweise K.s: sie ist von Anfang an in sich geschlossen und selbständig und verharret innerhalb der Bedingungen, die sie sich selbst geschaffen hat; sie korrigiert sich in Einzelheiten an dem, was die Forschungen anderer bringen, verbleibt aber in den Richtungen, in denen sie sich von Anfang an bewegte, bei den Mitteln, deren sie sich von Anfang an bediente.

K. nahm nunmehr wieder die Otfried-Studien auf, im besonderen die grammatischen Fragen. Auch die Otfried-Grammatik sollte Formenlehre sein, ebenso gegliedert wie in dem vergleichenden Werke, Abhandlungen über Wortbildung und Lautlehre enthalten, die letztere im selben Sinne der Formenlehre erst folgen, den er in der Vorrede zur vergleichenden Grammatik entwickelt hatte; eine Syntax sollte sich anschließen. Diese Stoffe sollten in Einzelabhandlungen veröffentlicht werden, und 1865 erschien in der Tat »Otfrieds Verbal-flexion« in der Zeitschrift für deutsches Altertum — eine ausgezeichnete beschreibende Arbeit. Der zweite Band des Otfried-Werkes selbst war für das Glossar, ein dritter für die Metrik bestimmt. Dieser Plan veränderte sich bald: der 1868 erscheinende zweite Band enthielt Formen- und Lautlehre; die Abhandlung von 1865 ist mit geringen Veränderungen herübergenommen. Dieser zweite Band ist Jahre hindurch der Hauptbehelf für die zahlreichen sprachlichen Schwierigkeiten der Otfried-Lektüre geblieben.

Die selbständige Darstellung der Syntax kam nicht zustande. Noch in der Vorrede zu seiner Übersetzung des Otfried 1870 spricht er davon, daß der dritte Band Syntax und Glossar enthalten werde. Den Anstoß, den Plan fallen zu lassen, wird wohl das Erscheinen der Untersuchungen über die Syntax Otfrieds von Erdmann (1874 bis 1876) gegeben haben. Auch die Metrik hat er nicht mehr bearbeitet. Seine Materialien zur Syntax gingen zum Teil denn in das Glossar über, das 1881 erschien und den Abschluß seines Otfried-Werkes bildet. Wie er den Text verstanden wissen wollte, hatte übrigens vorher schon die bereits erwähnte Übersetzung gezeigt. Zwar hat er für sie eine metrische Form gewählt, aber den vornehmsten Zweck der Arbeit kündigt die Vorrede: er wollte »so wörtlich als möglich übersetzen«.

So hat die Otfried-Forschung durch ein langes Stück des Lebens ihn begleitet und ein dauerndes Verdienst ihm geschaffen. Als er sie zum Abschluß brachte, konnte er die Früchte aus dem Boden, den sein Textband gepflügt hatte, allerorten schon hervorsprießen sehen. Die Grundlagen des Textes von 1856 haben auch der neueren Forschung als haltbar sich erwiesen, der zweite Band, in den theoretisch-historischen Voraussetzungen überholt, ist für den Fachmann nach wie vor das Nachschlagewerk für die Formen der Sprache Otfrieds, das Glossar ergänzt durch seine kommentierende Anlage die gleichnamige Arbeit Pipers.

Eine andere Haupterscheinung der althochdeutschen Zeit schien nunmehr ihn ebenso festhalten zu wollen, wie früher Otfried: der Sankt Galler Notker Labeo. In zehn Abhandlungen der Jahre 1885 bis 1901 veröffentlicht er Untersuchungen über die Sprache, die Überlieferung, die Quellen der Notkerschen Werke. Sie haben der Neigung, den überlieferten Verfassernamen als Marke einer Übersetzerschule aufzufassen, dauernd den Boden entzogen, die Technik des Übersetzers nach bestimmten Richtungen hin ins Licht gestellt, die Fragen der Überlieferung des Psalmenwerkes zwar nicht endgültig gelöst, aber wesentlich gefördert, auch wertvolle Beiträge zur Geschichte der deutschen Philologie gebracht, wie einstens der erste Band der Otfried-Ausgabe. Alle diese Monographien schienen ihn wie mit Notwendigkeit auf die Erneuerung der alten Hattemerschen Ausgabe hinzuweisen. Piper kam ihm darin zuvor.

Denn in diese fruchtbaren Jahre fiel auch die Ausführung eines umfassenden Werkes, dessen Wurzeln wohl schon in die sechziger Jahre zurückreichen und aus den Otfried- und Notker-Arbeiten Nahrung gesogen hatten: seine Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Mitte des XI. Jahrhunderts 1892, die dann in einem zweiten, 1896 erschienenen Bande zu einer Geschichte der deutschen Literatur bis zum XIII. Jahrhundert sich erweiterte. Auch hier war es der Reiz, unmittelbar aus den Quellen heraus zu arbeiten, der ihn leitete: die überliefernde Handschrift als Grundlage dessen, was wir über Literatur jener Zeit wissen, tritt in den Vordergrund, die Zeit- und Ortsbedingungen, die an ihr haften, sollen mithelfen, den Maßstab zu gewinnen, bis wohin Kombination und Konstruktion sich vorwagen darf. Eine latente Ablehnung der kombinationsreichen Literaturforschung Scherers, die in den »Denkmälern« 1864 und 1873 Epoche gemacht hatte, zieht durch das Werk, und man ist einigermaßen an den Gegensatz erinnert, in den K. seine vergleichende Grammatik zu der Jakob Grimms gestellt hatte. In den Jahren der Veröffentlichung seiner Literaturgeschichte entstand das parallele Werk Rudolf Kögels, dessen Art wieder an die Bahnen Scherers erinnerte. Der Ausgleich beider Richtungen ist noch nicht gewonnen, beide wirken in ihrer Art fruchtbar weiter.

Neben der darstellenden Zusammenfassung der Literaturgeschichte veröffentlichte K. Einzeluntersuchungen über das Ezzo-Lied 1893, besonders aber 1901 bis 1906 über die bis heute noch nicht deutlich und sicher greifbare Gestalt des Honorius Augustodunensis und die Schriften, die an seinen Namen geknüpft sind.

Seine letzte, kurz vor seinem Tod vollendete Abhandlung 1908 knüpft an eine vielbehandelte und tiefer greifende Frage über die Tragweite einer alten Nachricht, aus der man Folgerungen auf die Poesie der althochdeutschen und einer noch älteren Zeit ziehen wollte.

Zwischen diesen Hauptarbeiten liegen aus den Jahren 1859 bis 1885 bibliographische Studien, hauptsächlich Nachforschungen über die deutschen Handschriften in den Prager Bibliotheken, ferner Gelegenheitsschriften über die Verwelschung der deutschen Sprache, die deutsche und lateinische Schrift, den Meistergesang, ferner die zwei Bücher über die Jesuitengymnasien in Österreich 1873 und 1876. Mit ihnen wie mit der Festrede des Jahres 1874, »Das Unterrichtswesen in Österreich 1848 bis 1873«, begab er sich auf das Gebiet der Geschichte des mittleren Unterrichts, zu dem er später in amtliche Beziehungen auch durch die Leitung der Prager Lehramtsprüfungskommission für Gymnasien und Realschulen (1885 bis 1900) treten sollte.

Fragen waren hier zu berühren, die in das geistige Leben der unmittelbaren Gegenwart herüberreichten und den Historiker zur Angriffsstellung nötigten. Das zweite Buch über die Jesuitengymnasien ist Abwehr einer Gegenschrift aus den Ordenskreisen, die das erste hervorgerufen hatte, zugleich erneute Behandlung und Erweiterung des Stoffes. Auch diese Schriften haben starken positiven Gehalt durch die handschriftlichen Quellen, die sie aufdecken und benützen, und sind zugleich die scharfe indirekte Kritik einer bedeutsamen Periode formalistischen Mittelschulunterrichts.

Es ist erfreulich zu berichten, daß es K.s Leben an Ehrungen nicht fehlte: Österreich, Preußen, Baden verliehen ihm Ordenszeichen und Titel, der Übertritt in den Ruhestand brachte ihm und seiner Familie den Adel, seine Fakultät gab ihm ihre akademischen Würden, gelehrte Körperschaften riefen ihn in ihre Mitte. Der Wiener Akademie gehörte er seit 1892 als korrespondierendes, seit 1893 als wirkliches Mitglied an.

Wiederholt aus dem Almanach der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, Wien 1909; im Anschluß folgt die Bibliographie, die dem Sohn Hofrat Karl v. Kelle zu danken ist.

Vollständiges Lehrbuch der deutschen Sprache mit Aufgaben. Namentlich zum Schulgebrauch. Regensburg, G. J. Manz. 1851. — Systematisches Lehrbuch der deutschen Sprache mit Übungen, zunächst für Real- und Gewerbeschulen, sowie f. latin. und höhere Bürgerschulen. G. J. Manz. 1852. — Otfrieds von Weissenburg Evangelienbuch. I. Bd.: Text und Einleitung, Regensburg. G. J. Manz. 1856. II. Bd.: Die Formen- und Lautlehre der Sprache Otfrieds. Regensburg. G. J. Manz. 1869. III. Bd.: Glossar der Sprache Otfrieds. Regensburg. G. J. Manz. 1881. — *Speculum ecclesiae*. Altdeutsch. München, G. Franz. 1858. — Die Prager Handschrift der »Erlösung«, Germania Bd. 3 S. 4 ff. 1858. — Über eine unbekannte in der Prager Universitätsbibliothek aufgefundene Rechtshandschrift. Ztschr. f. deutsches Recht, Bd. 19, S. 140 ff. 1858. — Die altdeutschen Handschriften der k. k. öff. und Universitätsbibliothek in Prag. Serapeum H. 3, 4, 5 1859; H. 23, 24 1861; H. 22, 23 1868. — Zwei unbekannte Handschriften, einen Traktat Meister Eckhards enthaltend. Anzeiger f. Kunde der deutschen Vorzeit, Bd. 6. 1859. — Bruchstück einer bisher unbekanntenen Handschrift des Wigalois. Ebendort Bd. 6. 1859. — Remissorium über sächsisches Land- und Lehenrecht. Ebendort Bd. 6. 1859. — Otfrieds Evangelienbuch in zwei unbekanntenen Übersetzungen. Serapeum, H. 5 bis 8. 1860. — Zur Rätselliteratur. Mittelhochd. Vocabulare. Serapeum H. 1. 1860. — Deutsche Predigten des XIV. Jahrhunderts. Serapeum H. 4. 1860. — Schachaufgaben aus dem XIV. Jahrhundert. Ztschr. f. d. Altertum, Bd. 14. 1860. — Zu den Drucken des Elias Succentor. Serapeum H. 24. 1861. — Vergleichende Grammatik der germanischen Sprachen. I. Bd. Nomen. Prag, F. A. Credner. 1863. — Otfrieds Verbalflexion. Ztschr. f. d. Altertum, Bd. 12. 1865. — Altdeutsche Handschriften in Prager Bibliotheken: 1. Lobkowitzsche Bibliothek. Serapeum H. 20, 21. 1867. 2. Fürstenbergsche Bibl. 3. Bibl. des Domkapitels. 4. Bibl. des Prämonstratenser-Stiftes Strahow. 5. Archiv des Rathauses.



6. Erwein Nostitzsche Bibl. 7. Bibl. des Museums. Serapeum H. 8, 9, 11, 12, 15. 1868. — Zu den *Gestis Romanorum*. Serapeum H. 7. 1868. — *Christi Leben und Lehre*, besungen von Otfried. Aus dem Althochdeutschen übersetzt. Prag, F. Tempsky. 1870. — Die klassischen Handschriften bis herauf zum XIV. Jahrh. in Prager Bibliotheken. 1. Univ.-Bibl. 2. Bibl. d. Metropolitankapitels St. Veit. 3. Fürstenbergsche Bibl. Abhandlg. der kgl. böhm. Gesellsch. der Wiss. Prag. VI. Folge. Bd. 5. 1872. — Die Jesuiten-Gymnasien in Österreich. Vom Anfange des vorigen Jahrhunderts bis auf die Gegenwart. Prag, Bohemia. 1873. — Magdeburger Schöffengerichte. Ztschr. f. d. Altert. Bd. 18. 1874. — *Perceval le Galois*. ebenda Bd. 18. 1874. — Das Unterrichtswesen in Österreich 1848—1873. Rede zur Feier des 25. Jahrestages der Thronbesteigung S. Maj. des Kaisers Franz Joseph I. 1874. — Mittelniederdeutsche Glossen. Zeitschr. f. d. Altert. Bd. 17. 1874. — Die Jesuiten-Gymnasien in Österreich. München, Oldenbourg. 1876. — Leben Jesu. Mittelniederländisch. Ztschr. f. d. Altert. Bd. 19. 1876. — Die Verwälschung der deutschen Sprache. Nord & Süd. Bd. 21. 1882. — Die deutsche und lateinische Schrift. Deutsche Rundschau Bd. 8. 1882. — Der Meistergesang. Beil. zur Allg. Zeitung, München. 1885. — Das Verbum und Nomen in Notkers Boethius. Sitzungsberichte der k. Akad. d. Wiss. Bd. 109. 1885. — Verbum und Nomen in Notkers Capella. Ztschr. f. d. Altert. Bd. 30. 1886. — Verbum und Nomen in Notkers Aristoteles. Ztschr. f. d. Philol. Bd. 18. 1886. — Die philosophischen Kunstausrücke in Notkers Werken. Abhdl. der kgl. bayr. Akad. d. Wiss. Bd. 18. 1886. — Verbum und Nomen in Notkers: *De syllogismis, De partibus logicae, De rhetorica arte, De musica*. Ztschr. f. d. Philol. Bd. 20. 1887. — Die St. Galler Deutschen Schriften und Notker Labeo. Abhdl. d. kgl. bayr. Akad. d. Wiss. Bd. 18. 1888. — Untersuchungen zur Überlieferung, Übersetzung, Grammatik der Psalmen Notkers. Schriften z. german. Philol. Berlin. 1889. — Geschichte der deutschen Literatur von der ältesten Zeit. Bd. I bis zur Mitte des 11. Jahrh. Berlin, W. Hertz. 1892. Bd. II bis zum 13. Jahrh. Berlin, W. Hertz. 1896. — Die Quelle von Ezzos Gesang von den Wundern Christi. Sitz.-Ber. d. k. Akad. d. Wiss. 1893. — Über die Grundlage, auf der Notkers Erklärung von Boethius' *de consolatione philosophiae* beruht. Sitz.-Ber. d. kgl. bayr. Akad. d. Wiss. Heft 3. 1896. — Die rhetorischen Kunstausrücke in Notkers Werken. Abhandlg. d. kgl. bayr. Akad. d. Wiss. Bd. 21. 1899. — Über Honorius Augustodunensis und das *Elucidarium sive Dialogus de summa totius christianae theologiae*. Sitz.-Ber. der k. Akad. d. Wiss. Wien. 1901. — Über ein in Wallerstein aufgefundenes Bruchstück der Notkerischen Psalmenübersetzung. Sitz.-Ber. d. k. Akad. d. Wiss. Wien. 1901. — Untersuchungen über das *Speculum ecclesiae* des Honorius und die *libri deflorationum* des Abtes Werner. Sitz.-Ber. d. k. Akad. d. Wiss. Wien. 1902. — Untersuchungen über das *Offendiculum* des Honorius und sein Verhältnis zu dem gleichfalls einem Honorius zugeschriebenen *Eucharistion* und *Elucidarium* sowie zu den deutschen Gedichten Gehugde und Pfaffenleben. Sitz.-Ber. d. k. Akad. d. Wiss. Wien. 1903. — Untersuchungen über des Honorius *Inevitabile sive de praedestinatione et libero arbitrio dialogus*. Sitz.-Ber. d. k. Akad. d. Wiss. 1904. — Untersuchungen über den nicht nachweisbaren *Honorius Augustodunensis ecclesiae presbyter et scholasticus* und die ihm zugeschriebenen Werke. Sitz.-Ber. d. k. Akad. d. Wiss. Wien. 1905. — Nachtrag zu letzterer Abhandlg. Sitz.-Ber. d. k. Akad. d. Wiss. Wien. 1906. — Die lateinische Sprache im deutschen Mittelalter. Deutsche Rundschau. 1907. — *Chori saecularium — Cantica puellarum*. Sitz.-Ber. d. k. Akad. d. Wiss. Wien. 1908. — Die Entwicklung der deutschen Universitäten. Deutsche Rundschau. 1908. — Die Bestimmungen in Canon 19 des *Legationis edictum* vom Jahre 789. Sitz.-Ber. d. k. Akad. d. Wiss. Wien. 1909.

Josef Seemüller.

**Juch, Ernst**, Zeichner, Maler, Bildhauer \* Gotha 25. April 1838, † Wien 4. Oktober 1909. Juchs Vater, Porzellanmaler der Hennebergschen Fabrik in Gotha, starb 1840, zwei Tage, bevor seine Ernennung zum Hofmaler herablangte; die Witwe heiratete den Schneidermeister Oppermann, zu dem Ernst J.,

nachdem er die Schule hinter sich hatte, zwei Monate in die Lehre kam. Länger hielt er es bei der »ehrsamen Tailleur-Kunst« nicht aus. Gegen ein Lehrgeld von 100 Talern übernahm der Gothaer Hofbildhauer Wolfgang, ein Schüler Schwanthalers, Ernst J. als Schüler. Maler durfte J., trotz dringender Vorstellungen bei seinem Stiefvater, nicht werden. 17jährig mußte J. selbst sein Brot verdienen, zunächst in der Schierholzschen Fabrik in Plauen, wo er französische Porzellanmuster zu kopieren hatte. 1858 ging er auf die Wanderschaft. In Passau blieb J. beim Bildhauer Seidel ein halbes Jahr. 1859 fuhr er auf einem Holzfloß die Donau hinunter nach Wien, wo er sich als Zeichner, Modelleur und Bildhauergehilfe durchschlug, gegen geringen Wochenlohn von sechs bis acht Gulden. 1864 arbeitete er gemeinsam mit Fritz Rempel Modelle für Bronze- und Silberarbeiter. Zugleich versuchte sich J. als Karikaturenzeichner für die von Eduard Breier herausgegebenen Witzblätter, der »Gerade Michel« und das »Reibeisen«. 1868 wurde J. Nachfolger Laufbergers als Zeichner an dem damals von Karl Sitter redigierten, bei R. v. Waldheim verlegten besten Wiener Witzblatt »Figaro«, wo er fast vier Jahrzehnte hindurch als erste Kraft tätig war. J.s Eingreifen war es zu danken, daß anfangs der achtziger Jahre nach Sitters Tod Anzengruber als Leiter des Textes in den »Figaro« berufen wurde. Die Bismarckköpfe und die Quartal-Übersichten J.s (leider niemals in besonderer Auswahl gesammelt) fanden daheim und durch John Grand Carterets Studien zur Geschichte der Witzblätter auch in der Fremde verdiente Anerkennung. Außer dieser mühsamen, mit dem Einsatz der vollen Kraft und Laune geleisteten Hauptarbeit brachte der Rastlose Gemälde, Büsten, Scherzbilder, insbesondere ganze Zyklen von gezeichneten Ansichtskarten fertig, mit denen er alle Stamm- und Zufallsgäste der Künstler-Tafelrunden überraschte, deren belebender Hausgeist J. war (u. a. die »Nische«, die »Schlögl-Gesellschaft und die »Anzengrube«). J.s 70. Geburtstag wurde nicht nur von der Künstlergenossenschaft, dem Albrecht-Dürer-Verein und seinen alten Stammtisch-Kreisen fröhlich und in seinem Geist durchweg humoristisch gefeiert: sein alter Landesherr, der Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha, verlieh ihm den Professortitel. Nach J.s Tod veranstaltete die Wiener Künstlergenossenschaft eine Gesamtausstellung der Hauptwerke J.s, die von Kennern nach Verdienst gewürdigt wurde. Am ersten Jahrestag seines Todes wurde an dem Hause, in dem J. gestorben, eine Gedenktafel angebracht.

Gothaer Gedenkbuch von Dr. Gottlob Schneider. Band I 1906 und Band II 1909. — R. Hawel, Österr. Ill. Ztg. vom 26. April 1908. — Katalog der Juch-Ausstellung 1909. — A. Bettelheim, Ernst Juch und der Freundeskreis der Anzengrube, Westermann Monatshefte. 1910. — Graphische Künste, Wien (Karl M. Kuzmany und Theodor Antropp) 1910.

A. B e t t e l h e i m.

**Stälin, Paul Friedrich**, Direktor des württemb. geheimen Haus- und Staatsarchivs, \* 23. Oktober 1840 zu Stuttgart, † 1. April 1909 daselbst. — Nach Besuch des Gymnasiums seiner Vaterstadt zu Tübingen, Heidelberg, Göttingen vornehmlich im älteren deutschen Recht und im Kirchenrecht ausgebildet, auch durch historische Übungen bei Reinhold Pauli in Tübingen geschult, war der Sohn des Altmeisters der württembergischen Geschichte, Christoph Friedrich St.s, von Haus aus bestimmt, in die Fußtapfen des Vaters zu treten. Eine mit Erfolg gelöste Tübinger Preisaufgabe über die geschichtliche Darstellung der

Lehre von den Formen der Eheschließung nach kanonischem Recht gab Gelegenheit, die juristische Doktorwürde zu erwerben und in der Zeitschrift für Kirchenrecht (Jahrgang IV—VI) den Inhalt der neueren Gesetzgebungen über die Form der Eheschließung darzustellen. Bei der Seltenheit von für den gewünschten Beruf geeigneten Stellen entschloß sich der Vater 1864, noch ehe der Sohn durch Ablegung der höheren juristischen Dienstprüfung das Recht zur Bewerbung hatte, durch Eingabe an den König dem Sohne den Eintritt in das Staatsarchiv freizuhalten. Am 23. Februar 1865 durfte Paul St. als Hilfsarbeiter bei diesem eintreten. Es lag in des Vaters und in seiner eigenen Absicht, daß eine besondere Ausbildung für den Archivdienst noch nachgeholt werden sollte. Er nahm daher 1867 einen mehrmonatigen Urlaub zum Besuch der Archive in Berlin, Hannover, Braunschweig, Wolfenbüttel, Kassel, Gotha, Weimar, Dresden, Wien, Salzburg, München; er konnte dabei in Berlin bei Jaffé paläographische, in Wien altdeutsche und romanische Studien treiben. 1868 arbeitete er länger in den Pariser Archiven, 1872 in italienischen. Die Früchte dieser Reisen waren überwiegend wissenschaftliche. Daß für den praktischen Archivdienst nichts Bedeutenderes abfiel, erklärt sich zum großen Teile aus dem Mangel an Interesse für Neuerungen, der bei der damaligen Archivleitung herrschte.

Das Jahr 1867 brachte die feste Anstellung als Archivassessor, 1871 den Titel Archivrat. 1873 stieg er zum wirklichen Archivrat auf, seit 1888 mit dem Titel eines Geheimen Archivrats, 1901, nach dem Rücktritt August von Schloßbergers, zum Direktor. Am 12. Dezember 1905 legte er wegen Erkrankung sein Amt nieder und wurde dabei mit dem Rang eines Präsidenten ausgezeichnet, nachdem er im Laufe der Jahre eine Reihe von Orden und damit den persönlichen Adel erhalten hatte.

Es blieb nicht aus, daß St. eine Reihe von Nebenämtern übernehmen mußte. Seit 1870 führte er eine Zeitlang die Redaktion des Allgemeinen Kirchenblatts für das evangelische Deutschland. Von demselben Jahre ab beteiligte er sich an der Abfassung der Beschreibungen der württembergischen Oberämter im Auftrag des Statistischen Landesamtes und lieferte die geschichtlichen Abschnitte für Backnang (1871), Brackenheim (1873), Rottweil (1875), Spaichingen (1876), Balingen (1880), Ellwangen (1896). Nach dem Tode des Vaters wurde er 1873 als sein Nachfolger zum königlichen Wappenzensor ernannt, 1879 zum Mitglied der Kommission von Sachverständigen zur Beratung in Angelegenheiten der Staatssammlung vaterländischer Kunst- und Altertumsdenkmale. Die im Jahr 1891 gegründete Kommission für Landesgeschichte zählte ihn zu ihren ersten Mitgliedern; durch Übernahme des Amtes eines Kreispflegers förderte er die von ihm eingeleitete Verzeichnung der Pfarr- und Gemeindearchive, wobei er besonderen Eifer entwickelte, nach erprobtem badischem Vorbild für die Erhaltung und Beaufsichtigung dieser Archive zu sorgen.

Eine Nebenaufgabe seines Amtes selbst war die Bearbeitung des von der Kgl. Archivdirektion herausgegebenen Württembergischen Urkundenbuchs, dessen Band IV bis VII (1883—1900) er verantwortlich zeichnete.

Dazu kamen zahlreiche private Arbeiten aus dem Gebiet der württembergischen Geschichte. Die erste größere Abhandlung brachten die Württembergischen Jahrbücher für Statistik und Landeskunde von 1868 über das Rechtsverhältnis der religiösen Gemeinschaften und der fremden Religionsverwandten

in Württemberg nach seiner geschichtlichen Entwicklung, in der sich schon seine volle Kenntnis des Stoffs und der darüber vorhandenen Literatur, seine peinliche Gewissenhaftigkeit, aber auch ein hartes Ringen um die sprachliche und künstlerische Bewältigung offenbaren. Von kleineren Abhandlungen seien hervorgehoben: die Beiträge zur Jugendgeschichte des Herzogs Christoph von Württemberg (Württ. Jahrbücher 1870, 468 ff.), König Wilhelm I. von Württemberg (Zeitschrift für Allgemeine Geschichte 1885, 353 ff.), die Artikel über die Herzoge Christoph, Karl Alexander und Karl Eugen in der Allgemeinen Deutschen Biographie. Eine größere ortsgeschichtliche Arbeit widmete er seiner Heimat Calw (1888), die ihn dafür zum Ehrenbürger ernannte.

Sein Hauptwerk war die Geschichte Württembergs, die in zwei Halbbänden 1882 und 1887 erschienen ist und die Zeit bis 1496 umfaßt (Gotha, Perthes). Es war ein Verhängnis für St., daß er sich bestimmen ließ, dieses Werk zu übernehmen. Bis zum Jahr 1593 hatte der Vater seine Darstellung heraufgeführt. Nichts schien natürlicher, als daß der Sohn diese Darstellung weiterführen werde, dies um so mehr, als für die Folgezeit noch umfassender auf die archivalischen Quellen zurückgegangen werden mußte. Er glaubte sich aber der Aufforderung, eine eigene Geschichte zu schreiben, nicht entziehen zu können, offenbar in dem Gedanken, daß dadurch die Fortsetzung des väterlichen Werks nicht ausgeschlossen werde. So ist es gekommen, daß dieses als Stückwerk liegen geblieben und das neue Buch in noch größerem Maße ein Stückwerk geworden ist. Denn was geboten werden konnte, war nur ein Auszug des großen Werks mit Beziehung der inzwischen erschienenen Literatur. Leider hat sich im Nachlasse St.s kein fertiger Teil der Fortsetzung gefunden.

In den Kreisen der Wissenschaft und der Geschichtsfreunde war St.s Name sehr angesehen. Die Göttinger Kirchenrechtliche Gesellschaft, die Allgemeine Geschichtsforschende Gesellschaft der Schweiz, der Verein für Geschichte und Altertumskunde in Hohenzollern ehrten ihn durch Verleihung der Mitgliedschaft. Auch bei Erledigung eines kirchenrechtlichen Lehrstuhls in Tübingen richteten sich die Blicke auf ihn. Als Archivbeamter hat er sich dem Geist der Zeit nicht verschlossen: eine Benutzungsordnung mit bedeutenden Erleichterungen fällt unter sein Direktorium und er war seit langer Zeit wieder der erste württembergische Archivbeamte, der den Wert guter Urkundenrepertorien einsah und sich deshalb ihrer Abfassung widmete.

Ein unendlich fleißiger Mann mit ungewöhnlichen Kenntnissen und übermenschlicher Gewissenhaftigkeit hat sich St. im Dienste der württembergischen Geschichte aufgerieben.

Personalakten; Schwäbische Chronik vom 2. April 1909, Mittagsblatt; Staatsanzeiger für Württemberg 1909 S. 571.

E u g e n S c h n e i d e r.

**Sturm, Eduard**, Advokat, österreichischer Parlamentarier, \* Brunn, 8. Februar 1830, † Reichenhall, 24. August 1909.—Ernst v. Plener widmet dem alten Freund und Kollegen folgenden Nachruf in der N. Fr. Pr.: Ich erhalte hier die Nachricht vom Ableben Dr. Sturms und Ihre Einladung, Ihnen einige Worte der Würdigung dieses ausgezeichneten Mannes zu senden. Ich tue dies mit dem aufrichtigen Ausdrucke des Schmerzes über das Hinscheiden dieses alten Kollegen und Freundes, der im wahrsten Sinne des Wortes eine Zierde des österreichi-

schen Parlaments gewesen ist. Ich habe viele hervorragende Männer im öffentlichen Leben kennen gelernt. An natürlicher Begabung, präziser eindrucksvoller Beredsamkeit, geschlossener Argumentationskraft, Schlagfertigkeit und Raschheit der Auffassung ist er kaum von jemandem erreicht worden. Er hatte ein bewunderungswürdiges Talent der Formulierung sowohl mit der Feder als in der freien Rede. Zugleich war er einer der fleißigsten Arbeiter. Im Parlament immer anwesend, in den Ausschüssen unermüdlich, aufmerksam und arbeitsam. Als Redner fehlte ihm vielleicht der Schwung des Wortes, sowie auch sein Organ nicht zu den kräftigsten gehörte, aber seine klare, zwingende Beweisführung, seine spitzen, oft rücksichtslosen Pointen, seine feste Gesinnung, die aus seinen Mienen sprach, machten seine Reden zu den eindrucksvollsten des Hauses.

Das österreichische Parlament von 1867 bis zu seinem Austritt zu Beginn der neunziger Jahre ist ganz erfüllt von seiner Persönlichkeit. Er war Berichterstatter und Verfasser der Staatsgrundgesetze und der Dezemberverfassung. Er war ein schärferer Typus des Liberalismus, als der, welcher mit Beginn der sechziger Jahre auf unser öffentliches Leben bestimmend gewirkt hat. Er hatte zwar auch einen doktrinären Zug, hielt fest an den freisinnigen Lehrmeinungen, aber daneben war er realpolitischen Erwägungen vollkommen zugänglich, wie er dies namentlich bei Behandlung des ungarischen Ausgleiches zum Unterschied von vielen seiner Parteigenossen an den Tag legte. Er hatte einen konstruktiven Sinn und wollte die neue Ordnung schaffen und befestigen helfen. So widerstandsfähig und widerstandslustig seine Natur war, so suchte er die Opposition nicht um ihrer selbst willen. Hielt er sie aber durch die Situation geboten, dann führte er sie mit rücksichtsloser Kraft und Entschiedenheit. Seine glänzendsten Reden und Adreßentwürfe fallen vielleicht in die Zeit der Ministerien Potocki und Hohenwart, wo er eben die neue, von ihm mitgeschaffene Ordnung gegen Umsturzversuche zu verteidigen hatte. Aber seine noch so scharfe Opposition verschmähte wilde, leidenschaftliche Ausbrüche oder gar Gewalttätigkeiten und Exzesse.

Der Kampf gegen Hohenwart hatte die oppositionelle Seite seines Naturells so stark wachgerufen, daß er selbst unter dem nachfolgenden Regime sich eigentlich nicht mehr völlig davon losmachen konnte. Bitterkeit und Widerspruch traten seitdem in ihm immer stärker hervor. Bei der Erneuerung des ungarischen Ausgleichs war er einer der Schwierigsten und Unnachgiebigsten. Er trat mit einer Anzahl hervorragender Abgeordneter aus der alten Partei in den Fortschrittsklub über, den er bald völlig beherrschte. Diese schroffe Oppositionshaltung steigerte sich in der Frage der Okkupation Bosniens und des Berliner Vertrags aufs höchste. Seine Haltung in der Delegation und bei der Verhandlung über das Wehrgesetz entfernte ihn immer mehr von den gemäßigten Elementen der Partei. Als aber das Taaffesche Regime wieder die ganze Partei gegen sich vereinigte, war er den Beziehungen mit den alten Parteigenossen wieder zugänglich. Er widerstand der Versuchung, sich den radikalen Deutschnationalen anzuschließen. Die große Parteiversammlung im Sophiensaal im Jahre 1880, wo die Jungdeutschen eigentlich die alte Partei hinausmanövrieren wollten, führte er mit so beispielloser Geschicklichkeit, daß zuletzt eine großartige Kundgebung für die Einigkeit der Partei unter der alten Führung daraus wurde.

In Mähren, wo er allerdings die älteren Führer displaciert hatte, ließ er sich trotzdem in der nationalen Landespolitik von den Radikalen nicht drängen

und beeinflussen. In jenen Jahren war er von einer unermüdlischen Tätigkeit, verfaßte Adreßentwürfe und viele Kundgebungen der Partei, war einer der Verfasser des Sprachengesetzentwurfes und ein jederzeit bereiter Redner. Wenn auch kein eigentlicher Anhänger der Stoßtaktik, so war er stets am Platze in jeder Budgetdebatte und namentlich in der Debatte über die Änderungen des Reichsvolksschulgesetzes. Er sprach mit eisiger Kälte und grausamer Schärfe, ohne ein rohes Wort, ohne persönliche Beleidigung, stets tief und nachhaltig.

Der lange und wenig erfolgreiche Kampf brachte ihm viele Momente der Bitterkeit. Oft kamen Stunden des Zweifels, ob es nicht klüger wäre, sich mit der Regierung zu verständigen oder, wenn dies nicht gelänge, sich ganz vom politischen Leben zurückzuziehen. Dazu kamen auch persönliche Verstimmungen. Er war mit Recht erfüllt von der Bedeutung seiner Persönlichkeit. Nicht daß er anmaßend oder vordringlich gewesen wäre, er zeichnete sich vielmehr im persönlichen Verkehr durch eine wohlthuende Artigkeit vor vielen aus. Aber er fand doch, daß er nicht genügend zur Geltung komme, und das gab ihm oft einen Zug der Reizbarkeit, die auch durch private Einflüsse vermehrt wurde. Als er sich infolge eines Trauerfalles in seiner Familie zurückzog, empfand jedermann den großen Verlust, den das Abgeordnetenhaus durch seinen Rücktritt erlitten.

Der Parlamentarismus hat nur so lange eine Bedeutung und eine moralische Kraft in der Politik, solange bedeutende Männer ihre anerkannt hervorragende Persönlichkeit im öffentlichen Leben einsetzen. Je mehr solche Männer vorhanden sind und je höher sie stehen, desto höher steht das Ansehen des Parlaments, und Dr. Sturm war eine solche große Figur unseres politischen Lebens, deren ungewöhnliche Bedeutung die Freunde bewunderten und die Gegner anerkannten. Es ist ein tragischer Zug der Politik, daß oft gerade so hervorragende Männer, die sich durch ihre Fähigkeiten positiv um das Vaterland verdient machen konnten und sollten, zu keiner befriedigenden Krönung ihres Lebenswerkes gelangen. So ging ein Riß durch seine spätere Laufbahn, und als er einsam und isoliert und zugleich von schweren Schicksalsschlägen in seiner Familie getroffen lebte, bedurfte es der ganzen riesigen Spannkraft seines Geistes, um im hohen Alter nicht zu erliegen, sondern sich trotz aller bitteren Erfahrungen doch ein gewisses Maß des Gleichmutes zu bewahren, was nur jene richtig einzuschätzen vermögen, die ihm und seinem Leben näher gestanden sind und ihm auch wegen seiner liebenswürdigen Eigenschaften etwas mehr Sonnenschein gewünscht hätten, als ihm das Geschick zuteil werden ließ.

Neue freie Presse Nr. 16. 172. 29. Aug. 1909. — Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich.

Ernst v. Plener.

**Kink, Julius Ritter von**, Großindustrieller, \* 21. April 1848 zu Bregenz, † 25. Januar 1909 zu Wien, Sohn des späteren Oberbaurates Martin Ritter von Kink, eines Technikers von europäischem Rufe. — Nach Absolvierung des Gymnasiums in Graz besuchte K. die technischen Hochschulen in Graz und Zürich. 1869 trat er in die seinem Oheim, Franz K., gehörige erste österreichische Zementfabrik in Kufstein ein und übernahm bald ihre Leitung, bis sie 1873 von der Aktiengesellschaft der Kalk- und Portland-Zementfabrik zu Perlmoos erworben wurde. Vom Verwaltungsrat dieser Gesellschaft wurde

er zum Präsidenten gewählt. 1874 erwarb er mit seinem Bruder und zwei Schwägern die in Liquidation befindliche Heinrichsthaler Papierfabrik in Wüst-Seibersdorf in Mähren und führte sie unter der Firma Martin Kink & Cie. als Chef. Das Unternehmen überwand die vielen Schwierigkeiten, welche die Papierindustrie Österreichs fand und nahm durch Verwertung des Umschwunges in der Technik der Papiererzeugung und Ausnützung der Absatzgebiete bedeutenden Aufschwung, im Jahre 1908 wurde es zu einer Aktiengesellschaft umgestaltet.

Bald errang K. im Kreise seiner Fachgenossen eine führende Stellung. Er wurde 1888 an die Spitze des Vereins österreichisch-ungarischer Papierfabrikanten gestellt, und als der Zentralverband der Industriellen Österreichs im Jahre 1892 gegründet wurde, als Delegierter in seinen Vorstand und bald zum Vizepräsidenten und schließlich von 1900 bis 1904 zum Präsidenten des Zentralverbandes gewählt; er schied als Ehrenmitglied.

An seine Stellung in den Fachkreisen knüpfte sich seine Betätigung im öffentlichen wirtschaftlichen Leben. Schon in den achtziger Jahren war er Mitglied des Verwaltungsrates des niederösterreichischen Gewerbevereins, und im Jahre 1885 entsendete ihn der zweite Wahlkörper der Gewerbesektion in die niederösterreichische Handels- und Gewerbekammer. Hier fand K. ein weites Arbeitsgebiet. Er bewährte sich so trefflich, daß ihm 1894 die Leitung der II. (Gewerbe und Industrie) Sektion übertragen wurde, ebenso die Leitung einer Reihe von Komitees. Nach dem Austritte Freiherrn v. Mauthners wurde er 1904, ohne früher dem Präsidium angehört zu haben, von allen Parteien der Kammer zum Präsidenten gewählt und weiterhin alljährlich. Die Kammer übertrug K. ihre Vertretung in einer ganzen Reihe von Organisationen (im österreichischen Museum für Kunst und Industrie und technologischen Gewerbemuseum, in der Kaiser Franz Joseph-Stiftung zur Hebung des Klein-gewerbes Wiens usw. usw.) — Seine Stellung in der Handelskammer, seine Beliebtheit unter den Fachgenossen führten dazu, daß er in die Verwaltung zahlreicher finanzieller und industrieller Gesellschaften berufen wurde. 1897 trat K. in das politische Leben ein. Von der niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer wurde er im Jahre 1897 in das Abgeordnetenhaus des österreichischen Reichsrates gewählt und trat in die freie industrielle Vereinigung ein, deren Obmannschaft er nach Freiherrn von Mauthners Rücktritt übernahm. In dieser Eigenschaft und als Obmannstellvertreter des volkswirtschaftlichen Ausschusses des Abgeordnetenhauses nahm er auf alle wirtschaftlichen Aktionen hervorragenden Einfluß. Als mit der Durchführung der Wahlreform die Mandate der Handels- und Gewerbekammer aufgehoben wurden, erfolgte seine Berufung in das Herrenhaus (1907).

In der österreichischen Delegation trat er in Fragen des Lieferungswesens und des wirtschaftlichen Verhältnisses Österreichs zu Ungarn in den Vordergrund.

Diese Erfolge verdankt K. seiner Begabung und einer glücklichen Veranlagung seines Charakters.

An eine gründliche und vielseitige theoretische Vorbildung schloß sich schon im Vaterhause ein Einblick in die praktische Tätigkeit des Industriellen. Offenen Auges folgte er diesen Eindrücken und in verhältnismäßig jungen Jahren trat er in die Praxis ein in verantwortungsvoller Stellung. Hier bildete sich sein organisatorisches Talent aus, und an Gelegenheiten, es zu betätigen, fehlte

es nicht. Ihm war ein scharfer Blick für das Nützliche und Mögliche gegeben. Er war kein Stürmer und Dränger, sondern stets bereit, Gegensätze auszugleichen; wo andere die Kluft zwischen widerstrebenden Meinungen sahen, fand er die Brücke, die darüber führte. Seine persönliche Liebenswürdigkeit, sein taktvolles Auftreten unterstützten ihn da auf das trefflichste. Er war kein Streber, sondern hatte einen Zug von Bescheidenheit, er drängte sich nicht vor zu den vielen Ehren- und Berufsstellungen, die ihm zufielen, er wurde gerufen, weil man seine Eignung erkannte. Oft zweifelte er, ob er den immer wieder an ihn herantretenden neuen Anforderungen im öffentlichen Leben entsprechen würde, er zögerte, manchem Rufe zu folgen; hatte er aber eingewilligt, dann gab er sich, von tiefem Pflichtgefühl durchdrungen, den Arbeiten voll hin. K. war ein guter Redner, schlagfertig konnte er seinen Gedanken lebendigen Ausdruck verleihen. Er gewann hervorragende parlamentarische Schulung und war ein eleganter und vornehmer Debatter. Tiefes Verständnis für die Bedürfnisse von Industrie, Handel und Gewerbe Österreichs schufen ihm das Ansehen in den Fachkreisen, und sein repräsentatives Auftreten eignete ihn zu führender Stellung. Mit ganzer Hingebung war er der Wiener Handels- und Gewerbekammer zugetan. Dort setzte er die von Freiherrn von Mauthner inaugurierte Ära des Aufschwungs fort, ihm gelang es, die gegenüberstehenden Parteien immer mehr zu gemeinsamer Arbeit zu führen, und so hatte er wohl Gegner — denn er blieb seinen freiheitlichen Grundsätzen stets treu — aber keine Feinde. Er lenkte die Tätigkeit der Wiener Kammer dorthin, wo ihr große Erfolge erwachsen konnten auf der Linie des geringsten Widerstandes, und in der handelspolitischen Zentralstelle der österr. Handels- und Gewerbekammern nahm er eine führende Stellung ein. Im politischen Leben bekannte er sich stets als freiheitlicher Deutscher, der aber die im Interesse wirtschaftlichen Gedeihens notwendigen Ausgleiche nicht übersehen konnte. Den seiner Leitung unterstandenen Angestellten war er stets ein wohlwollender, gütiger Chef, wohl vertraut mit ihren Bedürfnissen, gern bereit, zu ihrer Befriedigung mitzuwirken, seinen Kollegen ein treuer Freund.

Mitten in der vollen Schaffenskraft verfiel der anscheinend so kräftige und von Gesundheit strotzende Körper schwerer Krankheit, schmerzvollem Leiden. Und dennoch ließ er nicht ab von der Arbeit. Vom Krankenbette leitete er noch die seiner Führung anvertrauten Institute, mit Aufopferung nahm er darin noch selbst repräsentative Anforderungen entgegen; so bei der Eröffnung des unter seinem Präsidium erstandenen Palais der Wiener Handelskammer. Mehr als zwei Jahre lang kämpfte er mit seiner unerträglichen Krankheit, bis er ihr schließlich doch mutvoll erlag. — Reichliche Anerkennungen, Auszeichnungen und Ehren hatte ihm das Leben gebracht. Ordenssterne schmückten seine Brust, Ehrungen aller Art wurden ihm bei jeder Gelegenheit zuteil. Und selbst die politisch im gegnerischen Lager stehende Verwaltung der Wiener Gemeinde sah bei seinem Tode in ihm nur den aufopfernden und verdienstvollen Mitbürger und widmete ihm ein Ehrengrab. Die Wiener Handels- und Gewerbekammer aber ehrte ihn in jeglicher Weise. K. war mit Marie von Neumann, der Tochter eines Eisenindustriellen, in glücklichster Ehe verheiratet und hinterließ nebst seiner Witwe zwei Söhne und zwei erwachsene Töchter.

Nachrufe in den Protokollen der Wiener Handels- und Gewerbekammer 1909 Nr. 2.

Dr. R u d o l f M a r e s c h.



**Erk, Fritz**, Direktor der k. b. meteorologischen Zentralstation, Honorarprofessor an der Universität München, \* 17. Oktober 1857, † 31. August 1909. — F. E. war in Straubing geboren als Sohn eines Gymnasialprofessors. Nach dem Besuche der Lateinschule zu Passau und Regensburg trat er, seiner stark hervortretenden Neigung folgend, an das Realgymnasium in Regensburg über, um für das Studium der Naturwissenschaften entsprechende Vorkenntnisse zu sammeln. Der vorzügliche technische Unterricht an dieser Anstalt bildete dann auch eine ausgezeichnete Unterlage für seinen späteren Entwicklungsgang. Mit dem Zeugnis der Reife entlassen, absolvierte E. zuerst seine Militärflicht, dann bezog er im Herbst 1877 die Universität und gleichzeitig die technische Hochschule in München. Von großem Einflusse auf seinen Studiengang waren hier die Lehrer von Beetz und von Jolly für Physik, sowie die Mathematiker von Seidel, von Brill und hauptsächlich Felix Klein. Im Herbst 1880 legte E. das Lehramtsexamen für Mathematik und Physik ab und fand als Assistent an mehreren Mittelschulen nacheinander Verwendung. Im Oktober 1881 trat er unter W. von Bezold, dem berühmten Meteorologen und Organisator des bayrischen Beobachtungsdienstes, bei der erst 1878 neugegründeten meteorologischen Zentralstation in München als Assistent ein, promovierte 1883 an der Universität daselbst mit einer Untersuchung über »Die Bestimmung wahrer Tagesmittel der Temperatur«. Als Grundlage hierzu dienten die langjährigen Temperaturregistrierungen, welche J. v. Lamont angesammelt hatte. Das Jahr 1885 brachte ihm die Beförderung zum Adjunkten. 1887 erfolgte seine Habilitation an der Universität München auf Grund einer Arbeit: »Zwei Studien über die Anwendung einer räumlich-geometrischen Darstellung auf Probleme der Meteorologie«. Es handelte sich darin um die schon früher bekannte, aber wenig benutzte Methode des Isoplethen, von der wir heute ausgedehntesten Gebrauch machen.

Nach dem Tode C. Langs wurde E. 1893 zum Direktor der Meteorologischen Zentralstation ernannt, im Jahre 1901 ehrte ihn die Universität durch die Ernennung zum Professor *honoris causa*. E. fand reiche Anregungen durch seine vielseitige Tätigkeit. Er war der Spezialist der Hochstationen. 1883 richtete er auf dem Wendelstein, 1890 auf dem Hirschberg eine Station ein. Als Ende der neunziger Jahre der Plan auftauchte, auf dem höchsten Punkte der bayrischen Alpen, der Zugspitze, eine meteorologische Station zu errichten, erkannte er die Notwendigkeit, dort einen wissenschaftlichen Beobachter aufzustellen; seinen energischen Bemühungen ist es zu danken, daß seit der Errichtung dieser Station am 19. Juli 1901 nur geschulte Meteorologen Verwendung finden. Fast in jedem Jahre stattete er seinem lieb gewonnenen Observatorium einen Besuch ab. Großes Interesse brachte E. dem praktischen Wetterdienst entgegen. Er setzte es durch, daß heute zu einer ganz bestimmten Stunde die Wetterprognose in ganz Bayern an den Post- und Telegraphenanstalten zum Aushang kommt. Eng verwachsen war E. mit dem Münchener Zweigverein der Deutschen Meteorologischen Gesellschaft, dem er seit seiner Gründung als Mitglied, seit 1893 als sein erster Vorstand angehörte. Eine gewaltige Arbeit an Vorträgen hat er in den 25 Jahren des Bestehens dieses Vereins geleistet. Bei der k. b. Luftschifferabteilung war E. Reserveoffizier. Lange über die Pflichtjahre hinaus ließ er sich immer wieder einberufen; manch interessante meteorologische Studie ist aus den dabei ausgeführten Ballon-

fahrten entstanden. Außerordentlich reichhaltig war seine Lehrtätigkeit, die er an der Universität, in Kursen für die Offiziere, in öffentlichen Vorträgen entfaltete. Noch im Winter 1908/09 hat er, trotz eines mißlichen Leidens, einen sechsstündigen Zyklus im Münchener Hochschulverein absolviert, in dem er die Grundlagen der wissenschaftlichen Wetterprognose dargelegt hat. Seine rege Arbeit hat auch äußere Anerkennung gefunden. Neben mehreren militärischen Auszeichnungen hatte E. auch den Michaelsorden IV. Klasse erhalten. Aus der reichen literarischen Tätigkeit des Verstorbenen seien nur die wichtigsten Arbeiten hier angeführt.

1. Die Bestimmung wahrer Tagesmittel der Temperatur unter besonderer Berücksichtigung langjähriger Beobachtungen von München (Bayr. Akad. Ber. 1883).

2. Über die Darstellung der stündlichen und jährlichen Verteilung der Temperatur durch ein einziges (Thermo-Isoplethen-) Diagramm und dessen Verwendung in der Meteorologie (Met. Zeitschr. 1885).

3. Der Einfluß der Alpen auf die meteorologischen Verhältnisse der bayrischen Hochebene (mehrere Abhandlungen im Bayr. Met. Jahrbuch).

4. Das Klima von Oberbayern (bei Kutzner in München 1898).

5. Die zunehmende Blitzgefahr, der Schutz durch Blitzableiter und Berücksichtigung der Blitzableiter in den Prämiensätzen der Feuerversicherung. (In der Zeitschrift des Bayr. Landwirtschaftsrates 1907.)

6. Beziehung der oberen Inversion zu den Gebieten hohen und tiefen Druckes. (Beitr. zur Physik der freien Atmosphäre 1909.)

Ein Verzeichnis der übrigen Arbeiten Erks findet sich im Bayrischen Meteorologischen Jahrbuche 1908.

Dr. A. S c h m a u ß.

**Röder von Diersburg, Freiherr Wilhelm** Ludwig Philipp Eberhard Edgar, Kgl. Preuß. General der Infanterie z. D., \* 4. Mai 1832 zu Karlsruhe i. B., † 13. April 1909 zu Freiburg i. B. — Er gehörte einem vormals reichsritterschaftlichen Geschlechte der badischen Ortenau an, dessen zahlreiche Sprossen sich seit Errichtung stehender Heere fast ausschließlich dem Offiziersberufe gewidmet haben. Die bei Achern gelegene, sagenumspinnene Ruine Hohenrode, im Volksmund Brigittenschloß genannt, war die Wiege seines 1197 erstmals urkundlich erscheinenden Hauses.

Seine Eltern waren der spätere Großherz. Bad. Generalleutnant und Kommandant der Bundesfestung Rastatt und dessen Gemahlin, eine geborene Baur v. Eyßeneck. Innige Schulfreundschaft verband ihn mit dem späteren Berliner Oberhofprediger D. Emil Frommel. Noch nicht 17 Jahre alt, trat Frh. Wilhelm am 11. April 1848 mit seinem älteren Bruder in Freiburg als Freiwilliger in das Linien-Inf.-Regt. Erbgroßherzog Nr. 2, das sein Vater befehligte, ein. Eile war geboten, da bei fortschreitenden Erfolgen des Umsturzes die Gefahr für die jungen Leute Badens bestand, sonst zwangsweise durch die Revolutionskomitees ausgehoben zu werden. Infolge Mobilisierung des VIII. deutschen Bundesarmee-korps durch die Reichsregierung wurden auch die zu ihm gehörenden badischen Truppen in Marschbereitschaft gesetzt. Das Brüderpaar marschierte unmittelbar nach dem Diensteintritt zur Grenzbewachung nach Alt-Breisach und half sodann in der von Oberst Röder befehligten Kolonne, im Juni und Juli das badische Oberland von den Freischaren säubern. Zu Korporalen befördert, wurden die Brüder mit der gemischten Brigade Röder zur Teilnahme

an dem Feldzuge gegen Dänemark eingeschiff. In Holstein stand Frhr. Wilhelm vor dem Zelte seines Vaters auf Posten. Schon Mitte September d. J. mußte die Brigade unter Zurücklassung eines Bataillons zum Schutze der gefährdeten Heimat die Nordmark verlassen. Nach Teilnahme an mehreren Streifzügen im badischen Oberlande besuchte Frhr. Wilh. vom 6. Januar bis 1. April die Kadettenschule in Karlsruhe.

Zum Regiment zurückgekehrt, flüchtete er sich nach der am 13. Mai dort ausgebrochenen Meuterei unter Lebensgefahr nach Alt-Breisach, wo sich die Offiziere seines Regiments sammelten. Badens Heer war aufgelöst. Sein Bruder entzog inzwischen die Fahne seines Bataillons späterer Schmach. Er schlich sich in das Fahnenzimmer der Dienstwohnung seines Vaters und heftete sich das mit seinem Dolche abgetrennte Fahnentuch unter dem Zivilrock um den Leib. Nach 22 stündigem Umherirren in dem von Freischärlern durchstreiften Schwarzwald übergab er sein Heiligtum einem Detachement des Württ. Gen.-Lt. v. Miller, das im Dreisamtale aufklärte. Für diese wackere Tat wurde der todeskühne »Fahnenträger« später mit dem Zähringer Löwenorden ausgezeichnet. Am 13. Mai war der Großherzog mit seinen Ministern aus dem Lande entflohen. Durch Besitzergreifung der provisorischen Regierung wurde die verfassungsmäßige Gewalt außer Wirksamkeit gesetzt. Jeder Militär- und Staatsbeamte hatte fortan nur die Wahl, entweder den revolutionären Machthabern zu dienen oder zu flüchten. Den Offizieren und Zivilbeamten wurde »bezüglich ihrer ordentlichen Amtsgeschäfte« Urlaub erteilt. Der österreichische Kaiserstaat war durch den ungarischen Aufstand in seinen Grundfesten erschüttert. Verlockend erschien den badischen Fahnenjunkern die Aussicht, sich auf den dortigen Schlachtfeldern das ersehnte Portepee zu erkämpfen. Auch war den Mitgliedern des ehemaligen Reichsadels durch großherzogliche Deklaration vom 22. 4. 1824 der Eintritt in die Dienste eines deutschen Bundesstaates ohne Verlust des heimatlichen Staatsbürgerrechtes ausdrücklich zugestanden worden. In einem sehr gnädigen Handschreiben an Oberst Röder, d. d. Ehrenbreitstein 6. Juni 1849, gestattete der Großherzog daher alsbald den Eintritt seiner beiden Söhne in k. k. Militärdienste.

Schon am 16. Juni 1849 trug der durch den k. k. Minister Wessenberg an Radetzky und Heß empfohlene Frhr. Wilhelm die Uniform des in Wien stehenden 17. Feldjägerbataillons und nahm alsbald an dem ungarischen Feldzug teil. Am 26. Sept. kämpfte er während der Belagerung von Komorn in dem Gefecht bei O-Szöny gegen die ausfallende Besatzung. Inzwischen am 17. Sept. zum Unterleutnant im Inf.-Regt. Erz. Wilh. Nr. 12 befördert, wechselte er während der nächsten acht Jahre ebenso oft seine ungarischen, siebenbürgischen und galizischen Garnisonen. 1850 zur Versammlung der Armee nach Olmütz berufen, nahm seine Brigade, deren Adjutant er inzwischen geworden war, vier Jahre später am Aufmarsch gegen Rußland teil. Zuvor war er als Lehrer an der Brigadkadettenschule in Lemberg tätig. Mit seinen nach preußischem Vorbilde (Methode Waldersee) 1856 u. 57 ausgebildeten Rekruten fand er wärmste Anerkennung. Nach einjähriger Zuteilung zum Generalstabe besuchte er bis zum April 1859 die Wiener Kriegsschule, eine der Berliner Kriegsakademie nachgebildete Hochschule. Im April 1859 zum Oberleutnant befördert, rückte er bereits nach 1½ Monaten vom Unterleutnant zum Hauptmann 1. Klasse auf. Aus dem italienischen Feldzuge zurückgekehrt, verblieb R. bis zum 1. Juni 1864 als

Generalstabsoffizier bei der Armee in Italien. Seit langer Zeit waren die Manövergefilde der Po-Ebene eine Schule für die österreichischen Truppenführer. Durch häufigen Wechsel der Kommandostellen hatte der vielseitig verwendete Generalstabshauptmann daher das Glück, mit einer Reihe der bekanntesten Generale in dienstliche Beziehung zu treten: u. a. mit den Erzherzögen Albrecht und Josef, dem Feldzeugm. v. Benedek, dem Feld-M.-Lt. v. Henikstein, den G.-M. Frhr. v. Reischach, Frhr. v. Gablenz, Prinz Alexander v. Hessen, Prinz Solms sowie den späteren Generalen v. Krismanic und Baron John. Vom Mai 1863 bis zum Ende des Jahres bereiste R., zum Teil in Begleitung des Erzherz. Josef, mehrmals zu Pferde, zu Wagen und auf dem Schiffe die ganze Po-Linie. Auch hatte er die Provinz für eine vom Landesbeschreibungsbureau des Kriegsministeriums angeforderte Detailarbeit zu erkunden und überdies dem Generalstabe über dortige Befestigungen eingehend zu berichten.

Wärmste Anerkennung zollte ihm bei seiner Versetzung nach Wien Feldzeugmeister Benedek durch ein Schreiben, d. d. Verona 30. April 1864. Zum Schlusse sprach Benedek die Hoffnung aus, daß R. für den Fall eines Krieges seiner Armee wieder zugeteilt werde. Dieser gegenseitige Wunsch sollte sich bald erfüllen! In seiner neuen Verwendung im kriegsgeschichtlichen Bureau versah er im Februar 1866 den Dienst als Adjutant beim Chef des Generalstabes der Armee F.-M.-Lt. Baron Henikstein und wurde während des folgenden Monats mit taktischen Arbeiten auf dem als wahrscheinlich erachteten Kriegsschauplatze jenseits des böhmischen Gebirgskammes betraut. Bis nach der Entscheidungsschlacht bei Königgrätz war er als Generalstabsoffizier der Kavalleriebrigade Graf Soltyk zugeteilt. Während jener Schlacht nahm die Brigade erfolgreich an den Kämpfen bei Langenhof teil und setzte abends auf dem Schlachtfelde Vorposten bei Kuklena aus. Auf dem Rückzuge über Pardubitz wurde R. am 9. Juli in das Hauptquartier des die Straßen nach Wien deckenden, drei Divisionen starken Kavalleriekorps befehligt. Im November 1866 als Generalstabsoffizier nach Krakau versetzt, war R. fast ein Jahr bei der Landesaufnahme in Slavonien tätig und wurde am 3. März 1868 zum Generalstabschef der 1. Kavalleriedivision in Großwardein ernannt. Diese Dienststelle trat er jedoch nicht mehr an, da er inzwischen seinen Abschied behufs Übertritts in badische Dienste erbeten hatte. Familienrücksichten und besonders die veränderte politische Lage des Kaiserstaates zum Großherzogtum, dessen Untertanenverband er noch immer angehörte, bestimmten ihn hierzu, so schwer es ihm auch wurde, gerade nach diesen Zeiten des Unglücks seinen geliebten Kriegsherrn zu verlassen. Am 3. Mai 1868 wurde sein Abschiedsgesuch unterzeichnet. Der Chef des Generalstabes Freiherr v. John rühmte in einem an ihn gerichteten Schreiben seine »im Krieg und Frieden gleich ausgezeichnete Verwendung«.

1868 zum Hauptmann und Kompagniechef im Großh. Bad. Leib-Gren.-Rgt. ernannt, wurde R. im Juli 1869 als Major in das 5. Inf.-Rgt. versetzt. 1870 begann für ihn sein sechster Feldzug! Als Kommandeur des 2. Bataillons nahm er zunächst an der Schlacht von Wörth, der Belagerung von Straßburg und den Gefechten bei Colmar, St. Anould, am Ognon, bei Dijon, St. Jean de Losne, Leutenay, Autun und Château neuf teil. Groß war die Unsicherheit der Lage des Werderschen Korps, das seit Ende Oktober neben der Belagerung von Belfort auch das Elsaß und die linke Flanke der 2. Armee zu decken sowie die

vor seiner Front auftretenden Kräfte möglichst zu fesseln hatte. Wie die Lösung dieser vielseitigen Aufgaben von der Truppe empfunden wurde, veranschaulicht uns ein Brief des Majors, d. d. Dijon, 8. November:

»Wir haben ernste und schwere Zeiten durchgemacht. Der Zug des 14. Korps hat nicht viel seinesgleichen. Kühn und energisch war er durchgeführt gegenüber einem insurgierten Lande. Seit fast 4 Wochen ist immer jeder auf Vorposten. Wir hatten keine Front mehr, — sie war überall —, wir hatten keine Verpflegungskolonnen — wir lebten von der Hand zum Mund und ließen selbst backen von einem Tag zum andern; wir hatten keine Verbindung und wußten 14 Tage nichts von irgend woher! Mein Bataillon war mit Expeditionen besonders beglückt, hatte kolossale Strapazen durchzumachen, wenn auch weniger im Kampf als in Ausdauer und Disziplin. Es hat sich bewährt . . . Alles hält brav aus. . . .«

In einer Schilderung des Gefechts von Château neuf am 3. Dezember, das die beiden Musketierbataillone des 5. Inf.-Rgts. wesentlich entschieden hatten, spiegelt sich ungemein charakteristisch R.s ganze Persönlichkeit. Bei aller Bescheidenheit leuchtet aus seinen Zeilen — ihm selbst am wenigsten bewußt — die Größe des Helden hindurch, der, unbeirrt von allen Eindrücken seiner Umgebung — nur ein Ziel kennt: die Erringung des Sieges durch die ihm anvertraute Truppe! Aus Dijon schreibt er am 9. Dezember:

». . . Mein braver Busch fiel als einer der Ersten beim Sturm auf die Höhe von Château neuf. Im Augenblick haben wir noch keine Nachricht, wo er ist und wie es ihm geht. Er ist schwer verwundet. Schuß durch den Leib und Schenkel. Ich konnte ihm noch die Hand reichen — doch nur einen Moment. Meine damals schwere Aufgabe rief mich vor zu den Teten des Angriffs! Er bat mich noch zu sorgen, daß er aus dem Bereich des Kampfes käme, wahrscheinlich, um nicht in Feindes Hand zu fallen. Ich versprach ihm, Luft vorn zu machen, und in 5 Minuten waren Wald und Höhe erstürmt.«

Wem klingt nicht beim Lesen dieses Abschieds des Kommandeurs von seinem sterbenden Leutnant die ergreifende Soldatenweise vom braven Kameraden ins Ohr!

Der vom Feind besetzte, äußerst steile Felsenkamm von Château neuf war der Schlüsselpunkt seiner Stellung. Ohne diesen mit großem Schneid ausgeführten Vorstoß würde die 3. Bad. Brigade Keller auf ihrem Rückmarsch nach Dijon schwere Verluste erlitten haben. Am 22. Dezember früh 8 Uhr wird dem Frhr. R., damals jüngstem Stabsoffizier der Badischen Division, das Kommando über zwei Bataillone, zwei Eskadrons, eine Batterie und ein Pionierdetachment übertragen, um die Verbindung mit dem um Châtillon sur Seine stehenden 7. A.-K. aufzusuchen. Am gleichen Tage hatten die 25 Meilen südlich Paris bei Bourges stehenden Korps der Bourbakischen Armee ihre Einschiffung nach Osten begonnen. Sie sollten das Werdersche Korps aus dem Felde schlagen, die Verbindung der Pariser Belagerungsarmee mit Deutschland unterbrechen und Belfort entsetzen. Alsdann war geplant, daß Bourbaki von Osten, Chancy von Westen und Faidherbe von Norden her Paris aus seiner eisernen Umarmung befreien sollten.

Die gänzliche Ungewißheit der Lage stellte an die Umsicht und Entschlossenheit R.s hohe Anforderungen. Er mußte immerhin mit der Möglichkeit rechnen, daß der Feind unbemerkt starke Kräfte in der Côte d'Or zur Bedrohung von

Châtillon und Chaumont sammeln könnte. Aufklärung und Sicherung waren in dem bei Glatteis kaum gangbaren Gebirgsgelände sehr erschwert, zumal bei dem dichten Schneefall und starken Froste. Allein der willensstarke Führer kannte in diesen kritischen Tagen keine Schonung von Roß und Reiter. So war die Verbindung mit dem General v. Zastrow in der Nacht zum 24. Dezember glücklich erreicht. Auf dem Rückmarsch am 25. erhielten die Patrouillen aus Sombornon Feuer. Der Ort schien stark besetzt. R. gab Befehl, den Feind nachts 3 Uhr mit der ganzen Kolonne zu überfallen. Schon waren zu diesem Zweck die Truppen in südlicher Richtung abgebogen, als nach Mitternacht der Befehl Werders eintraf, sofort nach Dijon zurück zu marschieren. Am 26. vormittags 10 Uhr zog die Kolonne dort ein. In vier Tagen war die große Gebirgstrecke der Côte d'Or zwischen Dijon, Châtillon s. S., Montbard, Sémur und Vitteaux völlig aufgeklärt und festgestellt, daß sich außer in Sombornon in diesem Gelände keine feindlichen Kräfte befänden. Allerdings hatten Patrouillen öfters Feuer von Einwohnern erhalten. Im folgenden Monat kämpfte der Major in dem Gefecht bei Villersexel (9. I.) und in der dreitägigen Schlacht an der Lisaine (15.—17. Jan.).

Mit vier Kriegssorden, darunter dem Eisernen Kreuze I. Kl. geschmückt, wurde er am 15. Juli 1871 in den Generalstab versetzt und war vom Oktober 1874 ab über vier Jahre Chef des Generalstabes des 7. Armeekorps. Hierauf befehligte er über 4 ½ Jahre das 3. Bad. Inf.-Rgt. Nr. 111. Mit den strengsten Anforderungen an sich selbst und an die kriegsmäßige Ausbildung der Truppe verband er das wärmste Wohlwollen für jeden seiner Untergebenen. Aus den Erfahrungen seines selten vielseitigen Soldatenlebens schöpfte er vorbildliche Anregungen für Felddienst, Manöver und für alles Kriegsmäßige. Fünf Jahre befehligte er sodann in Karlsruhe die 55. Infanteriebrigade und stand zuletzt vom Juli 1888 bis Januar 1891 an der Spitze der 3. Division in Stettin. Mit dem Charakter als General der Infanterie erhielt er hierauf den erbetenen Abschied.

Nach Rückkehr in seine Heimat berief ihn das Vertrauen seines Landesherrn von 1892 bis 1902 an die Spitze des Badischen Militärvereins-Verbandes. Durch praktische Wohlfahrtseinrichtungen wuchs in diesem Zeitraum das Vermögen der Unterstützungskassen um mehr als das Vierfache. Auch erhöhte sich die Zahl der Vereine von 1058 auf 1366 und die Stärke der Mitglieder von 66 329 auf 117 753. Während seiner letzten sieben Lebensjahre blieb er als Ehrenpräsident ein gleich eifriger Förderer der Vereinsbestrebungen.

Auf politischem Gebiete vertrat er als grundherrlicher Abgeordneter der 1. Badischen Ständekammer 13 Jahre hindurch unentwegt konservative Anschauungen. In der kirchlich-positiven Vereinigung und im Verwaltungsrat des evangelischen Stiftes zu Freiburg, das sich eine große Zahl charitativer Aufgaben stellt, hatte er sich auch im Dienste seines himmlischen Königs als ein treuer Diener betätigt. In dieser Ausübung christlicher Liebeswerke fand er in seiner Gemahlin, einer gebornen Freiin v. Lersner, mit der ihn eine 38jährige, überaus glückliche Ehe verband, eine gleichgesinnte Gehilfin. Als Senior seines Hauses verwaltete er mit besonderem praktischen Geschick und unter großzügigen Gesichtspunkten den Besitz des Geschlechtes.

Drei Wochen vor seinem Tode ereilte ihn ein Schlaganfall, dem ein sanftes Hinüberschlummern folgte. Bei der vorläufigen Beisetzung des Generals auf

dem Freiburger Friedhof zeigte die überaus rege Teilnahme der Kriegervereine, wie populär der Ehrenpräsident bei seinen alten Soldaten gewesen war. Fünfzig umflorte Fahnen hielten an seinem Sarge die Ehrenwache. Nach Eintritt besserer Witterung wurde er inmitten seiner Lieben auf dem Familienfriedhof zu Diersburg zur letzten Ruhe gebettet.

H e r m a n n F r h r. R ö d e r v o n D i e r s b u r g.

**Reiniger, Otto**, schwäbischer Landschaftsmaler, \* 27. Februar 1863 in Stuttgart, † 24. Juli 1909 in seinem Landhaus am Tachensee bei Stuttgart. — Otto R. war zweifellos einer der bedeutendsten deutschen Landschaftsmaler um die Wende des 19. und 20. Jahrhunderts; unter den schwäbischen Meistern dieser Zeit und dieses Genres war er wohl der hervorragendste. Seine grundlegenden Studien hat er 1881 bis 1883 auf der Kunstakademie seiner Vaterstadt Stuttgart gemacht. Professor Kappis war hier sein Lehrer. Dann hat er noch einige Monate in München bei Professor Wenglein studiert. Die folgenden fünf Jahre hat er in Italien zugebracht. Aber so sehr er sich dort auch in das Studium der italienischen Landschaft versenkte — die mannigfachen Skizzen, die in einer bald nach seinem Tode in Stuttgart veranstalteten Reiniger-Ausstellung zur Vorführung gelangten, haben das gezeigt — er ist doch als kerndeutscher Maler zurückgekehrt. Was er sich aber dort angeeignet oder aus dem vorhandenen Keim heraus entwickelt hat, das war der Sinn für das Großzügige in der Landschaft, das er dann auf die Motive der deutschen, der schwäbischen Landschaft angewendet hat. R. ist ausschließlich Landschaftsmaler gewesen; sogar auf alle figürliche Staffage hat er in seinen Landschaftsbildern verzichtet. So war man denn auch vielfach überrascht, als man ihn in der oben erwähnten Gedächtnisausstellung auch als Porträtisten kennen lernte, in einem Bildnis seiner Mutter, das freilich auch alle Merkmale der großen Kunst an sich trug. Wenn R. so gänzlich auf alles Figürliche in seiner Landschaftsmalerei verzichtete, so steht das zweifellos in engem Zusammenhang mit dem Zug ins Große, der all seinen Landschaften eigen ist. Einer bestimmten Richtung hat sich Otto R. nicht angeschlossen; wohl aber hat er vielen jüngeren Talenten die Richtung gewiesen. Der Sezession ist er beigetreten, weil sie ihm die persönliche Freiheit gewährleistete. Seine Stärke war die vollkommene Beherrschung der Licht- und Farbenwerte der Natur, wie überhaupt die absolute Durchdringung der Natur in den Stimmungen aller Jahreszeiten. Die Stuttgarter Gedächtnisausstellung hat erkennen lassen, wie gewaltig und vielseitig das Lebenswerk des frühverstorbenen Meisters war. Dabei ist mit Trauer zu erwähnen, daß einige Jahre vor dem Tod des Künstlers bei einem Brand in seinem Stuttgarter Atelier ein großer Teil seiner Werke und Studien vernichtet worden ist. Aber wenn wir uns selbst nur an das halten, was die Stuttgarter Staatsgalerie an Werken Otto R.s birgt, so können wir vollauf ermessen, was der schwäbische Meister der deutschen Kunst gewesen ist. Seinem auf das Großzügige gerichteten Sinn entspricht es, daß er auch im Format den großen Maßstab bevorzugte. Da sehen wir zunächst seine blühenden Bäume, ein Bild, das auf der internationalen Kunstausstellung in Dresden (1901) allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Hier ist das Problem des Blütenschnees, des Frühlingsblusts in seiner weiß schimmernden Masse und des schräg einfallenden frühen Sonnenlichts in der ganzen Fülle seines Zaubers erfaßt. Alles Detail tritt

zurück. R. war stark kurzsichtig, und seine Freunde behaupteten, daß dieses Gebrechen seinem Blick aufs Große zustatten kam. Oder nehmen wir seine gleichfalls in der Stuttgarter Gemäldegalerie hängende Landschaft aus der fränkischen Hochebene. Hier ist in einem Blick, der von lichter Waldhöhe weit hinausführt in die in der Ferne verklingende Mittelgebirgslandschaft, der ganze Reiz des frühen Sommers gebannt. Wir können uns kaum ein Bild denken, in dem deutsches Land und deutscher Sommer wahrer und eindrucksvoller geschildert wären wie hier. Wie er die Farbenwerte unter allen Bedingungsmöglichkeiten meisterte, zeigt seine Stuttgarter »Schneenacht«. Die konturenverwischenden und farbenauflösenden Eigenschaften des Mondlichts und seine koloristischen Wirkungen im verschneiten Wald sind hier mit hoher Meisterschaft beobachtet. Zur höchsten Virtuosität aber ist bei ihm die Behandlung des fließenden Wassers entwickelt. Hier hatte es ihm besonders die Vorfrühlingsstimmung angetan. Sein gleichfalls in Stuttgart hängender »Feuerbach« (ein Bächlein bei Stuttgart) ist vielen Galeriebesuchern das liebste Bild des Meisters geworden. Man wird die sich daherwälzenden, im märzkühlen Sonnenlicht goldigbraun aufglänzenden lehmigen Fluten eines angeschwollenen Wiesenbaches wie überhaupt die ganze frühlingsatmende und drängende Natur einer föhnigen Landschaft selten naturwahrer und lebendig bewegter gesehen haben wie in diesem aus dem Jahre 1893 stammenden Bilde Otto R.s. Ähnliche Qualitäten birgt der in wilden Fluten daherstürmende Eisack bei Bozen, der 1899 auf der Ausstellung der Münchener Sezession gekauft wurde. So hat er sich alle Erscheinungsformen und alle Stimmungen der deutschen Landschaft zu eigen gemacht, und die Kunstgeschichte wird Anlaß haben, Otto R. unter den deutschen Landschaftsmalern unserer Zeit in allererster Reihe aufzuführen.

R., der eine Tochter des früheren Stuttgarter Akademiedirektors Schraudolph zur Frau hatte, hat stets ein zurückgezogenes Leben geführt. »Das Malen ist so schwer; ich kann gar nicht begreifen, daß man noch etwas anderes daneben tun kann«, pflegte er zu sagen. Nachdem er aus Italien zurückgekehrt war, hatte er in der schwäbischen Hauptstadt sein Atelier. Seit 1905 hatte er ein eigenes ländliches Heim am Tachensee bei Korntal, nicht weit von Stuttgart. Wie viel Großes und Schönes hätte man noch von dem gottbegnadeten Künstler erwarten dürfen, wenn nicht ein tückisches Nierenleiden vorzeitig seinem Leben und Wirken ein Ziel gesetzt hätte. Ein vortreffliches photographisches Bild von ihm ist 1909 in der »Schwäbischen Kunstschau« veröffentlicht worden.

E d u a r d M o r a s c h.

**Mauthe, Christian**, Kommerzienrat, Uhrenfabrikant, \* 1844 in Schwenningen, † 6. März 1909 in Sestri (Italien). — M. war einer der Magnaten der weltbekannten Schwarzwälder Uhrenindustrie. Aus kleinen Anfängen heraus hat er mit seinem Bruder Jakob, nachdem sie im Jahre 1876 das elterliche Geschäft in Schwenningen übernommen hatten, der Uhrenindustrie im württembergischen Schwarzwald die Wege weisen helfen, daß sie heute als ein beachtenswerter Teil des wirtschaftlichen Lebens in Württemberg dasteht. Die Gebrüder M. waren es, die als die Ersten in Schwenningen vom altehrwürdigen Handwerksbetrieb der Väterzeit zum maschinellen Betrieb mit Dampfkraft übergingen. Heute beschäftigt die Firma M. in ihren Haupt- und Nebenbetrieben 1500 Arbeiter und Beamte; in Paris, Zürich, Bregenz und Allensbach



am Bodensee hat sie Filialen. Neben dieser intensiven Betätigung im eigenen Geschäftsbetrieb hat sich Christian M. noch die Zeit zu segensreicher gemeinnütziger Tätigkeit abgerungen. 1890 brachte er eine Konvention zum Schutze der Schwarzwälder Uhrenindustrie gegen Preisschleuderei zustande. Die Rottweiler Handelskammer machte ihn zu ihrem zweiten Vorsitzenden, dem sie manche Förderung zu danken hatte. Seiner Heimatgemeinde Schweningen widmete er seine Kraft als Gemeinderat. Eine blühende Arbeiterkolonie dortselbst, deren Einfamilienhäuser heute zum großen Teil Eigentum ihrer Bewohner geworden sind, zeugt von seinem sozialen Sinn. Lange ehe es der Staat forderte, hat er als Vorstand des Gewerbevereins die Lehrlingsprüfung eingeführt. Um das Schulwesen und das Verkehrswesen hat er sich bleibende Verdienste erworben. Dies alles und sein in aller Stille betätigter Wohltätigkeitssinn bewirkte, daß seine Heimatstadt ihn zum Ehrenbürger ernannte. Auch auf politischem Gebiet bewährte er sich als Führer im vaterländischen und liberalen Gedanken. Sein geschwächter Gesundheitszustand hatte ihn in den letzten Jahren seines Lebens gezwungen, die Wintermonate im Süden zuzubringen. In Sestri an der italienischen Riviera hat den verdienten Mann der Tod ereilt.

**Hartmann, Albert**, Kommerzienrat und Fabrikant, \* 1846 zu Heidenheim, † dortselbst am 20. Dezember 1909. — H. war einer der hervorragendsten und erfolgreichsten Industriellen Württembergs. Die Verbandstoffabrik, die er einst als junger Mann mit seinem verstorbenen Bruder zusammen gründete, hat sich unter seiner Leitung zu einem der leistungsfähigsten Unternehmen auf diesem Gebiet entwickelt, besitzt heute Filialen in Österreich, Spanien und Italien und versendet ihre Erzeugnisse nach aller Herren Ländern. Dem öffentlichen Leben seiner Vaterstadt, wie des württembergischen Landes hat Albert H. in den verschiedensten Ämtern gedient; um die württembergische Industrie in ihrer Gesamtheit hat er sich mannigfache Verdienste erworben. Auch auf politischem Gebiet gehörte er zu den Führern; er war der Vorstand der nationalliberalen Ortsgruppe und hat sich in ehrlicher vaterländischer Gesinnung wiederholt, wenn auch ohne Erfolg, als Kandidat für Reichs- und Landtagswahlen zur Verfügung gestellt. Seine Freude am Wandern, am Bergsteigen und an der Jagd zeugte von seinem gesunden Sinn. Das frühe und jähe Hinscheiden des rüstigen Mannes wurde im engeren und weiteren Kreise von vielen beklagt.

**Adler, Heinrich, Dr.**, Chefredakteur der »Wiener medizinischen Wochenschrift«, Redakteur der »Monatsschrift für Gesundheitspflege«, praktischer Arzt, \* 5. August 1849 in Preßburg, † 27. November 1909 in Wien.

A. hat 1866 am Preßburger Gymnasium maturiert und 1867 bis 1872 in Wien Medizin studiert. Während der Studienzeit war er als Kammerstenograph im österreichischen Abgeordnetenhaus und als Mitarbeiter der »Neuen Freien Presse« tätig. 1872 wurde er zum Doktor der Medizin und Chirurgie und zum Magister der Geburtshilfe an der Wiener Universität promoviert; in den folgenden sieben Jahren wirkte er als Sekundararzt II. und I. Klasse im k. k. Allgemeinen Krankenhaus. 1879 erfolgte seine Ernennung zum städtischen Arzte in Wien. Im Jahre 1880 heiratete er Fräulein Alschech; der Ehe, welche durch den Tod der Gattin im Jahre 1885 gelöst wurde, entstammt ein

Sohn, k. k. Polizeikonzipist Friedrich Adler. Aus dem städtischen Dienst schied A. als Bezirksarzt im Jahre 1896.

Auf dem Gebiete der öffentlichen Gesundheitspflege war A. tätig: Als Schriftführer der in Wien im Jahre 1881 stattgefundenen IX. Versammlung des »Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege«, als Redakteur des »Tagblatts« des »Internationalen Kongresses für Hygiene« in Wien 1886, als Redakteur der »Wiener medizinischen Wochenschrift« (Wien, k. u. k. Hof-Buchhandlung, Perles, erscheint seit 1851) seit 1889. Dieses Amt übernahm er schon zu Lebzeiten Leopold Wittelshöfers, des Begründers der Wochenschrift. Während dieser, eine ausgesprochene Kampfnatur, wissenschaftliche Politik trieb und in Besetzungsfragen und Personalangelegenheiten oft ein entscheidendes Wort sprach, verlegte A. seine Haupttätigkeit als Redakteur auf das standesärztliche Gebiet. Er war einer der ersten in Österreich, welche für die Errichtung der Ärztekammern eintraten, und er fungierte als Vorstandsmitglied der 1. und 2., als Schriftführer der 3. Kammer. Die Referate, welche er erstattete, sind sowohl in stilistischer Hinsicht als auch inhaltlich als mustergültige Beispiele zu bezeichnen. Insbesondere medizinisch-juridische Fragen wußte er mit außerordentlicher Sachkenntnis und einer vielbewunderten logischen Schärfe zu erledigen. Seit dem Jahre 1894 redigierte A. die »Monatschrift für Gesundheitspflege«, das Blatt der »Österreichischen Gesellschaft für Gesundheitspflege«. Für seine mannigfaltigen Arbeiten auf sozialärztlichem Gebiete und auf dem Felde der öffentlichen Hygiene wurde er im Jahre 1899 durch das Ritterkreuz des Franz-Joseph-Ordens ausgezeichnet.

Wiederholt fungierte A. als Redakteur des Tageblattes der »Deutschen Naturforscherversammlungen«; es gelang ihm, das Tageblatt der Wiener Naturforscherversammlung vom Jahre 1894 zu einem Archiv auszugestalten, indem er binnen wenigen Stunden Nacharbeit die ganze wissenschaftliche Tätigkeit eines Tages verarbeitete. A. gab ferner das »Taschenbuch für Zivilärzte« und den offiziellen »Medizinalschematismus« durch eine Reihe von Jahren heraus. Im Jahre 1899 erschien das Werk »Ein halbes Jahrtausend«, die Festschrift des Wiener medizinischen Doktorenkollegiums, welche lebhaften Anklang fand. Auch seinem »Ärztlichen Vademekum« (Wien, Perles, 1896) wurde freundliche Aufnahme zuteil. Im Jahre 1900 redigierte er die »Festschrift« aus Anlaß des fünfzigjährigen Jubiläums der »Wiener medizinischen Wochenschrift« und widmete den Freunden und Lesern derselben eine ärztliche Aphorismensammlung. Er hat sich auch sonst durch schöngeistige Arbeiten, durch Gelegenheitsgedichte, als Festredner und durch Beiträge für die »Neue Freie Presse« ausgezeichnet.

Seit dem Jahre 1883 war A. Mitglied des Geschäftsausschusses des »Österreichischen Ärztevereins-Verbandes«, welchen er begründet hatte. Der Verband hatte die Aufgabe, allgemeine sozialärztliche Fragen unter Mitwirkung aller ärztlichen Vereine Österreichs zu beraten und zu erledigen, nach Errichtung der Ärztekammern wichtiges Material für dieselben zu liefern. Es war nicht die Schuld A.s, daß der Verband die großen Erwartungen, die an seine Gründung geknüpft wurden, nicht erfüllen konnte. Nur ein Teil der praktischen Ärzte schloß sich den Vereinen an, und politische und konfessionelle Konflikte nahmen überhand. Als die christlich-soziale Partei in Wien sich eines großen Teiles der Ärzteschaft bemächtigte, trat A. mit aller Energie und Entschiedenheit gegen

eine wirtschaftliche Assoziation der fortschrittlich gesinnten Ärzte mit den christlich-sozialen und deutschnationalen auf. Diese scharfe, ablehnende Haltung trug nicht dazu bei, die wünschenswerte Einigkeit unter den Ärzten in Standesfragen zu erzielen, und erst die »Wirtschaftliche Organisation« der Ärzte Österreichs, welche Vertreter aller politischen Parteien vereinigt, erwies sich als ein Schutz- und Trutzmittel der gesamten Ärzteschaft. Der Ärztevereinsverband verlor bis auf eine bescheidene humanitäre Tätigkeit jede Bedeutung für das wirtschaftliche Leben. A. war ferner Vorstandsmitglied des »Vereins der Ärzte in Niederösterreich« seit 1907, Vorstandsmitglied der »Gesellschaft für innere Medizin und Kinderheilkunde in Wien« seit 1901, Mitglied des Geschäftsrates des »Wiener medizinischen Doktorenkollegiums« seit 1905, Mitglied des Kuratoriums der im Jahre 1908 errichteten »Jubiläumsärzte-Wohlfahrtsstiftung«. Geschäftsausschuß des »Vereins der Ärzte Niederösterreichs«. Die »Wiener medizinische Wochenschrift«, die älteste medizinische Wochenschrift Österreichs, das zweitälteste des deutschen Sprachgebietes, hörte zwar unter seiner Führung auf, ein Kampfblatt zu sein, gewann aber sowohl auf wissenschaftlichem als auch auf sozialärztlichem Gebiete eine erste Stelle in der Publizistik. Von den Lieblingsideen, welche der Redakteur immer wieder vertrat, verdienen hervorgehoben zu werden: der Plan der Schaffung einer Reichszentralstelle für Sanitätsangelegenheiten, welcher im Jahre 1904 von A. auf dem 14. Österreichischen Ärztevereinstage vertreten wurde, und der Plan der Zentralisation aller hygienischen Vereine Österreichs. Da die privaten Bestrebungen auf dem Gebiete der Gesundheitspflege in Österreich an demselben Gebrechen leiden, an welchem die öffentliche Sanitätsverwaltung laboriert — an einer unheilvollen Dezentralisierung, sei es notwendig, alle hygienischen Vereine zu einem Zusammenschlusse zu bewegen, von dem eine erfolgreiche Tätigkeit zu erwarten wäre. Einige Monate nach dem Tode A.s ist der Zusammenschluß der Wiener hygienischen Vereine unter dem Präsidium des Professors Schattenfroh zustande gekommen.

A. war eine liebenswürdige Persönlichkeit; er beschäftigte sich in freien Stunden viel mit philosophischen und mathematischen Arbeiten. Sein unbeugsames Rechtsgefühl, sein mutiger Kampf gegen das Hineintragen politischer und konfessioneller Faktoren in das wirtschaftliche Leben der Ärzte schafften ihm viele Feinde. Aber anlässlich seines 25jährigen Doktorenjubiläums und bei anderen festlichen Gelegenheiten erlebte er die Genugtuung und den größten Triumph eines Publizisten, daß die Zahl seiner Freunde und Anhänger immer mehr wuchs und daß seine Gegner ihm ihre Achtung und ihren Respekt niemals versagten. Er war in seinem schweren Kampfe um die wirtschaftlichen Interessen der Ärzteschaft und um die Verbesserung der hygienischen Einrichtungen stets, wie die Inschrift der goldenen Feder besagt, einer Widmung des »Ärztlichen Vereins des II. Bezirks« anlässlich seines 25jährigen Doktorjubiläums: *Integer vitae*.

Dr. A. Kronfeld (Wien).

**Kauffmann, Karl Emil**, Professor, *Dr. phil.*, Universitätsmusikdirektor, \* 23. November 1836 in Ludwigsburg, † 17. Juni 1909 in Tübingen. — Man kann des Tübinger Kauffmanns nicht gedenken, ohne zugleich an seinen Vater Ernst Friedrich Kauffmann (1803—1856) erinnert zu werden. Dieser, musi-

kalisch wie mathematisch hochbegabt, hatte sich aus engen Verhältnissen zum Lehrer der Mathematik emporgearbeitet, dem die württembergische Schule entscheidende Anregungen verdankte. Eine unfreiwillige Muße, teilweise auf dem Asperg verbracht, nötigte ihn 1833—1841 zu fleißigem Schriftstellern, und dieses setzte er auch später fort, nachdem er harmlose, aber unvorsichtige Beziehungen zu politischen Auführern abgeübt. Als Reallehrer in Heilbronn, von 1842 an, verkehrte er wieder mit Justinus Kerner (in Weinsberg), Mörike (in Cleversulzbach), David Friedrich Strauß (damals in Sontheim); auch als Professor der Arithmetik am Gymnasium in Stuttgart 1852 zog er einen Kreis geistvoller Freunde zu sich heran. D. F. Strauß bekennt, alles was er von Musik verstehe, E. F. Kauffmann zu verdanken: »Wie wußte er dem tappenden Verständnis durch Gedankenblitze vorzuleuchten!« Ihm und dem Berufsmusiker Louis Hetsch (1806—1872) hat ferner Mörike 1855 seine Mozartnovelle gewidmet. Mozart war die Sonne dieses Lebens, und ihre Strahlen erhellten und färbten alle verwandten Tonwerke: für Mozart hatte der junge Kauffmann Italienisch wie für Gluck Französisch gelernt; an Taminos Prüfung dachte er beim Gang durch das Asperger Festungstor. Die Musik erschuf ihm und anderen um so reinere Freuden, als sich das musikalische Wirken auf Grund eines gesicherten Daseins frei ergehen konnte. Dem musikalischen Schaffen war durch die Gabe des Gesangs Ziel und Grenze gesetzt. Als Liederkomponist behauptet E. F. Kauffmann neben Silcher und Glück nicht bloß in der schwäbischen, sondern in der allgemeinen Musikgeschichte Platz und Rang: Mozartische Anmut, Feinheit und Vollklang des Klaviers, Sangbarkeit der Melodie, und ein gewisses Etwas von Herzlichkeit verleihen K.s Liedern dauerndes Leben.

Des Vaters Anlage zur Musik schien sich ganz besonders dem Jüngsten, Emil, mitgeteilt zu haben; auch das phantasiereiche Gemüt der Mutter wirkte fort. Emil kam in der verhängnisvollen Zeit zur Welt, als der Vater des Dienstes entlassen war. E. Keller und Otto Scherzer (1821—1886) rieten den Eltern, den Jüngsten für den Musikberuf auszurüsten. Edmund Singer in Stuttgart (geb. 1830) verdankte K. die Fertigkeit im Violinspiel; bei W. Jung, einem Schüler Leberts und Faissts, lernte er Klavier. 1854 tritt er in die Hofkapelle, 1862 wird er erster Geiger und lernt unter Lindpaintner (1791—1856; seit 1819 in Stuttgart), sodann unter dem verehrten Eckert (1820—1879; 1860—1867 in Stuttgart) den musikalischen Betrieb kennen und fängt auch zu komponieren an, freilich ohne ein theoretisches Studium geordnet vollenden zu können. Das Leben nimmt seine Kräfte in Anspruch. In Cannstatt leitet er einen Oratorienverein und betätigt sich als Chormeister beim polytechnischen Liederkranz, den er 1868 auf dem Schwäbischen Liederfest in Esslingen siegreich vorführt. 1866—1868 berichtet er außerdem über das Stuttgarter Musikleben an die Allgemeine Musikalische Zeitung nach Leipzig, die 1863—1868 Selmar Bagge leitete (1883—1896). Als nun dieser nach Basel kam als Direktor der Allgemeinen Musikschule, gewann er K. sogleich zum Hauptlehrer für Violine und Klavier (Juni 1868). Auch dort fand er einen immer mehr sich ausbreitenden Wirkungskreis: er reihte sich als ersten Geiger in die Baseler Sinfoniekapelle (unter Alfred Volkland), unterrichtete an einer Töcherschule im Gesang, den er bei Emil (nicht Friedrich) Hegar (geb. 1843) studiert hatte, leitete einen Musikverein, den er namentlich mit altitalienischer Kirchenmusik bekannt machte, und erteilte viel Privatunterricht. Selber glücklich verheiratet, mit

Emma geb. Tritschler, wurde er auch in Baseler Familien heimisch und kam sogar mit Bernoulli, Burckhardt, Nietzsche in Berührung.

Im Herbst 1877 erhielt er den Ruf an die Landesuniversität seiner schwäbischen Heimat und wirkte in Tübingen segensreich bis 1907, nachdem ihn am 30. Oktober 1906 ein Schlaganfall kurz vor dem 70. Geburtstage an den Feierabend gemahnt hatte. Sein Nachfolger ist Fritz Volbach aus Mainz (geb. 1861). Der Vorgänger Otto Scherzer hatte das Amt des Universitätsmusikdirektors 1860—1877 inne. Ihm boten die engen Verhältnisse der Kleinstadt unaufhörlichen Anlaß zu Ärger und Verdruß. Es bedurfte einer glücklicheren Gemütsart, um innerhalb der gezogenen Schranken den Forderungen eines künstlerischen Gewissens zu genügen. »Unter lauter Dilettanten, oft der schlimmsten Art, wurde ich zum richtigen Künstler« erzählt K. in seinen handschriftlichen Aufzeichnungen. Die Pflichten eines Musikdirektors waren damals sehr vielseitig. Er hatte das Amt eines Musiklehrers, besonders auch für Orgelspiel, am Tübinger ev.-theol. Stift und am katholischen Konvikt, beaufsichtigte das Musikleben der niederen Seminare, erteilte umfassenden Privatunterricht und sollte, als Hauptaufgabe, mit den wechselnden Kräften einer kleinen Universität, an der das Verbindungsleben mehr als anderswo die studentischen Interessen aufsaugt, für regelmäßige Aufführungen sorgen, denen im instrumentalen Teil die Militärkapelle der Garnison, im gesanglichen Kräfte aus der Stadt zur Verfügung standen. Mit Treue und Selbstverleugnung bildete er diese Mittel zum Dienste der Kunst. Den Orchester- und den Oratorienverein verschmolz er zum Akademischen Musikverein. Außerdem leitete er die Akademische Liedertafel, aber nur bis Herbst 1895, wo er aus innerem Unbefriedigtsein verzichtete. Im Verkehr mit bedeutenden Männern stehend (Kautzsch, Sigwart, Liebermeister), beklagte er die »entsetzliche Wursthaftigkeit, die der Troß der Studenten seinen enthusiastischen Bestrebungen für die Kunst« entgegenbringe. Aber er hat die studentische Gleichgültigkeit doch stark erschüttert. Im Sommer 1880 begann er mit öffentlichen Vorlesungen an der Universität. Im März 1881 bekam er die förmliche *venia legendi* und im Dezember 1883 promovierte er zum Dr. phil. Es war sodann etwas Neues für Württemberg, als die Universität ihrem Musikdirektor 1899 Titel und Rang eines außerordentlichen Professors für Musik verlieh. Diese Beförderungen, meinte der bescheidene Mann, »waren Ereignisse, die er nie ganz begreifen konnte«. Die Bewegung, welche für die Hochschulen Vertreter der Musikwissenschaft wirbt, konnte also zeitig auch in Schwaben eingreifen, weil sich ein Mann von ebenso tüchtiger allgemeiner als fachwissenschaftlicher Bildung darbot, dessen Ruf weit über die Grenzen der Heimat gedungen war.

Worin bestanden eigentlich seine Verdienste? Man müßte die Feder weglegen, wenn K. wie hundert andere der Mode gefolgt wäre. Aber er war nicht bloß Lehrer, sondern Leiter und Lenker. Aufgewachsen in einer Umgebung, der zwar die sogenannte klassische Musik vertraut war, die jedoch mit den Segnungen dieses herrlichen Verhältnisses auch alle Schwächen einer ausschließenden Beschränkung paarte, hat sich K. Blick und Eindrucksfähigkeit bewahrt gegenüber den neuen Erscheinungen des 19. Jahrhunderts. Im Elternhause ward Beethovens Neunte entschieden, der ganze R. Wagner leidenschaftlich abgelehnt; freilich ohne daß man ihn kannte: Tannhäuser erschien in Stuttgart erst 1859, Holländer 1865, Lohengrin 1869 usw. Der letzte Beethoven und

R. Wagner paßten nicht zur schwäbischen Vorliebe für das einfache Lied, das der damalige traulich-gesellige Verkehr begünstigte. Das Lied verengte aber den musikalischen Gesichtskreis.

Es fehlte z. B. an Kenntnis der älteren Meister, namentlich Bachs, und deshalb trat man auch kommenden Meistern verständnislos gegenüber. Die einseitige Liedpflege war es aber nicht allein, was den Weg zu Bach hemmte: den Blick für ihn trübte schon die feindselige Freigeisterei eines D. F. Strauß, der bei allem Scharfsinn des großen Charakters wie des religiösen Haltes ermangelte. Unter solch nüchterner Kühle hat im Elternhause der junge K. schwer gelitten. (Vgl. D. F. Strauß, Ges. Werke XII, S. 339; S. 110 ff. kein Sonett an Bach.)

Für ihn bedeutete zunächst schon die Welt Schumanns eine Eroberung, die gegen Lindpaintners Starrsinn abgerungen werden mußte. Brahms, der die Linien über Schumann hinaus fortsetzt, ist später, namentlich im Anfang der achtziger Jahre, mit Bewußtsein angeeignet worden. Zu R. Wagner, gegen dessen »Jakobinismus« er sich in den Stuttgarter Berichten aussprach, hatte er mittlerweile ein erträgliches Verhältnis hergestellt, gleichsam einen ehr- und achtbaren Waffenstillstand, den man um so höher würdigen muß, als um jene Zeit, in den siebziger Jahren, die schwäbische Residenz ein Herd der ärgsten Unwissenheit und Gewissenlosigkeit blieb. Ähnlich wie K. hat sich in Tübingen ja auch Karl Reinhold Köstlin dem Bayreuther Meister freundlich zugewendet. Nietzsche in Basel, als er eben erst für Wagner entbrannt war, scheint K. umgestimmt zu haben. Im übrigen hatte es mit ehrender Anerkennung Wagners sein Bewenden. Dagegen ist K. einer der vordersten Vorkämpfer von Hugo Wolf (1860—1903) und von Anton Bruckner (1824—1896) geworden, hat also seinen Übertritt von der Grenzmark Mendelssohn-Schumann-Brahms zum Reiche Bach-Beethoven-Wagner mit wünschenswertester Deutlichkeit vollzogen. Noch dazu in vorgerückten Jahren, als er schon glaubte, seine Kraft sei gebrochen. Eine so späte Wandlung, sicher und entschlossen vollzogen, welche Beweglichkeit der Seele und des Geistes setzt sie voraus! Und nicht allein dies: — mit Eindrücken und Erkenntnissen mußte sich die sittliche Kraft verbinden, ihnen Folge zu geben. Denn der Begeisterung für die beiden großen Österreicher standen alle heimischen Überlieferungen und besonders auch die Freude am eigenen Schaffen gegenüber, auf das kein Tonkünstler gern verzichtet, der seine Kunst beherrscht. Als erster Liederkreis erschienen von Hugo Wolf die 53 Mörikelieder. Wie nahe lag es, daß ein Schwabe, der selber, dessen Vater, dessen Freundeskreis der Lyrik Mörikes musikalische Opfer dargebracht hatten, den Neuerer als Eindringling abwehrte! (Von E. F. Kauffmann waren 12, von Emil K. 11 Mörikelieder gedruckt.) Doch in echter Größe ergreift er ohne Zaudern das Rechte, obwohl es in seiner Ursprünglichkeit fremdartig anmutet, obwohl es schwer durchzusetzen ist, und wenn es durchdringt, dem lieb gewordenen Alten gefährlich werden kann! Nicht ohne Bewegung liest man heute den ersten Aufsatz über Wolf, den er im Schwäb. Merkur, April 1890, einrückt. Noch klingen ihm die eigenen und seines Vaters Mörikeweisen im Ohr, und die neue Weise zum Verlassenen Mägdlein tadelt er; aber trotz mancher Einwände spricht er offen aus: so hoch Schubert über Reichardt und Zelter, so hoch steht Wolf über Ernst Friedrich Kauffmann, über Hetsch und Scherzer! Dieser Aufsatz war das Ergebnis einer Kenntnisnahme der Wolf-Lieder, zu der einige öffent-

liche Anzeigen gereizt hatten. Hoherfreut über diese Fernwirkung, bedankt sich Wolf. Ein Briefwechsel spinnt sich herüber und hinüber; im Herbst 1890 tritt Wolf unangemeldet bei K. ein. Noch zweimal später (zuletzt 1896) besucht er den väterlichen Freund. Das ganze Verhältnis spiegelt sich in Wolfs Briefen an K.

Jenes entschlossene Zugreifen hatte noch andere weittragende Folgen. Zunächst wird Faisst mit Wolf bekannt (1893); ihm ist es gegeben, die Lieder durch eigenen Gesang zu verbreiten (30. Okt. 1893 der erste Wolf-Liederabend in Tübingen) und des Tondichters Dasein mildherzig zu erleichtern. Seine planmäßig werbende Tätigkeit gipfelt im fünftägigen Stuttgarter Wolf-Fest, Okt. 1906, das K. noch in rüstiger Kraft besucht hat.

Durch eine seltsam-glückliche Fügung wird ferner K. seinerseits durch Wolf mit Anton Bruckner bekannt. Eine neue musikalische Hochflut ergießt sich ans schwäbische Ufer: alle Sinfonien des Meisters, die Messen, die Kirchenmusik, alles wird von geistig hochstehenden Kreisen bewillkommnet. So schlecht und nachlässig die Klavierauszüge gearbeitet sind, man plagt sich mit ihnen und freut sich der neuen Kunst, die auch in verstümmelter Gestalt, wie die alte Plastik, ihre Schönheit offenbart. Die Aufführung der Sinfonien muß zwar der Stuttgarter Hofkapelle überlassen bleiben, die seit dem Winter 1895/96 regelmäßig einen Bruckner bringt (so nachhaltig wirkte der Einfluß der Gebildeten). Die Kirchenmusik Bruckners aber findet in Tübingen eine Heimstätte. Nachdem K. schon 1897 vier Sätze der F-moll-Messe gebracht, erlebte die ganze Messe 10. Juli 1900 ihre erste reichsdeutsche Aufführung. 2. Juli 1903 folgte die Wiedergabe der E-moll-Messe; auch manche andern geistlichen Gesangswerke hörte man in Tübingen. Die augenblicklich übermächtige moderne Strömung der Presse kann Bruckners Werke aus Schwaben nicht mehr fortreißen.

Außer durch Wolf und Bruckner interessierten die Programme der Tübinger Konzerte durch eine Fülle alten und neuen Stoffes. Zu den Werken, die jeder weltliche, jeder kirchliche Chorverein aufführt, kamen Darbietungen aus den Bereichen der Kammer- und Sinfoniemusik, sowie des unbegleiteten Gesangs. Palestrina, Carissimi, Lotti, Schütz, englische Madrigalisten waren reich vertreten. Von Bach seien unter vielem anderen hervorgehoben: Magnificat, Choralvorspiele, Kantaten 6, 21, 106, 201 (teilweise nach Robert Franz), von Händel Belsazar, Theodora, Acis und Galathea. Andere Beispiele: Motetten von Bach und J. Haydn, Mozarts F-dur-Messe und Requiem, Elegischer Gesang von Beethoven, Mirjams Siegesgesang von Schubert, Nänie von Götz, Liszts Seligpreisungen, Berlioz' Flucht nach Ägypten, Haberts Franciscus-Messe, Nietzsches Hymnus an das Leben. Von Instrumentalwerken seien genannt: Mozarts Haffnerserenade, Grimms Kanonische Suite, Sinfonien von Knecht und Spohr. Es gelüstete K. nicht nach dem berüchtigten »zum erstenmal« (eigentlich besser: »zum letztenmal«) der modernen Größen; er hielt sogar an einer längst veralteten, aber guten Sitte fest, nämlich vernachlässigte Opern ganz oder teilweise für den Konzertsaal zu retten. So hat er von Gluck Orpheus und die Taurische Iphigenie, von Mozart Idomeneo, König Thamos, *Così fan tutte*, Titus, ja sogar die Zauberflöte dargeboten.

Im Kolleg, das bis zu 71 Zuhörern zählte, las er über den protestantischen Choral, über Kirchenmusik, über das Lied, die Sonate, über Bach, Beethoven,

Mozart, Schubert, Wagner, Wolf und Bruckner. Wenn ihm auch seine vielseitige praktische Tätigkeit wenig Zeit zu eigenem Forschen ließ, so waren seine Vorlesungen doch nicht ergebnislos: sie bildeten den Geschmack, schärften das Urteil, reiften die Persönlichkeit. Das leuchtende Band, das seinen Namen für alle Zeiten an Wolf und Bruckner knüpft, ist gewiß ein überschüssiger Ersatz dafür, daß er der Wissenschaft nur mit einer Schrift über Justinus Knecht gedient hat. Im Wirken des lauern und schlichten Charakters, der nie von streberhaftem Ehrgeiz befallen war, bewundern wir — den geschilderten Tatsachen folgend — eine geniale Verbindung von künstlerischer Urteilskraft und sittlicher Selbstzucht.

A. E r n s t F r i e d r i c h K a u f f m a n n. I. L e b e n. 1. Nekrolog (1); Schwäbische Chronik Nr. 41, 16. Febr. 1856. 2. Nekrolog (2); Schwäbische Chronik Nr. 112, 11. Mai 1856. Von Bernhard Gugler. Wiedergedruckt im: 3. Gedenkblatt auf E. F. Kauffmann [Heilbronn 1903]. 4. Notizen in der Allgemeinen Deutschen Biographie, Bd. 15, von Julius Hartmann. 5. Hie gut Württemberg allewege. Ein literarisches Jahrbuch aus Schwaben. Heilbronn. Salzer, 1898. Der einzige Jahrgang enthält S. 173—197 eine Arbeit von H. A. Köstlin (Gießen) über E. F. Kauffmann. 6. Jugendbriefe Mörikes (darunter solche an E. F. K.), herausgeg. von R. Krauß, in der Deutschen Rundschau vom Januar und April 1895; wiederholt im 1. Band der Briefausgabe Mörikes, im Verlag Elsner, Berlin. 7. Ausgewählte Briefe von David Friedrich Strauß, herausgeg. von Ed. Zeller, Bonn 1895. 8. Aufsatz, E. F. Kauffmann besonders als Mathematiker würdigend, von Otto Schanzenbach, Schwäbische Chronik Nr. 550, 25. Nov. 1903. 9. Bericht über die Gedächtnisfeier des Historischen Vereins in Ludwigsburg; Schwäbische Chronik Nr. 556, 28. November 1903. 10. Ludwigsburger Geschichtsblätter, geleitet von C. Belschner, Heft IV, Ludwigsburg, Aigner, 1905, enthält S. 71—78 die Rede von Dekan Bacmeister und einen Bericht der Gedächtnisfeier. — II. B i l d n i s s e. 1. In der vorigen (I 10) angegebenen Quelle, S. 70: »Prächtiger Kopf, auf dessen Stirne etwas von Beethovenschem Geiste ruht, dessen Auge scharf und eindringend blickt, dessen Mund Entschlossenheit und Bestimmtheit verrät« (Bacmeister). 2. Bildnis der unter III, 8 erwähnten Liederausgabe, Großformat, Vorbild für II 1, mit faksimil. Unterschrift. — III. K o m p o s i t i o n e n: 1. Zwölf vierstimmige Männerchöre. Erschienen (nach H. A. Köstlin) vor 1838 bei Ebner u. Seubert (verschieden von der III 8 genannten Firma). 2. (Sieben) Lieder und Gesänge. Erschienen 1838 (?) bei Bote und Bock in Berlin. Der Titel »Erstes Heft« deutet auf eine Fortsetzung im gleichen Verlag, die aber ausblieb. 3. Lieder schwäbischer Dichter für eine Singstimme mit Pianoforte und Guitarre-Begleitung, 2 Hefte, 8 und 5 Nummern, darunter 4 und 3 von E. F. Kauffmann. Erschienen um 1840, nach andern 1838, nach dem Musikkatalog 1845, in Stuttgart »bei Imle und Liesching und in der Musikalienhandlung von Zumsteeg«. 4. Drei Gesänge aus dieser Sammlung erschienen später (ohne Guitarrebegleitung) bei Zumsteeg in Stuttgart. 1856: Das Ständchen, 1863: Des Knaben Tod, 1880: Die traurige Krönung. 5. Ständchen (Lied), nach Jean Paul (»Würd' ich als Stern am Himmel ziehen«), erschien 1848 bei Schott in Mainz. 6. Der Frühling und Der Gärtner, Lieder nach Mörike, erschienen 1845 bis 1851 bei Franz Müller in Stuttgart. 7. Fünf Lieder: »Verloren«, »Badende Elfe«, »Schön Rohtraut«, »Auswanderers Heimweh«, »Lied vom Winde«, erschienen 1845—1851 bei Ebner in Stuttgart (einzeln). 8. Subskriptionsausgabe mit dem Bildnis des Komponisten, 6 Hefte mit je 6 Liedern, erschien wahrscheinlich 1852 bis 1859 (laut Hofmeisters Handbuch der musikalischen Literatur) bei Ebner in Stuttgart, Heft III, 6 (Um Mitternacht) ist die letztentstandene Komposition, Weihn. 1855 (Heft VI = 6 b und 7). Die unter 6—8 genannten Lieder jetzt im Verlag Bosworth, Wien. 9. Lied: In der Frühe von Mörike. Gedruckt, ohne Angabe des Komponisten oder des Verlags; nach Emil Kauffmanns Vermerk von seinem Vater stammend; vielleicht Beilage einer Zeitschrift. 10. Die von Gugler (in I, 2) erwähnten Gems of German song bei Ewer in London habe ich nicht einschen können. Die Lieder waren ohne Vorwissen des Tonsetzers nach England geraten. II. Von weiteren, nur handschriftlich bewahrten Liedern (nach Gugler I, 2), außer den 53 in III, 2—9 beschriebenen noch etwa 13



konnte ich nur finden: Agnes (Mörike) 24. Okt. 1846. An den Mond (Goethe), Es fällt ein Stern herunter (Heine), Ich hab im Traum geweinet (Heine). Verloren scheint z. B. das von D. F. Strauß (in IV, 2) gerühmte »In tausend Formen magst du dich verstecken« (Goethe). — IV. Urteile über Kompositionen: 1. Der erste Nekrolog (I, 1) rühmt: »Ein Stündlein wohl vor Tag« (III, 2, Mörike), »Frühling«, »Gärtner«, »Schön Rohtraut«, »Lied vom Winde« (Mörike) (III, 6 u. 7). 2. David Friedrich Strauß schrieb für Gutzkows Unterhaltungen am häuslichen Heerd, Stuttgart 1856, Nr. 50, S. 794/96: »Über Liederkompositionen und Lieder von E. F. Kauffmann«, wiederabgedruckt leider nicht in den Gesammelten Schriften von D. F. Strauß, sondern nur in der unter I, 3 angegebenen Quelle. Er urteilt: »In knapper Schale ein voller Kern. Naturlaute, in streng künstlerische Form gefaßt. Ihr Eindruck nicht Zerstreuung und Zerrissenheit, sondern Sammlung und Befriedigung«. 3. David Friedrich Strauß, Gesammelte Schriften, Bd. XII, 1877: im »Politischen Gedenkbuch« sind folgende Gedichte Kauffmann gewidmet: »An Kauffmann«, »Widmung der musikalischen Sonette«, »Die Lieder des Verstorbenen« (1860). 4. H. A. Köstlin rühmt (in I, 5) u. a. »Laßt mich trinken« (Vischer), »Liebesklage« (J. Kerner), »Schlummerlied« (von Karl Beck), (III, 8 Subskriptionsausgabe); »Badende Elfe« (Heine) (III, 7). 5. Vergl. die Mörike-Biographien, z. B. Harry Maync, S. 262.

B. Emil Kauffmann. I. Leben: 1. Eigene Aufzeichnungen über seinen und seiner drei Brüder Lebensgang (ein vierter Bruder ist früh gestorben). Handschrift. 2. Aufsatz von August Halm; Schwäb. Chronik Nr. 348, 29. Juli 1907. Gedankenreiche Würdigung des Lebenswertes. 3. Nekrolog; Schwäb. Chronik Nr. 277, 18. Juni 1909. 4. Worte der Erinnerung an Prof. Dr. E. Kauffmann. Tübingen. Laupp. 1909. 27 Seiten. Die Reden bei der Beerdigung am 20. Juni. 5. Nekrolog von Prof. Ernst Holzer in Ulm (gestorben 1910). Süddeutsche Monatshefte; November 1909, S. 541—545. Hebt das Wesentliche und die Bedeutung Kauffmanns schön hervor. 6. Über die Tübinger Zustände vor Amtsantritt Kauffmanns geben ein anschauliches Bild die Briefe von Otto Scherzer an Julius Josef Maier. Die ganze Sammlung (noch ungedruckt) im Besitz des Prof. Karl von Stockmayer, Direktors der Hofbibliothek in Stuttgart. — II. Bildnisse: 1. Biographie Wolfs von Ernst Decsey. Berlin Schuster u. Loeffler; 3. Band 1904, S. 48. (Nach Photographie.) 2. Dasselbe, verkleinert in der Biographie Wolfs von Newman, übers. von Dr. H. von Hase, Leipzig, Breitkopf, 1910. S. 240. III. Kompositionen: a) Gedruckte. 1. Opus 1, 2, 3, 4, 6, 7, 10, 11, 12, 13 (je vier Lieder), Op. 14, 15 (je zwei Lieder), Op. 17 (zehn Lieder), Op. 19, 20 (je fünf Lieder), alle bei Zumsteeg in Stuttgart; op. 17 zuerst bei Laupp in Tübingen. Op. 1—15 vor 1879 erschienen, Op. 17 erschien 1879, Op. 19, 20 nach 1879. 2. Opus 5. Zwei Hefte mit zus. acht Gesängen für vierstimmigen Männerchor. Vor 1879 erschienen bei Zumsteeg. 3. Opus 8. Drei Stücke für Klavier (Idylle, Scherzo, Romanze). Vor 1879 erschienen bei Zumsteeg. 4. Opus 9. Sonate für Piano (für die Jugend): Allegro moderato, Andante, Intermezzo, Presto. Erschienen vor 1879 bei Zumsteeg. 5. Opus 16. Die Nacht (Fragment in neun Distichen von Hölderlin) für Männerchor und Soli, mit Klavier. Erschienen 1879 bei Zumsteeg. Opus 18 wurde zurückgezogen. b) Ungedruckte: 1. Aus der Ferne, von Mörike; für Sopran und Tenor mit Klavierbegleitung. August 1899. 2. Maschinka, Distichen von Mörike; für eine Singstimme mit Klavier. September 1899. 3. Der Tod, von Hölderlin (1804); für eine Singstimme mit Klavier. September 1900. — IV. Urteile über Kompositionen: 1. Besprechung von Th. Souchay, Württ. Landeszeitung, 15. Nov. 1879 (inzwischen eingegangen). 2. Besprechungen der Nacht; Schwäb. Chronik 1879, 14. Juni und 1879, 31. Juli. 3. Hugo Wolf, in den Briefen an E. Kauffmann, meint S. 62 u. a.: »Gegen die Plebejer Abt, Kücken, Proch spielen wir doch noch immer den Aristokraten und haben's nicht nötig, der Gunst des Volkes nachzulaufen«. Die Bemerkung Wolfs S. 82 muß sich auf III, b 1 oder 2 beziehen: die einzigen Mörikekompositionen, die nach Bekanntwerden mit Wolf entstanden. 4. August Halm, in I, 2, schließt sein Urteil: »Überall in den Werken herrscht Lauterkeit der Gesinnung, Wärme der Empfindung«. 5. Ernst Holzer, in I, 5, erzählt, Kauffmann habe mit köstlichem Humor ein frühes Eichendorff-Lied später selber am Klavier parodiert. — V. Schriftliche Arbeiten (Wolf u. Bruckner, siehe VI u. VII. a) Gedruckte: 1. Berichte aus Stuttgart an die Allgemeine Musikalische Zeitung, damals redigiert von Selmar Bagge, Jahrgänge 1866, 1867,

1868. Jahrg. 1867, S. 27 findet sich eine höchst interessante, von persönlichem Mut zeugende Beurteilung der damaligen Stuttgarter Tagespresse. Abgesehen von der Stellung gegen Wagner zeichnen sich die Berichte durch treffsicheres, unabhängiges Urteil, sowie durch hübsche Form aus. 2. Entwicklungsgang der Tonkunst von der Mitte des 18. Jahrhunderts in ihren Hauptvertretern. Tübingen, Laupp, 1884. 60 Seiten. Doktorarbeit, aber nicht als Dissertation gedruckt, da die philos. Fakultät noch keinen Druckzwang hatte. Populär gehalten. 3. Justinius Heinrich Knecht, ein schwäb. Tonsetzer des 18. Jahrhunderts. Tübingen, Laupp, 1892. 73 Seiten Text. 22 Seiten Notenbeilagen, z. B. aus Knechts Pastoralsinfonie von 1784. Wissenschaftlich wertvolle Arbeit, besonders in Anbetracht neuerlicher Funde aus Knechts Nachlaß. 4. In der Tübinger Chronik veröffentlichte K. von Zeit zu Zeit vorbereitende Aufsätze über wichtige Werke. b) Ungedruckte. Manuskripte der Vorlesungen. c) Anhangsweise muß erwähnt werden, daß E. K. im Nachlaß seines Vaters die Abschrift einer Konzertarie von Mozart fand (die er natürlich aufführte, 3. Juli 1895), die im Supplement der Gesamtausgabe fehlt; Autograph unbekannt, keine Einzelausgabe; Mozart komponierte diese Szene und Arie »Didone abbandonata« 27. Febr. 1778 für Dorothea Wendling in Mannheim. — VI. Verhältnis zu Hugo Wolf. a) Briefe: 1. Briefe Hugo Wolfs an Emil Kauffmann, herausgeg. von Edmund Hellmer (1. Band der Wolfbriefe). Berlin, S. Fischer, 1903. 191 Seiten. 2. Die Briefe Kauffmanns an Wolf sind leider verschwunden. b) Aufsätze: 1. Erster Aufsatz E. Kauffmanns über Wolf in der Schwäb. Chronik 1890, 12. April, Sonntagsbeilage. Schließt: »Wer sich bloß kurze Zeit vergnügen will, der bleibe weg . . . Wem aber Musik und Dichtkunst Lebensmächte geworden sind, dem werden durch diesen bedeutenden Künstler immer schönere, weihvollere Stunden bereitet werden, je eindringlicher er sich mit ihm beschäftigt.« 2. Die Bekanntschaft mit Wolfs Mörikeliedern war angeregt durch die beiden Aufsätze von Dr. Heinrich Rauchberg: Neue Lieder und Gesänge. Österreichisch-Ungarische Revue, Bd. 8. 1889 (1905 ist die Zeitschrift eingestellt worden). Josef Schalk: Neue Lieder, neues Leben. Münchener Allgemeine Zeitung 1890, Nr. 22, 22. Januar. Letztere Arbeit wiederabgedruckt in den Gesammelten Aufsätzen über H. Wolf, I. Folge, Berlin, S. Fischer, 1898, S. 1—17. Auch die II. Folge enthält einen Beitrag von J. Schalk. 3. Besprechung des Spanischen Liederbuchs und der Alten Weisen (von Keller). Musikalisches Wochenblatt, Jahrg. XXII, 1891, Nr. 23. 4. Besprechung des Italienischen Liederbuches, Musik. Wochenblatt Jahrg. 1893, S. 382 ff. S. 398 ff. 5. Besprechung der Chorwerke: Elfenlied und Feuerreiter, Musik. Wochenblatt 1895, 28. Febr. Wieder abgedruckt in den Gesammelten Aufsätzen über H. Wolf, II. Folge, Berlin, S. Fischer, 1899, S. 4—8. 6. Besprechung des Corregidor (mit Notenbeispielen). Musik. Wochenblatt 1896, Nr. 36—39. — VII. Verhältnis zu Anton Bruckner: 1. Besprechung der Bruckner-Biographie von Louis. Wiener Allgemeine Zeitung, 22. Dez. 1904. 2. Hierher gehört auch Univ.-Prof. Heglers Bericht über die F-moll-Messe, Schwäb. Chronik, 23. Jan. 1897, Abendblatt, weil darin eine Äußerung von Brahms über Bruckner wiedergegeben wurde, die Aufsehen erregte: Brahms habe Bruckner den »ersten Sinfoniker der Gegenwart« genannt. Diesen (ungenauen) Wortlaut hatte Kauffmanns Schwiegersohn, Univ.-Prof. Dr. Wilhelm Schmid, kurz zuvor in einem Artikel über Bruckners F-moll-Messe (Tübinger Chronik, Nr. 14, 1897) veröffentlicht. Da ein solcher Ausspruch dem sonstigen Verhalten des durch Hanslick gebundenen Brahms widerspricht, ist es der Mühe wert, den möglichst genauen Wortlaut wiederzugeben. Schmid hat in Wien Ende Mai 1893 Bruckner aufgesucht; seine Notizen, die vier Tage nach dem Besuch niedergeschrieben sind, enthalten die Angabe: »Brahms achtet er und läßt ihm seinen Standpunkt; Brahms soll ihn als das bedeutendste lebende musikalische Genie bezeichnet haben.« Es ist nicht leicht, zu entscheiden, ob von Brahms jemals eine derartige Äußerung gefallen ist, oder ob sich Bruckner täuschte oder täuschen ließ; unmöglich wäre sie nicht, und zwar gerade weil sie dem schillernden Wesen Brahmsens entspräche. 3. Die zahlreichen Berichte in allen großen Zeitungen und Zeitschriften über die Erstaufführung der F-moll-Messe (1900) bezeugen die Tragweite der Tat Kauffmanns. Der Vorbericht in der Tüb. Chronik Nr. 14, 1897, stammt von Prof. W. Schmid.

Karl Grunsky.

**Otterstedt, Karl Alexander Freiherr von, Maler.** \* 20. April 1848 in St. Petersburg, † 22. Oktober 1909 in Stuttgart. — Als sich in Stuttgart die Kunde verbreitete, daß der Baron O., der in den 16 Jahren seines Stuttgarter Aufenthalts eine bekannte und oft belächelte Erscheinung in den Straßen der schwäbischen Residenz geworden war, aus dem Leben geschieden sei, da dachte fast ganz Stuttgart zunächst nur an den Sonderling, an das »Original«, den gealterten Kavalier mit der auffallenden, dandyhaften Eleganz — und man lächelte noch einmal Aug in Aug mit der Majestät des Todes. Ein kleiner Teil aber war sich voll Trauer bewußt, daß die Welt einen bedeutenden Künstler verloren hatte. Karl Alexander Freiherr von O. war nicht bodenständig in Stuttgart und im Schwabenland, so wenig wie seine phantastische, in exotischer Farbenfülle glühende Kunst. Er entstammte einem alten, in der Geschichte wohlbekannten brandenburgischen Adelsgeschlecht. Als Karl Alexander in Petersburg geboren wurde, wirkte sein Vater dort als Legationsrat bei der preußischen Gesandtschaft. Erst in reiferen Jahren hat O. sich der Malerei zugewendet. Der Künstler hat eine kleine autobiographische Skizze hinterlassen, aus der wir folgendes von ihm erfahren. »Meine ersten künstlerischen Studien«, so schreibt er, »machte ich auf der Akademie in St. Petersburg. Später, zur Zeit des älteren Grafen Kalckreuth, war ich auf der Kunstschule in Weimar, alsdann auf der Kunstschule in Karlsruhe, hierauf einige Zeit in Florenz bei Böcklin, der mir großes Interesse entgegenbrachte. Alsdann arbeitete ich zwei Jahre selbständig in München und mehrere Jahre in Luzern, wo ich lange Zeit dem Aktzeichnen widmete. Im Jahre 1893 kam ich nach Stuttgart auf die Akademie, die damals noch Kunstschule war. Hier wurde ich anfangs Schüler des Direktors von Schraudolph, dann Schüler des Professors Keller. Dieser wies mir in liebenswürdigster Zuvorkommenheit für Jahre ein schönes Atelier an. Er ist mir stets mit freundschaftlichem Wohlwollen zur Seite gestanden.«

Soweit O.s autobiographische Mitteilungen. Er selbst hat seine künstlerische Art sehr bald in durchaus eigener Weise weiterentwickelt. O. hat von sich selbst gesagt, daß die alten Meister, die er von Jugend auf gesehen, bewundert und studiert habe, stets seine Vorbilder gewesen seien. In der Tat lassen sich in manchen seiner Bilder Anklänge an die florentinische Frührenaissance und an die Farbenzusammenstellungen alter Meister erkennen. Einigen Einfluß hat wohl auch die im Byzantinischen wurzelnde altrussische Kunst auf ihn ausgeübt. Insbesondere aber wird sich im Anschauen seiner Bilder mancher an Böcklin erinnert fühlen, zu dem O. ja in enge Beziehung getreten ist. Aber auch die Erinnerung an Böcklin vermag nur leise anzuklingen; denn O. war zweifellos eine durchaus selbständige Künstlernatur, und man konnte übel bei ihm ankommen, wenn man etwas zu plump auf diese scheinbare Verwandtschaft mit Böcklin hinwies.

Wie Arnold Böcklin und vielleicht noch in stärkerem Maß als dieser war O. ein Farbenschwelger. Ungebrochene, ungemischte, tiefe satte Farben in feurigem Kontrast nebeneinandersetzen war sein höchstes künstlerisches Entzücken. Einen weißen Frauenleib gegen einen Vorhang von tiefblau aufleuchtendem oder feurig rotem Samt zu stellen, und daneben durch einen geöffneten Fensterbogen eine antike Landschaft mit grünlichblau schimmerndem Wetterhimmel hereinleuchten zu lassen, oder einen Edelstein, einen Amethyst

in fremdartiger Pracht und mit allen faszinierenden Reizen des feingeschliffenen Juwels auf einem schönen Frauenbusen aufblitzen zu lassen, das waren so die koloristischen Probleme, die er liebte. So galt auch unter den Blumen — und als Blumenmaler war er hochgeschätzt — seine Vorliebe jenen Arten, wie Pfingstrosen, Päonien, bei denen er in pathetischem Vortrag und tiefen leuchtenden Farben schwelgen konnte. Aber hinter dem leidenschaftlichen Koloristen stand der Zeichner keineswegs zurück. O. hatte nicht vergeblich Jahre hindurch eifrige Aktstudien getrieben. Wie die leuchtende Farbe liebte er die schöne Linie.

Die überaus reichhaltige Gedächtnisausstellung, die einige Monate nach dem Tod des Meisters der Stuttgarter Galerieverein in Gemeinschaft mit dem Verein württembergischer Kunstfreunde im Museum der bildenden Künste veranstaltete, hat vollauf gezeigt, was für ein rastloser Arbeiter O. gewesen ist, wie unermüdlich er die Motive gedreht und gewendet hat, bis die Erscheinung ihm genügte. In welchem Maße hat ihn allein schon das Problem des Gekreuzigten beschäftigt! Aber ihm schwebte nicht der ausgemergelte Crucifixus des Mittelalters vor; auch hier leitete ihn vielmehr sein hochentwickelter Schönheitssinn, verschwistert mit mystischer Verzücktheit. Seine kühlen Frauenschönheiten sind von fremdartigem Reiz, Geschöpfe jener fernen Fabelwelten, in die uns der Künstler auch mit seinen mannigfachen mythologischen Bildern führt.

O. hat die Bitterkeit erfahren müssen, daß man in weiten Kreisen ihn und sein Schaffen nicht verstanden hat. Er ist sich dabei mit seinen persönlichen Absonderlichkeiten wohl vielfach selbst im Weg gestanden; aber die ihn näher kannten, wußten, daß er nicht nur ein bedeutender Künstler, sondern bei allen Seltsamkeiten des äußerlichen Gebarens eine vornehme, edle Natur gewesen ist.

Ein vortreffliches Porträt Otterstedts hat Marie Lautenschlager in Stuttgart gemalt. Nachrufe sind nach des Künstlers Tod in den Stuttgarter Zeitungen erschienen. Der aus Anlaß der Stuttgarter Gedächtnisausstellung (30. Jan. bis 20. Febr. 1910) veröffentlichte Katalog enthält einen kurzen biographischen Abriss und eine kleine Druckreproduktion des erwähnten Ölbildnisses von Marie Lautenschlager.

E d u a r d M o r a s c h.

**Krumbacher, Karl**, Dr., ord. Professor der mittel- und neugriechischen Philologie, \* 23. Sept. 1856 in Kürnach bei Kempten, † 12. Dez. 1909 in München. — Kr. war der Sohn eines Landwirtes aus dem bayrischen Schwaben. Er besuchte von 1869—1875 das Gymnasium in Kempten, das damals gerade auf einem Tiefpunkt seiner Entwicklung stand und dem regsamen und lernbegierigen Knaben wenig bieten konnte, dem er aber dennoch ein dankbareres Andenken bewahrt hat, als es den modernen, mehr oder weniger bürokratisch organisierten und fabrikmäßig betriebenen Bildungsanstalten zuteil zu werden pflegt. Jedenfalls ist ihm die Schule in seiner Verehrung des klassischen, zumal des griechischen Altertums ungleich mehr entgegengekommen, als es seinem Freunde und wissenschaftlichen Grenznachbar Ludwig Traube auf einem großen Berliner Gymnasium vergönnt war, und Erfahrungen, wie dieser sie machte, blieben dem schwäbischen Bauernsohn in der immer noch von einem Schimmer humanistischen Geistes verklärten Sphäre des kleinen süddeutschen Gymnasiums, das von Bildungstyrannie nichts wußte, erspart. So ging der junge K. im Herbst 1875 nach München, um klassische Philologie zu studieren,

aber auch schon mit der ausgesprochenen Absicht, sich von den zahlreichen dort studierenden Griechen in die Welt des heutigen Griechenland einweihen zu lassen, die ihm schon als Knaben in einer Schrift über den griechischen Freiheitskampf in undeutlichen Umrissen entgegengetreten war. So leistete er dem damals schon stark in Mißkredit geratenen Philhellenismus noch einen späten Tribut, wie es sich für einen Landsmann von Martin Crusius und Hölderlin wohl geziemte. Kr. aber war nicht nur romantischer Schwabe, sondern mehr noch nüchterner Bayer, und so konnte er sich in dem erträumten Paradiese eines wiedererstandenen antiken Hellas nicht dauernd wohl fühlen, dieses war für ihn vielmehr nur das Purgatorio, durch das er in das verlorene Paradies des griechisch-byzantinischen Mittelalters eindringen sollte. Er empfand wenig Lust, ein Epigone zu bleiben, und alles drängte ihn dazu, ein Schöpfer und Neugestalter zu werden, ein Reformator und Organisator einer versunkenen und vergessenen, aber in ihren Wirkungen noch allenthalben lebendigen Kulturperiode, der Erforscher des byzantinischen Mittelalters.

Wenn auch die Keime dieser Wissenschaft schon in früheren Jahrhunderten gelegt wurden, von den großen französischen Gelehrten um Ludwig XIV., von den Tübingern des 16. Jahrhunderts, so konnte es doch nie zu einer rechten Blüte dieser Studien kommen, offenbar weil der Fluch des Epigontums auf allem Byzantinischen lastete und wohl auch, weil man seinem komplexen Kulturcharakter ratlos gegenüberstand. Als Kr. auftrat, lag alles im Argen, und auch die Werke seiner nächsten Vorgänger in den 30er und 40er Jahren des 19. Jahrhunderts, die subtilen Untersuchungen von L. Fr. Fafel und die vulkanischen »Fragmente« von J. Ph. Fallmerayer, waren ziemlich spurlos vorübergegangen, an keiner Universität wurde die byzantinische Periode auch nur anhangsweise berücksichtigt, und so mußte Kr. auf dem mühsamen Pfade der Autodidaktik vordringen, versehen freilich mit der gründlichen und methodischen Zucht eines klassischen Philologen und Literarhistorikers, zu dem er in der Schule von W. v. Christ und Michael Bernays sich herangebildet, sowie vertraut mit den Fortschritten der neueren vergleichenden Sprachwissenschaft, die er sich in zwei Leipziger Semestern aneignete, als Hörer von G. Curtius und K. Brugmann. Zunächst mußte er zwar unter dem Zwange der Verhältnisse seinen eigentlichen wissenschaftlichen Beruf zurückdrängen und sich auf den Schuldienst vorbereiten, dem er zwölf kostbare Jahre (1879—1891) seines Lebens widmen mußte. Diese Zeit aber war ihm die Basis, auf der er seine wissenschaftliche Existenz begründete; denn in diese Zeit fallen alle folgenreichen und bestimmenden Ereignisse seines Lebens: 1883 seine Promotion, 1884/85 seine Reise in den griechischen Orient, 1885 seine Habilitation und 1891 seine Ernennung zum Extraordinarius.

In dieser Periode wurzeln Kr.s grundlegende Arbeitsleistungen, die nicht nur im Keime seine Lebensarbeit erkennen lassen, sondern auch die Summe ziehen aus dem geistigen Ertrag seiner Studienzeit, sowohl nach der sprach- wie nach der literarhistorischen Seite hin. Und zwar zeigen sie nach beiden Seiten eine bewußte Anwendung auf das bisher so vernachlässigte, nun energisch in den Vordergrund gerückte Gebiet der nachklassischen und mittelalterlichen, speziell volkstümlichen Gräzität. Seine ersten Arbeiten galten teils Untersuchungen zur Überlieferungsgeschichte späterer Vulgärtexte, teils solchen rein sprachgeschichtlichen und dialektologischen Charakters. Sie umfassen die

Jahre 1883—1886 und zeigen schon sein starkes Streben nach Totalität, besonders in seinem — damals völlig neuen — Versuch, die griechische Sprache vom frühen Altertum bis zur Gegenwart als eine einheitliche Entwicklungslinie zu betrachten. Von 1887 an tritt daneben das Interesse für die Volksliteratur des griechischen Mittelalters beherrschend hervor und spiegelt sich vornehmlich in seinen Studien zur Sprichwörter- und Legendenliteratur, die ihn bis 1893 beschäftigten. In der Mitte dieser Periode steht ein populäres Werk, die Beschreibung seiner griechischen Reise (1886); es ist bezeichnend einmal als erste Äußerung eines seitdem beständig hervortretenden Bedürfnisses, sich auch vor einem größeren Kreise schriftstellerisch zu betätigen, sodann aber auch als ein Denkmal jenes nach vorwärts, nicht nach rückwärts gewandten pädagogischen Philhellenismus, der den Griechen nationales und sprachliches Selbstbewußtsein predigt und sie aus ihrem schwächlichen Epigontum zu kräftigem Gegenwartssinne führen möchte.

Als Motto über diese erste Periode von Kr.s Tätigkeit könnte man die Worte setzen, die er in einer seiner letzten Veröffentlichungen auch auf seine spätere Zeit angewendet hat, wo es heißt: »Auch später . . . . zog mich die leidenschaftliche Vorliebe für das Konkrete, Kontrollierbare, Lebendige, Unverkünstelte, Volksmäßige, rein Menschliche immer wieder zu Gebieten hin, wo diese Eigenschaften vorherrschen: der griechischen Umgangssprache, der Vulgärliteratur, der Kirchenpoesie, den Heiligenleben, den Sprichwörtern und den unmittelbaren Quellen unserer geschichtlichen Erkenntnis, den alten Handschriften.«

Das Jahr 1891 bezeichnet einen scharfen Einschnitt in Kr.s äußerer und innerer Entwicklung. Dieses Jahr ist umrahmt von zwei eng miteinander verbundenen Ereignissen: zu Anfang jenes Jahres erschien seine Geschichte der byzantinischen Literatur, und gegen Ende erfolgte, gleichsam als Preis für jenes Werk, die Ernennung zum etatsmäßigen außerordentl. Professor in München. Die Literaturgeschichte offenbart das ganze methodische und organisatorische Talent ihres Verfassers, zumal in der Erschließung der Quellen und in der Bewältigung der weit verstreuten einschlägigen Literatur, die in der angehängten »Allgemeinen Bibliographie« sogar über den Rahmen einer Literaturgeschichte weit hinausgeht und sich zu einem ganzen Repertorium byzantinischer Kultur erweitert, wie überhaupt die Darstellung einer solchen in dem ursprünglichen Plane lag, wozu aber die Zeit doch noch nicht reif war. Jedenfalls mußte aber auch für die Behandlung der Literatur der kultur- und quellenhistorische, nicht der literarisch-ästhetische Gesichtspunkt maßgebend sein. Darum kann das Werk auch keinen formal abgerundeten Charakter zeigen, mußte sich vielmehr mit der Zurechtlegung des Handwerkszeuges begnügen, mit der Andeutung der Probleme, der Sichtung der Stoffmassen, kurz, es ist kein Kunstwerk, wohl aber der Grundriß zu einem solchen, auf dem sich der eigentliche Bau erst erheben soll. Kr. aber zeichnete nicht nur den Grundriß, er dachte auch schon an die Herbeischaffung des Baumaterials, und nun begann, nachdem er aus dem Joch des Schuldienstes befreit war, seine zweite Periode, die nicht mehr unter dem Zeichen schöpferischer literarischer Arbeiten großen Stils steht, als vielmehr unter dem des Ausbaus und Organisierens. Er schuf jetzt nicht mehr Werke, wohl aber — was wichtiger war — Werkstätten zur Konzentrierung der schon vorhandenen, aber zersplitterten und zur Heran-

bildung junger Arbeitskräfte. Jenes geschah durch die Begründung der Byzantinischen Zeitschrift (1892), dieses durch die Errichtung des Mittel- und Neugriechischen Seminars (1899).

Beides war mit nicht geringen Schwierigkeiten verknüpft, und nur Kr.'s gewaltiger Energie und unverwüstlichem Wagemut ist es zu danken, daß beides dennoch zustande kam. Zuerst die Byzant. Zeitschrift. In ganz Europa mußte er Mitarbeiter und Abonnenten sammeln, ehe das Unternehmen ins Leben treten konnte, das erste seiner Art überhaupt, ein Wagnis, von dessen Gelingen oder Fehlschlagen das Sein oder Nichtsein der jungen Disziplin abhing. In dem Geleitwort zum ersten Heft stellte Kr. das Programm auf, nach dem die Zeitschrift geleitet werden sollte und das zugleich ihre Stellung und Bedeutung der Byzantinistik im Kreise der verwandten Wissenschaften anwies, ihr Verhältnis zur antiken, slavischen und orientalischen Philologie präziserte. Dank der umsichtigen Redaktion und der mustergiltigen technischen Einrichtung eroberte sich die junge Zeitschrift schnell eine angesehene Position. »Ihre Seele war die kritische Bibliographie, auf die Kr. eine ungeheure Arbeitskraft verwandte; von hier aus regierte er die byzantinische Philologie und bekämpfte erfolgreich den Dilettantismus und die Oberflächlichkeit, die sich auf so fern liegenden Gebieten oft straflos breit zu machen pflegt.« Heute steht sie im 20. Jahrgang und behauptet ihre Hegemonie, trotz des Hingangs ihres Begründers und trotz der inzwischen nach ihrem Muster erfolgten Begründung zweier weiterer Fachorgane in Rußland und Griechenland.

Schwieriger noch gestaltete sich die Verwirklichung seines zweiten großen organisatorischen Werkes, der Schaffung einer Pflanzstätte der byzantinischen Studien innerhalb des akademischen Lehrbetriebes. Obwohl Universität und Regierung seinem Plane sympathisch gegenüberstanden, war die bayrische Volksvertretung, an der Spitze das allmächtige Zentrum, nicht zu bewegen, die von ihm geforderten 2000 Mk. zu bewilligen, weil das Fach ein so beschränktes und vereinzelt sei, daß, wenn sein Vertreter heute stürbe, der Lehrstuhl verwaist wäre. Kr. war nicht der Mann, sich durch diese 1896 erfolgte Ablehnung irre machen zu lassen, und es gelang ihm, zunächst aus Privatmitteln den Grund zu einer Seminarbibliothek zu legen, worauf im Januar 1898 die Errichtung des neubegründeten Seminars die offizielle Genehmigung erhielt, und ein Jahr später die feierliche Eröffnung erfolgen konnte. »Hier hat er dann über zehn Jahre lang eine internationale Hörerschaft zu methodischem wissenschaftlichem Arbeiten anzuleiten und so manchen zum Mitarbeiter seiner Wissenschaft heranzubilden verstanden. Der Seminarbibliothek, der seit jeher seine besondere Sorgfalt galt, hat er testamentarisch seine reiche Privatbibliothek vermacht. Da diese Bibliothek (sie umfaßt jetzt etwa 6000 Bände) im wesentlichen die der Byz. Ztschr. war und in diesem Sinne von der jetzigen Redaktion weiter gefördert wird, so hat K. durch diese großherzige Schenkung den Zusammenhang zwischen Zeitschrift und Seminar über seinen Tod hinaus festgelegt und in München eine bleibende Zentralstelle der byzantinischen Studien geschaffen.«

Was Kr. in diesen Jahren der Kämpfe um die Konsolidierung seines Lebenswerkes an produktiver literarischer Arbeit geleistet hat, ist vor allem die Neubearbeitung der fast um das Doppelte vermehrten zweiten Auflage seiner Byzant. Literaturgeschichte (1897), außerdem eine Reihe von Ausgaben und

Bearbeitungen kleinerer vulgärgriechischer Texte in den Sitzungsberichten der Bayer. Akademie, die er selbst auf seinen zahlreichen Studienreisen in fremden Bibliotheken ans Licht gezogen hat, wie er ja überhaupt in der Kenntnis des griechischen Handschriftenmaterials von wenigen lebenden Gelehrten übertroffen wurde. Außerdem galt seine Haupttätigkeit in dieser Zeit den Vorarbeiten zu der Ausgabe der Hymnen des byzantinischen Kirchendichters Romanos, die den roten Faden in seinem Lebenswerke bildet und die zu vollenden ihm leider nicht vergönnt war. Ferner konnte er noch den Plan eines großen Corpus der byzantinischen Urkunden wenigstens so weit in Sicherheit bringen, daß dessen Durchführung keine ernstlichen Hindernisse mehr im Wege stehen.

Trotz aller dieser auf den Ausbau seines Hauptarbeitsgebietes gerichteten Bestrebungen verlor K. niemals die Fühlung mit den Nachbarwissenschaften. Schon die Bibliographie seiner Zeitschrift, die das eigentlich byzantinische Gebiet durchbrach und sowohl die Erscheinungen über Sprache und Literatur des Hellenismus wie die über Neugriechisch und die übrigen Balkansprachen wenigstens kurz registrierte, hielt ihn in stetem Kontakt mit dem gesamten byzantinischen Kulturkreise im weitesten Sinne, und das Problem der Entstehung der hellenistischen Gemeinsprache beschäftigte ihn ebenso ernstlich wie das der neugriechischen Schriftsprache, und die leidenschaftliche Begeisterung, mit der er in einer besonderen Schrift für die Rechte der neugriechischen Volkssprache eintrat, trugen ihm sogar viele böswillige Angriffe und Verleumdungen griechischer Chauvinisten ein, bei denen weder die Propheten im eigenen noch im fremden Lande etwas gelten, wenn sie anderer Meinung sind als die herrschende Sprachorthodoxie. Kr.s Kampfnatur ließ ihn hier in ein Wespennest greifen, aber er trat trotz aller Stiche, die er davontrug, nicht feige den Rückzug an, sondern stand fest seinen Mann, bis ihm der Tod die Waffen entwand. So wird Kr.s Name auch mit der Geschichte der neugriechischen Sprachkämpfe für immer verknüpft bleiben als ein in unserer Zeit so seltenes Beispiel des Interesses an dem Wohl und Wehe eines fremden Volkes.

Aus rein sachlichen Erwägungen heraus gelangte dagegen Kr. zu seiner Erkenntnis von der Wichtigkeit derjenigen Sprachfamilie, die im Osten dem Griechentum so viel Boden abgegraben hat, dem Slavischen. Schon im Jahre 1892 hatte er angefangen, Russisch zu erlernen, um die wichtigen Arbeiten russischer Byzantinisten lesen und beurteilen zu können. Er brachte es darin sogar bald so weit, daß er bei seinem angeborenen Sprachtalent fließend Russisch sprechen und schreiben konnte, wie er überhaupt einer der wenigen deutschen Gelehrten war, die sämtliche modernen Kultursprachen beherrschten, für ihn bei seinen zahlreichen internationalen Beziehungen eine doppelte Notwendigkeit. Er begnügte sich aber nicht mit der Erlangung eigener Fertigkeit im Russischen, sondern suchte sie auch für die Wissenschaft nutzbar zu machen. Immer mehr war ihm die Erkenntnis aufgegangen, daß Byzantinistik und Slavistik durch zahlreiche Fäden fest verbunden seien, und daß es im Interesse beider Disziplinen liege, wenn sie an einer und derselben Universität gleichmäßig vertreten seien. In München aber bestand noch keine Professur für Slavistik, und um deren Bedürfnis zu erweisen, hielt er seit 1901 öffentliche Einführungskurse in das Russische ab, die eine überraschend große Teilnahme fanden. Gelang es ihm auch nicht mehr, seinen Lieblingswunsch erfüllt zu sehen, so wirkte seine unwiderstehlich rührige Propaganda doch über das Grab hinaus, und ganz kürzlich



erst, ein Jahr nach seinem Tode, wurde die von ihm geforderte Professur bewilligt — der erste posthume Sieg, den er davongetragen

Sein organisatorisches Talent betätigte sich aber nicht einseitig nur auf rein geisteswissenschaftlichem Felde in dem Sinne, daß er sich überhaupt nicht um das kümmerte, was auf der anderen Hemisphäre der Forschung, in der Naturwissenschaft und namentlich in der Technik, vor sich ging. Wie er selbst ein durchaus moderner Mensch war, und in allen seinen Arbeiten die sauberste Exaktheit in technischen Dingen das oberste Gesetz, so waren ihm auch die exakten Wissenschaften selbst keine fremde Welt, und es ist sicher kein Zufall, daß er als ganz junger Student im ersten Semester auch ein Kolleg über Experimentalphysik belegt hatte. Diese seine Vorliebe für das Exakte und Konkrete bestimmte ebenfalls stark den Charakter seiner wissenschaftlichen und akademischen Tätigkeit. Wie er durch seine ausgedehnten handschriftlichen Untersuchungen eine Meisterschaft in der Paläographie erreichte, wie wenige seiner weiteren Fachgenossen, und wie er an der Münchener Universität der einzige war, der Kurse in griechischer Paläographie veranstaltete, so verfolgte er eifrig die Fortschritte der photographischen Technik, immer darauf bedacht, sie für die philologische Arbeit der Aufnahme von Handschriften zu verwerten. Aus diesen Studien erwuchs einerseits die vorbildliche Arbeit über die Photographie im Dienste der Geisteswissenschaften (1906), die gleichsam die Summe von Kr.s praktischer Begabung und Erfahrung in nuce enthält, andererseits kam er von hier aus dazu, selbst praktische Übungen über wissenschaftliche Photographie abzuhalten, um seinen Schülern die elementaren Handgriffe und Kenntnisse auf diesem Gebiet beizubringen, ein Verfahren, das bei den Leitern unserer philologischen und historischen Seminare mehr Nachahmung finden sollte. Was in Kr.s Schriften, größeren und kleineren, wissenschaftlichen und populären — von diesen hat er selbst noch an seinem vorletzten Geburtstage eine Auswahl von 24 Stück in Buchform hinausgehen lassen, von jenen ist eine Sammlung wohl noch zu erwarten — niedergelegt ist, ist jedem leicht zugänglich, zumal nachdem jetzt ein nahezu vollständiges Verzeichnis derselben, in chronologischer Folge geordnet, vorliegt. Was nicht sicht- und wägbare an seinem reichen Wirken war, das ist seine Tätigkeit als akademischer Lehrer. Sie ging zwar niemals sehr in die Breite, um so mehr aber in die Tiefe. Darum verlegte er den Schwerpunkt seiner Lehrtätigkeit nicht in die Vorlesungen, die bei dem Charakter des Faches und den Gewohnheiten deutscher Studenten immer nur wenig Zuhörer anzogen, sondern in die Seminarübungen. Blieben jene mehr stereotyp, so gab er in diesen sein Innerstes und Bestes; sie wurden beständig gespeist aus dem reichen Quell seiner eigenen Arbeiten, an denen er seine Schüler mithelfen und mitlernen ließ, und von denen er dann selbst wieder lernte, so daß sich ein Verhältnis schöner Wechselwirkung daraus ergab, wie es in unseren Seminarbetrieben nur noch selten zu finden ist. Er selbst hat es einmal in einer seiner aus Seminarübungen hervorgegangenen kleineren Publikationen offen ausgesprochen, daß er das Wort eines gelehrten Rabbiners auf sich anwenden könne, der da sagte, das Beste habe er von seinen Schülern gelernt. Er gewährte ihnen aber auch beständige Einblicke in seine eigene Arbeitsweise, gab ihnen Ratschläge aus seiner Praxis, warnte sie vor Fehlern, die er selbst gemacht usw., und auch seine Tätigkeit als Redakteur wußte er geschickt mit dem Seminarunterricht zu verbinden, indem er regelmäßig einen

Teil der Zeit auf die Vorlegung und Besprechung der wichtigsten neuen Literatur verwandte. Dabei verstand er es, in wenigen knappen Zügen die Stellung einer Schrift im Zusammenhang mit ihrem Gebiete zu charakterisieren, methodische oder technische Schwächen hervorzuheben, eigene Beobachtungen daran zu knüpfen, und so wurde manches Buch zu einem willkommenen Übungsstoff.

Nicht zum wenigsten ging die lebendige Wirkung seiner Lehre von seiner Persönlichkeit aus; in ihr ruhte im letzten Grunde das Geheimnis aller seiner Erfolge als Forscher, Organisator und Lehrer, aber auch als Mensch. Wie er alles, was er sich vornahm, unter seinen gewaltigen zähen Willen zwang und alles Widerstrebende überwand, so hat er auch alle seine Anlagen und Fähigkeiten durch rastloses Arbeiten an sich selbst zu voller Harmonie entwickelt und auch scheinbar unvereinbare Gegensätze und Widersprüche abgeschliffen und ausgeglichen, so daß er über alle je nach Bedürfnis frei verfügte. In seiner Wissenschaft wußte er Humanismus und Realismus, liebevolle Erfassung des Kleinsten und Beherrschung des Ganzen, nüchterne Sachlichkeit und leidenschaftliche Begeisterung wunderbar zu vereinigen; als Organisator verband er kraftvolle, rücksichtslose Energie mit diplomatischer Geschmeidigkeit, praktischen Blick mit theoretischer Klarheit; als Lehrer sachliche Strenge mit persönlicher Rücksicht, scharfen Sarkasmus mit freundlichem Zuspruch, festes Anfassern mit schonender Geduld. Und als Mensch, im freund- und gesellschaftlichem Verkehr, wußte er stets schlichte Bescheidenheit zu paaren mit ruhigem Selbstbewußtsein, urwüchsige Derbheit mit verbindlichen Formen, vornehmen Takt mit heiterer Zwanglosigkeit. Nie hörte man ihn von sich und seinen Arbeiten sprechen und er liebte es auch nicht, wenn andere von den ihrigen sprachen. Wo er aber echtes und lauterer Streben erkannte, war er stets ein Helfer, ein unermüdlicher, selbstloser Förderer und ein treuer Freund. So viele Kränkungen er in letzter Zeit von griechischer Seite zu erfahren hatte, konnte ihn das doch nicht abhalten, stets in Dankbarkeit seiner griechischen Studienfreunde zu gedenken und ihnen sein letztes Buch, die Sammlung seiner »Populären Aufsätze«, zu widmen. Und damit hat er seinem menschlichen Charakter das schönste Denkmal gesetzt.

Ein Verzeichnis von Krumbachers sämtlichen Schriften (selbständige Werke, Aufsätze, Rezensionen) befindet sich in der *Byz. Ztschr.* Bd. 19 (1910) 700—708.

Von *Nekrologen* und *Gedächtnisreden* sind außerdem besonders zu nennen die von O. C r u s i u s , *Süddeutsche Monatshefte* 7, 208—210. — K. D i e t e r i c h , *Neue Jahrbücher für das klass. Altertum* 25, 279—295. — K. J i r e č e k , *Archiv f. slav. Philol.* 31, 632—635. — E. K u h n , *Sitzungsber. der Bayer. Akad., phil.-hist. Kl.* 1910, 18—25 (nach einem Entwurf von P. M a r c). — A. T h u m b , *Indogerm. Forschungen, Anzeiger* 27, 48—53. — C. W e y m a n , *Historisch-polit. Blätter* 145, 161—176. — Über weitere Nachrufe aus dem Ausland siehe *Byz. Ztschr.* 19, 204 f., 581 f.

Leipzig.

K a r l D i e t e r i c h.

**Hey, Julius**, \* 29. April 1831 zu Irmelshausen (Unterfranken), † am 22. April 1909 zu München.

Als Sohn einfacher Bauersleute erblickte Julius Hey das Licht der Welt. Schon in frühester Jugend zeigte er starke Begabung, besonders für Musik und Malerei. Um ihm eine Grundlage für ein höheres Studium zu geben, unter-

richtete ihn der Pfarrer des Ortes im Französischen und Lateinischen und sorgte dafür, daß der Kantor ihn im Klavier- und Orgelspiel sowie im Lesen des bezifferten Basses unterwies; so daß der Knabe schon mit 12 Jahren imstande war, beim Gottesdienst das Orgelspiel zu übernehmen. Kleine landschaftliche und Porträtzeichnungen von der Hand des kaum Dreizehnjährigen erweckten das Interesse des Gutsnachbarn Freiherrn Wolfgang Sartorius von Waltershausen, Professors der Geologie in Göttingen, und veranlaßten ihn, Hey zu dem bekannten Maler, Architekten und Kupferstecher Francesco Saverio Cavallari, der damals in Göttingen lebte und sich später auch als Archäologe einen Namen gemacht hat, in die Lehre zu schicken, damit er dort das Kupferstecherhandwerk erlerne. Cavallari erkannte bald, daß das Talent seines Schülers zu rein künstlerischem Schaffen ausreiche und bei richtiger Anleitung zu reicher Entfaltung gelangen könne. Auf seine Veranlassung bezog Hey 1851 die Münchener Akademie als Schüler Kaulbachs und Millners für figürliche und landschaftliche Studien und als Mitschüler Makarts, Lenbachs und Wilhelm Buschs. Trotzdem H. in kurzer Zeit mit seinen Arbeiten Erfolg hatte, fand er in der bildenden Kunst doch nicht dauernde persönliche Befriedigung. Die letzten Jahre seines Göttinger Aufenthalts hatten ihn im Sieboldschen Hause mit Schumann, Brahms und Joachim zusammengeführt; die reichen musikalischen Anregungen, die er ihnen verdankte, vertieften in ihm den Wunsch, die Malerei mit der Musik zu vertauschen. So waren seine Lehr- und Wanderjahre eigentlich ein fortwährendes Schwanken zwischen zwei Künsten, für die er fast gleichwertige Begabungen besaß. Als Generalmusikdirektor Franz Lachner einige musikalische Arbeiten des jungen Malers durch Vermittlung von Freunden zu Gesicht bekam und ihn, da sie vielversprechend schienen, im Kontrapunkt der Kompositionslehre zu unterrichten sich bereit erklärte, gab es für H. kein Zögern mehr: er nahm das freundschaftliche Anerbieten an, um trotz der schwierigsten materiellen Verhältnisse endgültig Musiker zu werden. In die Zeit des Berufswechsels mit seinen Hoffnungen und Sorgen fällt auch die entscheidende Begegnung mit dem »ersten deutschen Gesanglehrer« Friedrich Schmitt: wie Lachner von H.s kompositorischem, war Schmitt von seinem darstellerisch-gesanglichen Talent eingenommen worden anläßlich einer Aufführung des Don Juan in einer Künstlervereinigung, bei der H. die Partie des Leporello gesungen hatte. Er erbot sich, H.s Stimme auszubilden, und fand in dem jungen Musiker bald einen begeisterten Schüler und Anhänger. In den Jahren 1860 bis 1865 lebte H. mehr notgedrungen als freiwillig von Theorie-, Klavier- und Gesangsunterricht in Privathäusern. Sein eigentliches Streben ging dahin, unter Berufsmusikern den zum guten Teil in der Theorie und in einseitigem Tonbildungsstudium steckengebliebenen Versuchen, welche Fr. Schmitt zur Entwicklung einer spezifisch deutschen Gesangkunst angestellt hatte, öffentlich praktische Geltung zu verschaffen: eine Wirksamkeit als Operndirigent schien dazu die sicherste Gelegenheit zu geben. H. nahm deshalb im Herbst 1864 einen Ruf nach Augsburg an, wo er neben Weißheimer als zweiter Kapellmeister fungieren sollte. Allein seine damals etwas erschütterte Gesundheit war dem vielleicht allzu ideal aufgefaßten Kampfe mit der künstlerischen Unkultur der Provinzbühne nicht gewachsen. So kehrte er schon im Winter desselben Jahres nach München zurück und nahm seine Privatlehrtätigkeit wieder auf, die besonders, seit er am Hofe des Herzogs Maximilian in Bayern unterrichtete,

in den diesem Hofe nahestehenden aristokratischen Familien immer mehr an Umfang gewann. Durch Vermittlung König Ludwigs II. lernte H. Richard Wagner kennen (1864). Wagner trug sich damals bekanntlich mit reformatorischen Plänen für eine deutsche Musikschule, die in München ins Leben gerufen werden sollte; die denn auch 1867 unter Hans von Bülow's Leitung zustande kam. Gewissermaßen als Vorläufer dieser Musikschule kann man die 1864 von Ludwig II. unterstützte Privat-Opernschule Friedrich Schmitts betrachten, die dem Meister eigens für seine Zwecke vorgebildete Sänger erziehen sollte. H. war Assistent Schmitts und hatte dabei oft genug die Rolle des beschwichtigenden Vermittlers zu spielen zwischen Wagner und dem durch Leidenschaftlichkeit und Härte des Charakters, ja eine gewisse Enge des künstlerischen Horizontes schwierigen Gesangmeister. Im Laufe dieses Zusammenwirkens mit Schmitt und Wagner legte H. den Grund zu seiner beherrschenden Kenntnis der Besonderheit Wagnerschen Gesangstils.

1867 wurde H. als Lehrer des Sologesangs an die neugegründete Musikschule berufen. In jener Zeit begann er das Übungsmaterial für sein Lebenswerk, den »Deutschen Gesangsunterricht« aufzuzeichnen. Das Werk hat einen Vorläufer an Fr. Schmitts, seines Lehrers, »Großer Gesangschule für Deutschland« (1852). Vor Wagners Auftreten hatte sich ein ausgesprochenes Bedürfnis nach nationaldeutscher Gesangkunst kaum geregt, trotzdem das Mozartsche Singpiel und die romantische Oper bereits darauf hindrängten. Schmitts Versuche gehen höchstwahrscheinlich auf persönliche Anregung Wagners zurück. Aber mochte er auch in Fragen der Tonbildung auf die Eigenart des deutschen Stimmmaterials sich schon bis zu einem gewissen Grade eingestellt haben, den eigentlich entscheidenden Schritt zu tun blieb H. vorbehalten, nämlich: die deutsche Gesangkunst auf die Durchbildung des deutschen Sprechvortrags zu gründen, so daß, wie der von Natur wesentlich glücklichere Italiener es tat und tut, auch der Deutsche seinen Gesangston aus dem Sprechton heraus entwickle. D. h., während bis dahin der schulmäßig italianisierende Sänger an eine Aufgabe deutschen Textes mit einer dieser Aufgabe fremden Stimmausbildung herantrat, sollte nun aus dem klanglich stilisierten Eigencharakter des deutschen Sprechtones der deutsche Gesangston unmittelbar hervorzunehmen, die Verschmelzung von Wort und Ton auch im deutschen Gesang nicht ein gleichsam nachträgliches Kunstprodukt, sondern etwas organisch Selbstverständliches werden. Wagner schien H.s Bedeutung für die Sängererziehung in seinem Sinne erkannt zu haben und berief ihn 1875/76 als gesangstechnischen Beirat nach Bayreuth. Aus dem Verkehr mit dem Meister in den der ersten Aufführung des »Ringes« voraufgehenden Soloproben schöpfte H. neue und nachdrückliche Anregung zur Ausarbeitung des Übungsmaterials für das im Entstehen begriffene Schulwerk, das darum in gewissem Sinne als sprach- und gesangstechnisches Vermächtnis Richard Wagners gelten darf. Im Todesjahre Wagners (1883) erschien das Werk (bei Schott, Mainz). Im selben Jahre gab H. seine Stellung an der Münchener Musikschule auf, da er ein Zusammenarbeiten mit dem damaligen, künstlerisch durchaus reaktionär empfindenden Leiter der Anstalt auf die Dauer für unersprießlich hielt. 1887 ließ er sich in Berlin nieder und unterrichtete dort mit dem schönsten Erfolge bis 1906. Seine beiden letzten Lebensjahre verbrachte er in Gern, einem Vorort Münchens, wo er sich ein Häuschen

gebaut hatte. Er lehrte und arbeitete, soweit es seine nach dem Tode seiner zweiten Frau gebrochenen Kräfte noch zuließen.

Seine beiden Gattinnen, ein Schwesternpaar, haben ihm durch lange Jahre als treue Lebensgefährtinnen ein glückliches Heim geschaffen. Aus seiner ersten Ehe mit Karoline Benfey (1865—1880) stammen sechs Kinder, seine zweite Ehe mit Amelie Benfey (1885—1907) blieb kinderlos.

Fast ein halbes Jahrhundert lang hat H. als Gesangslehrer gewirkt. Unter den Hunderten von Sängern, die durch seine Schule gegangen sind, finden sich Namen von Klang, wie Hedwig Reicher-Kindermann, Karl Perron, Johannes Messchaert, Charlotte Huhn, Katharina Klafsky u. a. Den glänzendsten gesangspädagogischen Erfolg erzielte er durch die Heranbildung Georg Ungers zur Rolle des Siegfried in Bayreuth, 1876: seinem Geschick, seiner Energie war es wesentlich zu danken, daß der mäßig veranlagte Sänger, den Wagner nur seiner günstigen äußeren Erscheinung wegen auf jenen verantwortungsvollen Posten gestellt hatte, die schwierige Aufgabe zur vollen Befriedigung des Meisters löste. Außer seinen Sängern hat H. noch manchem Schauspieler und manchem Redner die sprachtechnische Unterlage für den Beruf geschaffen. Eine stattliche Reihe von Gesangslehrern erhält die Tradition seiner Unterweisung, die theoretischen Scharfblick und suggestive Kraft vereinigte, lebendig. Aber auch nach dem Erlöschen dieser in mancher Hinsicht unersetzlichen persönlichen Tradition wird er erzieherisch noch weiter wirken durch sein literarisches Hauptwerk, den »Deutschen Gesangsunterricht«.

Dies Werk besteht aus drei Teilen. Der erste (sprachliche) Teil ist der breite und wuchtige Unterbau des Ganzen; er enthält das wesentlichste Neue und rein sachlich Wertvollste des Werkes. Die Elemente der Sprache, Vokalismus und Konsonantismus, werden in übersichtlich systematischer Anordnung mit erschöpfender Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit abgehandelt. Dabei bleibt neben der Feststellung des rein Tatsächlichen der pädagogische Zweck, die Scheidung von klanglich Gutem und klanglich Fehlerhaftem (Dialektischem) stets im Blickpunkte des Interesses. Für das, worauf es H. ankam, ist das schlagendste Beispiel die den Abschnitt über den Konsonantismus eröffnende großartig eindringliche Herausarbeitung der konsonantischen Klinger (der liquidae semivocales l, n, ng, m, r, w, j), die für den deutschen Sänger zunächst die hauptsächlichen Klangträger, ja geradezu die Wecker einer lockeren und kräftigen Resonanz sind. In ihnen insbesondere erweist sich gegenüber dem landläufigen Vorurteil die Klangkraft auch des Deutschen; auf dem Umwege über sie erhält auch der deutsche Vokalismus den Glanz, der demjenigen vor allem der romanischen Sprachen ursprünglich eigen ist. — Der pädagogische Zweck des sprachlichen Teils findet jenseits der theoretischen Erörterung seinen prägnanten Ausdruck in einer Anzahl charakteristischer Übungen, die, an den Wagnerschen Stabreim anknüpfend, die Überwindung der einzelnen sprachlichen Schwierigkeit durch ihre konsequente Häufung erreichen (Beispiel: Wie wär's wohl, wenn wir weilten, wo wogende Wellen weich winken u. a. m.). — Die systematische Abhandlung der Sprachelemente erläutert praktisch ein Kapitel über die Hauptfragen der sprachlichen Tonbildung. Eines über Rhythmisches und Dynamisches, woraus der Abschnitt über »Die Grundfarben des sprachlichen Vortrages als Ausdrucksmittel für die Darstellung« hervorgehoben sei, beschließt den ersten Teil.

Der zweite Teil (in zwei Bänden) behandelt die gesangliche Durchbildung der Stimme; und zwar in doppelseitiger Spezialisierung. Erstens erscheint die eigentliche Tonbildung, soweit sie sich vor allem in ihren Anfängen überhaupt in Formen bringen läßt, von der technischen Schulung abgetrennt; und zweitens ist nicht nur jede der vier Stimmgattungen (Sopran, Alt, Tenor und Baß) im großen mit einem besonderen Lehrgang bedacht, sondern in den die eigentliche Tonbildung traktierenden Abschnitten auch innerhalb der einzelnen Stimmgattung noch die verschiedene Anlage des Materials berücksichtigt. In dieser eingehenden Spezialisierung des Studiums liegt der Hauptwert des gesanglichen Teiles; er steht nach dieser Seite absolut einzig da, arbeitet dem individuell diagnostizierenden Lehrer in die Hand, wie kein anderes Schulwerk. — In der speziellen Tonbildung steht H. eingangs noch im Wesentlichen auf Schmitts Schultern; die Art, wie er die technische Schulung mit Verschmelzung von Wort und Ton unter Zugrundlegung der Übungen des sprachlichen Teiles verbindet, ist völlig sein Eigentum. Die Komposition dieser durchweg vom Klavier begleiteten Übungen — der Ausdruck »Komposition« ist kaum zu hoch gegriffen — wirkt darauf hin, im Unterricht noch vor dem unmittelbaren Studium darstellerischer Aufgaben den musikalischen Sinn und die künstlerische Gestaltungsfähigkeit des Schülers zu entwickeln. Zum großen Teil sind die Beispiele ausgesprochen liedmäßig gefaßt. Das hat für die Stimmbildung seine Vorteile, aber auch seine Gefahren: musikalischer Schwung vermag einerseits wohl die Tongebung zu lockern, Ausdrucksnotwendigkeit die Stimme aus der Starrheit unbeseelten Schulklanges zu befreien; andererseits aber hat der starke musikalische Reiz der Übungsbeispiele leicht Ablenkung von dem stimmbildnerischen Zweck zur Folge. Jedenfalls ist ein verhältnismäßig großer Prozentsatz der Übungen erst in einem vorgerückten Unterrichtsstadium anzuwenden; wie man denn bei aller Bewunderung nicht verhehlen darf, daß der gesangliche Teil an die physische noch mehr als an die geistige Leistungsfähigkeit sehr bedeutende Anforderungen stellt, vorwiegend auf kräftige Organismen rechnet.

Der dritte (erläuternde) Teil des Werks gibt in der Hauptsache ausgeführte pädagogische Glossen zum zweiten Teil; namentlich das Kapitel über Ton- und Stimmbildung ist wichtig als unmittelbare Anleitung zum Gebrauch der verschiedenen Übungslehrgänge. Erwähnt sei außerdem noch der Abschnitt über die Stilarten der deutschen Oper und der Anhang, der eine Auswahl dramatischer Frauencharaktere von der Constanze der Mozartischen Entführung bis zu Elsa und Ortrud auf ihre durch die Musik, den Gesang zum Ausdruck gelangende psychologische Entwicklung hin liebevoll analysiert und ein schönes Zeugnis ablegt dafür, wie künstlerisch weitblickend H. seinen Lehrberuf auffaßte.

In gewissem Sinne weist dieser Anhang, der zur Hälfte der Betrachtung Wagnerscher Frauengestalten gewidmet ist, vorwärts auf das Memoirenwerk, womit H. seinen Deutschen Gesangsunterricht zu ergänzen gedachte; das, soweit es vorlag, unter dem Titel »Richard Wagner als Vortragsmeister« (herausgegeben und zum Teil überarbeitet von Hans Hey) vor kurzem erschienen ist (1911, bei Breitkopf und Härtel). Der Schwerpunkt des Buches liegt in dem bis ins scheinbar geringfügigste Detail eingehenden Bericht über die Bayreuther Ringvorproben des Jahres 1875, der auf Briefen und Tagebucheinträgen basiert, die unter dem unmittelbaren Eindrucke des künstlerischen Erlebnisses geschrie-

ben wurden. Fragmente dieses Berichtes (Wie Wagner mit seinem Siegfried probe, und: Eine Rheingoldprobe) waren bereits 1901 in der Neuen deutschen Rundschau erschienen und hatten Spannung auf den Abschluß der Arbeit erweckt. Zu einer eigentlichen Abrundung hat es H. selber nicht mehr gebracht; die Redaktion vermochte sie nicht zu erreichen, ohne allzuviel von dem nachgelassenen Material zu unterdrücken. So muß für gewisse Längen der Darstellung und das bei einem Alternden wohl zu begreifende Verweilen der Erinnerung an einzelnen ihm besonders lieb gewordenen Stätten und Persönlichkeiten im ersten Teile die stoffliche Interessantheit des zweiten Teils, u. a. die Veröffentlichung einer Anzahl von Briefen Wagners aus den Jahren 1875 bis 1878, entschädigen.

H.s kompositorisches Schaffen wurde bislang nur anlässlich des Hinweises auf die reizvolle Ausgestaltung der technischen Gesangsübungen berührt. Es spielt in seinem Leben keine wesentliche Rolle, trotzdem ihn, wie so viele andere, gerade die lockende Aussicht auf Erfolg mit schöpferischer Tätigkeit zum definitiven Ergreifen des Musikerberufes veranlaßt hatte. Die Produktion, die, wie aus dem im Druck und noch mehr aus dem handschriftlich Vorliegenden erschlossen werden darf, anfänglich ganz ergiebig floß, tröpfelte späterhin nur noch spärlich. Veröffentlicht hat H. mit Ausnahme von vier 1871 bei Aibl in München erschienenen Männerchören, deren Ertrag »zum Besten der im Felde verwundeten Krieger« verwendet wurde, lediglich Klavierlieder.

Drei Lieder op. 1. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1869. »Wenn der Tag vollbracht«. Berlin, Challier, 1874. Leichte Kinderlieder. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1876. Sechs Gesänge op. 5, Das Krokodil von Singapur, komisches Duett für zwei Baßstimmen op. 6. Mainz, Schott, 1885. Vier Lieder op. 7, acht Gesänge op. 10. Berlin, Challier, 1888. Neue Kinderlieder op. 12. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1892. Vier Duette op. 15, zwei Duette op. 16. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1899.

Dazu kommt eine große Anzahl von Manuskripten: Klavierlieder, gemischte- und Frauenchöre mit und ohne Begleitung, ein Psalm für Solo und Orchester, an reiner Instrumentalmusik Klavierstücke zu zwei und vier Händen, Phantasiestücke für Bratsche und Klavier, eine Cellosonate, ein Klavierquartett usw. — Aus all diesen Kompositionen spricht zwar keine scharf ausgeprägte musikalische Eigenart; sie zeugen aber von einem feinen und lebenswürdigen Talent, dessen Vorzüge mehr in der schlichten Geradheit von Empfindung und Anschauung als in der unmittelbaren Wirkung von Phantasie und Gestaltungsfähigkeit beruhen. Der Ausdruck stärkeren Affekts tritt zurück vor dem eines gemütvollen Humors auf der einen, dem eigentümlich tiefgegriffener Stimmungen der Trauer und Resignation auf der Gegenseite. H. ist Spätromantiker Schumannscher Observanz seiner Begabung nach von Haus aus gewesen, ja immer mehr geworden, obwohl er für die Entwicklung der zeitgenössischen Musik bis ans Ende offenes Herz und Ohr behielt, anfangs es auch nicht verschmähte, sich auf seine Weise neudeutscher Harmonik und Melodik zu bemächtigen. War es ihm auch nicht gegeben, in größerer Form etwas Überzeugendes hervorzubringen, so hat er doch im kleinen, im Lied und Klavierstück, manchen glücklichen Wurf getan. Von frühen Arbeiten dieser Art seien die als op. 3 bezeichneten Manuskript-Klavierstücke erwähnt,

von denen eine Variationenreihe über ein Platensches Ghazel durch poetisch-feinsinnige Aufgabestellung auffällt. Unter den Liedern der Frühzeit ragen vor allem z. T. ungedruckte Kompositionen Hertzscher Gedichte hervor (Berg-einsamkeit, op. 5 Nr. 2, Harr aus op. 5 Nr. 6, Komm süßer Schlaf und: Letzter Wunsch). Diese und einige spätere Gesänge (z. B. Auf ihrem Grab und: Wiegenlied aus op. 10) könnten etwa zwischen Franzscher und Corneliusscher Lyrik auf dem Programm eines intelligenten Sängers wohl bestehen. Doch ist es nicht eigentlich der Konzertsaal, sondern das Haus, das deutsche Haus, in dem der Komponist H. Boden hat und noch immer gewinnt. Seinen köstlichen Kinderliedern machen nur die Reineckes den Rang streitig; sie sind gewissermaßen das süddeutsche Gegenstück jener. H.s kindlich-liebenswertes Naturell, seine durch kein Sentiment verkünstelte Gemütsinnigkeit hat nirgends einen zwingenderen Ausdruck gefunden. Den Kinderliedern nahe stehen die Duette und einige Klavierstücke, von denen der entzückende »Kindermarsch« und »Die erste Gebirgsreise« genannt seien. Die letzteren, bisher noch Manuskript, verdienen es wohl, veröffentlicht zu werden. Es sei denn, daß man eine solche Veröffentlichung als verfehlt ansähe, insofern sie von dem, was an H.s geistiger Hinterlassenschaft das Wesentliche ist, das Interesse ablenkte statt es zu fördern. Dies Wesentliche ist und bleibt aber sein gesangspädagogisches Werk.

Die Gegenwart hat sich mit einer gewissen Einseitigkeit den Problemen reiner Tonbildung zugewandt, ist dabei auch unbestreitbar erfolgreich gewesen und in mancher Hinsicht über Schmitt und H. hinausgekommen. Was die Durchbildung deutscher Artikulation und ihrer Verschmelzung mit dem gesungenen Tone betrifft, so hat sie H.s Erbe eigentlich erst anzutreten. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die Entwicklung des deutschen Gesanges auf seine Arbeit zurückgreifen, sie in erheblich größerem Umfange sich zu eigen machen wird, als das bisher geschehen ist. Mag H.s Lehre in einzelner irrige sein, in anderem anfechtbar: der Kerngedanke ist von der selten gesunden Selbstverständlichkeit, die allem Großen anhaftet. Um seine Zukunft braucht einem nicht bange zu sein.

H e r m a n R o t h.

**Römpler, Alexander**, Schauspieler, \* 12. März 1860 in Berlin, † 18. Dezember 1909 in Wien. — R., der Sohn eines Gastwirts in der Nähe des Wallnertheaters, das damals im Zeichen der bürgerlichen Muse von L'Arronge stand, und des schräg gegenüberliegenden Residenztheaters, das mit den Pariser Sittenkomödien gute Geschäfte machte, hat gewiß auch im väterlichen Theaterkeller die erste Neigung zum Theater gefaßt. Doch legte er im Gymnasium den Grund zu reiferer, später durch ernstere Studien vertiefter Bildung, bevor er mit 18 Jahren auf dem Berliner Ostendtheater den ersten Versuch auf den Brettern wagte. Aber der Lehrbegierige kam in der Residenz nicht schnell genug auf seine Kosten; er schloß sich daher lieber einer schlesischen Wandertruppe an, die im Winter in den Städten Neiße und Schweidnitz, im Sommer vor den Kurgästen des Bades Warmbrunn ihre Vorstellungen gab, wo der Schwankdichter Gustav von Moser seine neuesten Arbeiten auszuprobieren pflegte, ehe er sie an die großen Bühnen schickte, und R. ihm zum Dank für die vielen guten Rollen den Titel zu »Krieg im Frieden« gegeben haben soll. Es waren zwei harte, mitunter



wohl auch wüste Lehr- und Wanderjahre, die sich aber als ergiebig für R.s künstlerische Entwicklung erwiesen haben; denn seine Bühnenlaufbahn weist nun nur mehr zwei große, dauerhafte Stationen auf, und schon in Frankfurt, wo er unter Claar zehn Jahre lang (von 1880—1889) wirkte, steht er als Liebling des Publikums in der vordersten Reihe. Hier hat ihn gelegentlich eines Gastspiels Sonnenthal gesehen und an den Burgtheaterdirektor Förster empfohlen, der ihn nach einem Probespiel zu Weihnachten 1889 sofort engagierte. Schon nach fünf Jahren erhielt R. das Dekret eines Hofschauspielers; seit 1892 wirkte er auch mit großem Erfolg als Lehrer am Konservatorium, dessen Schauspielschule er organisiert und vier Jahre hindurch geleitet hat. Nach einer ersten, mit vielen Kindern gesegneten Ehe verwitwet, heiratete er seine Kollegin Hedwig Bleibtreu; zwei Künstler, die ihren Beruf von der ernstesten Seite zu nehmen gewohnt waren, hatten sich hier zusammengefunden, und die künstlerische Erhöhung seiner Gattin, die gerade in diese Zeit fällt, geht zwar nicht auf seine unmittelbare Einwirkung, wohl aber auf den Geist des ganzen Hauses zurück. Leider dauerte das Glück nicht lang; bei R. machten sich früh die Anfänge eines Nierenleidens bemerkbar, zu dem später auch ein Herzleiden kam, das den kräftigen Mann, der freilich in seiner Jugend einem guten Tropfen nicht abhold war, in der Blüte der Mannesjahre jäh hinwegraffte.

R.s äußere Erscheinung war stark und untersetzt, sie neigte früh zur Fülle; auf den breiten Schultern trug er einen schön gebildeten Kopf, wie man ihn wohl in den Museen bei den römischen Imperatoren findet, der aber bei ihm mehr den Ausdruck runder Behäbigkeit, als den des Majestätischen hatte. Er besaß eine tiefe und gewaltige Stimme, von der er stets nur den diskretesten Gebrauch machte. Mit solchen Mitteln war R., der noch in seinen letzten Tagen im Leben jünger aussah, als auf der Bühne, von vornherein auf das ältere Fach angewiesen. Förster hatte ihn eigentlich als Nachfolger des kurz vorher verstorbenen Charakterkomikers Meixner in Aussicht genommen. Aber eine Natur von so schroffem Eigenwillen, ein Charakteristiker von so ätzender Schärfe und ein Komiker von so grotesker Gestaltungskraft war R. nicht; das Burgtheater hatte keinen Meixner, nicht einmal einen waschechten Komiker, aber es hatte einen vortrefflichen Darsteller für gesetzte und alte bürgerliche Rollen gewonnen, die zwischen dem fein Komischen und dem Drastischen die Mitte hielten und mehr Humor als eigentliche Komik verlangten. Darüber aber waren Direktor und Publikum sofort im reinen, daß hier echtes Burgtheaterblut vorhanden sei. Förster mochte wohl auch durch einen Zug von geistiger Verwandtschaft bestochen worden sein; doch war er selber weicher und schwammiger, R. härter, fester und knochiger. R. gehörte zu den zahlreichen norddeutschen Künstlern, die sich im Burgtheater rasch eingelebt haben, ohne ihre Eigenart aufzugeben; sein Humor hat immer einen Berliner Grundton beibehalten, und die Kommerzienräte von Berlin W. bildeten, wenn sie nicht gar zu hoffärtig waren, seine eigentlichste Domäne. Eine Dosis von Klugheit und Verstand und ein gewisser Fonds von innerer Tüchtigkeit und Ehrlichkeit durfte seinen Rollen nicht fehlen, wenn sie dem ernststen Manne recht liegen sollten, der auch im Leben von dem Bemoralisieren seiner selbst und anderer nicht ganz frei war. Einen Blödling oder einen Filou hätte er nicht spielen können; da, wo die Sphäre von Treßler beginnt, hörte die seinige auf. Diese beiden stellten überhaupt in dem neuen Hause die Extreme vor. Der eine

ganz Temperament und Übermut, mit der bravourösen Technik eines Clown und dem Streben nach stärksten und drastischsten Wirkungen; der andere jedem lauten Wesen abhold, die leisesten und feinsten Wirkungen mit den schlichtesten Mitteln anstrebend. In diesem Sinn war R., obwohl er die Bühne auf dem Michaeler Platz nie betreten hat, doch ganz altes Burgtheater. Ob er darin, namentlich in der letzten Zeit, nicht doch zu weit gegangen ist? ob in diesem immer stärker hervortretenden Streben nach Ruhe und Stille nicht doch etwas von der Müdigkeit des siechen Mannes gelegen war? Wenn man seinen Polonius nach längerer Zeit einmal wieder sah, war man erstaunt, wie viel er an Kleinmalerei zugenommen, an komischer Kraft aber verloren hatte. Nichts ist für R. bezeichnender, als daß er keinen anderen Ehrgeiz hatte, als in dem Ganzen aufzugehen. Man sah ihn kommen und gehen, man empfand wohlthuend seine stille Gegenwart; aber man sprach hinterher nur selten von ihm, seine (ach so seltene!) Kunst galt als etwas Selbstverständliches. Und wie er seine Kraft nicht in einzelnen Rollen, sondern im ganzen Repertoire einsetzte, so verbindet sich auch die Erinnerung an ihn nicht mit der Vorstellung einzelner Gestalten, sondern mit dem Gedächtnis dessen, was er im ganzen war. Sein Falstaff hat ihn nicht überlebt; wer aber vermöchte sein treues Walten, seine zarte und liebevolle Fürsorge in den namenlosen Rollen der Ärzte, Pfarrer, Notare usw. zu vergessen? Der Spielplan des Burgtheaters hat durch seinen Tod keine Veränderung erfahren; im alten Spielplan aber haben ihn feinere Beobachter schon oft genug recht schmerzlich vermißt. Er war nur ein Episodist, aber ein vorzüglicher; einer von denen, die diesen Namen zu einem Ehrentitel gemacht haben.

Eisenbergs Bühnenlexikon; die Nekrologe am Tag nach dem Tode von Paul Schlenther im Neuen Wiener Tagblatt und von Alexander von Weilen in der Wiener Abendpost; Helene Richter im Shakespeare-Jahrbuch, 36. Jahrg. S. 154.

J. Minor.

**Mitterwurzer, Wilhelmine**, geb. Rennert, \* 27. März 1848, † 3. August 1909. — Schauspielerin, war ein Theaterkind, ihre Eltern beide Schauspieler, die Mutter sogar eine nicht unbedeutende. Gelegentlich eines Gastspiels der Hofschauspieler Baumeister und Kratz ist sie denn auch ohne weitere Vorbereitung mit 14 Jahren einfach auf die Bretter gesprungen, auf denen sie sich gleich zu Hause fühlte. Selber ein Backfisch, hat sie dann ein paar Jahre lang an ersten Provinzbühnen naive Backfische gespielt: zuerst in Pest und dann in Graz, wo sie mit 16 Jahren ihren Kollegen Mitterwurzer heiratete und den Namen M. im rezitierenden Drama früher zur Geltung brachte, als ihr Gatte selbst. Im Jahre 1869 holte Laube das Ehepaar an das Stadttheater nach Leipzig, und schon anderthalb Jahre später (Januar 1871) folgte sie der Einladung Dingelstedts zu einem Gastspiel nach Wien, wo sie sofort engagiert wurde und wohin ihr im Herbst ihr Mann nachfolgte. Mit noch nicht 23 Jahren hatte sie so ihr Endziel erreicht: das Burgtheater, dem sie dann 38 Jahre lang als pflichteifriges und allgemein beliebtes Mitglied angehörte.

Es gehört zu dem Ganzen ihrer Erscheinung, daß sie von Anfang an als reizende junge Frau in Sicht trat und ihre Backfische als eine Wissende spielte, was ihnen einen pikanten Beigeschmack gab. Auf den Mädchennamen, an dem

die Naiven sonst so zähe festhalten, hat sie nicht einmal auf dem Theaterzettel Wert gelegt; obwohl ihr der Vater einen in Theaterkreisen geachteten Namen mit auf den Weg gab, hat sie sich doch nicht nach ihm, sondern mit feiner weiblicher Witterung nach ihrem Manne genannt, der damals den meisten noch als ein närrischer Kauz, wenn nicht gar als ein kompletter Narr erschien. Man kannte sie als Fräulein Rennert überhaupt nicht, sie nannte sich auch nicht Frau Mitterwurzer-Rennert, sie war und blieb für alle Welt Frau M. schlechtweg. Es war ein gar merkwürdiges geistiges Band, das die begehrlche und sinnenfrohe Frau mit dem phantasievollen Manne verknüpfte, dessen künstlerische Größe, von der 16 jährigen erst nur dunkel geahnt, sich das blutjunge Geschöpf mit Leib und Seele unterwarf und geistig, dauernd im Banne hielt, auch als die persönliche Nähe nicht mehr zu den Bedürfnissen des Ehepaares gehörte. Aber wer von denen, die es erlebt haben, erinnert sich nicht mehr des feurigen Kusses, in dem sich die lang Getrennten nach so vielen Wanderungen und Irrungen bei M.s letzter Heimkehr ins Burgtheater als Mephistopheles und als Hexe zusammenfanden? — *coram publico*, das in lauten Jubel ausbrach.

Die Rolle, für die sie recht eigentlich geboren war, konnte sie leider nicht spielen; denn der »Wilhelm Meister« ist kein Drama, sondern ein Roman. Die M. war eine echte Philinennatur auf der Bühne wie im Leben, obwohl ihr die wackelnde Falte noch in reifen Jahren keinerlei Verlegenheit, eher einen freudigen Stolz bereitete. Man merkte das gleich, als sie im Fach der Naiven ins Burgtheater trat, und noch dazu als Rivalin der nur um ein paar Jahre älteren Frau Hartmann, die früh anfang stark zu werden. Man konnte sich keine größeren Gegensätze denken als diese beiden Vertreterinnen eines und desselben Rollenfaches. Über welchen Reichtum an Individualitäten gebot doch dieses alte Burgtheater! Schon in ihrem Äußeren waren die beiden Damen genaue Gegensätze, wie ein Maler sie nicht schöner hätte absichtlich erfinden können. Die Hartmann frisch und blühend, rund und zur Fülle neigend, mit schwellenden Lippen und einem artigem Stumpfnäschen, ganz ein Kind der Natur; und so auch in ihrer Kunst ganz auf den Naturlaut des Herzens gestimmt, im Lachen wie im Weinen. Die M. dagegen zart und fein, mit zierlichen schlanken Formen und einem spitzigen Näschen über den schmalen Lippen; der Reiz der stets belebten Züge durch das nie fehlende Schönheitspflästerchen erhöht. Erschien sie der Hartmann gegenüber als das schwächere Naturell, so besaß sie dafür Pikanterie und Schärfe; fehlten ihr die Naturlaute des Herzens, so hatte sie dafür eine feine und spitze Zunge. Und es war wunderbar, was sie ihrer zarten und dünnen Stimme in jungen und in alten Tagen für geheime Wirkungen abzugewinnen wußte. Wo bei der Hartmann Jubel oder Schmerz voll und laut unmittelbar aus dem Herzen zu kommen schien, da wurde die M. stiller, und ein leiser Flor schien sich auf die Empfindung und auf die Stimme zu legen, der mehr erraten ließ, als was laut zum Ausdruck kam. Und wenn man von den Naiven der Hartmann sagen konnte, daß sie am Ende des Stückes immer ihr Herz entdeckten, so hätte man von denen der M. sagen müssen, daß sie sich ihrer längst regen Sinne endlich bewußt geworden sind.

Wie aber im alten Burgtheater ein jeder Gelegenheit fand, seine Kräfte nach allen Seiten auszubilden, so hat auch die M. ihr eigentliches Rollenfach erst gefunden, als sie aus dem Fach der Naiven in das der Soubretten übergang.

Anlaß dazu bot ihr die Wiederbelebung einiger Molièrescher Lustspiele durch Dingelstedt. Diese französischen Soubretten im Rokokokostüm, die Toinette im »Eingebildeten Kranken« und die Dorine im »Tartuffe« waren ihre eigentliche Spezialität; hier ging sie auch in der Richtung des Derben und Drastischen so weit, als ihr ihre Eigenart und ihre Mittel zu gehen erlaubten. Und auf dem gleichen Boden hat sie auch als Maria in Shakespeares »Was ihr wollt« das große und befreiende Lachen gefunden, welches das Publikum mit sich fortriß, ohne daß sich die Darstellerin nach der Sitte ihrer modernen Nachfolgerinnen auf dem Boden zu wälzen brauchte. Wenn ihr Partner dann sagte: »Die hat den Teufel im Leib«, durfte er immer auf beistimmendes Gemurmel im Publikum rechnen.

Wieder einen Schritt weiter wagte sie sich, als ihr seit dem Tode der Frau Gabillon die scharfen und zungenfertigen Damen im modernen Salonstücke zufielen, wie die Lady Marlborough im »Glas Wasser« und die Lady Tartuffe. Von ihrer großen Vorgängerin, die in erotischen Dingen immer kühl und vornehm war, unterschied sie sich, manchmal zu ihrem Vorteil, öfter zu ihrem Nachteil, durch die sinnliche Atmosphäre, die von ihr und ihren Gestalten unzertrennlich war. Ihre Leonore Sanvitale im »Tasso« z. B. erhielt dadurch einen ganz besonderen Reiz, und der Gegensatz zu der übersinnlichen und unsinnlichen Prinzessin kam besser als sonst heraus. Die Gabillon war ganz Geist, die M. zwar eine geistreiche aber auch eine sinnliche Frau. Die Zunge der Gabillon war scharf und schneidig wie ein Dolch, die der M. spitz und stehend wie eine Nadel.

Es konnte nicht fehlen, daß eine Künstlerin, die die Technik des Wortes und der Gebärde vollkommen beherrschte und mit feinen Strichen unaufdringlich und doch scharf zu charakterisieren verstand, auch im Drama der Modernen am Platze war. Ihre Rattenmamsell in Ibsens »Klein Eyolf« und die Frau des Baumeisters Solneß durften sich sehen lassen; namentlich zu der in Kindheitserinnerungen und in Puppengeschichten stecken gebliebenen Frau Solneß stimmte ihr immer noch kindlich dünnes Organ und ihre zarte Figur. Der fröhliche Übermut freilich machte allmählich einem leisen elegischen Zug Platz; was sie aber an Frische verlor, das gewann sie an Tiefe und Seele, bis sie zuletzt an einem schweren Frauenleiden dahinsiechend fast ganz auf eine einzige Rolle beschränkt blieb, auf die der alten Jungfer in »Quality Street«.

Aber noch etliche Jahre vor ihrem Tode konnte man die ganze M., sozusagen *en miniature*, im zweiten Teil des »Faust« kennen lernen. Sie hat darin freilich nur zwei ganz kleine Rollen gespielt, aber wie gespielt! Im ersten Akt gab sie die braune Dame, der Mephistopheles den gefrorenen Fuß durch einen Tritt mit dem seinigen heilt und die sich dabei mit den Worten kompromittiert: »Nun das geschieht wohl unter Liebesleuten« — in dem einen Satz, begleitet von einem unnachahmlichen Aufblitzen und raschen Niederschlagen der Augen und einem feinen lüsternen Lächeln um den Mund, die ganze M. in ihren jungen Jahren! Und im letzten Akt spielte sie die Frau Sorge, die sich mit ihrer feinen spitzen Zunge so tief in Fausts Herz einbohrt — die ganze M. der letzten Zeit! Auch in diesen kleinen Rollen wird man die Künstlerin nicht so bald vergessen.

Eisenbergs Bühnenlexikon. — Laubes Norddeutsches Theater. — Die Nekrologe von Hugo Wittmann in der Neuen Freien Presse und von Alexander von Weilen in der Wiener Abendpost, am Tage nach ihrem Tode.

J. M i n o r.

**Sonnenthal Adolf von**, Schauspieler, \* 21. Dezember 1832 in Pest, † 4. April 1909 in Prag. — S. wurde als Sohn eines jüdischen Schnittwarenhändlers geboren, der, infolge der Revolution von 1848 verarmt, ihn die Schneiderei erlernen lassen mußte. Obwohl seit der Normalschule für das Theater begeistert, hat S. das Handwerk mit der ihm angeborenen Gründlichkeit und Tüchtigkeit erlernt und aus ihm einen nicht hoch genug anzuschlagenden moralischen Gewinn für das ganze Leben geschöpft, dessen er sich wahrlich nicht zu schämen hatte und auch so wenig als der jüdischen Abkunft jemals geschämt hat; denn auch die Schauspielkunst hat er nicht bloß als freie Kunst, sondern auch als ehrliches Handwerk betrieben, nicht als Kunstzigeuner und fahrender Komödiant, sondern mit redlichem Ernst und mit bürgerlicher Andacht. Als er aber im Jahre 1850 als Handwerksbursche nach Wien kam und Anschütz und Dawison im »Erbförster« sah, da duldete es ihn doch nicht länger bei der Nadel und bei dem Zwirn; schon am nächsten Morgen vertraute er sich dem jungen Dawison an, der sich auf seinem Zimmer den ersten Monolog des Karl Moor von ihm vorsprechen ließ und ihn von da an im Auge behielt. Als sich unter den Schneidern Arbeitsmangel einstellte, gab S. Unterricht im Ungarischen und im Französischen, um das Honorar für die Theaterschule der Frau Bender aufzubringen. Später fand er, wie nachmals der junge Lewinsky, als Statist auf dem Burgtheater Verwendung. Aber schon im Herbst des folgenden Jahres 1851 begab er sich von neuem, diesmal als Kunstjünger, auf die Wanderschaft, um ein Engagement als erster Liebhaber in dem damals noch halb deutschen und mit einem unverächtlichen Theater ausgestatteten Temesvar anzutreten. Dort muß er auch schon die Aufmerksamkeit eines so kundigen Bühnenleiters wie Kreibitz erregt haben, der ihn gleich darauf durch drei Jahre, von 1852—1854, auf seiner Bühne in Hermannstadt, zuletzt in den großen tragischen Liebhaberrollen, verwenden konnte. Von da ging es gleich an eine erste Provinzbühne, nach Graz, und wieder nur ein Jahr später nach dem deutschen Norden, nach Königsberg. Hier sah ihn gelegentlich eines Gastspiels Heinrich Marr, der künstlerische Vertrauensmann Laubes, der das von dem scharfsichtigen Burgtheaterdirektor längst im Auge behaltene Talent für reif erklärte und zu einem Gastspiel empfahl. Am 18. Mai 1856 hat S. die Bühne des Burgtheaters zum erstenmal als Mortimer betreten, ohne besonderen Erfolg; besser gefiel er in einer Salonrolle (in Hackländers »Geheimem Agenten«) und als Don Carlos. Schon nach der zweiten Rolle engagierte ihn Laube, allen Abmahnungen zum Trotz. Für seine künstlerische Entwicklung wurde eine Reise nach Paris (1858) von größter Bedeutung, weil er hier den modernen Konversationston studieren konnte; schon 1863 wurde er während eines Gastspiels in Berlin als der erste unter den deutschen Salonschauspielern anerkannt und nach dem Rücktritt Fichtners gelangte er 1865 auch im Burgtheater in den alleinigen und bald auch in den unbestrittenen Besitz dieses gerade im Burgtheater hochangesehenen Faches, das seinen Vertreter damals auch zum ausschlaggebenden Gebieter der Mode machte, was S. ganz ohne geckenhafte Alluren stets mit Würde besorgte, ähnlich wie in England später der Prinz

von Wales. Als er dann wieder zur hohen Tragödie zurückkehrte, hat er von den großen Italienern, die damals in Wien ihre Gastspiele gaben, starke Impulse erhalten, weniger von Rossi, den er wenigstens in späteren Jahren sehr unterschätzte, als von dem harmonischen Salvini, der ihm wesensverwandt war. Seine beste Schule aber war und blieb das alte Burgtheater, und sowie er nie etwas in sich hätte aufnehmen können, was seiner Natur entgegen war, so hat er auch nie einer Anregung gehorcht, die sich mit dem Stil und dem Ton des Burgtheaters nicht vertrug, den er zwar der allmählichen Weiterbildung, nicht aber der gewaltsamen Umkämpfung für fähig und bedürftig hielt — die Folgezeit hat ihm darin nicht unrecht gegeben. Er war die vornehmste und edelste Verkörperung des Burgtheaters und identifizierte sich mit dem Institut so weit, daß der sonst so konziliante und jeder Dissonanz ausweichende Mann sogar seinem Gönner und Freund Laube den persönlichen Verkehr auf sagte, als dieser sich mit scharfen Worten gegen das von ihm verlassene Institut wandte. Fast zwei Menschenalter hindurch, nicht weniger als 53 Jahre, hat S. dem Burgtheater als sein pflichtgetreuestes Mitglied angehört und im Laufe der Jahrzehnte eine Stellung erreicht, wie sie weder vor noch nach ihm jemals ein Schauspieler darin eingenommen hat. Noch vor Ablauf seines dreijährigen Probekontraktes zum Hofschauspieler ernannt, wurde er 1875 Regisseur, 1884 Oberregisseur; als solcher hat er auch wiederholt in den Jahren 1887—1888 und wieder 1889—1890, nach dem Rücktritt Wilbrandts und nach dem plötzlichen Tode Försters, die Leitung des Burgtheaters in den Händen gehabt, nur ungern zwar, denn er fühlte sich als Schauspieler, der er mit Leib und Seele war, geschädigt und der literarischen Seite seiner Aufgabe doch nicht ganz gewachsen. Als Leiter des Burgtheaters fiel ihm auch die schwere, an äußeren Wirren und an inneren Aufregungen reiche Aufgabe zu, die Übersiedelung aus dem liebgewohnten alten Hause in den vornehmen Prunkbau des neuen zu leiten; dafür aber hatte er auch die Ehre (sie konnte keinem Würdigeren zufallen), im alten Hause das letzte und im neuen Haus als »Geist des alten Burgtheaters« das erste Wort zu sprechen. Gern hat er, namentlich in den letzten Jahrzehnten, seine Kunst auch in das Ausland getragen: bei den Mustergastspielen in München erntete er 1880 Lorbeeren in den besten Rollen seines klassischen Repertoires, denen er zu Hause längst entwachsen war; dreimal, 1885, 1889 und 1902 hat ihn weniger die Ruhmsucht, als hausväterliche Sorge nach Amerika geführt, und unmittelbar nach der Heimkehr von der letzten Seereise hat der Siebzigjährige bei den Berliner Mustergastspielen vor einem an ganz andere Künste gewöhnten und wenig günstig gestimmten Publikum einen glänzenden Sieg als Lear errungen. Die Erhebung in den erblichen Adelsstand 1882 war nur der sichtbare Ausdruck der allgemeinen Hochachtung, deren sich der Künstler in den höchsten und allerhöchsten Kreisen, von denen er auch gern als Berater bei Privattheatern herangezogen wurde, wie in den bürgerlichen und selbst in den untersten Schichten des Volkes erfreute; nur der antisemitische Gemeinderat hat ihm einmal die beantragte Ehrung versagt. Aus seinem privaten Leben ist wenig in die Öffentlichkeit gedrungen; früh verwitwet, lebte er seinen Kindern, unter denen ihm zuletzt, nachdem die Söhne hinaus ins Leben getreten waren, die treue Hermine, nicht bloß das Haus führte, sondern auch die Rollen überhörte, während er beim Repetieren die Uhren aufzog. Nicht in seiner behaglichen Villa im Cottageviertel, wo er

sich als Gärtner Bewegung machte, hat ihn aber der Tod ereilt, sondern von einer Reise nach Prag, die er, wie fast alljährlich, während der Osterfeiertage unternommen hatte, um den Pragern seine letzte große Rolle, den Professor in Hans Müllers »Puppenschule«, vorzuführen, drang die erschütternde Kunde nach Wien, wo sie von hoch und niedrig mit der gleichen Trauer aufgenommen wurde. Ein Gehirnschlag hatte ihm ein jähes Ende bereitet.

Eine ausführliche, durchaus auf eigenen Erlebnissen und Beobachtungen beruhende Charakteristik der künstlerischen Leistungen S.s hat der Unterzeichnete in Bettelheims Biographischen Blättern, 2. Band, 2. Heft gegeben, die er später in der Österreichischen Rundschau im 7. Band S. 275 und im 19. Band S. 158 weitergeführt hat; von einer neuen Seite hat man S. später nicht mehr kennen gelernt. Über sein Leben hat er selbst im »Decamerone aus dem Burgtheater«, Wien 1896, und in dem Brief an Speidel, Neue Freie Presse 17. 5. 96, Mitteilungen gemacht. Eine ausführliche Biographie hat L. Eisenberg, Dresden, Leipzig, Wien 1896, veröffentlicht. Charakteristiken enthalten alle Wiener Blätter am Tage nach seinem Tode und das Shakespeare-Jahrbuch, Band 46, S. 130 (Helene Richter). Ein Verzeichnis seiner sämtlichen im Burgtheater gespielten Rollen hat Paul Schlenther zu seinem fünfzigjährigen Jubiläum als Privatdruck erscheinen lassen. Eine Ausgabe der Briefe von und an ihn, die noch im Laufe des Jahres 1911 erscheinen soll, bereitet seine Tochter Hermine vor.

J. Minor.

**Deutsch, Samuel Martin**, *Dr. theol.*, Geh. Konsistorialrat und a. o. Professor der Theologie an der Universität Berlin, \* 19. Februar 1837 zu Warschau, † 3. Juli 1909 zu Berlin. — D. war der Sohn des Judenmissionars Sigismund D., der, 1791 als Kind streng orthodox israelitischer Eltern geboren, 1821 zum Christentum übergetreten, sich nach einer merkwürdigen Laufbahn im preußischen Offizierstand — er hat in den deutschen Befreiungskriegen und auch für die Hellenen tapfer gefochten — seit 1828 der berufsmäßigen Bekehrungsarbeit an seinen ehemaligen Glaubensgenossen erst in Polen, dann in Bayern widmete und nach erfolgreichem Wirken 1864 starb (s. Missionsblatt des Rheinisch-Westfälischen Vereins für Israel, Jahrgang XXI, 1865, Nr. 1). Seine Gattin Virginie geb. Latzel, verw. Ernst war ihm zehn Jahre zuvor im Tode vorangegangen. Samuel Martin, der einzige Sohn, wurde im Hause des bekannten Pastors L. O. Ehlers (vgl. Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, 3. Auflage, Band XII S. 10. 11. 15, zeitgeschichtlich interessante Briefe sind im Besitz der Familie D.) in Liegnitz, wo er 1848—54 das Gymnasium besuchte, im altlutherischen Konfessionalismus erzogen und studierte 1854—57 in Erlangen und Rostock Theologie. 1858 hatte er das Examen *pro venia concionandi* bei der von dem Oberkirchenkollegium der evangelisch-lutherischen Kirche in Preußen eingesetzten Kommission abgelegt, trat aber 1860 aus der altlutherischen Kirchengemeinschaft aus, weil es »seine tiefe und feste Überzeugung sei, daß die lutherische Kirche den Vorschriften des Herrn und der Handlungsweise der Apostel nicht folge, wenn sie ihre reformierten Brüder von dem Altar des Herrn, d. h. von der höchsten und heiligsten christlichen Gemeinschaft ausschließt«, und weil er meinte, daß diese Kirche »jede Weiterentwicklung, jede Vertiefung in die Schrift verbiete« (das Angeführte aus Briefen an D. über seinen Austritt). Er mußte nun 1861 das erste theologische Examen vor dem landeskirchlichen Konsistorium der Provinz Brandenburg wiederholen, bestand 1862 auch das zweite und gehörte 1862—64 dem Kgl. Domkandidatenstift an.

Von hier aus unterzog er sich der Prüfung *pro facultate docendi* mit Religion und Hebräisch als Haupt-, alten Sprachen, Deutsch, Geschichte, Erdkunde und Mathematik als Nebenfächern und trat in den Schuldienst über. Von 1864 bis 1882 war er am Joachimsthalschen, dann am Luisen-Gymnasium zu Berlin tätig, nebenher 1866 den Grad des *Lic. theol.* erwerbend und mit dogmengeschichtlichen Studien beschäftigt, bis er 1885 als a. o. Professor der Kirchengeschichte an die Universität Berlin berufen wurde, deren theologische Fakultät auf seine inzwischen erschienenen wissenschaftlichen Publikationen aufmerksam geworden war. In dieser Stellung blieb D. bis zu seinem Tod; 1889 verlieh ihm die eigene Fakultät zur Feier von Neanders hundertstem Geburtstag die Würde eines *Dr. theol.*, 1891 wurde er Mitglied der theologischen Prüfungskommission des Brandenburgischen Konsistoriums und Konsistorialrat.

D. war ein stiller und ernster, ja in sich gekehrter Mann, der mit völliger Hingabe der Pflicht des Tages lebte. Eine weitgreifende, die kirchliche oder theologische Entwicklung beeinflussende Wirksamkeit war ihm nicht gegeben. Seine Schüler hatten an ihm einen gründlichen und zuverlässigen Lehrer und einen wohlwollenden und warmfühlenden Freund. Mit überzeugter Frömmigkeit wahrte er stets jenen Geist der Toleranz, der ihn seinerzeit zur Trennung von der altlutherischen Kirche geführt hatte. Sein eigener Standpunkt, der vielleicht am sichersten aus seiner Beurteilung Abälards (s. u.) zu ermitteln ist, läßt sich als eine milde Orthodoxie charakterisieren. Er hat der sog. Preußischen Mittelpartei (»Landeskirchliche Evangelische Vereinigung«) angehört und war zu ihrem rechten Flügel zu rechnen; die Reorganisation dieser Gruppe durch die Hallenser Programmrevision von 1905 hat er nicht gebilligt — er sah darin mit vielen einen »Ruck nach links« — und zog sich in der Folge mehr und mehr von der Teilnahme an ihrem Wirken zurück.

Auch seine wissenschaftliche Wirksamkeit hielt sich in bescheidenen Grenzen. Sein »Lehrbuch der Kirchengeschichte« (Bonn, 1909, ein Band von etwa 800 Seiten), mit dem er sie abschloß, hat den Vorzug, daß »die Darstellung im Zusammenhang gelesen und studiert werden kann und muß, den Stoff in seiner ganzen Ausdehnung umfaßt und doch für die Studierenden auf kürzestem Raum das Notwendige bringt« (A. Harnack brieflich). Diese Eigenart der Anlage wird ihm neben anderen Behandlungen des Gegenstandes seinen Platz erhalten. In durchsichtiger und knapper Erzählung gibt es einen ersten Eindruck des Stoffes. Farbige Einzelcharakteristiken und plastische Persönlichkeitsbilder sowie ein tiefergrabendes Verfolgen der Ideenentwicklung und eine scharfe Zeichnung des Problemstandes wird der Lernende aus anderen Werken hinzufügen müssen. Dauernden Wert besitzen die außerordentlich soliden Einzeluntersuchungen, die D. zu manchen Themen der Kirchengeschichte geliefert hat, bei denen der Mangel einer wiederbelebenden Phantasie und eines bildnerischen Stiles der Objektivität und Gründlichkeit der Untersuchung zum Vorteil gereicht haben möchte. Schon die kleineren Programmabhandlungen — »Des Ambrosius Lehre von der Sünde und der Sündentilgung« (1867), »Drei Aktenstücke zur Geschichte des Donatismus« (1875), »Die Synode von Sens 1141 und die Verurteilung Abälards« (1880), »Luthers These vom Jahre 1519 über die päpstliche Gewalt, ein Beitrag zur Kenntnis der kirchengeschichtlichen Ansichten Luthers« (1884) — haben zur Feststellung historischer Tatbestände wertvolle und keiner Korrektur bedürftige Daten eruiert. Der an vorletzter Stelle genannten Studie



folgte eine größere Monographie: »Peter Abälard, ein kritischer Theologe des 12. Jahrhunderts« (Leipzig 1883). Das Verdienst der für jede Darstellung Abälards grundlegend gewordenen Schrift besteht darin, daß sie ihren Helden einer nach allen Seiten gleichmäßig eingehenden Betrachtung unterwirft. Text- und quellenkritische Fragen werden exakt, z. T. abschließend behandelt, vor allem aber wird alles einzelne in seinen historischen Zusammenhang, seine Entstehungsverhältnisse und seine ursprünglich beabsichtigte Beziehung gesetzt. Dadurch wird das fesselnde und geistvolle, aber ganz impressionistische Bild des großen Franzosen, das Reuter in seiner Geschichte der religiösen Aufklärung im Mittelalter (1875) entworfen hatte, welches in Abälard den im Grunde negativen Aufklärungstheologen der Vernunft und Humanität zeichnet, korrigiert. Das intellektualistische Gepräge des Abälardischen Geistes und die Schwächen seiner Persönlichkeit werden keineswegs verkannt, aber daneben wird die von A. Ritschl so hoch gewertete ethische Versöhnungslehre auch von D. in ihrer positiven Orientierung treffend herausgearbeitet, ohne wiederum von den anderen in Geltung stehenden Gedanken isoliert zu werden.

Die Kenntnis der Scholastik und des kirchlichen Mittelalters, die so zu seinem Spezialgebiet geworden war, hat D. ferner durch eine Reihe zum Teil umfangreicher Artikel in der Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche gefördert (z. B. Arnold von Brescia, Bernhard von Clairvaux, Cisterzienser, Meister Eckart, Elisabeth von Thüringen, Hugo von St. Cher, Joachim von Florez, Scotus Erig. u. a.). Er hat die klassische Monographie Neanders »Der hl. Bernhard und sein Zeitalter« (erstmalig 1813) mit Einleitung und Zusätzen in der Bibliothek theologischer Klassiker (Bd. 22, 23, Gotha 1889) neu herausgegeben und von demselben Heiligen eine fein gearbeitete populäre Darstellung in der Sammlung »Unsere religiösen Erzieher« (2 Bände 1908) geboten. Seit der 6. Auflage (1881) besorgte er die Neudrucke von K. R. Hagenbachs bekanntem und verbreitetem »Leitfaden zum christlichen Religionsunterricht für die Oberklassen höherer Lehranstalten« (9. Auflage 1905). D. hat den ihm persönlich ganz sympathischen überkommenen Charakter dieses Buches, das eine traditionsfreundliche Haltung mit weitherziger und vertrauensvoller Mitteilung sicherer Ergebnisse der theologischen Wissenschaft verbindet, gewahrt und es im einzelnen besonders unter schulpädagogischen Gesichtspunkten vielfach verbessert und bereichert.

Berlin-Steglitz.

Hans von Soden.

**Meyer, Oskar Emil**, Universitätsprofessor der Physik, \* 15. Oktober 1834 in Varel (Oldenburg), † 21. April 1909 in Breslau. — Oskar Emil M. war, wie der berühmte Tübinger Chemiker Lothar M. (1830—95), ein Sohn des praktischen Arztes August M. in Varel an der Jade. Er besuchte zuerst die »Hauptschule« seiner Vaterstadt, dann die neugegründete Bürgerschule, an der besonders L. Ballauff (später *Dr. h. c.* Breslau) die beiden Knaben lebhaft anregte und zu ihrer späteren Berufswahl die eigentliche Veranlassung gab. Nach entsprechender Vorbereitung ging M. auf das Gymnasium in Oldenburg über und bezog nach Absolvierung (Ostern 1854) die Universität Heidelberg zum Studium der Medizin. Schon nach einem Semester wandte er sich nach Zürich, wo er allmählich der Heilkunde untreu wurde und sich der Mathematik und Physik

widmete. Er ging daher Ostern 1856 nach Königsberg, wo Franz Neumann (1798—1895), dessen Vorlesungen die mathematische Physik in Deutschland ins Leben gerufen haben, rasch entscheidenden Einfluß auf M. ausübte. Für seine hervorragende Bearbeitung der (Ende 1857) von der Fakultät gestellten Preisaufgabe erhielt M. am 18. Januar 1858 den doppelten Preis. Die gekrönte Arbeit enthält schon einen großen Teil der später veröffentlichten Untersuchung über die Reibung der Flüssigkeiten. Mit der Dissertation: »*De mutua duorum fluidorum frictione*« promovierte er im Jahre 1860. Unter Verzicht auf die ursprüngliche Absicht einer Habilitation in Breslau ging er zu kurzem Aufenthalt nach Berlin und wurde im Februar 1862 Privatdozent für Physik in Göttingen, das er im Herbst 1864 verließ, nachdem er einen Ruf als Extraordinarius für Mathematik und theoretische Physik nach Breslau erhalten hatte, wo sein Bruder Lothar seit 1858 dem Lehrkörper der Universität angehörte. Schon im Dezember 1865 wurde M. *Ordinarius*, nachdem er einen Ruf an die polytechnische Schule Braunschweig abgelehnt hatte. Als M. L. Frankenheim (1801—69), der seit 1827 den Breslauer Lehrstuhl für Physik innegehabt hatte, (1866) in den Ruhestand getreten war, wurde M. (1867) Direktor des physikalischen Instituts. Von 1870 bis 1884 lebte M. in glücklicher Ehe mit Antonie Stosch, der Tochter eines Landpfarrers in Pommern. Die zweite Ehe mit seiner Schwägerin Clara währte nur von 1886 bis 1888.

Rege wissenschaftliche Arbeit, meist auf dem Gebiete der mathematischen Physik, war M. Bedürfnis. Im Jahre 1877 erschien erstmals seine »Kinetische Theorie der Gase«. 1879 ernannte ihn die kgl. bayerische Akademie der Wissenschaften »wegen seiner außerordentlichen Verdienste um die Naturwissenschaften« zum korrespondierenden Mitglied. Als die Schüler von Franz Neumann die Vorlesungen des berühmten und hochbetagten Meisters seit 1881 (bei B. G. Teubner) zu veröffentlichen begannen, widmete sich M. der Herausgabe der »Vorlesungen über die Theorie der Elastizität der festen Körper und des Lichtäthers«, die er 1857/58 und 1859/60 gehört hatte. Seinen Aufzeichnungen dienten die seines Bruders und zweier anderer Hörer als Ergänzungen. Die Veröffentlichung erfolgte 1885. Um das geistige Eigentum des Meisters nicht ändern zu müssen, wurden die neueren Erscheinungen des Gebiets (N. hatte es 1873/74 letztmalig gelesen) von M. in selbständigen Noten beigefügt. Wie 1872/73 war M. auch 1886/87 Dekan der philosophischen Fakultät. Er gehörte ihr 25 Jahre an, als er 1891 Geheimer Regierungsrat wurde. Um der Nachfrage nach der schon mehr als 10 Jahre vergriffenen »kinetischen Theorie der Gase« genügen zu können, begann M. 1893 mit den zeitraubenden und wegen der Fülle neuerer Literatur recht mühereichen Vorarbeiten für die Zweitaufgabe. Die erste Hälfte war Ende 1894 fertiggestellt, die zweite für Frühling 1895 angekündigt. Da M. für 1894/95 zum *Rector magnificus* gewählt war, stellten sich mancherlei Amtsgeschäfte hindernd in den Weg. Als Vertreter der Universität Breslau war er bei der 80. Geburtstagfeier von Bismarck in Friedrichsruh. Jäh schmetterte ihn der Tod seines geliebten Bruders Lothar (am 4. April 1895) nieder. »Häufung von Amtsgeschäften und schmerzliche Lebenserfahrungen« verzögerten dann die Herausgabe der zweiten Hälfte des Werkes, das erst 1899 vollendet war und noch im nämlichen Jahr in englischer Übersetzung durch R. E. Baynes in London erschien. Schon lange hatte er den Neubau eines

Physikalischen Instituts betrieben. Als er sich am Ziel seiner Wünsche sah, widmete er sich mit unermüdlicher Fürsorge dem Neubau. Der Aufenthalt auf dem Bauplatz und die mühsame Neuaufstellung der Sammlungen legte den Keim zu einem schweren Gichtanfall, der den fast 70 jährigen im zweiten Jahr nach seinem Einzug in das neue Institut (1900) aufs Krankenlager warf. Nochmals konnte er, leider nur noch mit halber Kraft, seine Lehrtätigkeit aufnehmen. Ein Schlaganfall (Pfingsten 1904) und ein Schenkelhalsbruch beraubte ihn dauernd des freien Gebrauchs seiner Glieder, so daß er sich genötigt sah, in den Ruhestand zu treten. Unter der treuen Pflege seiner unverheirateten Tochter lebte er still zurückgezogen, bis ihn am 21. April 1909 eine Lungenentzündung durch sanften Tod erlöste. Klarheit, Reinheit und Offenheit waren die Grundzüge seines Charakters. Obwohl milde von Natur, konnte er recht schroff werden, wenn er sich vor den Kampf gegen Unaufrichtigkeit gestellt sah. Seine ungewöhnliche Vorliebe für die reine Theorie hatte ihn trotzdem nicht weltfremd werden lassen. Seine praktische Veranlagung unterstützte seine natürliche Geschicklichkeit und Erfindungsgabe, die sich beim Selbstbauen von Apparaten und bei den eigenhändigen Vorbereitungen auf die von ihm auf zwei Semester ausgedehnten Experimentalvorlesungen ebenso bewährte wie bei der Neueinrichtung des Instituts. Die in den verschiedenen Fachzeitschriften veröffentlichten Arbeiten von M. behandeln in der Hauptsache mathematische und experimentelle Untersuchungen zu Fragen der theoretischen Physik, besonders der kinetischen Gastheorie, die Krönig begründet hatte. In M.s Buch fand sie ihre erste systematische Behandlung, die bis heute unerreicht dasteht. Durch ihn gewann die Theorie erst eigentliches Leben. Er gab sie in einer Form, die nicht durch lange mathematische Deduktionen abschrecken mußte, sondern allen Naturforschern, denen die Mathematik fern lag, leicht verständlich wurde. Wir finden daher seine Darstellung — leider immer ohne Namensnennung — oft in populären Schriften und physikalischen Lehrbüchern ausgiebig verwendet. Wenn die früher viel angefeindete Theorie sich als lebenskräftig erwiesen hat und für die moderne Physik Bedeutung erlangt hat, ist dies nicht zum wenigsten das Verdienst von M. Die Theorie gestattet u. a. die Berechnung der mittleren Weglänge eines Gases, wenn man seine innere Reibung kennt. M. bestimmte diese (1866) nach zwei verschiedenen Methoden und fand dabei die seltsame Tatsache, daß Dichte und Druck eines Gases die innere Reibung gar nicht beeinflussen, was M. auch theoretisch begründen konnte. Das von der Theorie geforderte Wachsen des Reibungskoeffizienten mit der Temperatur hatte Maxwell (1866) zu groß gefunden, M. konnte einen Mittelwert aufstellen, den Warburg später für Luft bestätigte. Die Arbeiten von M. über die Reibung der Flüssigkeiten laufen in Parallele mit den entsprechenden Gasuntersuchungen und haben wichtige Resultate geliefert, auf die aber hier nicht eingegangen werden kann. Aus dem Gebiete der Optik sei seine Untersuchung der anomalen Dispersion (1872) erwähnt. Elektrische Arbeiten beziehen sich u. a. auf die Störungen physikalischer Beobachtungen und des Fernsprechverkehrs durch elektrische Straßenbahnen (1894). Sein Gebirgsmagnetometer ersann er um 1889. Seine Beschreibung des Physikalischen Instituts Breslau (1905) bildet den Gegenstand seiner letzten Publikation. Das Werk seines Bruders Lothar Meyer: Die modernen Theorien der Chemie I,

gab er 1896 (6. Aufl.) heraus. Eine ungedruckte Autobiographie und Biographie des Bruders Lothar ist nicht mehr vollendet worden.

Quellen: Chronik der Univ. Breslau, Jahrg. 24; Werke; Autobiographie; Mitteilungen der Familie.

A. K i s t n e r.

**Joos, August**, hervorragender badischer Verwaltungsbeamter, der klassische Darsteller des badischen Schulrechts, \* 17. Februar 1833 zu Waldkirch im Schwarzwald, † 25. Juni 1909 zu Karlsruhe. — J. ist bürgerlicher Herkunft; sein Vater besaß die Spitalmühle in dem kleinen Schwarzwaldstädtchen Waldkirch. Der lernbegierige, mit scharfer Auffassung begabte Knabe wurde zum Studium bestimmt, dem er am Gymnasium (Lyzeum) und an der Universität Freiburg oblag. Die Rechtsgelehrsamkeit entsprach ganz seinem Wesen, und das Studentenleben zog ihn um so weniger vom Studium ab, da die unteretzte Statur und die fast noch knabenhafte Erscheinung des Studenten nicht die Aussicht erweckten, daß er in einer studentischen Verbindung sich besonders hervortun würde. 1855 bestand er die erste, 1858 die zweite juristische Prüfung mit gutem Erfolg. Seine erste Praxis führte ihn an das Amtsgericht zu Achern, dann an das Hofgericht in Freiburg. Hierauf arbeitete er (1859) bei dem Obergerichtsadvokaten Bertheau in Mannheim. Von dieser Beschäftigung sprach er gern mit dankbarer Erinnerung: hier habe er gelernt, jeden Fall in allen sachlichen Beziehungen gründlich zu erkunden, ohne zu voreiligen Subsumtionen unter einen Gesetzesparagraphen sich verleiten zu lassen. Er fand weiterhin Verwendung beim Amtsgericht Staufen und wurde dann Sekretariatspraktikant im Handelsministerium zu Karlsruhe. 1863 war er Rechtsanwalt in Freiburg, wurde aber schon 1865 in den Oberschulrat berufen, dem die Leitung des unteren und mittleren (höheren) Schulwesens in Baden zugewiesen war; hier wurde ihm das Rechtsreferat zugeteilt, und in diesem legte er den Grund zu der genauen Kenntnis der rechtlichen Verhältnisse des badischen Schulwesens, die den Wert seiner Bücher ausmacht. Von dieser Zentralstelle ging er wieder in den Außendienst als Oberamtmann von Oberkirch, von wo aus er für eine Zeitlang sich nach Kork zu begeben hatte zur Verwaltung des dortigen Amts. In Oberkirch verbrachte er den angenehmsten Teil seiner Beamtenlaufbahn. Er liebte den Verkehr mit Bürgern und Bauern und genoß die Reize der schönen Gegend, mit der der Dienst und sein ausgeprägter Natursinn ihn in vielfachste Berührung brachte. So war seine Versetzung an die wichtigere Stelle des Amtsvorstandes in Pforzheim (1872) ihm durchaus nicht angenehm. Wie beliebt er im Renchtal gewesen war, zeigte seine Wahl zum Abgeordneten für Oberkirch-Achern (1873). Im Landtag trat er warm für die Interessen der Lehrer ein, deren Verhältnisse er im Oberschulrat genau kennen gelernt hatte. Die Lehrerkonferenzen in verschiedenen Landesteilen sprachen ihm dafür ihren warmen Dank aus. Daß er im Landtag zum Referenten für die Schulangelegenheiten gewählt wurde, geschah mit Rücksicht auf seine mittlerweile erschienene Arbeit über das badische Elementarunterrichtsgesetz, über die später zu reden sein wird. 1874 wurde er Ministerialrat im Ministerium des Innern, bald darauf auch Ministerialkommissär in der staatlichen Kultusbehörde der Israeliten (Oberrat der Israeliten). 1881, als der bisherige Direktor des Oberschulrats, der um alle Bildungsangelegenheiten in Baden hochverdiente W. Nock, zum Präsidenten des neu gebildeten Ministeriums der Justiz, des Kultus und Unter-

richts ernannt wurde, trat J. an seine Stelle als Leiter der obersten Schulbehörde. Als solchem wurde ihm der seitdem abgeschaffte Titel eines Geheimen Referendärs, 1886 aber der Titel Direktor verliehen. In dieser Stellung vertrat er kurze Zeit den Wahlkreis Waldkirch-Emmendingen im Landtag. 1895 übernahm er das Präsidium im Verwaltungsgerichtshof und wurde vom Großherzog zum Mitglied der Ersten Kammer ernannt. Er beschloß seine Beamtenlaufbahn als Präsident der Oberrechnungskammer (seit 1899) und trat 1907 in den Ruhestand. Von den äußeren Ehren, die ihm während seiner Dienstzeit zugefallen sind, erwähnen wir nur die letzten: 1899 wurde er Geheimrat I. Klasse und Exzellenz; 1904 erhielt er das Großkreuz des Ordens vom Zähringer Löwen, wozu ihm bei der Zuruhesetzung die goldene Kette verliehen wurde.

Bei einer im allgemeinen kräftigen Gesundheit hatte J. zeitweilig unter lästigen asthmatischen Beschwerden zu leiden. Diese traten in seinen letzten Jahren erneut auf und warfen ihn, da noch andere Leiden hinzutraten, auf das Krankenlager. Die Ärzte versuchten durch eine schwere Operation zu helfen; er starb aber bald darauf 1909.

Als Ministerialreferent, als Regierungsvertreter im Landtag und als Direktor des Oberschulrats hat J. einen unmittelbaren Einfluß auf das badische Schulwesen geübt; unzertrennlich verbunden mit diesem bleibt sein Name durch bedeutende literarische Arbeiten, die die badische Schulgesetzgebung und die Organisation des niederen und höheren Schulwesens in Baden betreffen. Solange er das Kultusreferat im Ministerium versah, hat sein klarer Sinn und sein unbestechliches Urteil sich auch auf dem Gebiete der kirchlichen Gesetzgebung bewährt. Die Schulgesetzgebung von 1868 und 1876 ist unter seiner Mitwirkung entstanden; den Regierungsentwurf von 1876 vertrat er neben Nokk vor dem Landtag. Der Oberschulrat war, als J. ihm als Rechtsreferent angehörte, eine noch neue Behörde, die mit ihrem Geschäftskreis ein Ausfluß der Gesetzgebung von 1860 war, durch welche den Kirchen die freieste Besorgung ihrer eigenen Angelegenheiten zugestanden, die Schule aber als reine Staatssache erklärt wurde. Die Verhältnisse der auf diese Weise auf einen neuen Boden gestellten Volksschule wurden nun festgelegt durch das Gesetz über den Elementarunterricht, das am 15. März 1868 in Kraft trat. Dieses hielt noch fest an der Konfessionsschule, gestattete aber für bestimmte Fälle schon die Vereinigung von Schulen verschiedener Bekenntnisse in derselben Gemeinde. Aber die Lehrer wurden von den niederen Kirchendiensten losgelöst; nur zum Organistendienst, der später von den Verpflichtungen des Lehrers weggenommen wurde, waren sie noch verbunden. Als nun von der durch das Gesetz gebotenen Möglichkeit, die Konfessionsschulen durch die Simultanschule zu ersetzen, da und dort im Lande Gebrauch gemacht wurde, verlangte 1874 die Zweite Kammer der Landstände die gesetzliche Einführung der nichtkonfessionellen Kommunalsschule. Das Gesetz von 1876 hat diese Wandlung vollzogen und die Schulaufsicht den Gemeinden übertragen. Damit war die moderne Schulgestaltung, für die Baden ein bedeutsames Muster aufgestellt hat, endgültig vollzogen. Dem Geiste derselben entsprach es, daß den Korporationen und Stiftungen »die natürliche Befugnis des Individuums, Unterricht zu erteilen und Lehranstalten zu errichten«, nicht mehr zugestanden wurde; sie können seit 1868 Schulen nur mit Staatsgenehmigung eröffnen, und für kirchliche Körperschaften und Stiftungen ist sogar gesetzliche Entscheidung erforderlich.

Durch letztere Bestimmung sollte den Landständen die Prüfung des einzelnen Falles ermöglicht werden; es liegt in ihr aber zugleich die Erklärung der uneingeschränkten Schulhoheit des Staates. Die Neuregelung der Beitragspflicht von Staat und Gemeinde zum Schulaufwand ist 1884 zustande gekommen, als J. Leiter des Oberschulrats war. Ebenso hat er teilgenommen an den Gesetzen von 1888 und 1892, durch welche die Gehaltsverhältnisse der Volksschullehrer gebessert wurden. So gebührt ihm das Verdienst, die Begründung der in ihrer Art vorbildlichen badischen Schulgesetzgebung wesentlich gefördert zu haben. Die Gesetze von 1906 und 1910, an denen er nicht mehr beteiligt war, haben diese Gesetzgebung weiter ausgebaut, an ihren Grundlagen aber nichts geändert, abgesehen von der Erweiterung der Fachaufsicht durch das Gesetz von 1910, die den Gemeinden Pflichten abnahm, denen sie doch nicht gerecht werden konnten.

1868 erschienen die ersten Lieferungen des Buches: Das badische Gesetz vom 8. März 1868 über den Elementarunterricht samt den dazu gehörigen Verordnungen. Heidelberg, Emmerling. Mannigfache Umstände verzögerten den Abschluß des Werkes bis 1872. — 1879 erschien eine 2. Aufl. unter dem Titel: Gesetze und Verordnungen über den Elementarunterricht und Fortbildungsunterricht im Großherzogtum Baden. — Die 3. Aufl. von 1901 ist ein stattlicher Band von 785 Seiten geworden. — 1882 ließ J. ein entsprechendes Buch erscheinen über die badischen Mittelschulen; so nannte man bis 1909 in Baden die »höheren Lehranstalten«, der in Frankreich üblichen Bezeichnung (*enseignement moyen*) entsprechend. Der Titel lautet: Die Mittelschulen im Großherzogtum Baden. 1. Teil. Tauberbischofsheim, Lang, 1882. Dem ersten, die Organisation dieser Schulen behandelnden Teile sollte ein zweiter folgen, der die ökonomische Seite der Verwaltung dieser Anstalten, das Lehramt und die Berechtigungen darzustellen hätte. Die 2. Auflage von 1898 hat nun die wirtschaftlichen Verhältnisse an den einschlägigen Stellen auch berücksichtigt, so daß nur ein Ergänzungsband notwendig wurde, der das Lehramt und die Berechtigungen erörtert und 1909 erschienen ist. Beide Bücher, besonders das über den Elementarunterricht, zeigen ihren hervorragenden Wert in den historischen Darlegungen und in der scharfen und klaren Analyse der für die Gesetzgebung und die organisatorischen Anordnungen maßgebenden Gesichtspunkte; sie haben dadurch in Baden eine autoritative Bedeutung erlangt. Die höheren Lehranstalten Badens haben in der Zeit, in welcher andere deutsche Staaten auf diesem Gebiete eine lebhaftere Bewegung durchzumachen hatten, eine ruhige Entwicklung erfahren. Die Gymnasien hatten schon 1869 eine Gestaltung erhalten, die den Ansprüchen der neueren Zeit so weit entgegenkam, daß umfassendere Veränderungen nicht erforderlich wurden. Dagegen wurde die Einrichtung der Realanstalten mit lebhaftem Eifer betrieben. J. interessierte sich auf das lebhafteste für den Ausbau der lateinlosen Realschulen zur Oberrealschule und die Errichtung der sog. Reformanstalten, die in den 90er Jahren stattfand. Der Verf. dieses Lebensabrisses, der an den hiezu vorzunehmenden Arbeiten als Referent im Oberschulrat wesentlich beteiligt war, darf nicht unterlassen hervorzuheben, wie sehr er bei diesen gefördert wurde durch die geschäftliche Klarheit und Gewandtheit seines damaligen Vorgesetzten und durch die verständige Rücksicht auf die Erfahrungen und Ansichten des Fachmanns. Auch das weibliche Bildungswesen ist zur gleichen Zeit in andere

Bahnen gelenkt worden; die damals in Baden geschaffenen Einrichtungen sind im übrigen Deutschland vielfach als mustergültig angesehen worden. Auch die persönlichen Rechte der an den öffentlichen Schulen wirkenden Lehrerinnen wurden in jenen Jahren zum ersten Male gesetzlich bestimmt.

J. schätzte das reale Wissen sehr hoch; denn er hatte als Jurist erfahren, wie leicht die bloß formale Betrachtung eines Falles aus dem Rechte ein Unrecht machen kann. Dabei blieb er aber dem Irrtum fern, als müßte den künftigen Juristen nun für den Beruf der Rechtsprechung ein enzyklopädisches Wissen besonders angeeignet werden. Er wies den Schulen die Aufgabe zu, neben einem für künftige Interpretation schulenden sprachlichen Unterricht für eine gründliche realistische Bildung zu sorgen. Sein eigenes Interesse nach dieser Seite bekundeten seine mit peinlicher Genauigkeit vorgenommenen täglichen Aufzeichnungen über das Wetter u. dgl. Den mathematischen Unterricht schätzte er so, daß er immer die Logarithmentafeln zur Hand hatte, mehr weil ihm die Einrichtung wegen ihrer praktischen Vorteile schätzbar und angenehm war, als weil ihm das tägliche Geschäft die Bewältigung umfassenderer Rechnungen zur Aufgabe gemacht hätte. Es war ihm überhaupt ein streng methodischer Sinn eigen. Er faßte kein Problem an ohne genaue Überlegung des Standpunktes, von dem ihm beizukommen sein möchte. Bei allem Eifer und aller Geschäftsgewandtheit war er ein sehr besonnener Arbeiter. So zeigt er sich auch in seinen Büchern, die in der allseitigen historischen Orientierung für jede Frage und in der scharfen Herausarbeitung ihrer wesentlichen Punkte nichts zu wünschen übrig lassen. Sein tägliches Leben bot das Bild des pflichtbewußten, pünktlichen Beamten. Ungründlichkeit und Halbheit waren ihm unbegreiflich und sehr zuwider. Zum Hervortreten in die Öffentlichkeit war er nicht geschaffen; er schien wortkarg und steif, war aber in Wirklichkeit teilnahmsvoll und vor allem offen. Doch traten diese Seiten seines Charakters vor jeder geschäftlichen Rücksicht immer zurück. Seine politische Gesinnung war die des Liberalismus, wie er dem großen Teil der badischen Beamtschaft zu seiner Zeit eigen war; er würde aber sein objektives Urteil keinem Parteistandpunkt zum Opfer gebracht haben.

Dr. E. v o n S a l l w ü r k *sen.*

**Schneider, Lina**, geb. Weller (Pseud. Wilhelm Berg), Lehrerin, Schriftstellerin und Rezitatorin, \* 15. Januar 1831 in Weimar, † 1. September 1909 in Köln. — Aufgewachsen war sie in den klassizistischen Traditionen Weimars, zu dessen Hof sie vielfache freundschaftliche Beziehungen hatte, die bis zu ihrem Lebensende dauerten. Auch Beziehungen zur deutschen Kronprinzessin, der späteren Kaiserin Friedrich, hatte sie. Mit ihrem Gatten, dem s. Zt. bekannten Konzertsänger Karl Schneider († 1881) kam sie nach Holland, wo sie viele Jahre als Lehrerin an höheren Schulen wirkte. Neben Naturwissenschaften widmete sie sich hauptsächlich dem Studium der Sprache und Literatur dieses Landes und übertrug mittelniederländische Texte des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts in guten Versen in die Sprache der Gegenwart. Auch Malayisch lehrte sie. 1872 kehrte sie mit ihrem Gatten nach Deutschland zurück und wirkte neben diesem am Kölner Konservatorium als Lehrerin für Literatur und Vortragskunst. In den siebziger Jahren gründete sie in Köln ein Lyzeum für Damen, das jedoch nicht lange bestehen konnte. Darnach entfaltete sie

eine ungemein regsame Tätigkeit als Rezitatorin und hauptsächlich in Vortragskursen über Literatur und Kunst. Nicht nur auf Köln waren diese beschränkt, vielmehr dehnte sie sie in einer mehr als dreißigjährigen Tätigkeit auf fast alle die vielen kleinen Industriestädte der Rheinprovinz aus. Sie drang dabei in jene Gesellschaftskreise ein, die sich nicht gern dem Vereinswesen anschließen, und in diese trug sie mit zäher Willensstärke die Anschauung, daß Reichtum und Luxus noch keine Kultur schaffen, sondern daß dazu die Bildung gehöre, die mit geistiger Schönheit das Leben der Reichen durchtränken muß. Die »Frau Professor«, wie sie gemeinlich genannt wurde, war dabei bis zu einem gewissen Grade in der ganzen Provinz eine populäre Persönlichkeit geworden, die sich um die Geistesbildung der Frauen in den bezeichneten Schichten große Verdienste erworben hat. Dabei war ihr schlichtes Haus in Köln lange Jahre einer der wenigen festen Punkte im literarischen Leben dieser Stadt. Als Dichterin war sie nicht von Bedeutung; ihr Talent ging in dieser Richtung nicht viel über geschickte Gelegenheitsgedichte hinaus, unter denen ihre innig empfundenen »Großmutterlieder« wohl die besten sind. Aber ob ihrer großen Sprachgewandtheit war sie eine tüchtige Übersetzerin. Besonders zu nennen sind von ihren Übertragungen aus dem Holländischen: »Ostindische Damen und Herren« von Ten Brink, »Aus der Laufbahn eines indischen Offiziers« von Van Rees, »Amazone« von Vosmaer, »Spinoza und sein Kreis« von K. O. Meinsma und »Spinoza gegen Kant und die Sache der geistigen Wahrheit« von Constantin Brunner; aus dem Französischen: »Die Samariterin« von Edmond Rostand. Viel Anerkennung und Liebe hat die ausgezeichnete Frau in ihrem langen Leben erfahren. Sie besaß die holländische Große Goldene Reichs-Medaille für Kunst und Wissenschaft, und die Maatschappij van Nederlandsche Letterkunde in Leyden hat sie zu ihrem Ehrenmitglied ernannt. Der Großherzog von Weimar verlieh ihr die goldene Verdienstmedaille und die goldene Jubiläumsmedaille. Auch die Literarische Gesellschaft in Köln ernannte sie zu ihrem Ehrenmitgliede und veranstaltete zu ihrem 70. Geburtstage ein Fest, bei dem ihr wertvolle Geschenke von ihren vielen Freunden und Freundinnen überreicht wurden. Bemerkenswert ist noch ihre stetige körperliche Rüstigkeit, die der mehr als Siebenzigjährigen noch eine Studienreise nach Sizilien gestattete. Auch von Bitternissen war ihr Leben nicht frei, doch verbittert war sie nie; dafür hatte sie »die Menschen und die Sonne zu lieb«. Nach dem Psalmisten aber war dieses lange Leben ein köstliches, denn es ist eitel Mühe und Arbeit gewesen.

Werke: Frauengestalten der griechischen Sage und Dichtung 1879; Geschichte der Niederländischen Literatur 1887; Bonifazius, Dichtung; Großmutterlieder, 1903. — Nekrologe: Kölnische Zeitung, 3. Sept. 1909, zweite Morgenausgabe; Stadtanzeiger, Köln, 5. Sept. 1909; Kölner Tageblatt, 7. Sept. 1909, Morgenausgabe; Jahrbuch der Kölner Blumenspiele XI, 1909, S. 326—340. — Porträt ebenda X, 1908; Taco H. de Beer in Lebensberichten van de Maatschappij der Nederlandsche Letterkunde, Leyden 1909/10.

Fritz Zilcken.

**Hauser, Alois**, Maler und Bilderrestaurator, \* 17. Februar 1831 zu Burladingen im damaligen Fürstentum Hohenzollern-Hechingen, † 7. März 1909 als Konservator in der k. Pinakothek in München. — Sohn eines Töpfers, zu dessen Handwerk bestimmt, kam H. zu einem Dekorationsmaler zu Gammer-



tingen in die Lehre, von wo der Kunstsammler Carry, die Anlagen des Knaben erkennend, demselben die Wege nach Augsburg bahnte zu dem als Maler und gewissenhaften Restaurator wohlbekanntem A. Deschler, einem würdigen Schüler des dortigen Galeriekonservators Andreas Eigner (1801—1870). Hier gewann H. in den Jahren 1847—1854 nicht allein gründlichen Unterricht im Zeichnen und Malen, sondern gediegene Einblicke in die Kunstgeschichte, ihre bedeutsamsten Malerschulen und deren jeweilige Technik. Das alles zündete bei Hauser, welcher sogar die Nachtstunden zur kunsthistorischen Weiterbildung verwendete, wobei sich sein scharf beobachtendes Auge auch wissenschaftlich vertiefte. Der große günstige Zufall machte ihn mit seinem ehemaligen Landesherrn, dem seit 1849 mediatisierten Fürsten von Hohenzollern-Hechingen bekannt, welcher auf seinen schlesischen Gütern zu Löwenberg hauste. Als Hofmaler und Konservator dieses seltsamen Mäzens hatte H. volle Gelegenheit, nicht allein Kirchenbilder und zahlreiche Porträts zu malen, sondern an der bekannten fürstlichen Galerie seine zu Augsburg gewonnenen technischen Kenntnisse vollaus zu verwerten. Seine heilkundige Hand rettete manch unschätzbare Werk vor schmählichem Untergang, brachte verlorene Namen wieder in verdientes Licht, restituierte viele Bilder zu früherem Glanz und Ansehen. Ein großer Teil dieser Herrlichkeiten wurde von dem schrulligen Besitzer wieder verkauft, wodurch andere Sammler, wie Schubart, erwünschte Gelegenheit fanden, echte Perlen, beispielsweise den herrlichen Hobbema, zu erwerben, für welchen selbst München die Gelegenheit verpaßte. Selbstverständlich lockerte sich der Kreis von H.s Tätigkeit, der in den letzten Jahren seines Engagements ein gut Teil seiner Zeit auf Veranlassung des Kunsthändlers Vincke in Bamberg verbrachte und 1861 ganz dahin übersiedelte. Doch kehrte der Meister ab und zu nach Löwenberg zurück, insbesondere als es im unheilvollen Kriegsjahr 1866 galt, die Trümmer der fürstlichen Galerie nach Polen zu flüchten.

In Bamberg stauten sich Aufträge von allen Seiten, von Privaten und öffentlichen Sammlungen, insbesondere vom Nürnberger Germanischen Museum; H. galt damals schon als autorisierte Instanz; Bamberg, welches ihm einen diplomatischen Katalog verdankt, ernannte ihn 1869 zum Konservator der Galerie. Von da erfolgte 1875 seine Berufung an die Münchener Pinakothek, welcher H. seither bei vielen operativen Konsultationen Beistand geleistet hatte. Wie überall walteten hier schon ganze Generationen von Restauratoren nach ihrem besten Ermessen und ihrer Einsicht unverantwortlich mit rücksichtslosester Gewissenhaftigkeit, bis der als bester Akademieprofessor und Lehrer emeritierte Philipp Foltz, zugenannt von Bingen, ominöserweise als Zentralgaleriedirektor seine neuorganisierende Tätigkeit begann und, um »dem ewigen Restaurieren einmal ein Ende zu machen«, an einer Reihe von Bildern *seine Phantasie und »Empfindung«* walten ließ und die alten Meisterwerke stümperhaft korrigierend *con amore* überlasierte, bis ihm diese seine ungeheuerliche Dünkelhaftigkeit endlich zu dem »wohlverdienten« Ruhestand mit voller Anerkennung verhalf. Es galt nun nicht allein seine Pinseleien auszuroden, sondern die Untaten und Verbrechen aller früheren Zeiten gründlich zu sühnen. Die bisher unerhörte Pietät und Einsicht, wie H. klaren Auges und mit verständnisinnigster sicherer Hand seinem schweren Amte vorsichtig und pflichtbewußt oblag, war von epochemachender Mustergültigkeit. Sein wohlbegründeter Ruf brachte

ihm Aufträge von allen Galerien und Privatbesitzern, aus allen Rädien der Windrose kamen Patienten und Konsultationen in seine Klinik, so daß der immer zu Hilfe und Rat bereite Mann sich kaum zu retten vermochte, um seine kostbare Zeit nicht an unwerte Zudringlichkeit zu vergeuden, die ihm bisweilen ganz humoristische Angstschreie auspreßte. Auch Schüler drängten sich in sein Atelier, und eine unter seinen Augen vollzogene Promotionsarbeit galt als ehrenvollster Geleitsbrief. Tröstlich war es, daß sein einziger Sohn so wacker in seine Fußstapfen trat und nicht allein den Namen, sondern auch dessen Können und Wissen vererbte und zu Berlin, London und Paris in Anwendung brachte. Ob H. im Drang der Arbeit zu geregelter Buchführung kam, ist kaum glaublich — es wäre aber eines ehrlichen Biographen wert, in historischer Folge die internen Vorgänge der Operationen zu schildern. Nicht allein nach Schleißheim und Augsburg erstreckte sich das Feld seiner Tätigkeit, die schwer abgerungenen Ferien führten ihn beispielsweise auch nach Budapest und Kassel.

Unter den Glanzpunkten von H.s Tätigkeit steht Holbeins Darmstädter »Madonna mit der Familie des Bürgermeister Meyer« obenan. Über die ganze, in verhältnismäßig kurzer Zeit (im September 1887) vollzogene Prozedur berichten die Aufzeichnungen des Darmstädter Direktors L. Hofmann-Zeitz, welcher als täglicher Augenzeuge alle Wahrnehmungen, Manipulationen und Ergebnisse (in Lützows Zeitschrift 1888, XXIII, 302—7) verbuchte. Dabei ergaben sich auch allerlei Änderungen, welche Holbein, an ersten Konturen bessernd, während der vollendenden Kolorierung anbrachte. Die ganze Genesis von Holbeins Schaffen trat hier zutage. Das durch H. in unantastbarer Weise in aller Farbenpracht restituierte Werk wurde dann im Rubenssaale der Pinakothek drei Tage lang ausgestellt, wo dasselbe dem ganzen koloristischen Zauber des niederländischen Meisters tapfer standhielt und die Wette bot. Die halbe Stadt strömte neugierig zu, mit jeweiligem Verständnis die Tafel im allgemeinen Bann des Eindrucks beäugend. Jos. Alberts heliographische Aufnahmen vor und nach H.s Leistung können für spätere Zeiten als diplomatisches Zeugnis gelten. Nebenbei zeigte sich H.s edle Uneigennützigkeit, welcher überraschend geringe Deserviten, gleichsam nur ein mageres Stundengeld für aufgewendete Zeit in Anschlag brachte. Seine Kunst war freilich nicht mit klingender Münze aufzuwiegen. Jeder halbwegs renommierte Klavierpauker oder langhaarige Orchesterdirigent würde als Salon- und Saison-Autokrat anderen Maßstab angelegt haben. Als die von König August III. 1733 um 20 000 Dukaten angekaufte »Sixtinische Madonna« (ein gewisser Alois Hirt erklärte damals das Bild für eine »Pfuscherei von Rafaels Farbenreiber« und der unglückliche Dichter Christian Grabbe nannte nachmals die hl. Barbara »eine aus ihrem Küchenfenster ausguckende Leipziger Magd«) im Jahre 1826 restauriert werden sollte, verschrieb man den berühmten römischen Maler P a l m a r o l i nach Dresden, der vom Juni 1826 bis Ende August 1827 mit Beihilfe seines Sohnes sich dieses Amtes unterzog; die Kosten bezifferten 5513 Taler, ungerechnet einige hundert Taler für »Utensilien«. — Eine ruhmreiche Operation vollzog H. an Rubens »Jüngstem Gericht«, welche bei der Größe des Bildes gleich an Ort und Stelle, ohne Entfernung des Rahmens, in unauffälliger Weise geschah, ebenso wie bei van Dycks »Susanna«, gleich glorreich, aber umständlicher gestaltete sich die Entfernung der ehemals mit schauderhafter Willkür verübten

Übermalung der Seitenflügel von A. Dürers sog. Baumgartner-Altar, wobei auch am Mittelbild die ursprüngliche Schönheit wieder zum Vorschein kam. Wahrhaftig siegreiche Entdeckungen und Errungenschaften der neuesten Palimpsest-Technik, die nur eine ebenbürtige Hand mit bewunderungswertem kongenialen Verständnis zu leisten vermag. So steht H.s Name unvergeßlich im goldenen Buch fachwissenschaftlicher Technik. — Die Fundamentalsätze seiner Erfahrung hat H. in einem unscheinbaren Büchlein (München bei G. Hirth) niedergelegt, welches in kurzer Zeit fünf Auflagen benötigte — ein trockenes Receptaculum, wie jeder Heilkünstler seinem Scholaren an die Tafel kreditet, die dann das »*hic Rhodus*« — selbst finden müssen! Immerhin ein theoretischer Taschenbehelf »*cum grano salis*«. Gegen Pettenkofers »Regenerationsverfahren« hielt sich H. nicht ablehnend, mahnte aber zur Vorsicht, da sich die Wahrnehmung ergab, daß die mechanische Anwendung des Dampfes die feinsten Lasuren zu gefährden vermag.

H. hatte die seltene Begabung, sich in jede Phase eines Meisters oder einer Schule hineinzuleben, selbe ohne Phraseologie nachzuempfinden und wie ein historischer Biograph auf den feinsten, einem gelehrten Laien sonst unzugänglichen Wegen, allem eigenen subjektiven Schaffen entsagend, mit exegetischem Scharfblick zu folgen. Über diesem stillen Tun und Walten lag eine eigene Weihe, welche dem übrigens höchst humoristisch begabten Schwabenkopf eine eigene, anziehende Modellierung verlieh. So war H., wie ihm Geh.-Rat Dr. von Reber ins Grab nachrühmte, »nicht bloß der Besten einer, sondern der Beste seines Faches in seiner Zeit«. An Einsicht, Wahrheit und Fleiß hat ihn zu seinen Lebzeiten keiner übertroffen.

Vgl. Nr. 141 »Der Sammler«, Augsb. 24. November 1877; Nr. 361 »Münchener Neueste Nachrichten« 11. Oktober 1885; Nr. 283 »Augsb. Abendzeitung« 14. Oktober 1887; Nr. 224 »Augsb. Postzeitung« 28. September 1887; Pecht »Kunst für Alle« 1. April 1901, S. 316 mit Portr.; Nr. 80 »Neueste Nachrichten« 17. Febr. 1901 (Fr. v. Ostini); Nr. 39 »Allg. Ztg.« 16. Febr. 1901; Nr. 127 »Neueste Nachr.« 17. März 1909; M. Kunstvereins-Bericht f. 1909 S. 14.

H y a c. H o l l a n d.

**Heß, Anton**, Bildhauer, \* 20. August 1838 in München, † 11. April 1909 daselbst. — Diese weitverzweigte Familie hatte sich längst im Gebiete der Kunsttechnik aller Art, in musiver Arbeit, auch als Glasschleifer und Edelsteinschneider hervorgetan; der Großvater Karl Ernst Christoph H. begann als Ziseleur und Graveur und erwarb alsbald als Kupferstecher, durch die verständnisinnige Reproduktion von Meisterwerken aus den Galerien zu Düsseldorf, Mannheim und München, einen ausgezeichneten Namen. Sein ältester Sohn Peter H. oblag der Pferde- und Militärmalerei, sammelte unter dem französischen Adler in Wredes Generalstab und später auf weiten Reisen in Ungarn und Griechenland ein ungeheures Material, mit beispielloser Treue über Menschen, Tiere, Uniformen, Waffen, Leben und Sitten studierend und zu epochemachenden Bildern verarbeitend, während sein Bruder Heinrich H. der friedlich heiligen Kunst oblag und die Wände der unter König Ludwigs I. Ära entstehenden Kirchenbauten mit Fresken schmückte. So kamen überall, wohin dessen Sohn Anton H. blickte, demselben einladende Vorbilder entgegen. Klüglich erwählte der Jüngling, ein neues Reis auf den artistischen Stamm-

baum pflanzend, die Plastik zu seiner Domäne, indem er sich unter die Leitung des damals schon auf den Stufen seines nachmaligen Ruhmes sachte und sicher ansteigenden Caspar Zumbusch begab, welcher neben der Antike und dem Studium der Natur die Erzeugnisse der mittelalterlichen Plastik mit weiser Vorsicht zu Rate zog. Gleichsam als Programm für den richtig gefundenen Weg modellierte der junge H. die schöne Gruppe des wackeren »Jörg Ganghofer von Haselbach, des Erbauers der Münchener Frauenkirche, und des getreuen Zimmermeisters Heinrich von Straubing«, eine durch sprechende Charakteristik der Gestalten und schöne Linienführung ausgezeichnete, vielleicht nach dem indirekten Vorbild von Rietschels unübertrefflichem »Goethe- und Schiller-Denkmal« entstandene Leistung, welche jedoch bei der damaligen Restauration dieses Domes leider die in demselben berechnete Stelle nicht erhielt, als Wahrzeichen unverdienter Vergessenheit im Atelier seines Schöpfers verstaubt stehen blieb und erst später durch dessen edelmütige Schenkung in der Modellsammlung der Stadt eine Stätte fand — immerhin heute noch würdig, das anspruchslose Grab des alten Baumeisters zu schmücken. Wie viel doch am Geiste unserer Künstler noch zu sühnen wäre und zur rechten Zeit mißverstanden auf Wiederentdeckung und tröstliche Reaktivierung wartet! — Ein gleiches Zeichen wahrer Pietät gab H. mit der den ganzen Mann sprechend der Nachwelt vorführenden Büste seines Vaters, welche gleichfalls einer würdigen Aufstellung in einem durch seine schöpferische Hand ausgeschmückten Bauwerke harret. Desgleichen die Skizze zu einem Denkmal für Peter Cornelius, ebenso für den ritterlichen Landsknechtsführer Jörg von Frundsberg. Auch eine humoristische Polyphemstatuette fand keine Gnade. Wie wenig entgegenkommend war man damals für die notwendige Förderung junger ausgesprochener Talente. Auch Zumbusch mußte sich mit immer neuen Projekten ablagen, bis sein die Jury überraschendes Denkmal für König Maximilian II. den bisher wenig beachteten Künstler in das helle Tageslicht brachte.

Indessen benutzte H. die unfreiwillige Muße zu einer Studienfahrt nach Italien, wo er an den damals noch wenig bekannten Florentiner Cinquecentisten die Richtigkeit seines Pfades erprobte. Als Ergebnis seines römischen Aufenthaltes (1866—68) erschienen auf der Münchener Ausstellung 1869 und 1870 die Büste eines blendend schönen »Mädchen aus Terracina«, einer hoheitsvollen und doch liebreizenden »Römerin« und einer anmutigen »Frau aus der Umgegend von Tivoli«, womit H. seine mit den italienischen Kollegen wetteifernde Virtuosität in Behandlung des Marmors glänzend bekundete. Nun kamen Aufträge und Erfolge. Zur Balkonkrönung des durch Hauberisser beginnenden Rathausbaues gestaltete H. in sinniger Weise die »Bürgertugenden«: den mit jugendfreudiger Zuversicht und sicherer Hand hausbauenden Gewerbefleiß, die treu fürsorgende junge Mutter mit Rocken und Spindel; den zu Stadtschutz und Gefahrabwehr auslugenden, waffenkundigen, mannhaften Bürger (wazu ihm der Vater des wackeren Baumeisters als Vorbild diente) und die in charitativer Milde trostspendende Jungfrau: vier Lebensalter, alle so edel und groß, tüchtig und verständlich erfunden, eine wahre selbstsprechende Zier dieses Bauwerks. Dazu dann das Wachmodell zu einem durch die sinnige Kunst des allzu früh geschiedenen Adolf Halbreiter (\* 13. Mai 1839 in Rosenheim, † 28. Juni 1898 zu München, vgl. Bettelheim, Jahrbuch III, 171 f.) ausgeführten Pokal für den Eisenbahndirektor Albert Jäger in Ludwigsburg; ein unter dreiunddreißig

Konkurrenten mit dem zweiten Preis belohnter Entwurf zu einem von der Stadt Hamburg an General von Werder gespendeten »Ehrenschild« und zahlreiche andere Projekte, wie Tafelaufsätze, Fruchtschalen, Ziergeräte u. dgl. für das kleinere Kunstgewerbe.

Damit war sein Name begründet und zugleich die Perspektive für weitere Tätigkeit eröffnet, die hier, bei der Fülle des Materials, nicht in chronologischer Folge, sondern in beiläufigen Gruppen abzuschildern versucht wird.

Erst eine Reihe von meist lebensgroßen Porträtbüsten, darunter jene des Kriegsministers von Heinleth, Obermedizinalrats von Pfeuffer, das für jeden Plastiker hochwillkommene Haupt des großen Schlachtendenkers Graf Moltke (1871), Magistratsrats Julius Knorr, Reichsrats von Maffei, Ferdinand Graf von Arco-Zinneberg, ein Reliefbildnis für die Grabstätte des unvergeßlichen Historikers, Bibliothekars und Hofrats Heinrich Konrad Föringer (1880), die prägnante Porträtbüste des Sprachforschers Andreas Schmeller für dessen posthumes Ehrenmal, welches zu dankbarer Erinnerung die Stadt Tirschenreuth ihrem treuen Sohne 1891 rüstete, welchem selbst Jakob Grimm das neidenswerte Zeugnis nachrühmte, nie ein seiner Größe unwertes Wort geschrieben zu haben! Dann aber das, in vielen, mit unendlicher Sorgfalt immer in neuen Varianten pietätvollst durchgearbeitete Königsbild Ludwigs I. für die bayerische Ruhmeshalle, für dessen Geburtsstätte Straßburg (Bronze), das Münchener Rathaus und den Kunstverein, auch für die Internationale Exposition im Glaspalast (1909), von wo — noch im Todesjahre des Künstlers — dann das Abbild des hohen Kunstmäzens in die Glyptothek versetzt wurde, wo der Stifter dieser unschätzbaren Sammlung bisher noch durch kein Konterfei vertreten war. — Auf der Gesamtausstellung von H.' Nachlaß im Münchener Glaspalast 1910 erschien eine Bronzestatuette des Königs aus dessen letzteren Jahren, welche den Monarchen nach Schritt, Gang und Haltung in derselben köstlichen Intimität und Realistik darstellte, womit zuerst der Berliner Friederich Drake seine Zeitgenossen der Nachwelt zu überliefern wagte.

Noch zahlreicher sind die figürlichen, mehr oder minder mit architektonischem Aufbau verbundenen Ehrendenkmale und statuarischen Leistungen unseres Meisters; beispielsweise das in Wien 1873 prämierte Projekt für Admiral von Tegethoff, den Sieger von Lissa, die Maffei-Monumente in Hirschau und Stalbach (prämiert 1874 zu London); die Giebelgruppe am Münchener Wilhelms-Gymnasium (1876) mit den Nischenfiguren von Sophokles und Cicero; das Holzhey-Denkmal (Schwabmünchen 1883), das mit dem ersten Preis ausgezeichnete Erinnerungsmal an Kaiser Wilhelm I. in Bad Nauheim und zwei Modelle für Mannheim und Landau; das Calgier-Grab im neuen Friedhof zu Kempten (1906) und »last not least« das figurenreiche, imposant projektierte, mit 2000 Rubel prämierte Konkurrenzmodell für Zar Alexander II. in Moskau (1885), nicht zu vergessen auch das mit einem Preise bedachte, der Modellsammlung der Stadt einverleibte Projekt für den Wittelsbacher Brunnen in München (1884), welches jedoch der Idee Hildebrands weichen mußte, welche erst durch die allmählich nachwachsenden Baumgruppen einen wohlthätig wirkenden Hintergrund erhalten wird und dann zur vollen Geltung kommen mag.

Eine weitere Spezialität bildet die fast unübersehbare Zahl von Grabmälern für verschiedene Städte und Orte, wie Amberg, Grabenstadt, Innsbruck,

Bremen, Schrobenhausen, Odessa (1897), Immenstadt, Kronach, Kempten, Aichach, Hof, insbesondere für die Friedhöfe Münchens, alle ausgestattet mit religiösen oder allegorischen Figuren — darunter eine durch prachtvollen rhythmischen Linienfluß der Gewandung und innige Empfindung hervorragende »Psyche« im südlichen Camposanto, daselbst auch die Tumba für den Schlachtenmaler Peter von Heß, wobei dessen Neffe durch die damals (1871) in München noch wenig beachtete Verbindung von mehrfarbigem Marmor mit fein abgetöntem Metallguß eine glückliche Wechselwirkung erzielte, — ein sehr dankbares Experiment, welches seither weniger im statuarischen Stil als bei zierlicher Kleinplastik im belebenden Wechsel mit Email und Edelmetall zur Anwendung gelangte, wobei Andreas Fortner und Eugen Neureuther als Kleinmeister voringen. Wie unvergleichlich nüchtern kontrastiert dagegen der neubeliebte, urväterliche »Biedermeier«- und altkluge, jeden deutschen Anklanges entbehrende sogenannte »Jugendstil«, welcher unbegreiflicherweise dem großen patriotischen Aufschwung folgte. Freilich: *Tempora mutantur — et nos . . ?*

Als weitere Arbeiten entstanden unter seiner formenden Hand: im Auftrag König Ludwigs II. eine kleine Reiterstatue Louis' XIV. (Herrenchiemsee) und dessen Nachfolgers (Linderhof); ein »Lohengrin« (Schwanstein); ein flotter, mit Syringengeräusch sich ergötzender Brunnenfaun für Reichsrat von Maffei; für Baron Poschinger auf Frauenau die anmutenden Gestalten einer Diana und Athene; ein blühender Fruchtkranz (in Bronze) nach Antwerpen, figürlicher Giebelschmuck für die »Bayerische Vereinsbank« und den neuen Nürnberger Bahnhof, drei Puttengruppen an der Hypotheken- und Wechselbank, die Zwickelzier am neuen Postamtsgebäude, die Flachreliefs mit den Bildnissen berühmter Chemiker an der Fassade und im Innern der neuen Polytechnischen Hochschule, die kolossalen »Vier Fakultäten« an der Universität Erlangen und im gleichen Format die Porträts des Stifters und des Baumeisters vom Bamberger Kreisarchiv, zwei allegorische Figuren am Münchener Justizpalast usw. Rechnet man dazu die vielfachen Entwürfe und ausgeführten Werke im weitbegrenzten Gebiet der Grab- und Kirchenplastik: Madonnen nach Riva, St. Gallen, Köln, der dominierende Abschluß der Westfassade an der gründlich renovierten und erweiterten hl. Geistkirche zu München; eine Christusstatue und vierzehn figurenreiche Kreuzwegstationen für den Fürsten Thurn und Taxis und die kolossale Figur eines Erlösers am neuen protestantischen Friedhof zu Regensburg und im Schlosse zu Haimhausen; die zwölf Apostel in der St. Benno-Kirche bei Neuhausen, eine »Verkündigung« (Hannover), eine Gruppe mit den zum Grabe wallenden heiligen Frauen usw. Das alles ergibt eine staunenswerte Tätigkeit des Schaffens, Bildens und Gestaltens, welche, abgesehen von der mühevoll zu bewältigenden Steinarbeit, ein reges Menschenleben vollauf in Anspruch nahmen. Und doch lieferte H. durch weise Zeitausnutzung viele anregenden Vorbilder, Skizzen und Entwürfe zu gemütlicher Haus- und Zimmereinrichtung und ging erfreulich mit bestem Beispiel im eigenen, seit 1879 begründeten glücklichen Heim mustergültig voran mit behaglicher Ausstattung seiner »Kammern«, Gemächer und fröhlichen Kinderstuben. Obwohl kein wortreicher Redner, half er bei allen artistischen Veranstaltungen und geselligen Unterhaltungen der Genossenschaft mit fröhlichen Überraschungen; als Vorsitzender der Bildhauersektion bei der retrospektiven Ausstellung 1906 im Glaspalast inszenierte H. die glänzende Vertretung der früheren Münchener

Plastik mit opferwilliger, umsichtiger Tätigkeit und standhaft unverdrossener Ausdauer, mit dem besonderen Verdienst, die Werke des alten »Hofstatuar« Roman Boos (1730—1810) in sehr vollständiger Zahl in neue gebührende Kenntnis zu bringen. Als neuer Beweis artistischer Vererbung in Familien dient die Tatsache, daß einer seiner Söhne sich der Architektur, der andere dem Tondichterberuf mit Erfolg zuwendete.

Seit 1875 Professor an der Kunstgewerbeschule und seit 1899 wirkte H. als Konrad Knolls (Bettelheims Jahrbuch, 1900, IV, 108 ff.) Nachfolger am Polytechnikum in gleicher Tätigkeit, erwarb die hohe Achtung der Kollegen und die Liebe seiner Eleven. Unter vielen Auszeichnungen wurde ihm schon 1880 das Ritterkreuz I. Klasse vom Orden des hl. Michael und als einem der Ersten die Prinzregent Luitpold-Medaille in Silber verliehen.

Vgl. Fr. Pecht, Münchener Kunst, 1888, S. 311; Nr. 47 Bayerland, 1908, S. 558 (mit Portr. u. Abbildung der König Ludwig-Büste); die Zeitschrift »Christl. Kunst« vom 1. August 1908 (zum 70. Geburtstag) u. Nr. 383 Neueste Nachrichten 18. Aug. 1908; Münchener Kunstvereins-Bericht f. 1909, S. 14 ff.

H y a c. H o l l a n d.

**Marcks, Alexander**, Landschaftsmaler, \* 9. April 1864 zu Hannover, Sohn des Hofschauspielers und späteren Oberregisseurs zu Dresden Albrecht M., studierte unter Pauwels, übersiedelte 1885 nach München und † das. 9. Januar 1909. — Vielseitig begabt und mit anziehendem Farbensinn ausgestattet, wußte er die Stimmungen der Natur durch passende Staffagen zum Ausdruck zu bringen, zog aber auch die Architektur in sein Repertoire, ebenso das Porträt; bot gern die Hand bei der beliebten Rundbildmalerei, z. B. bei Eckenbrechers »Panorama von Gravelotte«, wo er mit M. Roßmann und Pitzner freudig seinen Anteil übernahm. Eine düstere Donaulandschaft belebte er mit Hagens Schleierraub an den Meermaidens (1886); eine elegische Gegend mit zwei sich tröstenden Frauen (Geteilter Schmerz, 1889). In den Ausstellungen des Kunstvereins und im Glaspalast erschienen seine immer ansprechenden kleinen Schöpfungen »Strandidyll« (1887) und »Dünenlandschaft« (1901), die heitere »Sommerfrische« (1891), Gartenszenen mit saftquellenden Pflanzen und sommerlicher Luftstimmung (1892); ein »Altes Schloß« und »Abend« (zu Runkel an der Lahn); auch eine Fernsicht über die Winkel und Dächer der ehemaligen Vorstadt Au nach der weitragenden Kirche. Der vornehm denkende Künstler mit dem sonnigen, goldenen Humor schied viel zu frühe aus dem schaffensfreudigen Dasein. Sein im Kunstverein ausgestellter Nachlaß brachte einen Schatz von köstlichen Zeichnungen und Aquarellen, aus alten Schlössern und Höfen, eine brillante Portalansicht, das Innere einer verräucherten Schmiede, Porträtköpfe und Studien voll altmeisterlicher Technik, welche, vielen Sammlern hochwillkommene Blätter, schnell in Privatbesitz übergingen.

Vgl. Fr. v. Bötticher 1898, II, 42; Kunstvereins-Bericht f. 1909, S. 19.

H y a c. H o l l a n d.

**Meyer-Mainz, Paul**, Genremaler, \* 1. Juli 1864 zu Mainz, † 27. Juni 1909 in Halberstadt. — Nach Absolvierung des Gymnasiums, trotz seiner artistischen

Neigung, die sich durch autodidaktisches Kopieren alter Meister kundgab, auf Wunsch des Vaters zum Kaufmannsstande bestimmt, konnte erst 1881 der Malerei sich widmen, welche in Düsseldorf bei Peter J. Th. Janssen und Ed. von Gebhardt die zuständige Schulung fand. Der ersten glücklichen Probe »Die kleine Widerspenstige« (1885, ein die Suppe ablehnendes Kind) folgte ein »Die Matinée« betiteltes, 1889 in Berlin, Stuttgart 1891, München 1892, Antwerpen 1894 und Chicago prämiertes Bildchen; gleiche Teilnahme erregte das im prunkvollen Saale eines Schlosses am »Hubertustag« sich abspielende Festmahl (1892), ein »Kircheninterieur«, »Schachspiel« (1893) und der humoristische »Dorfkünstler« (1894), ein die vor ihm aufgestellte bäuerliche Familie auf seine Leinwand bannender alter Maler. Nach Ableistung der militärischen Dienstzeit als Einjährig-Freiwilliger studierte M. erfolgreich noch ein Jahr bei A. Bouguereau in Paris und übersiedelte nach München. Von hier führten ihn weitere Fahrten nach Italien und Spanien, durch neue koloristische Erfahrungen seinen Gesichtskreis erweiternd, doch blieb M. seinem meist in das Kostüm der Rokoko- und Biedermeierzeit gekleideten Repertoire getreu. In dieser Atmosphäre spielten die humoristisch angehauchten Szenen »Flirt«, »Klatsch« und »Wir Drei« (1897), »Alte Geschichten« und »Spielzeug« (1901), der »Besuch bei der Tante« (1902), »Leichte Musik« (1903), »Der Witwer« und »Bei der Toilette« (1904), »Ihr Lied« (1907), »Karneval« (1908), »Die Visite« und andere immer durch Vortrag und Farbgebung anmutende, meist in ausländischen Besitz übergehende Kleinigkeiten. Ein jäh auftretendes, trotz glücklicher Operation zu Halberstadt doch letal wirkendes Gallensteinleiden setzte der weiteren Entwicklung dieses ungemein gereiften und immer noch verfeinerten Talentes ein frühes Ziel.

Vgl. Fr. v. Bötticher 1898, II, 42; Kunstvereins-Bericht f. 1909, S. 19.

H y a c. H o l l a n d.

**Ortlieb, Friedrich**, Genremaler, \* 25. November 1839 in Stuttgart, † 4. Oktober 1909 zu München. — Aus der kinderreichen Familie eines Weingärtners stammend, machte sich O. durch zeichnerische Begabung schon in der Volksschule bemerklich, kam darob 1853 in Weissers lithographische Anstalt, besuchte nach vierjähriger Lehrzeit die Kunstschule und erhielt für gute Leistungen in der Malerei ermunternde Preise. Hier wurde O. auch mit den nachmals so berühmten Tier- und Landschaftsmalern Anton Braith <sup>1)</sup> und Christian Mali <sup>2)</sup> bekannt und innigst befreundet. Nachdem O. zu Baden-Baden in »Kondition gestanden« und zu Stuttgart die neue Technik des Ölfarbendruckes gründlich kennen gelernt, trieb ihn seine rastlose Wanderlust 1865 nach Berlin, wo er bei C. H. Steffek der Malerei oblag. Schon im folgenden Jahre wurde O. wieder nach Stuttgart zurückgerufen um die von dilettantischen Zeichnern bei illustrierten Zeitschriften einlaufenden, auf Autopsie beruhenden Illustrationen und Kriegsberichte des Jahres 1866 artistisch einzurenken und xylographisch

<sup>1)</sup> Anton Braith, \* 2. September 1836 zu Biberach, † 3. Januar 1905 das. Vgl. Bettelheim, Jahrbuch 1907, X, 181—83.

<sup>2)</sup> Christian Mali, \* 2. Oktober 1832 zu Brockhuizen (Utrecht), † 1. Oktober 1906 in München. Vgl. Bettelheim, Jahrbuch 1908, XI, 141 f.



brauchbar zu machen. Der sehnlichste Wunsch, sich ganz der Malerei zu widmen, führte ihn 1868 nach München, wo seine vorgenannten Freunde schon eines namhaften Rufes sich erfreuten. Seine ersten Bilder begannen im Kunstverein Beifall und Käufer zu finden, da führte 1870 der Ausbruch des Krieges ihn abermals nach der Vaterstadt, um abermals die Skizzen der »Spezialartisten« auf Holz zu zeichnen; der »Rasttag in einer Lothringer Bauernstube« (Nr. 52 »Über Land und Meer« 1870) und »Deutsche Einquartierung im französischen Pfarrhause« (Nr. 26 »Gartenlaube« 1871) mögen als Beispiele genügen. Der Friedensschluß gestattete ihm, nun ganz seine Eigenart zu entfalten. Er liebte heitere Situationen aus den malerischen Stuben und Höfen ländlicher Behausungen, wozu O. in Altbayern, Tirol und aus dem Schwarzwald die prächtigsten Interieurs malte, die mit entsprechenden Staffagen von Menschen und Getier, wozu seine Freunde mit Rat und Tat wacker beihalfen, belebt, den auch koloristisch erfreulichen Bilderkram ergaben, der, ohne die exakte, geistreiche Durchführung von Knaus und Vautier, doch ein billig und zufrieden denkendes Publikum fand. Dazu gaben behäbige Pfarrherren und terminierende Mönche ein nie versagendes Thema, Jahrmarktszenen, Neujahrsgratulationen, Briefe lesende und schreibende Landkonfekte, Krankenbesuche, moralische und wirkliche Gewitter, Sonntagsschülerinnen, Blaumontage im bürgerlichen Gewerbeleben, Sängerfahrten, Taschenspieler und Gaukler in Scheunen und Wirtschaften, Hausierer, Liebesbotschaften, Neckereien, das »Vorlesen einer Nummer der ‚Fliegenden Blätter‘ in einer Schlosserwerkstätte« — kurz das ganze immer neugestaltende Wandeltheater der Dorf- und Stadtgeschichten eine unerschöpfliche Fundgrube. Dazu war der biedere Schwabe ein witzboldiger Mime bei den dramatischen Festspielen der Künstlergenossenschaft, wo er sein animierendes Talent walten ließ in nimmer müder Üppigkeit, dazu ein vorbedächtiger Pfleger des hilfreichen Unterstützungsvereins, auch der intellektuelle Urheber jener überraschenden Großmütigkeit, womit Braith und Mali den reichen Erwerb ihres Schaffens zu echt humanitären Zwecken stifteten. Nebenbei wußte O. auch die Feder zu gebrauchen und war schriftstellerisch tätig (z. B. der schöne Nachruf auf Christian Mali im Kunstvereinsbericht f. 1906, S. 16).

Vgl. Seubert 1879, III, 15; Fr. v. Bötticher 1898, II, 190 und Karl Söhns warmer Nachruf im Kunstvereins-Bericht 1909, S. 20.

H y a c. H o l l a n d.

**Reder, Heinrich von**, Generalmajor, Dichter und Maler, \* 19. März 1824 in Mellrichstadt (Unterfranken), † 17. Februar 1909 zu München; ein Sohn des vielseitig gebildeten Gerichtsarztes Dr. Franz R. (und Enkel des am 13. August 1796 von Jourdans Banden als Patriot erschossenen Dr. Ignaz R.), absolvierte R. das Gymnasium seiner Heimat und die Forstakademie zu Aschaffenburg mit Auszeichnung, kam nach einjähriger Praxis in den Revieren des Spessart und der Rhön in das Forstamt nach München, wo er an der Universität Nationalökonomie, aber auch historisch-philosophische Vorträge hörte, wendete sich 1846, einberufen als Militär, zur Artillerie, avancierte vorschriftsmäßig 1848 zu Unter- und Oberleutnant (1855), Bataillons- und Regimentsadjutant und Hauptmann 1861, nahm Anteil am deutschen Krieg 1866 bei Roßdorf, Zelle, Kissingen, Roßbrunn und Hettstedt, wo er den Militärverdienstorden

II. Klasse errang. Hatte R. als Schüler von Karl Millner schon früheren Urlaub zu landschaftlichen Studienreisen in Altbayern, Tirol und der Schweiz verwendet, so dehnte er dieselben in den nächsten Jahren nach Frankreich, Spanien und Algier, Dalmatien und Italien aus, reiche Bilderstoffe einheimsend. Die Mobilisierung des Jahres 1870 führte ihn als Chef der achten sechspfündigen Feldbatterie in den Krieg, an welchem er bei sechzehn Treffen und Schlachten, vom 8. August bis 8. Dezember, hohen Ruhm erwarb, bis ihn ein Chassepotgeschöß in der Schlacht bei Beaugency-Cravant kampfunfähig machte. Für sein tapferes Verhalten bei Sedan wurde R. mit dem Ritterkreuz I. Klasse vom Militär-Verdienstorden und dem Eisernen Kreuz II. Klasse geehrt. Abermals hervorragend betätigte er sich am 11. Oktober bei Orléans-Ormes, wo er in offenem Felde mit seiner Batterie einen entscheidenden Erfolg über eine schanzengedeckte französische Artillerieabteilung erzwang, wodurch die feindliche Stellung unhaltbar wurde: eine Leistung, welche ihm die Ritterschaft des Militär-Max-Joseph-Ordens mit dem persönlichen Adel einbrachte und 1908 durch den Maler Anton Hoffmann in einem Bilde für das Bayerische Armeemuseum zur Darstellung kam. Nach völliger Genesung erfolgte im November 1871 seine Einreihung als Major, im April 1877 die Ernennung zum Kommandeur und im November darauf zum Oberstleutnant; im September 1881 trat R. als charakterisierter Oberst in die erbetene Quieszenz; die Feier des hundertjährigen Bestehens des Militär-Max-Joseph-Ordens im Februar 1906 gab die Beförderung zum Generalmajor.

Die Schönheit seiner waldreichen Heimat hatte frühzeitig den landschaftlichen Sinn, ebenso wie Spinnstuben-Märchen und Sagen die Freude an der Poesie geweckt, welche ihn beim Eintritt in die militärische Laufbahn mit gleichgestimmten Freunden, wie dem genial angelegten Georg Betzel (\* 1823, † 1858) und dem vielseitig begabten Karl Woldemar von Neumann (\* 1830, † 1888; vgl. Brümmer's Lexikon III, 140) zusammenführte in einem »Von der Isar« benannten Dichterverein, woselbst eine mutige Anzahl vielverheißender, hoffnungsvoller Jünglinge, darunter Leonhard Wohlmuth, Karl Schultes, Hermann Schmid, Eduard Ille, Josef Pangkofer, August Becker als fröhlicher »Jung Friedel«-Spielmann *e tutti quanti*, gewaltige Anläufe machten, von ihrer am Isarstrom im »Gasthaus zum grünen Baum« gelegenen Arena geraden Wegs den bayerischen Parnaß zu stürmen, wozu das »Von der Isar« (München 1851) betitelte dickleibige, leider nur einmal erscheinende Dichterjahrbuch als Zeughaus das nötige schwere Material bieten sollte. R. trat erst 1854 selbständig hervor im Geleite seines Freundes Karl Woldemar von Neumann mit jugendlich schäumenden »Soldatenliedern«, welchen eine Ausgabe eigener »Gedichte« (Memmingen 1859, 384 S., 12 und bei Oskar Besemfelder; vgl. 59 Allgem. Ztg. 25. Dezember 1859) folgte, in welchen nächst einer flüssigen Formgebung die Vorbilder von Lenau, Geibel, Lingg, August Becker, in sangbarem Wohllaut und farbiger Plastik leicht erkennbar, hervortraten: landschaftliche Schilderungen und kleine Zyklen von heiteren Genrestücken (der Falkonier, Zigeuner, Landsknechte, Fähnriche), und sich angenehm bemerkbar machten. Sein kulturhistorisch verdienstliches Buch über den »Bayerwald« (Regensburg 1861, bei Pustet, 254 S., 8°, mit einer Karte und vielen Illustrationen, in 2. Aufl. 1887) schildert Land und Leute »der Wälder« mit ihrem Gewerbfleiß, nach Geschichte, Sprache, Bauweise, Tracht,

Sitten, Sagen und Gebräuchen. R. betätigte sich auch als Mitglied der durch Geibel und Paul Heyse begründeten Münchener Dichter-Vereinigung zum »Krokodil«, dessen literarhistorisch sehr anziehende Biographie der fleißige Dr. A. Dreyer mit umsichtiger Klarheit vorbereitet. R. waltete hier eine Zeitlang als Archivar und Protokollführer; seine Referate klangen knapp und kurz, wie ein sachlich wohlerwogener Rapport. Nach Geibels Abgang sammelte Dr. Otto Braun (vgl. R. Weltrichs Nekrolog in Bettelheims »Jahrbuch« 1904, VI, 490) die durch neue Namen rekrutierte Gesellschaft, welche in Cottas »Musen-Almanach« (1890—99 in 10 Bändchen) eine zeitgemäße Fortsetzung fand.

Im Jahre 1892 erschien R.s lange schon vorbereitete, vielfach überarbeitete lyrische Epe »Wotans Heer; eine Märe aus dem Odenwald« (Dresden und Leipzig, bei Pierson, 330 S. 8°), dem Kern nach der Isländer Sagenwelt entstammend, aber in die Übergangszeit des XV. zum XVI. Jahrhundert kostümiert, obwohl der Form nach in eine Art Gudrunstrophe gebannt und mit freien volkstümlichen Liedern durchflochten, auf dem Hintergrunde des Bauernkrieges und Nachklängen der Paviasschlacht (ein Druckfehler [S. 328] verlegt selbe in das Jahr 1825 und das erste Auftreten der Zigeuner in das Jahr 1100, anstatt 1400) verliert die freierfundene Fabel an plastisch-einheitlicher Wirkung, die trotz vielen schönheitreichen Episoden keine fesselnde Wirkung aufkommen läßt. Das allzufreudig überwuchernde Detail erstickt die skizzenhaft angelegte Handlung (vgl. Julius Grosse in Beil. 134 Allgem. Ztg. 14. Mai 1892). Das »Rotes und Blaues Blut« (München 1893 bei Albert, 113 S., kl. 8°) betitelt ein Bändlein bietet zwei Liedernovellen »Werner der Falkonier«, worin Kürnbergers nibelungenhaftes Motiv in Düsseldorfer Romantik verbreitert und umgeprägt erscheint und die ganz moderne Starnberger-See- und Dorfgeschichte von der »Fischer-Rosl«, welche trotz der realistischen Fassung durch die elementare Gestaltungskraft der Naturschilderungen angenehm belebt wird. Auch die Gelegenheit, das Gedächtnis an König Ludwig II. zu feiern, ist ein glücklich gewählter Ausgang. Das »Lyrische Wanderbuch« (München 1893, bei Albert, 223 S., 8°; vgl. Beil. 37 Allgem. Ztg. 16. Febr. 1897) mit feintönig ausklingenden landschaftlichen Genre- und Stimmungsbildern schaut alles mit den Augen eines Maler-Poeten, manches ist leicht oder auch scharf ironisch, gleichsam im Freilicht wiedergegeben.

In den Wald-, Heide-, Moor- und Hochlandliedern, deren melodischer Tonfall schon viele Komponisten wie Christian Seidel, Weißmann, Hannes Ruch und Ernst Stobe einlud, selbe auf den Flügeln des Gesanges in die Welt zu tragen, steckt allerlei à la Wilhelm Lichtenheld, Eduard Schleich und Karl Spitzweg. Solch ein Käuzlein schildert z. B. die »Rundfahrt«. Daran reiht sich »Mein Wanderbuch« (München 1895, bei Max Wohlfahrt, 231 S., 8°), womit der Dichter großes Pech erlebte, da der Verlag, nach Versendung weniger Exemplare, verbrannte oder verkrachte, so daß das Opus erst nach R.s Tode neu gedruckt in die Welt fliegen konnte! Wahrlich: *Habent sua fata libelli!* Merkwürdigerweise führt uns R., der doch mit Leib und Seele Soldat ist, nie in selbsterlebte Situation; Taneras leichter, redeseliges Plauderton war ihm ebenso versagt wie Liliencrons schneidige Reiterverve. Und doch hatten alle Drei die Bluttaufgabe auf dem Feld der Ehre empfangen. Ebenso überrascht die Wahrnehmung, daß die so zahlreiche autobiographische Kriegsliteratur, wo jeder

sein Erlebtes berichtet, seither noch keinen Fachhistoriker fand, welcher vom artistischen oder literarischen Standpunkt aus eine gruppierende Charakteristik gewagt hätte. R. greift lieber in andere Stoffe über. Als Geschwisterkind zu Hermann Lingg's »Im alten Teich zu Singapur, da liegt ein altes Krokodil«. . welches der vormaligen Münchener Dichtergilde, gleichsam als Sigill und Devise, den Namen gab, gilt R.'s gleichwertiger »Eidechse«.

Titelgemäß geht, wie ehemals in den Tanzreigen jenes Tanhuser, der Weg des Dichters durch das halbe Abend- und Morgenland: vom Spessart und Odenwald mit der Frau Holle in die Regionen Bayerns und Böhmens nach dem hohen Norden und »fern im Süd das schöne Spanien« zu andalusischen Zigeunern, welche indessen bei R. gerne als Rastelbinder und arme, in vielen Künsten erfahrene »Romnitschel« ihr fingerfertiges Wesen treiben. Manch derb realistischer Zug erinnert an Böcklins humoristische Staffagen, wenn ein junger Pan in sieben Tönen ein Lied pfeift zum Preise seiner Schönen, die als — Kellnerin beim Weinzapfer Bacchus bedient war. Dieser Stoffwahl ist dann stilgerecht ein knapper schlichter Volkston und sorglosere Reimbehandlung angepaßt. Der Dichter versteht, wie die Maler zu sagen pflegen, immer sehr gut »die Mache« und weiß durch glückliche Antithesen überraschende Effekte zu erreichen. — Die Krone seiner Bücher bilden die »Federzeichnungen aus Wald- und Hochland« (München und Leipzig, bei Otto Heinrichs, 227 S., 8°), wo der Poet in durchweg dreistrophigen Vierzeilen sehr geschickt seine landschaftlichen Miniaturen in wohlklingender Schönheit, immer gleichmäßig in Form und Gehalt, zusammenrundet. Im »Wald« besingt er die vier Jahreszeiten, im »Hochland« wechselt der volle Glanz des Sonnenlichts mit »Schlagschatten«, »Streiflichtern und Helldunkel«. Die ganze Natur wird lebendig, wenn ein dichtendes Malerauge darüber streift.

Daß es eine so vielseitig veranlagte Begabung drängte, sich nicht nur mit Stift und Feder, sondern auch mit Pinsel und Palette vollauf auszuleben, ist erklärlich, ebenso daß R., weit über alles Dilettantische hinausgehend, als treuer Schüler des lebenswürdigen Carl Millner (1825—95) sich bewährte. Die im Kunstverein zutage tretenden kleinen Ölgemälde, Aquarelle und Zeichnungen, aus den bayerischen Alpen, vom Starnberger See, Dachauer Moor und Böhmerwald, Tirol, Dalmatien, Italien und den spanischen Cordilleren — darunter auch ein Rahmen mit ganz kleinen köstlichen Stimmungsbildern und echten Albumblättchen — fanden eine über den gewöhnlichen *succès d'estime* gehende Auf- und Abnahme, welche sich auch auf den daselbst zur Ausstellung gebrachten Nachlaß erstreckte, zwar kein Clou für den Kunsthandel, aber ein immer treugehegter Schmuck in manchem Familienheim. — Die Manuskripte des Dichters in druckreifer Reinheit stiftete dessen Sohn Hr. Major a. D. Ludwig R. mit rühmenswerter Pietät in die kgl. Hof- und Staatsbibliothek. — Seine Neffen Heinrich Richard R. (\* 25. Mai 1862 in Memmingen) und Franz R. - Broili haben sich als Landschaftsmaler, ersterer auch als ethnographischer Schriftsteller rühmlichst hervorgetan.

Vgl. Porträt und Biographie von Ernst Kreowski in Nr. 2658 »Illustr. Ztg.«, Leipz. 9. Juni 1894; Franz Brümmer, Lexikon Deut. Dichter u. Prosaisten, Leipz. 4. Aufl. III, 283; Dr. A. Dreyer in Nr. 12 »Alma Julia« (Beil. zur Neuen Bayer. Landesztg.), Würzburg 19. März 1904; Nekrologe in Nr. 353 »Allgem. Ztg.« vom 20. Febr. 1892 u. Nr. 130, ebend. 19. März 1904;

Nr. 40 »Münchener Ztg.« 18. Febr. 1909 u. Nr. 65 ebend. 19. März 1909. Viele Artikel in den »Neuesten Nachrichten« 210 vom 5. Mai 1908; 79 vom 18. Febr. 1909; 132 vom 20. März 1909 usw.

H y a c. H o l l a n d.

**Reznicek, Ferdinand Freiherr von**, Zeichner und Schriftsteller, \* 16. Juni 1868 zu Ober-Sievring bei Wien, als Sohn des k. u. k. Feldmarschalleutnants Josef Freiherr v. R. und dessen Gemahlin, einer Fürstin Ghika; † 11. Mai 1909 in München; begann zu Wien seine autodidaktischen Studien, welche er vorübergehend an der Münchener Akademie fortsetzte, betätigte sich mit Feder und Stift an den »Fliegenden Blättern« durch humoristisch angehauchte Illustrationen, welche er auch zu Ernst von Wolzogens novellistischen Croquis »Ein königliches Weib und andere Geschichten vom Münchener Fasching« (Stuttgart 1900, Krabbe) lieferte. R. bekundete seine Kenntnis des modernen Lebens in zahlreichen farbensprühenden Skizzen zu G. Hirths »Jugend« (z. B. »Blumenkorso in Ostende« in Nr. 40 vom 3. Oktober 1896, »In König Artur Land« ebendas. Nr. 4 vom 22. Januar 1898), die er, nächst R u d o l f W i l k e (\* 27. Oktober 1873, † 4. November 1908) als einer der tätigsten und originellsten Mitarbeiter von Albert Langens »Simplizissimus« fortsetzte. Sein Repertoire gibt nach Vorgang des Pariser Paul Gavarni und des Wiener Klic die schwülprickelnde Atmosphäre der im Münchener »Deutschen Theater« und anderswo abspielenden »*Bal parés*« mit ihren mondainen Kokotten, gaukelnden Aspasiens, die glatzköpfigen Habitues und geckenden Routiniers im rasenden Ringelreihen, dem wiehernden Lachen zum bacchantischen Gebrüll — Szenen, wie selbe Jos. Ruederer in seinem »München« (Stuttg. 1907, S. 15 ff.) mit glühenden Zügen impressionistisch schildert: »als ob der Hörselberg losbräche mit Faunen und Nymphen. Alle die hochgehobenen Weiber mit fuchtelnden Armen und strampelnden Beinen erscheinen wie ein ungeheures Ganzes, ein Riesenpolyp, der mit den Männern erst Fangball spielt, ehe er sie gänzlich verschlingt; der Höhepunkt, die eigentliche Sensation des Karnevals: »Kehraus!« Das hat R. in einem aus 32 Blättern bestehenden, »Der Tanz« betitelten Album (München 1906, kl. Fol., bei Langen) konzentriert, bisweilen in Einzelfiguren, meist sachgemäß als »*Pas de deux*« — eine historische Terpsichore in allen Phasen, anhebend mit der »Aufforderung zum Tanz« und dem veralteten »Menuett« und der ritterlichen »Lance«; nach so feierlicher Introdution saust der Tingeltangelwalzer und der bäuerliche »Draher«, und, Abwechslung muß sein, der Serpentinanz, Fandango und die »Schlaftänzerin«, dann »*Thé dansant*«, der Cancan usw.: Bauchtanz, Cake walk und Hipp-hipp-hurra!, der Spiegeltanz und die Saharet, Tarantella und Schuhplattler, Salome, der »alte Wiener-Prater« und mit rittmeisterlichem Embonpoint ein sporenklingender Csárdás. Auch das »Brett!« mit dem »fischen Domino« und die »Streberie« der armen blutjungen Ballettratten, die am Ausguckloch die Anwesenheit des Intendanten in der Parterreloge mit der Losung, »daß man wieder die Beine nicht hoch genug schmeißen könne«, verkünden. — Auf die gleiche Tonart des »ewig Weiblichen« sind alle weiteren Publikationen gestimmt: »Sie«, die »Verliebten Leute«, die »Galante Welt« und das mehr als sarkastische »Unter vier Augen«. Vom letztgenannten Album und dem »Tanz« erschienen auch Luxusausgaben zu je 50 Mark, während die gewöhnliche Edition auf 7,50 Mark gewertet ist.

Wenn der aus den »Fliegenden« bekannte Philister Lorenz Kindlein und dessen Vetter Herr Hanns Lämmelein staunend mit gestäubten Haaren in den wirbelnden Hexenkessel schauten und die sozialdemokratischen Nachkommen von Weiland »Wühlhuber« mit pharisäischem Augenaufschlag sich freuten, nicht so zu sein wie jene täglich in Champus badenden und Kaiser-Wilhelm-Zigarren rauchenden »Dickschädel«, welche unter Cromwell mit dem technischen Terminus der »Cavaliere« gebrandmarkt wurden, so änderte sich nur das zeitgemäße Kostüm, die Sachlage aber blieb gleich — *»tout comme chez nous«*. Unser Maler aber, der nichts von William Hogarths streng haderndem Zorn gegen welches Wesen zeigte, scheint sich mit wohliger Behaglichkeit in seinem zuständigen Milieu gefühlt zu haben. Dadurch gewinnt sein Werk für spätere Zukunft einen kulturhistorischen Wert, als diplomatisch gültige Quelle und wahrhaftes Spiegelbild unserer Gegenwart. Was dann inzwischen vorgeht, bleibt uns vorerst noch in wohltätiger Weise verborgen.

Freunde und Mitarbeiter errichteten über seiner Grabstätte im Nördlichen Friedhof (Schwabing) ein Denkmal mit Porträtbüste von August Heer. Eine Ausstellung bei Heinemann (im Juli und August 1909) ergab 116 vollendete Aquarelle und Zeichnungen. — Ein älterer Bruder, Nikol Frhr. v. R. (\* 1861 in Wien), hat sich als Tondichter mit den Opern »Donna Diana« und »Till Eulenspiegel« nebst vielen Walzern und einem »Requiem«, auch als Hofkapellmeister in Weimar und Mannheim hervorgetan (vgl. Nr. 2069 »Illustr. Ztg.«, Lpz. 24. April 1902).

Vgl. Nr. 110 »Münchener Ztg.« u. Nr. 221 »Neueste Nachrichten« vom 12. Mai 1909; Alex Braun in Nr. 3438 »Illustr. Ztg.« Leipz. 20. Mai 1909.

H y a c. H o l l a n d.

**Schaltegger, Emanuel**, Porträt- und Landschaftsmaler, \* 2. September 1857 als Sohn eines Pfarrers und Dekans zu Altersweiler (Thurgau), † 4. Januar 1909 in München. Seine für Musik wie Zeichnung in früher Jugend schon hervortretende Begabung fand, wie ehebevor bei Benjamin Vautier, keine beachtende Pflege, man dachte höchstens an Unterbringung bei einem Photographen, bis ein Verwandter die Mittel vorschob zu einer Reise nach Wien, welches damals nach traditioneller helveter Meinung für die Hochschule aller Zuckerbäcker und — Maler galt. Da nach zwei Semestern kein sichtbarer Erfolg zu vermelden war, versiegte die Beihilfe. Unverzagt wanderte der Jüngling trotz kärglicher Situation nach München, wo Hackl und Raab dem »störri-gen Schweizer« in ihrer Schule Aufnahme und Unterweisung gewährten, welche bei Alexander Wagner und Defregger erfreuliche Fortschritte zeitigte. Sein erstes Porträt, das Kind seiner Mietsleute, wurde noch mit Viktualien honoriert. Ein »Mädchen mit der Laute«, eine »Madonna« und mehrere Bildnisse weckten die tröstliche Aussicht auf bessere Zeiten. Auch der nachmals so gefeierte F. X. Winterhalter mußte während seines ersten Münchener Aufenthaltes mit Konterfeien von kleinen Spießbürgern und Beamten sein schwer verdientes Brot erringen. Andersens Dichterwort: es sei kein Unglück in einem Entenhofe zur Welt zu kommen, wenn man nur in einem Schwanenei gelegen, hat sich oft genug bewährt. Auch Sch. rang sich durch und fand noch Zeit und Mut zu landschaftlichen Studien in Dachau und im fernerem Allgäu. Der gute

Name wurde buchstäblich von der Hand zum Munde abgerungen. Er brach sich Bahn und konnte sich bald auch in der Heimat ehrenvoll sehen lassen, wo zahlreiche Aufträge sein redliches Streben und zähe Arbeitskraft lohnten, so daß der Künstler allgemach wagen durfte, sein eigen Heim zu gründen. Sein Name fand bald in Kunstvereinen und Ausstellungen ehrenreiche, mit Stauffer-Bern wetteifernde Aufnahme und Anerkennung. Lenau-Devise

Nur wer sich mit eigenen Kräften  
Durch das Dickicht einen Pfad schafft,  
Kann den Kranz sich dauernd heften.  
Kunst ist keine Kameradschaft!

gilt nicht allein im Bereiche der Dichtung, sondern mit gleicher Wucht auf den Gefilden jeder wahren Kunst. Leider schob das Unheil auch seinen breiten Fuß dazwischen: die schwere Erkrankung seiner Gattin. Mit bewunderungswürdigem Mute klammerte sich der Maler neben der Pflege der Dulderin an seine Kunst. Sch. schuf u. a. ein repräsentives Porträt der Prinzessin Ludwig von Bayern. Auch eine »Dame in Blau« war begonnen, als den Künstler bei Freundesbesuch ein plötzlicher Schlaganfall wie Wetterstrahl zusammenwarf. — Am 24. April löste ein sanfter Tod auch die Leiden seiner Frau. Der bunte in langjährigem Sammeleifer aufgestapelte kostbare Atelierschmuck kam am 22. September unter den Hammer des Auktionators. Der eine ganze Lebenstätigkeit schildernde artistische Nachlaß, darunter die Bildnisse seiner Eltern und sein eigener, klar ausblickend, scharf beobachtender Kopf, gab, ein selbstredender Nekrolog, den klaren Beweis, daß der Maler aus dem ihm anvertrauten Pfunde redlichst gemacht hatte, was in seiner Macht lag: Eine durchaus ehrliche, unwandelbar vorwärts strebende, Großes und Unvergeßbares verheißende Natur, »*media in vita*«, aus dem Schaffen gerissen!

Singer Nr. 185; C. Th. M. im Kunstvereinsbericht f. 1909, S. 21 f.

H y a c. H o l l a n d.

**Scherer, Georg, Dr.**, Dichter und Schriftsteller, \* 16. März 1824 zu Dennenlohe (bei Ansbach), † 20. September 1909 in Eglfing (Oberbayern), trat nach gründlichen philologischen Studien an der Münchener Universität 1847 als Hauslehrer und Erzieher in eine hochadelige Familie, wo derselbe, insbesondere durch deren Übersiedelung nach Stuttgart, mit allen poetischen Schwingen der Isar- und Neckarstadt und weit über deren Grenzen hinaus mit den meisten seiner Zeitgenossen, den namhaftesten Künstlern, Malern, Zeichnern und Komponisten in innigste Fühlung geriet. — Wilhelm von Kaulbach gab die erste Anregung: für den jungen, so verheißungsvoll heranwachsenden bayerischen Kronprinzen Ludwig »ein extrafeines Kinderbuch« zu machen, wozu Kaulbach fünf fröhliche Zeichnungen beisteuerte; Sch. gewann dazu noch Beiträge von Kreling, Heydeck, Neureuther, Franz Gf. Poggi, Stauber, Straehuber, Schmolzé, Moritz von Schwind und Ludwig Richter, indes unser Poet die nötigen Texte, Lieder und Sprüche lieferte. So entstand die prächtige Sammlung »Alte und neue Kinderlieder, Sprüche und Rätsel« (Lpz. bei Alphons Dürr 1849, kl. 4<sup>o</sup>), welche bis 1905 mit immer neuen artistischen Zutaten, sieben Auflagen erreichte. Das Buch gab dann das Vorbild zu dem prachtvollen Pergamentkodex, welchen Dr. F. A. Lehner (\* 1824, † 1895), der nachmalige

Bibliothekar und Direktor des fürstl. Museums zu Sigmaringen, durch den Maler Wilhelm Traub (\* 1828, † 1874) mit köstlichen Miniaturen ausgestattet, als Festgeschenk für den österreichischen Kronprinzen Rudolf inszenierte, wovon nur ein Balladenkranz »Ergötzliches in Tat und Wort vom Grafen und König Rudolph, in lustige Reime gebracht« von F. A. Lehner (Wien 1859, bei Gerold), leider ohne den Bilderschmuck, in die Öffentlichkeit kam. — Sch. veranstaltete mit Bildern von Franz Gf. Poggi das heitere Kinderbuch »Der Osterhas« (Nördlingen 1850, bei Beck, kl. Fol.), welches in fünf Auflagen seine Anziehungskraft bewährte, durch unbefugte Nachbildungen aber zu ärgerlichen Verdrießlichkeiten für den Autor führte. Ferner besorgte Sch. die von Franz Gf. Poggi zuerst illustrierten, durch Richters Holzschnitte vermehrten »Kinder-, Jäger-, Soldaten- und Volkslieder« neu edierten, von Max Kunz gewissenhaft mit den ältesten Singweisen vertonten Sammlungen — in Bild und Wort ein wahrer Jungbrunnen und Schatzbehälter deutscher Kunst, wozu Sch. später noch vier, mit Richter-Bildern reich ausgestattete Hefte fügte — eine Zeitlang auch als eigener Verleger seiner Publikationen, welche er nach ihrer Herstellung an andere Firmen geschickt vermittelte. Inzwischen war Sch. mit eigenen, tief empfundenen, formvollendeten »Gedichten« hervorgetreten, welche, mit Vignetten von Paul Thumann ausgestattet, sieben Auflagen erlebten, während Sch.s »Deutscher Dichterwald« betitelte lyrische Anthologie, mit immer neuen Beiträgen seiner Zeitgenossen und jüngsten »Brüder und Schwestern in Apoll«, in stets erweitertem Umfang und mit von ihm selbst sorgfältig besorgtem Bilderschmuck ausgestattet (Stuttgart, bei Hallberger), die Jubelzahl von fünfundzwanzig, immer stattlicher anwachsenden Editionen erreichte, wozu er sich unverdrossen und umsichtig der weitesten Korrespondenzen unterzog, damit zugleich eine Fülle von Autographen anhäufend. Alle diese Unternehmungen glückten, darunter auch ein »Rätselbuch« (München, bei Braun und Schneider), das vorläufig in zwölftausend Exemplaren die junge und alte Welt erfreute, mit dieser pädagogisch nützlichen, geist-schärfenden »Eichhörnchen-Arbeit«, wozu er seine kleinen Freunde so nett einladend aufmuntert. Alte und neue Zeit haben reichlichst beigesteuert, darunter Fr. Güll, Schiller, Paul Heyse, Goethe, Haug, Hebel, W. Jordan, der feine Mises (G. Th. Fechner), Simrock, Schleiermacher, Th. Körner, Mörike, insbesondere der Herausgeber selbst. — Sein feiner Humor wagte sich auch in die Niederungen der pfälzer Mundart.

Durch größere Reisen in Deutschland, Frankreich, Belgien, England und Italien vorbereitet, promovierte Sch. zu Tübingen, habilitierte sich als Dozent für Ästhetik und Literaturgeschichte am Polytechnikum zu Stuttgart und erhielt 1875 die Stelle als Professor und Bibliothekar an der Kgl. Kunstschule daselbst. Im Jahre 1881 verließ Sch. sein Amt und übersiedelte nach München, verschiedenen literarischen Arbeiten obliegend. Allerlei beim ersten Auftreten nicht nach Gebühr gewürdigte Erscheinungen, z. B. Prozesse des sonst so friedfertigen Dichters gegen Kollegen, auch mit seiner Frau (eine geb. von Seht, sie starb am 25. September 1908 zu Innsbruck) usw. reiften endlich, leider zu spät, zu dem ärztlichen Entschluß den Patienten in eine Anstalt zu verbringen, wo derselbe bald in schmerzloser Umnachtung endete. — Sch. hatte in jahrelangem Sammeleifer einen meist mit Dedikationen von Freundeshand ausgestatteten Bücherschatz, von seltenen Drucken und Ausgaben erster Hand,



von Zeichnungen, Radierungen, Stichen in Probedrucken, insbesondere infolge seiner ausgefächerten Korrespondenz eine Fülle von Autographen eingehamstert. Den größten Teil derselben erwarb die Kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München. Doch blieb noch immer ein über 8000 Nummern umfassender Kunstbestand, worüber das »Süddeutsche Antiquariat« in München fünf für Bibliographen und Kunstfreunde sehr erwünschte und reichhaltige Kataloge publizierte, während Helbing die Bilder und Kunstblätter zur Auktion brachte. Das Resultat ergab mit dem unerwarteten Funde von Kapitalien einen auf rund bezifferten Rücklaß von etwa 160 000 Mark, wofür, da der Besitzer keine testamentarische Verfügung getroffen hatte, die etwaigen gesetzlichen Erben auf gerichtlichem Wege gesucht werden mußten.

Vgl. Brümmer, Lexikon, Leipz. 4. Aufl. IV, 412 (das von Sch. selbst angegebene Geburtsjahr 1828 ist seitdem durch notarielle Erhebung für 1824 nachgewiesen); L. Fränkel Nek. in Eckart 1909, IV. Jahrg., 2. Heft, S. 148 ff.; Nr. 40 »Allgem. Ztg.« 2. Oktober 1909 (mit richtigem Geburtsdatum).

H y a c. H o l l a n d.

**Schuler, Georg Michael**, Dichter und Schriftsteller, \* 14. Mai 1833 zu Würzburg, † 18. April 1909 daselbst. — Obwohl der Vater, ein sehr einfacher Geschäftsmann, frühe starb, so ermöglichte die treubesorgte Mutter die Fortsetzung der begonnenen Studien, wofür der gute Sohn zeitlebens in innigster Dankbarkeit verharrete. Schon bei den Maienfesten der Gymnasialzeit brachte Sch. eigene poetische Erzeugnisse zum Vortrag, darunter einen ganzen Balladenkranz. Vielfache erfreuliche Anregungen verdankt er seinen, auf dem engeren bayerischen Parnaß wohlbekannten Lehrern Goßmann, Saffenreuter, Eisenhöfer. Sch. machte sich mit allen Dichtern der Neuzeit bekannt, »von jedem lernend, ohne einen nachzuahmen«. Anfänglich der »blauen Blume der Romantik« zugetan und in ihrem Irrgarten schwärmend, wie er auch an die Vollendung von Novalis' »Heinrich von Ofterdingen« dachte, erwarb er rechtzeitig eine volle Beherrschung der Form, wozu die Freundschaft mit O. G. von Lüttendorf-Leinburg (der Übersetzer Tegnens und Oehlenschlägers) fühlbar mithalf. Er wagte eine Übersetzung des »Hohen Liedes«, welche mit Kommentar jedoch erst 1858 erschien, da Sch. alle seine Arbeiten immer lange, das bekannte »*Nonum prematur in annum*« oft doppelt und dreifach überschreibend, im Pulte zurückhielt. Der während seiner Lyzealzeit in wechselnden Rhythmen ausgearbeitete Romanzen-Zyklus »Eginhard und Emma« trat erst 1866 zutage. — Der Verf. wählte das Studium der Theologie, wurde 1856 Priester, wirkte als Kurat und Pädagog in Eltmann und Kissingen, als Prediger und Pfarrer zu Alzenau und Retzstadt, verwendete den Aufenthalt in München 1882 bis 1884 ausgiebig zu weiteren wissenschaftlichen Arbeiten und wurde 1889 als Oberpflegamtsrat am Julius-Hospital nach Würzburg berufen. Inzwischen betätigte sich Sch. mit der Umarbeitung früherer Entwürfe, darunter »Landolin Schwabs Lehrer-Freuden« (1864), in welchen der Poet seine eigenen pädagogischen Erfahrungen zu heiterer Erzählung gestaltete; ein patriotisches »Deutsches Landsturm-Büchlein« (1862) und die in vierfüßigen Trochäen abgefaßte Epe »Der Sklavenhändler aus Sansibar«. Besser als der dramatische Versuch »Ein Fürstensohn« glückte

seine nach englischen Vorbildern und geschichtlichen Quellen aufgebaute, umfangreiche Erzählung »Thomas Plantagenet«, worin er die Schicksale des Hauptkämpfers für das englische Freiheitspalladium, die »*Charta magna*« unter Eduard II., mit kulturhistorischen Farben schilderte, im Wetteifer mit Josef Spillmanns die Zeit Heinrichs VIII. und Elisabeths mit Vorliebe behandelnden Romanen. In sein eigenstes Fahrwasser gelangte der Poet mit dem häufig unter seltsamen Titeln aufgeputzten lyrischen Quodlibet: »Etwas für Dich« (1901), mit »Balladen und Burlesken« (1889 und 1901, Lpz., bei L. Woerl), »Palmen«, »Aus meinem Garten«, »Fiedel und Harfe« (1904), »Poetische Purzelbäume«, »Raketen« (Bonn 1904) und dem posthumen »Lust und Leid« (Würzburg 1910), worin Sch. an Reinheit des Reimes und flüssigem Wohllaut, mitunter auch an ergötzlicher Satyre und epigrammatischer Würze vielen Zeitgenossen die Wette bietet. Die »Purzelbäume« (Lpz., bei Leo Woerl) bestehen größtenteils aus kurzen Reimstrophen mit Lebensregeln und Mahnsprüchen in der Weise des mittelhochdeutschen »Freidank« oder des aus den »Fliegenden Blättern« als »Herr von Miris« so wohlbekannten Franz Bonn (vgl. Bettelheim, Biographische Blätter 1895, I, 391—97). Die Jugend-, Studenten- und Wanderlieder jubeln in herzerfreuender Frische, auch »Bergsteigen und Radeln« machen ihm Freude. Ein feuchtfrohlicher, oinologischer Duft ergibt sich von selbst; sogar das bayerische Bier erhält ein Carmen, ebenso das »leider leere Heidelberger Faß«. Von moderner Neurasthenie oder *Décadence* nicht die leiseste Spur! Das Vaterland wird in flüssigen Anapästien gefeiert und frühzeitig, wo noch andere schwiegen, der mahnende Ruf nach einer deutschen Flotte und der Wunsch »Fort mit dem Zopf!« mannhaft erhoben. Mit der rührendsten Kindesliebe ehrt er seine Heimat, das Vaterhaus und sein totes Mütterlein. Eine originelle Prachtleistung ist der »Lobspruch auf den Pelzmäntel« und andere Gaben. Er handhabt den Volkston und die Tanzweisen, bewegt sich ebenso ungeniert in Rhapsodien, meistert Ghazel und antike Strophen, Oden und Elegien; unter letzteren findet sich eine »Sappho und Heloise«, ein »Abschiedsgesang Lohengrins und Elsas« in rührend ergreifender Klage, überhaupt unerwartet viel Zart-sinniges, eingekleidet in die gut erfundenen »Dichterlieder« Dantes an Beatrice, Petrarcas an Laura, Tassos an Eleonore: reichlicher Ersatz für das ihm vor-enthaltene Minnelied. Feiner und zarter lassen sich solche Gefühle kaum in Worte kleiden. Ebenso seine hymnologischen Harfenklänge. Die Epicedien an Klopstock, Goethe, Schiller, Rückert, Platen u. a. sind charakteristische Leistungen, immer in äquivalenter Form. Auch die Nachdichtungen des Horaz und Jakob Balde verdienen alles Lob. Ebenso schwingt er sittlichen Zornes voll die Geißel, wo meist jeder Hieb sitzt. Dagegen gelingen, obwohl sonst immer perlenden Humores voll, weniger die orientalischen Burlesken.

So ist Sch. in allen Formen bügelgerecht und sattelfest. Unter dem Titel »Aus meinem Garten« bindet Sch. noch einen bunten Strauß von Blüten und Blumen, auch allerlei aus dem Leben der Tierwelt (darunter »Die Schwalbe«, der politische »Papagei« und die ironischen »Schmetterlinge«, auch das allitterierende Tongemälde über »Die Pest«, den gräßlichen Gast am glänzenden Goldsitze Gottes«, das tolle »Aasgeierlied«, die Kontemplationen über »Vanitas, Abschied vom Leben und Unsterblichkeit«; darinnen die zuversichtliche Ahnung, daß der Sänger nicht ganz vergessen werde, sondern doch

wieder auflebe in seinen Werken, wenn ihm das Gebein bleicht — also keine Klagen am Sarg! eine Hoffnung, die ihm auch der strengste Kritiker nicht zertrümmern möchte. ‚*Habeat et fiat!*‘ — Als allgemeines Gesamturteil über Sch.s Gedichte und vor allem über seine Lyrik muß zunächst in formaler Hinsicht gesagt werden, daß er sich überall als ein sehr gewandter vielseitiger Beherrscher der Form zeigt, ja, daß er an Reinheit des Reimes und Wohllaut des Versflusses an Pracht der Phantasie und sprudelndem Humor viele junge Poeten übertrifft, die bei den Modernen der achtziger und neunziger Jahre in die Schule gingen. Der ästhetische Kern des Inhalts ist als guter, kräftiger Durchschnitt zu bemessen, über der sich eine Anzahl ganz vorzüglicher Stücke hoch erhebt. Der ethische Wert seiner Poesie bleibt vollwiegend, da seine Stoffe immer nur Gesundes, Gerades und Tüchtiges bieten, da er allem Kranken, Ziel- und Zügellosen feind ist, ohne je ein Freudenhasser oder Stimmungsmörder zu werden. Sein Name sollte in keinem literarhistorischen Kompendium künftig fehlen, da er sich ja auch in anderen wissenschaftlichen Gebieten der Homiletik, Exegese, mit historischen Fragen und andern Zeitproblemen eingehend beschäftigte und eine umfangreiche schriftstellerische Tätigkeit bekundete.

Vgl. Kürschner u. Brümmer, Beil. 281 »Allgem. Ztg.« 6. Dezember 1901, Zum 70. Geburtstag; Nr. 109 »Augsburger Postzeitung« 16. Mai 1903 u. A. Dreyer in der »Literar. Warte« 1903, S. 554—56; Keiters »Lit. Kalender« 1907, S. 382; Nek. in Nr. 98 »Augsb. Postzeitung« 2. Mai 1909 u. W. Oehl in Franz Eicherts Monatsschrift »Der Gral«, Ravensburg 1910, S. 611 ff.

H y a c. H o l l a n d.

**Schultheiß, Albrecht, F.**, Kupferstecher und Radierer, \* 7. März 1823 zu Nürnberg, † 14. September 1909 in München. Sein Vater, welcher als Küster bei St. Lorenz und Volksschullehrer waltete, gab ihm eine tüchtige, die artistische Begabung fördernde Bildung und ermöglichte den Eintritt in Geißlers Kunstanstalt; eine Anzahl fleißiger Zeichnungen mit Motiven der seither vielfach verschwundenen malerischen Gehöfe, Häuser und Straßenbilder Nürnbergs gehörte zu den frühesten Leistungen des hoffnungsvollen Jünglings, der in Leipzig an der Akademie, unter L. G. Sichling, gleichzeitig mit Leutemann und Fr. W. Zimmermann gründliche Schulung und weitere Förderung zu Berlin trotz des sturmreichen Jahres 1848 mit seinen Freunden, darunter der Bildhauer B. Afinger und der in England zu Ehren gekommene Aquarellist Haug, empfing. Von Jugend auf gewohnt durch eigene Hand zu leben, arbeitete sich Sch. wacker durch, siedelte über seine Vaterstadt, wo er sich eine Braut holte, nach dem in Kunst florierenden München und schuf 1851 ein eigenes Atelier. Hier entwickelte er eine an künstlerischen Erfolgen und Lehren reiche Tätigkeit, einer der tüchtigsten seines, obwohl von vielfachen technischen Erfindungen bedrohten, trotz und mittels derselben doch immer neu aufstrebenden Kunstzweiges. Eine stattliche Reihe künstlerisch vollendeter, immer dem Grundcharakter des jeweiligen Vorbilds angepaßter Stiche und Radierungen geben Zeugnis von seiner seltenen Ausdauer und dem geistreichen Ermessen der reproduzierenden Mittel, vom strengen Kontur- und Linienstich bis zur malerischen Radierung nach dem Erfordernis des betreffenden Originals. Und es war ein glückhaftes Beginnen mit den Werken seiner jungen, vielbegabten Zeitgenossen, mit der stimmungsvollen

»Abendglocke« seines feinsinnigen Freundes Theodor Schütz, wo ein ehrwürdiges Mütterlein unter dem klingenden Ave über den stillen Kirchhof wandelt und spielende Kinder sich mit Blumen schmücken — ein Blatt, welches von vier Kunstvereinen als Jahresgeschenk an die Mitglieder verteilt wurde, welchem der gleich herzliche »Maientag« desselben Meisters mit demselben Anteil folgte. Dann die schwäbisches Landleben abschildernden Szenen des gemütvollen Ferdinand Rothbart, nebst den drei kleinen prachtvoll charakterisierten Titelpkupfern zu Ducros »Französischem Parnaß«, Elwells »Britisch Lyric« und Adolf Böttgers »Deutschen Dichtergarben«. Darauf folgten Kaulbachs »Kreuzfahrer«, Motzets »Trauernder Mönch«, Gennerichs »Götz von Berlichingen vor dem Rat zu Heilbronn«, J. B. Hofners »Hirtin«, Grünenwalds »Schäfer«, Schwinds »Rudolf von Habsburg«, Ferdinand Pilotys »Thomas Morus im Kerker«, Defreggers heitere »Brautschau« und »Aufforderung zum Tanz«, Lindenschmits »Singende Kurrentschüler«, Liczen-Mayers »Maria Theresia«, Leistungen, welche den Übergang zu der malerischen Radierung bekunden, ebenso wie eine Reihe von Rambergs, Fr. Pechts u. a. »Frauengestalten« und Charakterfiguren zu Goethe, Schiller und Lessings dramatischen Dichtungen; R. S. Zimmermanns »Künstlers Erdenwallen«, Grütznerns »Sonntagsjäger«, Herterichs ritterlicher »Brautzug« und der »Halt im Dorfe« nach W. Diez, die mit vielen anderen eine ausgezeichnete Wiedergabe fanden. Ebenso wie Sch. mit dem Stift die lebensvollen Bildnisse seiner Jugendfreunde zeichnete, reproduzierte er auch eine lange Porträtreihe nach Bildern von Stieler (Schelling), Correns (Oskar von Redwitz), Fr. Dürck (Kirchenhistoriker Dr. Karl Hase), Heinrich Brockhaus, Kupferstecher und Maler John Burnet, J. G. Fichte, Hiller, Ludwig Tieck, den ernsten Dichter Fr. Rückert, den fröhlichen Weidmann und altbayerischen Poeten Franz von Kobell, dann nach dem Leben unseren Ludwig Uhland (vgl. dazu den Bericht des Nekrologisten, wie es dem Stecher gelang, den für Maler sehr schwer zugänglichen Dichter zu einer Sitzung zu gewinnen, im Morgenblatt Nr. 320 der »Bayerischen Zeitung« vom 5. Februar 1862, welchen der achtzigjährige Sch. nochmals in Nr. 27 der »Allgemeinen Ztg.« vom 13. März 1903 aus der Erinnerung wiederholend selbst in Schrift brachte), Franz Lachner, Chr. Rauch (Begas), Schleiermacher (nach L. Heine), Joh. Michael Voltz, Charlotte Kestner usw. Insbesondere Glück machte Sch. durch seine Schillerbildnisse, womit er den freundlichen Beifall des alten Forstmeisters Karl von Schiller gewann. Ebenso glückten ihm die Arbeiten nach alten Meistern, darunter Netscher (Der Schreiber) Pietro Perugino (Grablegung, vgl. Deutsch. Kunstbl. Berlin 1854, V, 241), Tizian (Tempelgang Mariens und des in dreierlei Format wiederholten »Zinsgroschen«), Raphael (Sixtina), Tintoretto (Kreuzigung), Moretto und Sebastian del Piombo (»S. Justina« und die sog. »Fornarina«). Schließlich vertiefte er sich noch mit den verständnisinnigen Kopien nach Rembrandts »Saskia«, »Dame mit der Nelke« und »Wein, Weib und Gesang«, die schwersten Probleme in feinsten Nachempfingung lösend. Auch wurde ihm die Freude drei Bilder seines Sohnes Karl Sch. (\* 21. Juli 1852) »Vom Rhein«, »Von der Mosel« und das fröhliche »Friedensgeläute« der weitesten Verbreitung zuzuführen. Überhaupt gestaltete sich sein Lebensgang, obwohl seine Gattin, Barbara Bankel, 1908 aus dem Leben schied, im trauten Familienkreise (seine Schwiegertochter Natalie Sch. — \* 26. August 1865 zu Wien — exzelliert als virtuose Stillebenmalerin). Zum 50jährigen Dienst-

jubiläum (1858) seines alten Vaters setzte der dankbar treue Sohn mit dessen Porträtadierung ein artistisches Denkmal. An den Genossenschaftsfragen seiner Kollegen nahm Sch. stets den förderndsten Anteil und glänzte nach seiner Tagesarbeit immer in ihrem Kreise auch durch unnachahmliche Gesangkünste in heiterster Weise. Gerne griff Sch. zur Feder, wie es ihm auch leicht war, in der gemütlichen Mundart seines heimatlichen Grübel schalkische Einfälle reimweise zu kleiden, und Erinnerungen und Selbsterlebtes in Schrift zu bringen, ein leider unvollendeter Versuch. Zuletzt wurde er wunderlich, ging achtlos an den zu Besuchenden vorüber, verwechselte Tag- und Jahreszeiten, wollte in Kleidern schlafen, um bei Feuersgefahr gleich zu entrinnen, da — nach Wilhelm Busch — »Thorheit nicht vor Alter schützt«. Die kleine, unansehnliche Gestalt mit den hellblickenden, stets heiter glühenden Augen wird allen, die ihn kannten, in lieber Erinnerung bleiben.

Vgl. Marx u. Schultheiß, *Pittoreske Ansichten des Ludwig-Donau-Main-Kanals*. Mit vielen Stahlstichen. Nürnberg 1847. Gr. 4<sup>o</sup> (7 Gulden 48 Krz.); Apell, *Handbuch* 1880, S. 385; Pecht, *Münchener Kunst*. 1886, S. 232; *Kunst für Alle* 1886, S. 282; *Feier von Sch. 70. Geburtstag* in Nr. 11 *Anzeiger der Münch. Künstler-Genossenschaft* vom 15. März 1893; Joh. Fr. Hoff *Lehrjahre*, 1903, S. 263; Nr. 63 *Allgem. Ztg.* 4. März 1903: *Zum 80. Geburtstag*; *Nek. im M. Kunstvereins-Bericht* f. 1909, S. 29.

H y a c. H o l l a n d.

**Sinding, Otto**, Landschaftsmaler, \* 12. Dezember 1842 zu Kongsberg (Norwegen), † 12. November 1909 in München, besuchte als Sohn eines k. Bergmeisters die Lateinschule und das Gymnasium zu Drontheim und Lillehammer, absolvierte das Studium der Jurisprudenz an der Universität Christiania mit der Note der Auszeichnung, erhielt die erste Anstellung bei einem Regierungsdepartement, schrieb Verse, Romane und Dramen, musizierte, oblag der Jagd, lieferte autochthone Illustrationen zu Asbjørnsens Märchen (»Norske Folke-og Huldre-Eventyr i Udvalg ved P. Chr. Asbjørnsen«; Kjöbenhavn, Gyldendalske Boghandel-Forlag. F. Hegel u. Son; auch in deutscher Übersetzung als »Auswahl Norwegischer Volksmärchen und Waldgeistersagen«, Leipzig bei Refelshöfer), wendete sich, angeregt durch Holzschnitte und Bilder des Engländers Jos. Mallord William Turner so eifrig zur Kunst, daß er sein Amt niederlegte, bei Joh. Fredrich Eckersberg ernstlich in dessen Atelier trat, in den damals noch wenig bekannten großartigen nordischen Gebirgen gründlich Naturstudien betrieb und schließlich, mit einem Stipendium ausgestattet, zu seinem Landsmann H. F. Gude nach Karlsruhe übersiedelte, wo er mit dem vielfach geistesverwandten W. Riefstahl zusammentraf, welcher mit der ihm eigenartigen Verbindung figürlicher Staffage und der Landschaft bestimmend auf ihn wirkte. Bei einem Abstecher nach München malte er auch Wasserstudien an dem Chiemsee, wanderte, nach Riefstahls Vorgang auch die Architektur in sein Bereich ziehend, nach dem malerisch reichen Schwaben, wo Maulbronn vielseitige Ausbeute bot. Dann zog es ihn heimatsmächtig nach den von brandenden Meereswogen umspülten grotesken Uferfelsen des hohen Nordens, welche er wieder verließ, um die Resultate seiner Anschauungen bei Piloty in München (1872—76) zum koloristischen Ausdruck zu bringen, mit diesen Erregenschaften seine erste Studienzeit abschließend. Das Geheimnis der südlichen Form zu erforschen trieb ihn unruhige Wanderlust nach dem sonnigen

Süden und dem so vielfach formverwandten Capri, wo ihn das italische Volksleben fesselte, welches er in einer fibrierenden »Tarantella« (Holzschnitt in Nr. 2366 »Illustr. Ztg.« Leipzig, 3. November 1888 und »Meisterwerke der Holzschneidekunst« Heft 142 Taf. 66, XII. Bd. mit Text und biogr. Notizen), in »La festa di San Constanzo« und einer mit sehr dezenten Frauen besetzten Badebucht zum Ausdruck brachte. Wie ein die Literatur zweier Völker vermittelnder Übersetzer eilte er mit solchen Schätzen wieder zu einer Nordlandfahrt, um nicht als bequemer Tourist auf internationalem Salondampfer, sondern auf leichtem Eindecker, im Geleite seiner jungen in Sturzwellen aufjauchzenden Gattin, durch alle Scheren und Riffe der Lofoten sich zwängend, das Studium der hochnordischen Jahreszeiten zu ergründen: die riesige Pracht einer achtmonatigen Eiswelt, den keimenden Lenz, die Trope der Mitsommernacht und den eilig verduftenden Herbst, der seinem Maler gerne neugierige Schneeflocken auf die Leinwand zauste. Das Ganze eine in unzähligen Nuancen abgespielte Symphonie mit immer neu überraschenden Details der Tag- und Jahreszeiten, welche der Maler, offenen Auges jede farbige Luftwelle erhaschend, in seine Bilder bannte. In diesem Nachempfinden des Geschauten und Erlebten war S. unerreicht. Daß er über pikanten Einzelheiten breitere Eindrücke gleichfalls zur Geltung brachte, beförderte nur die Zuverlässigkeit seiner Objektivität. Sein riesiger Fleiß ermöglichte dann solche Gesamtausstellungen, wie selbe in vierzig bis sechzig Nummern zählenden Serien in Wien, Berlin und München zur Ausstellung kamen. Darinnen als größere Bilder ein »Schiffbruch an der Norwegischen Felsenküste bei Gewittersturm«, »Waldbrand im einsamen Fiord«, eine Szene »Vor dem Sturm«, »Nordlands Hochsommer«, eine »Kirchfahrt in Hardanger«, badende Knaben, welche »die kommende Welle« erwarten; die volle »Mittnacht-Sonne«; »zum letzten Male Tag«; eine Strand-»Predigt im Freien« — ein Gegenstück zu Riefstahls ähnlicher Schilderung von der Insel Rügen; ein »Dampfer im Schneesturm«; das »Nordlicht«, die freudige »Sonnenuwiederkehr«. Dann das große Rundgemälde mit der »Inselgruppe der Lofoten«. Eigene Treffer bildeten der mit Kabeljaufrätern bevölkerte »Fischerhafen auf den Lofoten« und das durch tiefere Einsamkeit fesselnde »Begräbnis« — wahre Perlen seiner an Stimmungen immer neuergreifenden Kunst, bei welcher der Dichter, Maler und Kulturhistoriker beteiligt waren. So kam dieser früher kaum beachtete Küstenstrich buchstäblich zur weiteren Kenntnis der übrigen Welt. Wie nachklingende Musik wirkte die Seele aller seiner Schöpfungen. Daneben entnahm S. seine Stoffe auch der Heldensage (»König Hakes letzte Fahrt und Leichenbrand«, in Schorers Familienblatt 1892 S. 564) und der Mythe (Die Meerfey), ebenso reizte ihn ein »Adlerkampf«, ein »Beilgang« der Bauern bei Fackellicht; mit Ausnahme des Porträts kultivierte er wohl jede Sprache seiner Kunst, mit Einschluß der Panoramen-Malerei — woran er sich auch bei einem Rundgemälde der »Leipziger Völkerschlacht« ebenso wie bei einer »Belagerung von Paris« beteiligte, sogar an Dekorationen für das Theater in Christiania die immer bereitwillige Hand anlegte und für eine dortige Pauluskirche eine Altartafel schuf. Als Augenzeuge schilderte er das von norwegischen Dampfbooten begleitete, den Christiania-Fjord hinauffahrende deutsche Geschwader und den Empfang Kaiser Wilhelms am Landungsplatz in Christiania (vgl. Nr. 2455 »Illustr. Ztg.« Lpz. 19. Juli 1890). Nach mehrjährigem Aufenthalt in Berlin und vielfachen

nach Paris und als Juror nach Philadelphia unternommenen Reisen übersiedelte S. nach München (1901), auch hier eine außerordentliche Vielseitigkeit entfaltend, wobei freilich auch manche Werke von geringerer Durchführung und flüchtiger Vollendung entstanden, welche jedoch immer den Genius des Künstlers bekundeten. Nebenbei machte sich ein jüngerer Bruder Sigmund S., welchem wir auch ein treffliches Bildnis des Meisters verdanken, vorteilhaft bekannt. Wahrscheinlich steht der durch virtuose Behandlung des Marmors hervorragende Bildhauer Stephan Sinding (\* 4. August 1846 zu Drontheim) in verwandter Beziehung.

Vgl. Regnet in Schorers Familienblatt. 1883. I, 22 ff. C. von Vincenti; »Ein Nordland-Maler« in Nr. 86 Allg. Ztg. 27. März 1891. Nr. 14 »Daheim« 1. Januar 1906; Nr. 297 Münchener Ztg. 20. Dzbr. 1907; Nekrolog von Marcus Grönvold im Münchener Kunstvereins-Bericht 1909, S. 22.

H y a c. H o l l a n d.

**Karl Theodor**, Herzog in Bayern, *Dr. med.*, Augenarzt, \* 9. August 1839 in Possenhofen am Starnberger See, † 30. November 1909 in Bad Kreuth. — Eine Gestalt, wie sie die Annalen der Geschichte der Medizin nur wenige verzeichnet, tritt uns in Herzog Karl Theodor in Bayern entgegen. Während sonst in jugendlichen Jahren bereits die Grundlage zum spätern akademischen Berufe gelegt wird, sollte dies bei Herzog Karl nicht zutreffen, den wir erst als beginnenden 30er das medizinische Studium ergreifen sehen. Aufgewachsen in der Umgebung eines für Kunst und Poesie begeisterten Vaters des Herzogs Maximilian in Bayern, der sich in der literarischen Welt durch zahlreiche Schriften von hauptsächlich novellistisch-geschichtlichem Inhalt einen Namen geschaffen hat, widmete sich der jugendliche Fürstenson nach alter Tradition der militärischen Karriere, indem er mit 18 Jahren in das 3. bayerische Chevaulegerregiment eintrat. Sein heiterer, dem frohen Lebensgenuß huldigender Sinn ließ ihn in der Offizierslaufbahn anfänglich große Befriedigung finden. Als einer der kühnsten und gewandtesten Reiter war er zeitlebens dem Reitsport treu ergeben.

Im Jahre 1864 wurde ihm die Prinzessin Sophie, die jüngste Tochter des gelehrten Königs Johann von Sachsen, der als Dante-Übersetzer in der gebildeten Welt einen Namen besaß, angetraut, mit der er in glücklichster Ehe lebte. Leider sollte dieses im wahrsten Sinne des Wortes harmonische Eheleben schon nach zweijährigem Bestehen vernichtet werden, indem seine Gemahlin von einem bösartigen typhösen Leiden nach kurzem Krankenlager in München dahingerafft wurde trotz aller Kunst, die man von ärztlicher Seite dagegen anwandte. Ihr Tod traf den Herzog so tief, daß in seinem heitern Gemüte ein vollständiger Umschwung der Gefühle eintrat. Aus dem fröhlichen jungen Manne, der das Leben bisher nur von der frohen Seite aufgefaßt hatte, wurde mit einem Male ein ernster, mit tiefern Lebensproblemen sich beschäftigender Mensch. Das unerwartet plötzliche Hinscheiden seiner ersten Gemahlin darf zweifellos als das ausschlaggebende Moment für die vollständige Änderung seines Lebensberufes aufgefaßt werden.

In erster Linie waren es philosophische, juristische, nationalökonomische und allgemein naturwissenschaftliche Studien, die er nunmehr betrieb und bei denen er an der Münchner Hochschule Anregung fand durch Männer der Wissen-

schaft wie: v. Liebig, Helferich, v. Brinz, J. Huber, Prantl, Windscheid u. a. Seine ihm schon von Jugendjahren innewohnende Neigung zu den Naturwissenschaften führte ihn in der Folgezeit zu dem nicht mehr weit abliegenden Gebiet der Heilkunde über, welches Studium er alsdann während mehr als 10 Jahren mit großem Eifer betrieb. Nur einmal erlitt dasselbe eine längere Unterbrechung durch den deutsch-französischen Krieg, den er im Gefolge seines Schwagers, des damaligen Kronprinzen von Sachsen mitmachte. Für sein mutiges Verhalten in der Schlacht von Sedan wurde ihm als Auszeichnung der sächsische Heinrichsorden für Militärverdienste verliehen.

Die Kunde von seinem beabsichtigten Studium der Medizin rief damals in vielen ihm nahestehenden, hauptsächlich ärztlichen Kreisen ein ausgesprochenes Gefühl von Mißfallen hervor. Man hielt es für etwas vollkommen Unzeitgemäßes, daß ein Fürstensonh sich dem Studium der Medizin widmen sollte, und glaubte, daß es sich bei ihm nur um den Versuch eines dilettantenhaften Studiums handeln würde. So war es für Herzog Karl Theodor kein Kleines, die ihm beim Beginn seines Studiums entgegenstehenden Hindernisse durch zielbewußtes Handeln zu überwinden und die Anschauungen seiner Gegner Lügen zu strafen.

Es seien von seinen damaligen klinischen Lehrern in erster Linie genannt: Max v. Pettenkofer, Gudden, Hecker, Lindwurm, Nussbaum, A. v. Rothmund, v. Ziemssen, sowie der Physiologe C. v. Voit, in dessen Institut er selbst seine wissenschaftliche Erstlingsarbeit veröffentlichte, betitelt: »Über den Einfluß der umgebenden Luft auf die Kohlensäureausscheidung und die Sauerstoffaufnahme bei einer Katze.«

Im Jahre 1877 erschien von ihm aus dem pathologischen Institut das damals von Prof. Buhl geleitet wurde, eine weitere Arbeit: »Untersuchung über die Anhäufung weißer Blutkörper in der Gehirnrinde« und ferner »Kasuistische Beiträge zur Kenntnis der feinern Veränderungen bei Rückenmarksaffektionen.«

Leider hatte die Beschäftigung in der Pathologie, wobei er auch mit tuberkulösem Sputum zu arbeiten hatte, für seine Gesundheit ungünstige Folgen; es stellten sich bei dem bisher vollkommen kräftigen Manne plötzlich Lungenblutungen ein, die ihn nötigten, eine Anzahl von Jahren den Winteraufenthalt in Mentone zu nehmen.

Hier war es, wo der Herzog mit dem bekannten russischen Augenarzt Iwanoff in nähere Berührung trat, der in ihm die erste Neigung zur Ophthalmologie erweckte; speziell war es das Gebiet der mikroskopischen Pathologie des Auges, das er bei Iwanoff eifrig betrieb. Seine bekannte Arbeit: »Beiträge zur Anatomie und Pathologie des Glaskörpers«, die im Archiv der Ophthalmologie erschien, datiert aus dieser Zeit (1879). (Eine vollständige Zusammenstellung seiner sämtlichen Arbeiten findet sich in dem von Eversbusch zu seinem 70 jährigen Geburtstag als Festgruß verfaßten Artikel der Münchner med. Wochenschr. August 1909.) Ebenso sind seine noch heute öfters zitierten Arbeiten »Über einige anatomische Befunde bei Myopie« und die Monographie »Ein Beitrag zur pathologischen Anatomie des Auges bei Nierenleiden« auf Studien, die in jener Zeit begonnen wurden, zurückzuführen. Um sich in die praktische Augenheilkunde einzuarbeiten, war er längere Zeit an der Klinik des bekannten Ophthalmologen Prof. Dr. Horner in Zürich tätig, mit dem er auch während seines ferneren Lebens in freundschaftlichen Beziehungen blieb,



indem er ihn mehrmals auf seinen spätern Reisen nach der Schweiz zu besuchen pflegte. Ferner bereicherte er seine ophthalmologischen Erfahrungen durch wiederholte Studienreisen nach Wien, wo ihn speziell die Persönlichkeit von Arlt und Jäger fesselte. Außer diesen war es ferner Billroth, an dessen Klinik er während mehrerer Jahre hindurch, gewöhnlich während der Herbstmonate, operativ tätig war und mit dem ihn ebenfalls, wie mit seinem Lehrer Horner, freundschaftliche Bande verknüpften. War ihm ja die Stadt Wien selbst persönlich nicht fremd, indem seine ältere Schwester Herzogin Elisabeth die Gemahlin des österreichischen Kaisers war, bei dem er jeweilen sein Absteigquartier zu nehmen pflegte.

Hatte er durch längern Aufenthalt an den hervorragenden Spezialkliniken seine Kenntnisse in der Augenheilkunde in theoretischer und praktischer Hinsicht zu einem vollkommenen Abschluß gebracht, so war es für ihn ein dringender Wunsch, zum Wohl und Segen der Menschheit seine gesammelten Erfahrungen in reichem Maße zu verwerten. Er unterzog sich daher im Jahre 1880 der medizinischen Staatsprüfung und erwarb sich damit die Approbation als Arzt für das Deutsche Reich. Schon einige Jahre vorher war ihm von der Münchener medizinischen Fakultät der *Dr. med. honoris causa* verliehen worden.

In Meran war es, wo er im Jahre 1879 seine ärztliche Praxis eröffnete, um dann kurze Zeit nachher auch in Tegernsee einen Kreis augenärztlicher Tätigkeit zu entfalten, indem er in einem Anbau des dortigen Krankenhauses eine augenärztliche Abteilung errichtete. Hier beschäftigte er sich anfänglich noch vielfach mit der Behandlung von intern medizinischen Patienten gemeinschaftlich mit dem Leiter des dortigen Krankenhauses, Hofrat *Dr. Rosner*, um dann später sich ganz auf die ophthalmologische Tätigkeit zu konzentrieren.

Der Höhepunkt seiner augenärztlichen Tätigkeit fällt unbestreitbar in die Meraner Zeit, in welcher er unermüdlich vom frühen Morgen bis zum späten Abend in uneigennütziger Weise sich der armen Leidenden annahm, die von den entferntesten Teilen des Tirol hergeströmt kamen, um bei ihm Hilfe zu suchen. Die vorhandenen Krankenzimmer reichten oft nicht aus, um die von weither zugereisten Patienten aufnehmen zu können. Die Erfolge seiner Starextraktionen waren so hervorragende, daß einige Jahre, nachdem der Herzog seine Wirksamkeit selbst entfaltet hatte, ein der Statthalterei in Innsbruck übermittelter Bericht über die Anzahl der Blinden, als offenbar unrichtig zurückgeschickt wurde. Soviel günstiger waren seine Resultate gegenüber denjenigen von frühern Jahren gewesen. Kaiser Franz Joseph ehrte ihn in Anerkennung seiner Verdienste durch die Verleihung des Rechtes, in den österreichischen Kronlanden ärztliche Praxis auszuüben.

Trotzdem seine Gesundheit ihn zu einiger Vorsicht nötigte, so fand er neben seiner aufreibenden Tätigkeit — waren doch an einzelnen Tagen mehr als 100 Patienten in seiner Poliklinik erschienen — dennoch Zeit, alle wichtigen ophthalmologischen Arbeiten in der Literatur zu verfolgen. Lebte er in Meran zwar selbst nicht in einer Universitätsstadt, und hatte er somit nicht die Möglichkeit, einen direkten Verkehr mit Akademikern zu pflegen, so bot sich ihm dennoch reiche Gelegenheit, mit Autoritäten auf dem Gebiete der Augenheilkunde und angrenzenden Disziplinen vielfach in persönliche Beziehung zu treten. Ich nenne hier nur Namen wie: Becker, Schweigger, Wecker, Pagenstecher, v. Czerny, Mikulicz, Helmholtz u. a. m., die als oft gesehene Gäste sich am

herzoglichen Hofe in Meran oder Tegernsee aufhielten und mit denen er hauptsächlich Fragen der operativen Augenheilkunde erörterte; wie er denn überhaupt der operativen Seite der Ophthalmologie sein Hauptinteresse zuwandte.

Mochte er sich in wissenschaftlicher Hinsicht vielleicht nicht so intensiv betätigt haben, wie er sich selbst als Ziel vorgesetzt hatte, so muß man hierbei in Betracht ziehen, daß ihm neben einer die größte Zeit des Tages absorbierenden Praxis seine schonungsbedürftige Gesundheit eine gewisse Beschränkung in wissenschaftlichen Arbeiten auferlegte.

Später (1895) gründete er auch in München eine ophthalmologische Klinik an der Nymphenburger Straße, die nach seinem Tode unter der Leitung seines langjährigen Assistenten Hofrat *Dr. Zenker* fortgeführt wird. Die Tätigkeit in Meran und Tegernsee hatte er im Jahre 1899 aufgegeben, da der abwechselnde klinische Betrieb an drei verschiedenen Orten zu viel Unbequemlichkeiten im Gefolge hatte.

Sommer wie Winter fing er pünktlich um 6½ Uhr vormittags zu operieren an, wobei ihm neben seinem Assistenten seine zweite Gemahlin, eine geb. Herzogin von Braganza, ausgezeichnete Dienste leistete, mit der er im Jahre 1874 vermählt wurde. Ein Bild seiner operativen Tätigkeit kann man schon aus der Tatsache entnehmen, daß er am Ende seines Lebens auf die stattliche Anzahl von beinahe 6000 Staroperationen zurückblicken konnte. Daß er auch für ärztliche Standesinteressen eine warme Anteilnahme zeigte, bewies sein Beitritt zum »Verband der Ärzte Deutschlands zur Wahrung ihrer wirtschaftlichen Interessen«, sowie die Unterstützung ähnlicher sozialer Bestrebungen. Welches Ansehens sich Herzog Karl Theodor in der medizinischen Welt des In- und Auslandes erfreute, dafür legen wohl das beste Zeugnis die Ehrungen ab, die ihm von medizinischen Fakultäten und zahlreichen Gelehrtenvereinigungen zuteil wurden. So wurde er auch anlässlich des 10. internationalen medizinischen Kongresses in Berlin zum Ehrenpräsidenten ernannt. München selbst verlieh ihm die höchste Auszeichnung, die es bedeutenden Vertretern der Wissenschaft und Wohltätern der Menschheit darzubieten pflegt, indem es seinen Namen auf die Tafel seiner Ehrenbürger setzen ließ.

An seinem 70. Geburtstag, den er in voller geistiger und körperlicher Frische auf seinem idyllisch gelegenen Schloß Possenhofen feierte, hatten außer dem Kreise seiner Verwandten und Bekannten es sich die Umwohner des Starnberger Sees nicht nehmen lassen, ihre herzliche Anteilnahme in einer warmen Ovation zum Ausdruck zu bringen — ein beredtes Zeugnis dafür, wie weit die Verehrung für ihn, nicht nur in dem Kreise der Gebildeten, sondern auch beim niederen Volke sich erstreckte. Als ihm am gleichen Tage ein stattlicher Festband überreicht wurde, indem sämtliche Ordinarii der Augenheilkunde von Deutschland, Österreich und der Schweiz nebst den hervorragendsten Vertretern der Ophthalmologie von allen Großstaaten Europas und Außereuropas ihm ihre Huldigung dargebracht hatten, da war er in seiner schlichten Bescheidenheit tief gerührt von dem starken Widerhall, den sein Festtag in der akademischen Welt des In- und Auslandes in so überreichem Maße gefunden hatte.

Jeder, der das Glück hatte, mit ihm in persönliche Berührung gekommen zu sein, hatte den bleibenden Eindruck mitgenommen, einem Menschen gegenübergetreten zu sein, in dessen Auge nicht nur ein Gefühl von unbeschreiblicher Güte, sondern auch der scharfe Blick des medizinischen Forschers unverkennbar

zum Ausdruck kam. Für sich selbst liebte er stets das Einfache und möglichst wenig Auffallende, wie er denn allem abhold war, was sich irgendwie unter einer Maske verbarg.

Schon wenige Wochen nach seinem 70 jährigen Jubiläum sollte sich das Blatt seines Lebens plötzlich wenden. In seinem geliebten Bad Kreuth, das ihm während der letzten Jahre als regelmäßiger Winteraufenthalt diente, und wo er reichlich dem Jagdsport huldigte, zog er sich anlässlich einer Erkältung eine schwere Blasen- und Nierenentzündung zu, die nach einem mehrwöchigen Krankenlager am 30. November 1909 tödlich endigte.

Wohl kann seine Hand nicht mehr erquickendes Licht spenden Tausenden von Hilfesuchenden. Aber sein Name wird in leuchtenden Lettern in dem großen Buch der Ophthalmologie für alle Zeiten fort dauern; lebendiger aber noch in den Herzen aller derer fort leben, denen er in selbstloser Hingabe als stets hilfsbereiter Arzt und Freund entgegengetreten war.

Privatdozent Dr. Wölfflin.

**Leher, Heinrich**, Schriftsteller und Journalist, \* 14. August 1848 in München, † 27. August 1909 ebendasselbst. — Nach dem Besuch der Gymnasien zu Metten und Passau bezog L., zum Studium der Pharmazie, die Universität München und hörte in der Chemie die Vorlesungen Liebig's. Im pharmazeutischen Staatsexamen erwarb er sich die erste Note und war hierauf sieben Jahre als Apotheker in der Schweiz und in den Rheinlanden tätig. Nebenbei schriftstellerte er schon damals fleißig; doch erst die Bekanntschaft mit dem Münchener Zeitungsverleger Adolf Krätzer veranlaßte ihn, 1881 der Pharmazie ganz zu entsagen und in die Redaktion des von diesem herausgegebenen »Münchener Fremdenblatts« einzutreten. L. besaß die für einen Publizisten unerläßlichen Vorbedingungen in hohem Grade: Reichtum an Kenntnissen und Stilgewandtheit. Auch seine Beherrschung fremder Sprachen kam ihm in seinem neuen Wirkungskreise zustatten; daher sahen ihn Verlag und Redaktion des »Münchener Fremdenblatts« nach 8jähriger fruchtbarer Tätigkeit mit Bedauern aus seinem Amte scheiden. Nun ging L. an die Gründung einer volkstümlichen Zeitschrift, welche ausschließlich die Landeskunde und Geschichte Bayerns (einschließlich der Kulturgeschichte) berücksichtigen und seinen engeren Heimatgenossen ein treuer Führer durch das weißblaue Land werden wollte. So erschien anfangs Oktober 1889 die erste Nummer des »Bayerland« unter glückverheißenden Zeichen. Schon in den ersten Jahren wußte sich L. einen Stab erlesener Mitarbeiter zu sichern, die in der Landeskunde und Geschichte Bayerns wohl bewandert waren: die Brüder Haushofer, H. Holland, Stieve, Sepp, Trautwein, S. Günther, Peetz und zahlreiche andere, die alle wertvolle Beiträge beisteuerten. Zur rechten Zeit griff L. selbst zur Feder und bot die Früchte seiner emsigen historischen Detailforschungen seinen Lesern in anregender, gemeinverständlicher Form dar. Als Historiker war er Autodidakt; über der Vorzeit vergaß er jedoch die Gegenwart nicht, die Forderungen des Tages, welche die Behandlung bestimmter Stoffe jeweils erheischten. Stets war er auch auf gute Abbildungen bedacht, und nach diesen, wie nach geeigneten Stoffen, fahndete er selbst, wobei ihn sein Weg in die entlegensten bayerischen Gebiete führte, so daß er in seinem Heimatlande alsbald eine überall bekannte Persönlichkeit ward. So gestalteten

sich die Jahrgänge dieser Zeitschrift allmählich zu einer Fundgrube bayerischer Landes- und Volkskunde.

Die eigentliche Belletristik (Novelle und Dichtung) durfte und konnte L. aus seinem Blatte nicht ganz ausschließen. Unter den »Hausdichtern« des »Bayerland« begegnen wir Martin Greif, Max Haushofer, Hartwig Peetz, Otto von Schaching (Denk), Heinrich Reder usw.

Um den Fortbestand der Zeitschrift zu sichern, bildete sich 1891 ein »Kuratorium« aus den ersten bayerischen Adels- und Hofkreisen, und seitens des bayerischen Kultusministeriums wurde das Blatt zur Anschaffung in den Schüler- und Lehrerbibliotheken wiederholt warm empfohlen. Trotz aller Unterstützung seitens des bayerischen Hofes und der bayerischen Behörden hatte L. oft Mühe genug, seine Schöpfung über Wasser zu halten.

Zur Veröffentlichung selbständiger größerer Schriften kam L. nicht; das »Bayerland« nahm seine ganze Arbeitskraft in Anspruch, und daneben war er auch als Schauspiel- und Opernreferent für das »Neue Münchener Tagblatt« tätig. In den Münchener Journalistenkreisen genoß L. großes Ansehen; er zählte zu den Gründungsmitgliedern des dortigen Journalisten- und Schriftstellervereins, dessen zweiter Präsident er seit 1903 war. Die Interessen seiner Berufsgenossen vertrat er namentlich in den Tagungen der deutschen Journalisten mit Nachdruck und Geschick. Seinem Wirken fehlte es nicht an Anerkennung. Neben verschiedenen Ordensauszeichnungen wurde ihm der Titel eines K. Wirkl. Rates verliehen.

A. Dreyer.

**Reinhardstöttner, Karl von**, Gelehrter und Novellist, \* 26. März 1847 zu München, † ebenda 1. April 1909. — Er war der Sohn des Hofsekretärs Gustav v. R. und dessen Frau Mathilde, die ihm eine sorgfältige Erziehung angedeihen ließen. Seine Gymnasial- und Universitätsbildung empfing R. in seiner Vaterstadt; nur im letzten Universitätsjahre zog er nach Halle und promovierte dort auch 1872 zum *Dr. phil.* Mit wahrem Feuereifer versenkte er sich in das Studium der romanischen Sprachen und eignete sich insbesondere im Portugiesischen gründliche und gediegene Kenntnisse an. Schon als Student veröffentlichte er ein paar wissenschaftliche Arbeiten, eine gut gemeinte »Praktische Schulgrammatik der lateinischen Sprache«, 1868, und eine »Etymologie der griechischen Sprache« 1869, beide in »Fragen und Antworten gefaßt«. Bedeutsamer jedoch erscheint seine Schrift »Über das Studium der modernen Sprachen an den bayerischen Gelehrten-Schulen, ein Beitrag zu den Ideen über die Reorganisation der Gymnasien«, 1868, mit manchen beachtenswerten Vorschlägen über die zweckmäßige Um- und Neugestaltung des neusprachlichen Unterrichts an den bayerischen Mittelschulen. 1874 habilitierte er sich an der Universität Würzburg als Privatdozent für romanische Sprachen mit der Abhandlung »Beiträge zur Textkritik der Lusiaden von Camoens«; doch bald darauf verlegte er seinen Wirkungskreis an die technische Hochschule in München und rückte hier 1902 zum Honorarprofessor auf. Außer den romanischen Sprachen dozierte er auch später Pädagogik und wußte seine Vorlesungen interessant und anregend zu gestalten. Sein unleugbares Lehrgeschick kam ihm auch als Professor des neusprachlichen Unterrichts an den Militärbildungsanstalten in München zustatten; doch mußte er diese Stelle im Februar 1909 infolge zunehmender Kränklichkeit aufgeben.

In seinen Mußestunden entfaltete R. eine reiche schriftstellerische Tätigkeit. Seine akademische Wirksamkeit veranlaßte ihn zur Abfassung von neu-sprachlichen Lehrbüchern und zu pädagogischen Aufsätzen und selbständigen Abhandlungen. Seine jugendlichen Reformideen über den Unterrichtsbetrieb der modernen Sprachen legte er, auf Grund persönlicher Erfahrungen, erweitert und vertieft, in zwei kleinen Abhandlungen nieder: »Gedanken über das Studium moderner Sprachen in Bayern«. Ganz aus seiner pädagogischen Praxis heraus erwuchs 1900 sein »*Vocabulario sistematico e guida della conversazione italiana*«, sowie seine »Grammatik der portugiesischen Sprache auf Grundlage des Lateinischen und der romanischen Sprachvergleichung bearbeitet«, 1878. Mit besonderer Vorliebe vertiefte er sich in die portugiesische Literatur, und dieser seiner Lieblingsbeschäftigung verdanken wir u. a. die Abhandlungen: »Die Hysrope des A. Diniz (*da Cruz de Silva*) in seinem Verhältnis zu Boileaus Latein«, 1877, »*A figura poetica de Camoës em Allamancha*«, Porto 1889 und die portugiesische Literaturgeschichte in der Sammlung Goeschen ihre Entstehung. Von den römischen Klassikern hatte es ihm besonders Plautus angetan, und in einer trefflichen Studie (1886) wies er einige spätere Bearbeitungen plautinischer Lustspiele nach. In gleicher Weise wollte er das Nachwirken anderer klassischer Schriftsteller des Altertums auf die spätere Literatur veranschaulichen; doch kam dieser Plan nicht zur Ausführung. Auch der spanischen Literatur wandte er sein Augenmerk zu und veranstaltete 1886 eine kleine »Sammlung spanischer Neudrucke des 15. und 16. Jahrhunderts«.

Bleibende Verdienste erwarb sich R. durch die Herausgabe eines Sammelwerkes, das ausschließlich der Pflege bayerischer Landeskunde und Kulturgeschichte (einschließlich Kunst- und Literaturgeschichte) gewidmet sein sollte, der »Bayerischen Bibliothek«, im Bunde mit Karl Trautmann und namhaften bayerischen Forschern (S. Günther, F. Muncker, M. Haushofer, H. Holland usw.). Jedes Bändchen war auf einen Umfang von sechs, höchstens sieben Bogen in Großoktav berechnet und mit zahlreichen trefflichen Holzschnitten geschmückt. Die Autoren fußen auf wissenschaftlicher Grundlage; doch verstanden sie es unter Vermeidung des trockenen lehrhaften Tons ihren Stoff durch wohlthuende Klarheit und Einfachheit der Darstellung recht anziehend zu gestalten, so daß er auch das Interesse des Laien in hohem Grade entfachen mußte. Und gerade für diese war ja diese bayerische patriotische Bibliothek geschaffen worden. R. selbst eröffnete den Reigen dieser volkstümlichen Monographien mit »*Martinus Balticus, ein Humanistenleben aus dem 16. Jahrhundert*«, und ließ später noch eine liebevolle, auf persönlichen Wahrnehmungen ruhende Schilderung von Land und Leuten im bayerischen Walde folgen. Trotz der flauen Anteilnahme des Publikums setzten die Herausgeber ihr löbliches Unternehmen fort; doch mit dem 30. Bande mußte es zu Grabe getragen werden. Die gleichzeitige Gründung der Zeitschrift »*Das Bayerland*« durch H. Leher versetzte den Bestrebungen R.s wohl den empfindlichsten Stoß. Was jener durch kleinere Aufsätze bezweckte, das suchte dieser durch abgeschlossene Monographien zu erreichen; die beiden Konkurrenzunternehmungen tauchten zur selben Zeit auf; L. fand mit seiner Zeitschrift eine weitgehende Unterstützung der bayerischen Hofkreise und Behörden; in diesem ungleichen Wettkampf unterlag R.

Doch sein tatkräftiger Sinn hatte schon wieder ein neues Ziel im Auge.

Drei Jahre vor der Begründung der »Bayerischen Bibliothek« hatte er ein »Jahrbuch für Münchener Geschichte« ins Leben gerufen, das allerdings auch nur bis zu einigen Bänden gedieh, doch wiederum die bedeutendsten Kenner der Münchener Lokalhistorie vereinigte. R. selbst steuerte zu dieser seiner Schöpfung wertvolle Beiträge bei. Besonders beachtenswert darunter ist das Ergebnis seiner Forschungen, daß der Bibliothekar des Herzogs und späteren Kurfürsten Maximilians I. von Bayern, der Niederländer Aegidius Albertinus († 1620), der erste deutsche Übersetzer des spanischen Schelmenromans war und dadurch befruchtend auf den Dichter des »Abenteuerlichen Simplizissimus« einwirkte. Noch ehe die »Bayerische Bibliothek« ganz entschlief, setzte der rastlos tätige R. 1893 die Herausgabe einer neuen Zeitschrift ins Werk, deren ursprünglich geplanter Titel »Studien zur Kultur- und Literaturgeschichte Altbayerns« gleich beim Erscheinen in »Forschungen zur Kultur- und Literaturgeschichte Bayerns« abgeändert wurde. Auch hierfür gewann R. die bedeutendsten einheimischen Kräfte zur Mitarbeit: K. Th. v. Heigel, K. Gareis, B. Riehl, H. Simonsfeld, M. Döberl, Preuß, Günther u. a. m. Die Kritik begrüßte dieses »Zentralorgan für bayerische Geschichtsforschung« mit lebhafter Freude und stellte auch mit Befriedigung fest, daß dasselbe in der Pflege der historischen Landeskunde Bayerns eine Art Mittelpunkt bedeutete.

Von Band 12 (1904) an trat Döberl als Herausgeber dieses Organs hinzu, das sich schon vom 6. Bande an »Forschungen zur Geschichte Bayerns« nannte. R. veröffentlichte auch darin wieder die schätzbaren Früchte seiner historischen Detailstudien und archivalischen Quellenforschungen, so u. a. die biographischen Artikel: »Der kurfürstl. bayer. Hofpoet Matthias Etenhueber«, »Andreas Zaupser«, »Volksschriftsteller der Gegenreformation«, ferner ein Jesuitendrama des 16. Jahrhunderts: »Gottfried von Bouillon«, Abhandlungen über die »sittlich-ökonomische Gesellschaft zu Burghausen (1765—1802)«, über die von 1711—1744 bestehende »Ritterakademie zu Ettal«, über »eine Münchener Dramaturgie 1797«, über »Bayern und seine Hauptstadt im Lichte von Reise-schilderungen und fremden Kundgebungen« usw. Auch andere Aufsätze für Zeitschriften entstammten seiner nimmermüden Feder. 1887 ließ er eine Sammlung derselben, meist literarhistorische, erscheinen (Cristoforo Negri, dramatische Bearbeitungen von Herodes und Marianne, Napoleon I. und die zeitgenössische Dichtung, Goethes Faust in Portugal, eine portugiesische Königschronik u. a. m.).

In den Sommermonaten weilte R. zu seiner Erholung gern im bayerischen Walde, und ein wahres Herzensbedürfnis trieb ihn zur Verabfassung der schon erwähnten Monographie dieses — wie er selbst sagt — »so oft mißkannten und zurückgesetzten Landstriches« (Bayer. Bibliothek Bd. 17). Aus tiefstem Dankgefühl für die dort genossenen schönen Stunden wollte er auch noch als Novellist ein Lobredner dieser herrlichen Gebirgslandschaft werden. Die kraftvolle Eigenart der biedereren »Waldler« in Sitte, Sage, Brauch und Lebensgewohnheiten hatte er ja aus eigener langjähriger Anschauung kennen gelernt und konnte diese Kenntnis hier aufs glücklichste verwerten. So erschien 1897 sein erster Novellenband »Vom Bayerwalde«, fünf kulturgeschichtliche Erzählungen, dem in den Jahren 1899, 1902 und 1907 noch drei weitere Bände folgten. Schon der erste Band wurde von der Kritik mit freundlichem Lobe bedacht, und dieser Erfolg blieb auch seinen späteren Novellensammlungen

treu. Wenn sich auch in denselben das kulturhistorische Moment etwas allzu breit in den Vordergrund drängt, so bekundet R. doch in der ganzen Anlage seiner Erzählungen, in der Schürzung und Lösung der einfachen Handlung und namentlich in der naturtreuen Zeichnung der Charaktere und in der farbenprächtigen Schilderung der Landschaft nicht geringes dichterisches Geschick. Zur rechten Zeit weiß er hier auch Ernst und Frohmüt zu paaren, und in der Schilderung des kulturgeschichtlichen Milieus, ob es nun in die graue Vergangenheit zurückreicht oder die lebensvolle Gegenwart spiegelt, immer zeigt er sich mit den Stammeseigenheiten des Waldlervolkes völlig vertraut.

Ein schweres, tückisches Leiden untergrub zuletzt seine Schaffenskraft und -lust und setzte seinem arbeitsreichen Leben ein frühes Ziel. Am 1. April 1909 erlag er einem Schlaganfall. Seine ersprießliche wissenschaftliche Tätigkeit wurde durch Verleihung hoher Orden ausgezeichnet; auch war er Mitglied einiger auswärtiger Akademien. In den Reihen der bayerischen Forscher hatte sein Name einen guten Klang, und durch seine Erzählungen vom Bayerwald darf er wohl auch einen Platz in der Geschichte der Dorfnovellistik beanspruchen.

A. Dreyer.

**Keller-Jordan, Henriette**, Romanschriftstellerin, \* 4. Juni 1835 in Marburg, † 9. Februar 1909 in München. — Ihr Vater, der bekannte Staatsrechtler Silvester Jordan, war ein Opfer der kurhessischen Reaktion, und seine sechsjährige Gefangenschaft und die hierdurch entstandene Gemütskrankheit ihrer Mutter Pauline trübten ihre Kinderjahre. Durch ihren geistig hochstehenden Vater empfing Henriette kostbare Anregungen. Im Sommer 1854 vermählte sie sich mit dem Kaufmann Eckhardt Keller, einem geborenen Kurhessen, und zog mit ihm zu Beginn des Jahres 1855 in seine neue Heimat Mexiko. 1863 übersiedelten die Gatten nach Hessen; doch 1876 trennte sie sich von ihrem Manne und nahm mit ihrem zweitältesten Sohn Richard in Tübingen Aufenthalt, wo sie sich zunächst durch Erteilung von Privatunterricht ihren Lebensunterhalt gewann, dann aber zur Feder griff. Ihr schriftstellerisches Erstlingswerk »Mexikanische Novellen« (1883) fand starken Anklang und ermutigte sie zum Fortschreiten auf der neuen, selbstgewählten Laufbahn. Die Erzählungen »Roderich Wallner« (1883) und »Natalie« (1885) reihten sich ihrem ersten novellistischen Versuche würdig an. 1886 verlegte sie ihren Wohnsitz dauernd nach München und entfaltete hier auf dem Gebiet des Romans und der Novelle eine recht fruchtbare Tätigkeit. Der Schauplatz ihrer Erzählungen ist teils Mexiko, dessen eigenartige Schönheit sie mit glühender Farbenpracht zu schildern weiß, teils ihre kurhessische Heimat, der sie zeitlebens eine pietätvolle Erinnerung bewahrte, teils anderes deutsches Gebiet. Ihre Stärke ruht nicht in der psychologischen Analyse dämonischer Leidenschaften, sondern mehr in der lebensvollen Gestaltung schlichter, warmer Empfindungen, die sie mit der ganzen Innigkeit und Sinnigkeit eines echt deutschen Frauengemütes erfaßt. Die Linienführung in der Zeichnung der Charaktere ist straff, der Gang der Handlung bei aller Einfachheit abwechslungsreich und spannend. Öfter spielt der Gegensatz in Kultur, Lebensgewohnheit und Lebensauffassung der Deutschen und Mexikaner eine große Rolle. Ein gutes Stück Autobiographie steckt in denselben, und eine Fülle schätzbare kulturhistorischer Bemerkungen rankt sich unaufdringlich um den Kern der Handlung. Von

ihren in Buchausgabe erschienenen Dichtungen seien nur genannt: der exotische Roman »Hacienda Felicidad« (1886), der kurhessische Geschichtsroman »Die Grubers« (1887), die Novellensammlungen »Aus der Gegenwart« (1887), »Transatlantisches« (1888), »Lebenstiefen« (1891) und »Wandlungen« (1908), ferner »Die Großtante Helene« (1899). Einige dieser Novellen erschienen vorher in vielgelesenen Tagesblättern und Zeitschriften sowie in der Halbmonatsschrift »Hessenland«, deren Mitbegründerin (1886) sie war. Für diese Kasseler Zeitschrift übernahm sie auch eine Reihe von Jahren hindurch Theater-, Literatur- und Kunstberichte, ebenso für die deutsche Zeitung »Germania« in Mexiko. Wie das Englische und Französische beherrschte sie das Spanische in Wort und Schrift vollständig. Besonders vertraut war sie mit der spanischen Literatur, und in mehreren Aufsätzen in der wissenschaftlichen »Beilage zur Allgemeinen Zeitung« brach sie für eigenartige Erscheinungen des spanischen Schrifttums eine Lanze. Auf ihre Anregung hin übersetzte der Münchener Schriftsteller Jos. Mager eine größere Zahl tiefempfundener »Doloras« von Campoamor ins Deutsche (1901), und diese wohlgelungene Übertragung begleitete sie mit einem verständnisvollen Vorwort.

Auch zu einigen Anthologien und Musenalmanachen steuerte sie namhafte novellistische Gaben bei; so zu Cottas Musenalmanach 1895 bzw. 1900 die Erzählungen »Rafaela« und »Mater dolorosa«, die sie ganz auf der Höhe ihres dichterischen Könnens zeigen. Ebenso ist sie im »Hessischen Dichterbuch« 1895 und 1901 durch die künstlerisch reifen Novellen »Rastlos« und »Im Gerichtssaal« vertreten, während ihr Beitrag zu dem literarischen Gedenkbuche von Wilhelm Schoof »Marburg, die Perle des Hessenlandes«, 1902: »Eine Jugenderinnerung«, einen anheimelnden Ausschnitt aus ihrer ersten Lebensperiode spiegelt.

Ein schwerer Schlag traf sie durch den am 9. Januar 1902 zu Charcas in Mexiko erfolgten Tod ihres Sohnes Richard, der sich als Übersetzer der »Rimas« des Spaniers Becquer (1893) wie als Dichter durch seine innigen »Lieder vom Stillen Ozean« (1894) einen geachteten Namen erworben hatte. Schon damals kränkelte sie, und am 9. Februar 1909 raffte sie der Tod nach schwerem Leiden in München dahin, das ihr eine zweite Heimat geworden war. Aus ihrem literarischen Nachlaß veröffentlichten die »Münchener Neuesten Nachrichten« im März und April 1911 einen herzerfrischenden, in München spielenden Roman »Frühlingsstürme«. Andere Früchte ihrer rastlos tätigen Muse harren noch der Herausgabe, Romane und Novellen, sowie autobiographische Aufzeichnungen unter dem Titel »Lebenserinnerungen«.

Tesdorpf, Paul, Henriette Keller-Jordan, ein Lebensbild, (Münchener N. N. 1911, Nr. 126), ferner Nekrologe in den Münchener Zeitungen 1909.

A. D r e y e r.

**Dreves, Guido Maria, Dr.**, Dichter und Gelehrter, \* 27. Oktober 1854 in Hamburg, † 1. Juni 1909 in Mitwitz (Oberfranken). — Sein Vater Leberecht, Notar in Hamburg, der Verfasser mehrerer gefühlsinniger religiöser und weltlicher Lieder, wurde durch Eichendorff in die deutsche Literatur eingeführt. 1862 übersiedelte er mit seiner Familie nach Feldkirch in Vorarlberg, wo Guido Maria D. das Jesuitengymnasium besuchte und 1869 Novize der Gesellschaft Jesu



wurde. Nachdem er seine philosophischen und theologischen Studien beendet und die Priesterweihe empfangen hatte, lebte er abwechselnd an verschiedenen Jesuitenniederlassungen in Österreich und Holland. Schon frühzeitig trat er mit zarten lyrischen Blüten als Dichter hervor, teils unter dem Pseudonym Ulrich von der Uhlenhorst, teils unter seinem eigenen Namen und wurde auch in den Kölner Blumenspielen wiederholt preisgekrönt. Seine Lyrik ist auf einen religiösen Grundton gestimmt und steht ganz im Bann der Romantik. Die Liedersträuße und Anthologien, die er dem deutschen Volke darbot (»Stimmen durch den Lenz«, 1882, »O Christ, hie merk'!«, geistliche Volkslieder 1885, »Kränze ums Kirchenjahr«, 1896, »Schwertlilien«, 1898,) gewannen sich zwar nicht wenige Freunde, doch war ihnen keineswegs ein so nachhaltiger Erfolg wie den Liedersammlungen seines Vaters beschieden, obwohl D. hier öfter einen ebenso volksmäßigen Ton wie dieser anschlägt. Um die Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts kam er auf den Gedanken, die »verschüttete Literatur« der lateinischen Hymnendichtung, die in den Archiven der öffentlichen und Klosterbibliotheken ruhte und die einen mehr als tausendjährigen Zeitraum umfaßte, auszugraben und auf diese Weise die reichen Grundlagen für eine Geschichte der lateinischen Hymnologie zu schaffen. Mit der Zähigkeit eines deutschen Gelehrten verfolgte er diesen Plan, den er bald als seine eigentliche Lebensaufgabe erkannt hatte. Er forschte in Bibliotheken und Archiven nach den Erzeugnissen der Hymnendichtung, wie sie in handschriftlichen Brevieren und Missalien, in Chor- und Gebetbüchern (Handschriften und Wiegendrucke) niedergelegt waren, und seit 1897 fand er in Klemens Blume und später auch in Henry Marriot Bannister eifrige und verständnisvolle Mitarbeiter seines großzügigen Werkes. 1886 erschien der erste Band seiner »*Analecta hymnica medii aevi*« und zwar die Leiche, Lieder und Rufe des 13.—15. Jahrhunderts nach Handschriften aus Prag, Jistebniz, Wiltingau, Hohenfurt und Tegernsee«, dem sich 1888 die Veröffentlichung des Hymnars der Abtei Moissac im 10. Jahrhundert nach einer Handschrift der Rossiona würdig anschloß. Liturgische Reimoffizien, Hymnen, Prosen, Motetten und Psalterien bildeten den Inhalt der weiteren Bände dieses Werkes, das (bis 1907) auf 50 Bände answoll und in seiner Gesamtheit eine bedeutsame Geschichte der Hymnendichtung darstellt. Von Band 24 (1896) an tritt Klemens Blume offiziell als Mitherausgeber auf. Bis dahin sind die Forschungsergebnisse D.' ureigenes Werk; doch auch jetzt widmete er dem hehren Unternehmen seine ganze Zeit und Kraft. Etwa vier Fünftel des ganzen Quellenmaterials trug D. selbst zusammen. Als eine Übersicht über die Früchte seiner langjährigen mühsamen Studien erscheint seine Studie »Die Kirche der Lateiner in ihren Liedern«, Kempten 1908 (Sammlung Kösel Nr. 16). Von seinen kleineren Arbeiten sind zu erwähnen: »Stimmen der Vorzeit, deutsche Sagen und Geschichten«, 1889; »Ein Wort zur Gesangbuchfrage«, 1884, »Archaismen im Kirchenliede«, 1889 u. a. — Die theologische Fakultät der Universität München ernannte ihn zum Ehrendoktor. 1906 trat er mit Genehmigung seiner Obern aus dem Jesuitenorden aus und lebte zunächst in München, mit gelehrten Arbeiten beschäftigt, dann als Schloßgeistlicher des Reichsrats Freiherrn von Würzburg in Mitwitz (Oberfranken), wo er nach langem, schwerem Leiden am 1. Juni 1909 starb.

A. Dreyer.

**Reithmann, Christian**, k. bayer. Hofuhrmacher, Erfinder der Gasmotore, \* 9. Februar 1818 zu Fieberbrunn in Tirol, † 1. Juli 1909 zu München. Er war ursprünglich Meßner in seinem Heimatdorf, erlernte hiernach noch die Schreinerei und arbeitete in diesem Handwerk in Salzburg und Kufstein. 1848 übernahm er die kaufmännische Leitung eines Uhrengeschäftes in Schwabing-München und ließ sich einige Jahre später in München selbst als Uhrenfabrikant nieder. Zu diesem Zweck erbaute er eine eigene Räder- und Getriebefräsmaschine, die auf der ersten Münchener Industrieausstellung 1854 prämiert wurde. Um diese Arbeitsmaschine in Betrieb zu setzen, fertigte er einen elektro-magnetischen Motor, doch verwendete er zur Krafterzeugung Wasserstoffgas. Nach mannigfachen Verbesserungen an seiner Kraftmaschine erfand er 1873 den Viertakter mit Kompression. 3 Jahre später trat die Deutzer Motorfabrik mit einer ähnlichen Erfindung hervor, und der von R. gegen diese Firma angestrebte Prozeß endete mit einem Vergleich, wobei R. eine angemessene Abfindungssumme erhielt. Eine von R. konstruierte elektrische Normaluhr wurde auf der Weltausstellung in Paris mit dem ersten Preise gekrönt. Eine zweite Erfindung R.s, eine mit peinlichster Genauigkeit arbeitende Punktmeßmaschine, die sich beim deutschen Bundesschießen in München 1881 zum erstenmal erprobte, fand in Schützenkreisen großen Anklang und wurde auch vom Deutschen Schützenbund erworben. Sein Sohn Christian R. ist der Erbauer der weithin bekannten Münchener astronomischen Welt- und Kunstuhr, die im Deutschen Museum aufgestellt ist.

A. D r e y e r.

**Stauffer, Albrecht, Dr.**, Historiker, \* 8. Juni 1860 zu Regensburg, † 5. Dez. 1909 zu München. — Nach beendetem Gymnasialstudium erwarb sich St. auf der Universität gründliche Ausbildung als Historiker und mit seiner Abhandlung über »Hermann Christoph Grafen von Rußworm, kaiserlicher Feldmarschall in den Türkenkämpfen unter Rudolf II.« 1884, die philosophische Doktorwürde. Bereits im folgenden Jahre wurde er zum Professor der Geschichte an der Kriegsakademie München (mit dem Rang und Gehalt eines o. Hochschulprofessors) ernannt und bekleidete diese Stellung bis zu seinem Tode. Durch seine Geschichtsauffassung, welche die vergangenen Ereignisse von dem Standpunkt des modernen Menschen aus betrachtete und beurteilte, wußte er seine Hörer im hohen Maße zu begeistern. Immer hielt er den Blick auf das Ganze gerichtet und legte sich klar, was selbst die wichtigsten Epochen und die namhaftesten Träger derselben in der gesamten Kulturentwicklung der Menschheit bedeuten. Daher tritt bei allen seinen Veröffentlichungen das kulturhistorische Interesse in den Vordergrund; daneben fehlt auch nie der eindringliche Hinweis auf den pädagogischen Einfluß der Geschichte, die ihm als die wirksame Schule der Charakterbildung für den modernen Menschen erscheint. Von größeren Arbeiten erschienen von ihm 1896 die Studie »Zwölf Gestalten der Glanzzeit Athens im Zusammenhange der Kulturentwicklung«, Charakteristiken der bekanntesten Persönlichkeiten Athens von Cimon bis Sokrates, sowie »Karoline von Humboldt in ihren Briefen an Alexander von Rennekrantz«, 1904. In den vom Münchener Volksbildungsverein ins Leben gerufenen wissenschaftlichen Kursen für Frauen und Mädchen wirkte St. als Lehrer der Geschichte. Der Zyklus seiner Vorträge im Winter 1900/01 mit dem

Thema »Die Wiedergeburt des deutschen Volkes, eine Einleitung in die deutsche Geschichte bis zu der Erhebung der preußischen Monarchie und der deutschen Befreiungszeit«, erschien in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 252—254, 1901, und bald darauf als selbständige Broschüre. Von seinen übrigen Aufsätzen ist namentlich der Artikel »Eine natürliche Gliederung der Weltgeschichte und der Horizont der Kulturmenschlichkeit« (Beilage z. Allgem. Ztg. Nr. 14, 1902,) typisch für die Art und Weise seiner Geschichtsbetrachtung. Von den drei bedeutendsten Kulturvölkern des Altertums, Juden, Römern und Griechen (das ist der leitende Gedanke dieser Studie), pflegte jedes in einseitiger Weise die Bildung der Persönlichkeit: die religiös-sittliche, die militärische und staatliche und die künstlerische und wissenschaftliche. Eine harmonische Ausbildung der Seelenkräfte durch Verschmelzung dieser drei Richtungen verfolgt erst die neuere und neueste Zeit. — St. starb unvermählt am 5. Dezember 1909 zu München. Die Vorstandschafft der Kriegsakademie rühmte laut »die begeisterte Hingebung für seinen Beruf und seine hervorragende Pflichttreue«.

A. Dreyer.

**Müller, Karl von**, Architekt und Ingenieur, \* 1821 zu Weilheim, † 1. Juli 1909 zu Gries bei Bozen. — 1845 trassierte er die erste Bahnlinie von München nach Starnberg, 1846 leitete er den Straßenbau zum Schloß Hohenschwangau. In seiner Tätigkeit als städtischer Bauinspektor in Innsbruck entfaltete er eine kurze, aber ersprießliche Tätigkeit. Bald übersiedelte er nach Wien und zu Anfang der 60er Jahre des 19. Jahrhunderts nach München, wo er vier Häuser in der Otto- und Karlstraße erbaute, die sogen. Müllerhäuser. Diese überließ er 1894 der Stadt München zum Geschenk unter der Bedingung, daß der Erlös aus dem Verkauf derselben zur Gründung eines Volksbades, hauptsächlich für Unbemittelte, verwendet werde. Der imposante Bau entstand 1897 bis 1901 in der Zweibrückenstraße, und die Büste des hochherzigen Stifters wurde in der Vorhalle desselben zum ewigen Gedächtnis aufgestellt. Der Prinzregent verlieh ihm das Ritterkreuz des Verdienstordens der bayerischen Krone, womit der persönliche Adel verbunden ist. Die letzten Lebensjahre verbrachte M. in Gries bei Bozen, wo er auch starb. Seine Leiche wurde in seiner Geburtsstadt Weilheim in Oberbayern beigesetzt.

A. Dreyer.

**Weiss, Reinhard**, *Dr. med.*, Geh. Sanitätsrat, \* 8. September 1848 in Bückeberg, † in Bad Oeynhausen 7. September 1909. — W. war der Sohn des schaumburg-lippischen Hofrats *Dr. med.* Weiss und dessen Ehefrau Karoline, geb. von Baumbach, einer ehemaligen Hofdame der Fürstin Ida zu Schaumburg-Lippe. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studierte seit 1868 Medizin in Marburg. Während des deutsch-französischen Krieges unterbrach er sein Studium und betätigte sich im Lazarett zu Benrath a. Rh. Nach der Ablegung des Staatsexamens im Jahre 1874 wirkte er als Assistenzarzt am Heiligen Geist-Hospital in Frankfurt a. M., dann als Arzt an der chemischen Fabrik in Griesheim und folgte 1880 einem Rufe der deutschen Kolonie zu Bari in Apulien. Nach zwei Jahren kehrte er in seine Vaterstadt zurück, wo ihm bald die Leitung des Krankenhauses Bethel übertragen wurde, die dann 27 Jahre in seinen Händen gelegen hat, ebensolange ist er Badearzt in dem Bückeberg

benachbarten Bade Eilsen gewesen, das er im Jahrgange 1901 der »Welt auf Reisen« nach Lage und Heilwirkung beschrieben hat. W. war auch Vorsitzender des Schaumburger Ärztevereins, dessen Anschluß an die Ärztekammer der Provinz Hessen-Nassau er bewirkte; das Vertrauen seiner Mitbürger hat ihn auch vorübergehend in das Bückeburger Stadtparlament geführt. Neben der ausgedehnten ärztlichen Tätigkeit hat W. noch Zeit und Muße zu tiefgehenden geschichtlichen Forschungen gefunden, dem 1890 gegründeten Vereine für Geschichte, Altertümer und Landeskunde des Fürstentums Schaumburg-Lippe hat er viele Jahre als treibende Kraft vorgestanden. Mit Vorliebe erstreckte W. seine geschichtlichen Studien auf die frühmittelalterlichen Befestigungen und die Flur- und Ortsnamenforschung. Eine Reihe von Ausgrabungen und Untersuchungen alter Befestigungen in der Gegend der mittleren Weser sind von ihm selbst oder doch auf seine Veranlassung vorgenommen und auch zum Teil durch seine Feder beschrieben worden. (Schaumburg-Lippische Landes-Zeitung vom 25. Dezember 1892. Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 43 (1895), Nr. 5.) Die Hauptergebnisse seiner Ortsnamenforschung hat er in einer längeren Abhandlung in der Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen, Jahrgang 1900, niedergelegt. Wenn er sich auch von den Fehlern, in die ein Nichtfachmann bei der schwierigen Ortsnamenforschung leicht verfällt, nicht immer völlig freigehalten hat, so muß doch ohne weiteres zugestanden werden, daß er als ein ernsthafter Forscher zu gelten hat, worauf er auch mit Nachdruck Anspruch machte. Von Charakter war W. ein echter Niedersachse, und die im nördlichen Deutschland stark einsetzende Heimatbewegung fand an ihm einen ebenso eifrigen, als verständnisvollen Förderer. Ein besonderes Interesse brachte er der Schaumburger Volkstracht entgegen, seine Sammlung alter Trachtenstücke bildet heute einen wertvollen Bestandteil des Bückeburger Landesmuseums, an dessen Gründung im Jahre 1907 W. einen wesentlichen Anteil hat. — W. war 1883 Sanitätsrat, 1901 Geheimer Sanitätsrat geworden und seit 1884 mit Maria Reiche, der Tochter des Bückeburger Konsistorialrates Dr. Reiche, vermählt; aus der Ehe sind drei Söhne hervorgegangen.

Persönliche Erinnerungen. — Schaumburg-Lippische Landes-Zeitung vom 8. und 11. September 1909. Wiegmann in Niedersachsen Jg. 15, S. 18; Altsachsenland 1909, S. 245—47.

Otto Z a r e t z k y.

**Kaulbach, Hermann**, Historien- und Genremaler, \* 26. Juli 1846 zu München, † 9. Dezember 1909 daselbst. — Als den damals schon auf der Höhe seines Welt Ruhmes stehenden Maler Wilhelm von K., unterwegs zu Ems, die Kunde von der sehnlichst gewünschten Ankunft eines Knaben erreichte, da mochte er wohl an die tröstliche Verheißung der delphischen Pythia denken, welche diese aus gleichem Anlaß ehemals dem athenischen Bildhauer Sophroniskos erteilte: er solle sich über die Zukunft des Kindes keine Sorge machen, denselben gewähren lassen, was ihm in den Sinn komme und keinerlei Zwang anwenden, sondern nur für ihn beten, zu Zeus und den Musen: da sein Sohn etwas in sich habe, das ihn besser durchs Leben führe als alle Lehrer und Pädagogen. Deshalb beschloß K., sich jeden entscheidenden Einflusses auf die künftige Berufswahl desselben zu enthalten, aber mit seinem Adlerauge jeden in der

Seele des Sohnes auftauchenden Keim zu bewachen. Bald zeigte sich eine hervortretende poetische Begabung, wie ehemals bei dem frühzeitigen Clemens Brentano, alle dem Leben abgelauchten Eindrücke reimweise gestaltet zum Ausdruck zu bringen. Am Unterricht der Schwestern ungesucht teilnehmend, heimste er allerlei, in seiner Weise immer wieder verarbeitend, reichlich ein. Ihm unvermerkt wußte neben der hochgebildeten Mutter und einer vorzüglichen Erzieherin der treffliche Hauslehrer Friedrich Güll (\* 1. April 1812 zu Ansbach, † 23. Dezember 1879 in München), bekannt durch seine »Kinderheimat in Liedern« und andere nützliche Jugendschriften, den Samen in die offene Seele des fröhlichen, begierig zulauschenden Jüngelchens zu legen, und ihn mit wachsendem Interesse zu fesseln, wofür ihm später der gereifte Künstler in schönster Weise ein dankbares Denkmal setzte. Obwohl mit dem Stifte fleißig kritzelnd und alle Eindrücke festhaltend, schien doch eine Zeitlang der Poet die Oberhand behaupten zu wollen. Das zeigte sich beispielsweise, als Cornelius bei einem Besuch Münchens die ihm Blumen darbietenden Kaulbachkinder musternd, dem Jüngelchen mit ernster Miene die Hand auf das Lockenhaupt legend, die Frage stellte, ob er einmal auch ein Maler werden wolle, derselbe mit einem prompten »Nein; aber ein Dichter!« reagierte. — Reifliche Erwägungen zeitigten endlich den Entschluß, den frühreifen Knaben zum ersten Beginn der Studien in eine Privatanstalt nach dem an der Bergstraße so malerisch gelegenen, vielempfohlenen Weinheim zu geben, von wo er nach rascher dreijähriger Förderung das Gymnasium zu Nürnberg beziehen konnte. Hier fand K. neue künstlerische Förderung, da sein Schwager August Kreling, in dessen Familie K. gastete, der geniale Direktor, Baumeister, Bildhauer, Maler und Zeichner an der Kunstgewerbeschule, eine vielseitige, höchst anregende Tätigkeit entfaltete. Alles in und außer dem Hause wogte in der prächtig und kunstsinning anregenden Stadt, so begann auch Hermann zu zeichnen und zu malen im wonniglichen Wettstreit mit Lesung des Virgil, Homer, Cicero und Xenophon. Überraschend war es, daß K. plötzlich nach dem Absolutorium darauf kam, Medizin zu studieren. Im vorbereitenden Eifer belegte K. an der Münchener Universität die naturwissenschaftlichen Kollegien, Physik bei dem forschenden Jolly, Chemie bei Liebig; vorübergehend drohten auch Nationalökonomie und Landwirtschaft gefährlich zu werden. Doch ging ihm, über dem wissenschaftlichen Trubel, im väterlichen Heim der wahre Sinn für die Kunst auf, Studienköpfe und Skizzen wurden gezeichnet und gemalt, während der Vater immer noch rückhaltend, dem kunterbunten Treiben zusah. Glücklicherweise fielen einige Skizzen in Pilotys Hände, welcher den Gordischen Knoten mit dem Alexanderhieb: »Sie müssen Maler werden!« entzweischchnitt. Dazu gab nun auch Vater Wilhelm ohne weiteres Bedenken den zustimmenden Entscheid. Die Volte über Antikensaal und Malklasse führte unmittelbar in Pilotys Atelier, wo unter getreuer Führung der ernsten Defregger und der stillglühende Nikolaus Gysis, ersterer über seinen Tiroler Patrioten, letzterer mit neuhellenischen Dorfgeschichten, unter einem lauten vielköpfigen Geschwader der buntesten sprachlich und tatkräftig zusammengewürfelten Scholaren saßen: Alle vereint im heißesten Wettkampf um höchsten Preis unter der Ägide des einen großen Farbenzaubers, der die Geheimnisse seiner Palette gleichsam spielend, neidlos und großmütig, mit bereitwilligster Hilfe männiglich zur Einsicht und Offenbarung preisgab.

Es war ein großartiger Friedensschluß und ein Triumphgefühl sondergleichen, den einzigen Sohn seinem artistischen Antagonisten anzuvertrauen. Wer unter den beiden Streitern als Glücklicher hervorging, war jedenfalls der Dritte unter den Beteiligten: Hermann, denn sein erstes, im Kunstverein zur Ausstellung gebrachtes Bild erwarb dem Maler nicht allein einen Käufer — und der war, wie sich später ergab, der eigene, gewiß unendlich liebenswürdige Vater — sondern auch die väterliche Heiraterlaubnis mit der schönen Braut für den namenlos seligen Hermann! Rasch folgten weitere, frühreife Werke, darunter 1870 ein »Ludwig XI. von Frankreich im Gefängnis zu Peronne und sein Barbier Olivier le Daim«, 1871: die kleine Szene »In Frankreich« (ein Soldat läßt ein armes Kind von seinem Butterbrot abbeißen) und zwei fein abgetonte Kircheninterieurs, staffiert mit einer »Betenden Witwe« und »Kinderbeichte« (nachmals radiert von Wilhelm Schmidt, in Berggruen »Die graphischen Künste«, Wien 1879, I. Bd.), dann (1872) das »Großmütterchen« und »Hansel und Gretel bei der Hexe« (nach Grimm, vgl. Nr. 22 »Allgem. Familientzgt.«, Stuttgart 1873, S. 301), womit K. ahnungslos jene Domäne betrat, welche ihm, freilich erst später, zahlreiche Freunde gewann. Aufsehen erregte (1873) das nach allen Seiten gleichmäßig durchgearbeitete Bild »Sebastian Bach vor Friedrich d. Gr. und dessen ganzen Hofe Orgel spielend« und insbesondere »Aus Mozarts letzten Tagen« (1874, Holzschnitt in Nr. 1 »Über Land und Meer«, 1875; vgl. Fr. Pecht in Beil. 82 »Allgem. Ztg.« 1873); dabei überwog, wie ein sanft andeutender Kritiker betonte, doch noch »der Stil der Schule die selbständig individuelle Ausdrucksform«. Es war ein unvergeßbarer Moment, als vor dem, um jede fremdartige Farbenstörung abzuhalten, an einer Wand des Kunstvereins dominierend postierten Bilde, Wilhelm K. und Piloty »zufällig« zusammentrafen und der greise Vater kurz und wuchtig, mit selbstbewußten Rückblicken sein ganzes artistisches Credo und vor dem Lehrmeister des Sohnes seine volle zustimmende Anerkennung aussprach, so daß Pilotys stramme Gestalt noch um Haupteslänge zu wachsen schien: Alte Tradition und Neuzeit standen vereint und reichten sich vor dem zufällig einzigen Augenzeugen in freudig bewegter Stimmung die Hand. Schon nach Jahresfrist schied Wilhelm von K. aus dem Leben und Piloty rückte als Direktor der Akademie an dessen Stelle. —

Mit wohlbewußter Einsicht hat Hermann K. das Gebiet der großzügigen Geschichtsmalerei niemals betreten. Das mit einem ungewöhnlichen Aufwand von Porträts, Kostümen und kulturhistorischen Studien sorgfältigst inszenierte Bild (Hamburg 1882) der vor ihrem Vater Alexander, ihrem unbegreiflichen Bruder Cesare Borgia, in Gegenwart des an allen italischen Höfen und im Gefolge Kaiser Karls V. auch in Deutschland angestaunten bisamduftenden Bruders des türkischen Sultan Bajazet, dem sogenannten »Kaiser Zosimus« (Gem, Dschem, Zizim) und dem ganzen päpstlichen Hofstaat tanzenden »Lucrezia Borgia«, hielt sich im Rahmen einer meisterhaft komponierten Novelle, während die (1886 vollendete, zu Wiesbaden befindliche) »Krönung des Leichnams der 1231 verstorbenen wundersamen Thüringer Landgräfin Elisabet durch Kaiser Friedrich II. in Marburg« (Kunst unserer Zeit, XXI, 176) den zarten Mollton einer elegischen Dichtung atmete. Dieselbe Stimmung klingt auch aus der Szene, wo eine Jungfrau die im Mausoleum an der Via Appia aufgestellte Büste eines Dichters mit dem Kusse unsterblicher Liebe weiht (Neue Pinakothek; in Farbenlichtdruck bei Hanfstängl),

ebenso aus den vor einem Madonnenbilde flackernden »Opferkerzen« (in Meisterwerke der Holzschneidekunst XV, 3) und jenem mit einem Kindlein »Zur irdischen Heimat« niederschwebenden holdseligen Himmelsboten (in Nr. 46 »Über Land und Meer«, 1884, LII, 921). Minnigliche Freude künden die Illustrationen zu Rückerts »Liebesfrühling«, zu Ebers' und G. Freytags Romanen und Erzählungen, die Grisailenkartons zu Freischütz, Figaros Hochzeit, Don Juan, Barbier von Sevilla, Fidelio, Weiße Dame, Rigoletto, Stradella, auch zur Götterdämmerung und dem Fliegenden Holländer. Als trefflichen Psychologen bekundet sich K. mit seinen Porträts, voraus seiner aus der Erinnerung gemalten, im hohen Alter noch die Züge der Schönheit bewahrenden Mutter — nur das Bildnis des Vaters ist er uns schuldig geblieben; die markanten Züge des gräflich Arco-Steppbergschen Ehepaares, sein eigenes, so frisch in die Welt schauendes Konterfei (1883), dann jene seiner Kinder — darunter der jugendstramme Robert mit seiner Gerte — und Enkel, welchen wir bald in zahlreichen wahrhaften Begebenheiten wiederbegegnen. Ein groteskes Modell veranlaßte die schalkhaften »Narrenbilder«, in denen allerlei Schelmenstreiche zu Freud und Leid, zum faktischen Beleg des Satzes, daß »Torheit nicht vor Alter schütze«, zum heiteren Ausdruck kamen: briefschreibend, schäkernd, Märchen erzählend, in schwerer Pönitz von mitleidiger Hand gefüttert und erquickt, als trauer Freund und wahrer Berater, die Kunst des Spinnens ühend, oder schmerzbehaftet unser mitfühlendes Beileid beanspruchend, erscheint das schellenkappentragende Närrlein. Auch stramme Landsknechte und abgehauste, hungernde Gartbrüder, wie selbe schon zu Interims Zeiten der deutsche Prediger Bruder Berthold von Regensburg zeichnete, wechseln mit einem »Rattenfänger von Hameln« (in Velhagen und Klasings Monatshefte, Oktober 1890), mit malenden Mönchen, sternblumenstreuenden Mondfeen und jederzeit anmutenden Spielen launiger Phantasie. Die Krone seiner Schöpfungen gipfelt in K.s humoristischen Kinderszenen, womit der in neuen Situationen stets unermüdliche Maler sein dankbarstes Publikum bei Jung und Alt eroberte. Mit seiner ersten »Kinderszene« intonierte er diese glückselige Naivität, welche schon aus den kleinen Singerknaben bei »St. Elisabethens Begräbnis« leuchtete. Sie gewann alsbald das Recht der Dominante, sei es, daß die Kleinen den »Schüchternen Freier« im Hause der Gvatterin beäugeln, Guckguck spielen, den »Ersten Schritt« wagen, den sonst so gefürchteten, nun harmlos seine Suppe auslöffelnden »Schwarzen Mann« belauschen, der eigenen Fütterung obliegen oder zu täppisch den Vogelfang wagen, im Hauswesen hantieren oder am lustigen Bette des eingebildeten Kranken ärztliche Praxis oder ein »Examen« (Heinemann, 1909, Nr. 109) üben, im Breikochen oder als heimliche Naschkätzchen sich versuchen, der Märchenerzählerin lauschen oder mit tollpatschigem Blindkuhspiel aufjubeln und dem kühnen »Stelzenläufer« zujauchzen: der Künstler blieb immer originell und packend und sein weit über den Jugendkreis hinausgehendes, erst recht zuständiges und dankbares Publikum fesselnd. Für alle Alter und Lebenslagen blieb Hermann K. immer ein Freund und Tröster, in die Fußstapfen von Ludwig Richter, Oskar Pletsch, Paul Thumann, Albert Hendschel, H. Vogel von Plauen, Gehrts, E. Unger tretend und deren Horizont ergänzend und koloristisch erweiternd. Die vielbegehrten weit in die Welt wandernden Bilder erschienen nach Hanfstängls photographischen Reproduktionen in allen Illu-

strierten Zeitungen; eine Auslese derselben vereint das »Album« bei Gustav Weise und jenes in vielen Auflagen vorliegende »Hermann Kaulbach-Bilderbuch« (Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig, 72 S. in 4°, mit reichen Reproduktionen in Bunt- und Schwarzdruck). Auch die »Märchen« des Grafen Philipp zu Eulenburg-Hertefeld reizten seine Phantasie zu nachdichtenden Schöpfungen, farbig wetteifernden Skizzen, Randglossen und spielenden Arabesken (München 1898, bei Hanfstängl), ebenso die Kinderreime, Rätselnüsse und Knackmandeln seines ehemaligen Lehrers, des trefflichen Jugendliebes Friedrich Güll, welcher die ersten Keime zum Dichten in die empfängliche Seele des Knaben senkte, so daß die damals im väterlichen Hause weilenden Gäste Dingelstedt, Geibel, Bodenstedt, Julius Grosse u. a. lauschend neben dem Knaben saßen, die staunenswerte Beherrschung des Reimes und die Vertiefung in einen Gegenstand bewunderten, während der kleine Autor kaum noch recht schreiben konnte. Drei von treuer Hand gesammelte Bände solchen Blütenreichtums bewahrt heute noch seine Familie. Als ein dem vorlesenden Lehrer verständnisinnigst lauschendes Kerlchen hat sich Hermann K. selbst dargestellt und die Kinderstübenszenen illustrativ eingeleitet (Auswahl aus Fr. Gülls Kinder-Reimen, mit Bildern von Hermann K., herausgegeben vom Bezirkslehrerverein, München 1910, im Verlag der schon 1855 von Isabella Braun begründeten, heute noch florierenden »Jugendblätter«, bei Karl Schnell). Ein rührender Akt der Pietät für den Lehrer Fr. Güll, der die »Augen schloß als die Früchte reiften; doch

Zu den alten lieben Liedern,  
Die ich in goldner Jugendzeit  
Von Dir gehört, schuf ich die Bilder  
Als Mann in treuer Dankbarkeit.«

Hermann K. führte ebenso leicht die Feder wie den zeichnenden Stift, davon zeugt z. B. das hübsche Essai über »Alte und neue Kostüme«, welches K. ahnungslos, kurz vor seinem Tode vollendete (vgl. Nr. 10 Münch. Neueste Nachrichten, 8. Januar 1910). Er hatte sich im schönen Schliersee ein wonnigliches Malerheim »Luginsland« geschaffen (Abbildung im 12. Heft der »Gartenlaube« 1902 und im »Kränzchen« 1903, S. 112), wo er im trauten Kreise der Seinen unwillkürlich auch die zahlreichen Modelle zu jenen charakteristischen Kinderbildern immer lebendig vor Augen hatte.

Es gelang ihm, neue, die Bahnen seines großen Vaters nie durchschneidende Pfade zu finden. Sein allzu früher Heimgang zernichtete noch viele vollberechtigte Erwartungen und Pläne. Zarte Empfindung, sichere Zeichnung und Farbe gaben ihm das stets harmonische Geleite. So gilt von ihm auch Rückerts Wort:

Manches mach' ich wohl wie Andere,  
Vieles macht ein anderer Mann  
Besser; aber Manches macht' ich,  
Was kein Anderer machen kann.

Aber »nimmer im Leben verweilt das Glück lauter und frei von Leide«. In das volle Schaffen schlug die plötzliche Kunde vom unerwarteten Tode des einzigen, geliebten, hoffnungsreichen Sohnes, sie schnitt dem trostlosen Vater so tief in die Seele und warf ihn auf das Krankenlager, daß er nach vierzehntägigen schweren Leiden hinüberschlummerte.



K. war seit fünfundzwanzig Jahren Ehrenmitglied der Akademie, an welcher sein großer Vater so epochemachend gewaltet, seit zwei Dezennien mit dem Professortitel ausgezeichnet, München, Berlin, Wien, das Ausland, darunter Spanien und Amerika, krönten seine Bilder mit Medaillen. Eine Gesamtausstellung seines Nachlasses in der Münchener Kunstaussstellung 1910 füllte zwei Säle mit mehr als hundert Nummern von vollendeten Werken, Skizzen, Zeichnungen und Entwürfen: das ganze, höchst achtenswerte Lebenswerk umfassend. Wahrlich (um mit Walther von der Vogelweide zu sprechen): »ezn wart nie lobelicher leben, swer sô dem ende rehte tuot!«

Eine schöne Tat seiner Gattin mag hier eine gebührende Erwähnung finden. Als im Herbst 1887 ein junger im Schliersee badender Mann am Ertrinken war, schwamm Frau Sophie K. herzhaft in das Wasser und brachte den schon im Untergehen Begriffenen mit eigener Lebensgefahr ans Ufer. Seine kgl. Hoheit der Prinzregent Luitpold ehrte die edle Dame durch Verleihung der goldenen Medaille des Verdienstordens der Bayerischen Krone; die Dekoration wurde von Exzellenz dem Regierungsdirektor von Pfeufer persönlich überreicht.

Vgl. Karl Stieler, Die Piloty-Schule, Berlin 1881; Erinnerungen von Ganghofer; F. v. Ostini, Alex Braun; Fr. v. Bötticher 1885, I. 658 ff.; Fr. Pecht, Münchener Kunst 1888, S. 258; Rosenberg, Moderne Kunst 1894, III, 85; Nr. 51 Allgem. Ztg. 18. Okt. 1909; Münchener Kunstvereins-Bericht für 1909, S. 16 ff.

H y a c. H o l l a n d.

**Sepp, Johannes Nep., Dr.**, Professor, Historiker, \* 9. August 1816 zu Tölz, † 5. Juni 1909 in München. — S. entstammte einer vorlängst aus Südtirol eingewanderten Familie, welche zum Besten des regsam aufblühenden Marktes einen Meistersinger, Ratsherrn und Bürgermeister aufwies. Sein Vater hatte sich während der Napoleonschen Kriegsjahre als Färber und Gerber weit umgetan und zuletzt' in einem hart an der Isarbrücke ragenden Hause sein florierendes Geschäft gegründet. Johannes, erst als Meistersohn in der Schule eingeschrieben, ergriff mit Feuereifer die Studien, während ein Bruder mit den Schwestern vereint, des Gewerkes waltete. Im philosophischen Biennium an der Münchener Universität fesselten ihn nächst der Pflege der Linguistik die in großartiger Sprachgewalt dahin rauschenden, die ganze Weltgeschichte abschildernden Vorträge des alten Görres, zu dessen Schülerschaft er sich freudig bekannte. Fünf Semester oblag S. auch der Theologie, verließ aber dann das Alumnat, um als Privatdozent die Lehrkanzel der Historie zu besteigen und zugleich als Lientheolog mit einem neuen »Leben Christi« das gleichnamige Unternehmen von David Fr. Strauß zu bestreiten (Regensburg 1843—45, in 3 Bänden; 2. Aufl. 1853, 3. Aufl. 1860—62, 4. Aufl. 1898 als Volksausgabe; 1884 in französischer Übersetzung). Daran reihte in mehreren Bänden die »Geschichte der Apostel«, die »Symbolik zum Leben Jesu« und als Prodomos das dreibändige Werk über »Das Heidentum und dessen Bedeutung für das Christentum«, 1863. Ebenso erfolgte (1864) eine heftige Polemik gegen Renan. Auch später noch ergriff S. in religiösen Zeitfragen in oft heftigen Kontroversen von seinem Standpunkt als Lientheolog das Wort, gleich schonungslos gegen seine alten Kollegen und Freunde in Freising und Würzburg. Hatte er schon frühe als rüstiger Wanderer Oberitalien, Berlin und die Rheinlande besucht, so trieb ihn die Reiselust zu einer längeren Weltfahrt über Rom und Neapel

nach Griechenland und Palästina, um dessen Topographie durch Augenschein zu studieren und die Resultate für seine panegyrische Polemik wissenschaftlich auszunützen. Dabei bestand der zwar mit gründlichster Vorbildung doch verhältnismäßig nur geringer Ausrüstung waghalsige Forscher eine lebensgefährliche Abkühlung durch einen gewaltigen Seesturm vor Jaffa, mußte sich mit türkischen Beduinen des öfteren wacker herumschlagen, wobei er glücklicherweise durch tatkräftige, zufällige Intervention dreier pilgernder Landsleute, darunter ein Wagner und Buchbinder, welche herzhafte und handfest assistierten, gerettet wurde. Auch die Folgen eines unbesonnenen Bades im Toten Meere hinderten ihn nicht in seinen Forschungen, welche durch einen freilich nur kurzen Besuch des Sinai, nebst einer eiligen Nilfahrt ausgiebig abschlossen. Die wissenschaftlichen Ergebnisse seiner Reise vermerkte er in dem zweibändigen, reich illustrierten Werke »Jerusalem und das heilige Land« (Schaffhausen 1875, mit der Widmung an Dr. Franz Prunner Bay), in zweiter vermehrter Auflage (Regensburg 1886) mit der Dedikation an Friedrich Wilhelm, den Kronprinzen des Deutschen Reiches. Nach einer zehnmonatigen Abwesenheit bestieg er wieder den geliebten Lehrstuhl, um welchen sich bald ein durch seinen freien, anregenden Vortrag angezogenes Auditorium scharte. Die offenkundige Teilnahme für die damals ungnädig außer Dienst gesetzten Kollegen entzog ihm nicht allein die »*Venia legendi*«, sondern brachte ihm sogar eine Verweisung aus der Stadt, wofür ihn alsbald die »*Vox populi*« mit einer Wahl in das »Frankfurter Parlament« entschädigte, nachdem S. die unfreiwillige Muße zu einem Abstecher nach Paris benützt hatte, um sich über die »neue Zeit« an Ort und Stelle gründlich zu orientieren. Obwohl er früher schon auf seiner Kathedra die deutsche Fahne hoch zu tragen wagte und jetzt auf die kaiserfreundliche Partei trat, war S. in Frankfurt nicht an seiner Stelle und seine reichstreuen Reden verhallten im allgemeinen Trubel. König Maximilian II. gab ihm freilich wieder den geliebten Lehrstuhl zurück, um welchen sich abermals die freudige Jugend sammelte, aber der nur »außerordentliche Professor«, der buchstäblich kein Blatt vor den Mund nahm, hatte einen schweren Stand gegenüber der diplomatischen Kritik der »historischen Schule«, deren exakte Methode nur auf Anschürfung und Ausbau neuen Quellenmaterials basierte. Es fehlte nicht an beiderseitiger Verstimmung und ein niemals ganz aufgehellter Vorfall mit einem ihm übrigens befreundeten Kollegen, welchen S. großmütig vor unübersehbarem Zusammenbruch finanziell retten wollte, gab den Anlaß zur unerwarteten Versetzung in unwillkommene Quieszenz (1868). Später ergab sich wohl das verwickelte Recht, doch eine Rehabilitierung unterblieb gegen alle Erwartung. Abermals lohnte ein Sitz in der Bayerischen Kammer der Abgeordneten, dann im Zollparlament und im Deutschen Reichstag. Obwohl auch hier als großdeutscher Kämpfer auftretend, schmolten die Parteien hartnäckig auf beiden Seiten, obwohl dem kühnen Recken am 19. Juli 1870 der glückhafte Wurf gelang, in brillanter Rede im gegebenen Kriegsfall die süddeutsche Mobilmachung unbedingt glänzend durchzudrücken, wofür später Bismarck mit der idealen Expedition nach Tyrus anscheinend eine Gegenleistung plante. Es schien eine glückhafte Idee bei der endgültigen Wiedererhebung des Deutschen Reichs nach den Überresten des alten Heldenkaisers zu forschen und diese als Palladium zurückzuleiten in sein früheres Heim. Und S., welchen schon bei seiner ersten Fahrt die hoffnungsvollste

Zuversicht beseelte, schien auserlesen, die heilverheißende Tat zu wagen. Beschluß und Ausführung wurde mit großer Hast betrieben und *Dr. Hans Prutz*, der Verfasser des mustergiltigen Werkes über jene imposante Herrscherzeit, dem süddeutschen Forscher »*ad latus*« gestellt, wozu S. auf eigene Kosten auch seinen ältesten Sohn *Dr. Bernhard S.*, einen um subtile Fragen schon wohlverdienten Forscher — es artet ja, nach arabischem Sprichwort »frühzeitig der Welf (der junge Löwe) nach dem Leuen« — als weiteren Zeugen und Gehilfen erwählte. So eilte von heißen Wünschen begleitet das Triumvirat über Alexandrien dem Endziel entgegen und begann, mit Kreditbriefen und türkischen Fermans gehörig ausgestattet, aber in der Kunsttechnik wissenschaftlichen Schürfens und Grabens ebenso völlig unerfahren wie der notwendigen Sprache unkundig und deshalb auf beiläufige Dragomanvermittlung angewiesen, mit einem buntpfarbig zusammengewürfelten, ganz ungeübten und möglichst ungeeigneten, zuletzt auf anderthalb Hundert angewachsenen Arbeitermaterial, in vierwöchiger hastender Eile das immense Trümmerfeld der am 20. Mai 1202 durch Erdstöße eingestürzten romanischen Kathedrale zu durchwühlen. Als immerhin erheblicher Finderlohn ergaben sich schöne Sockel und Kapitäle mit romanischen Ornamenten, zwei Riesenschäfte, ein wahres Säulen-Mammutpaar — ein dritter, den Ausladern tückisch entwischter Collega wartet heute noch im tyrischen Küstengewässer — welche einst von Ägypten für Palmyras Tempelhallen herbeigeschleppt und dann vergessen, ob Berufsverfehlung grollend und verstimmt im hundertjährigen Liegen auf bessere Zeiten hoffend. Glücklicher verwendete Venedig ähnlicher Provenienz entstammenden Säulenraub, der mit der Statue von Sant Isidoro und dem Markuslöwen bekrönt, der Piazzetta ihr dominierendes Ansehen verleiht, während noch ein gleicher Schaft, bei klarer See erkennbar, im Sand begraben harret. Auch ein anderer, ähnlichen Kalibers liegt schlummertief im Odenwald, vielleicht träumend von Bekrönung mit einer seiner einzig würdigen Bismarckstatue. Solche Urzeugen prähistorischer Technik sprechen in runenhaften Zungen von verrotteter eddahafter Riesenzeit. Das Trümmermeer in Tyrus barg zahllose Reste namenloser Statuen, zerbrochene Altäre, Fragmente und Scherben aller Art, gleißende Fetzen von Goldbrokat, Schuttplunder, Menschengebens die Fülle und Gott weiß was, aber nichts Kaiserliches, nicht einmal die Reste des Kirchenvaters Origenes, welcher hier gleichfalls die letzte Rast gefunden haben soll. Eine in dreizehn mächtige Kisten verpackte Auslese, gab immerhin ein Äquivalent für den Kostenaufwand. Jeder der beiden Historiker schrieb ein tröstendes Buch: S. über »Kaiser Friedrichs Tod und Grab« (Berlin 1879) und seine typographisch reich ausgestattete »Meerfahrt nach Tyrus« (Leipzig 1879 bei Seemann XXIV, 382) mit der Widmung an den eisernen Kanzler, ebenso Hans Prutz (»Kaiser Friedrichs I. Grabstätte 1879, Danzig, 51 S. 8°), worin beide ihren in den Hauptpunkten diametralen Standpunkt begründeten. Prutz mit dem schönen Geständnis: »Als gute Kameraden zu Schiff und zu Pferde, während des wochenlangen Aufenthaltes im stillen Sur Freud und Leid miteinander teilend, haben wir uns doch in den sachlichen Fragen niemals einigen können und die zwischen uns einmal schwebende Kontroverse mit der den deutschen Gelehrten eigenen Zähigkeit immer wieder durchgefochten.« S. gab mit liebenswürdiger Courtoisie seinem Gegner kein böses Wort, bestand aber auf seiner Interpretation

der Quellen. Nur in dem negativen Resultat herrschte Einigkeit — mit der dünnen, auf einer spurlos verschollenen Handschrift beruhenden Hoffnung, daß Barbarossas in einer Bleikiste verwahrtes Gebein, endgültig doch nach Speyer übertragen, später gefunden werden könne. Aber auch dieses mit einem Terminus Walthers von der Vogelweide zu bezeichnende »Troesteln« schwand bei der im September 1900 vollführten sorgfältigen Durchsuhung des Kaiserchores.

Während Prutz zu weiterem Ergebnis »Phönizien« (Leipzig 1876 bei Brockhaus), das alte Beirut und Sidon durchstreifte, wobei auch das alte Tyrus zur Zeit der Kreuzzüge und der venezianischen Herrschaft, zugleich mit Baalbeck und Damaskus anziehende Schilderungen erfuhren, wendete sich S. im Geleite seines Sohnes nach Palästina, worüber die neue topographische Forschung eine Fülle von Fragen gezeitigt hatte, über das Coenaculum, die deutsche Besiedlung Kapharnaums (vgl. Sepp »Neue hochwichtige Entdeckungen auf der zweiten Palästinafahrt; Erwerbung Kapharnaums für Deutschland und des Johanniterspitals für Preußen« mit 2 Karten und zahlreichen Illustr. München 1896). Die Möglichkeit des Besuchs früher unter Androhung moslimischer Steinigung (wazu das Material zu handlicher Anwendung annoch aufgestapelt liegt) für jeden Ungläubigen — gestattete die Untersuchung der uralten Bauwerke des Tempelberges. Gerade damals bot die Restauration der Omarmoschee willkommenen Anlaß zur endlichen Lösung ihrer achitektonischen Rätsel. Sie ergab sich als ein ursprünglich mit einer flachen Decke geschlossener Rundbau Justinians, mit den unverkennbar byzantinischen Bogen, skulpierten Kapitellen mit Kreuz-, Wein- und Ährenornamenten, sowie echt christlichen Symbolen, die, hinter den später vorgesetzten grünen arabischen Porzellanplatten geborgen, durch Dr. Bernhard S. beim Abklettern der Holzgerüste augenscheinlich und greifbar nachgewiesen wurden, so daß der glückliche Jüngling dem unten weilenden Vater ein freudiges »Jetzt habe ich die Beweise in den Händen!« hinabrufen konnte. Seitdem steht die Tatsache fest, daß durch Einsturz der flachen Decke nach dem Tode Omars (welcher, nur ein wilder unwiderstehlicher Krieger, während des kurzen Dezenniums seiner weitausgebreiteten blutigen Herrschaft weder Zeit noch Sinn für künstlerische Bestrebungen hatte) die zu Ehren des großen Eroberers benannte, weitragende stolze Riesenkuppel gewölbt wurde, als Weltwahrzeichen über der mit dem schwarzen Steine der Kaaba gleiches Alter beanspruchenden Steinkultstätte der Patriarchen, wo Isaak geschlachtet werden sollte, wo David über der Tenne des Jebusiters den die Pest abwendenden Engel sah, über dessen Tritt Salomon den großen Sühnopferaltar im Vorhofe seines Tempelbaues errichtete; auf dessen uraltheiligem Grund und Boden Mohammed auf seiner sagenhaften Luftfahrt nach Jerusalem »sieben Stunden« dem Gebete oblag! Traun: Ein durch Jahrtausende dominierendes Weltheiligtum und von den letzten Wächtern mit begreiflicher Eifersucht behütet! Dagegen erscheint die siebentorige El-Aksa-Moschee als ein, zwar auf salomonischen Grundlagen fußender, Bau, welcher unter dem Omajadenfürsten Abd-el Selam im Jahre der Hidschra 66—73 (686—93) errichtet, von den Johannitern adaptiert wurde und gleichsam als eine Art steinerne Palimpsest und *Codex rescriptus* den Architekten zu endgültiger Lösung immerhin noch hinreichend zentnerschwere Rätsel zu lösen gibt. Vgl. die mit seinem Sohne Dr. Bernhard S. edierten umfangreichen Arbeiten »Die Felsenkuppel, eine justinianische Sophien-

kirche und die übrigen Tempel Jerusalems« (München 1882); dazu »Kritische Beiträge zur neutestament. Topographie Palästinas« (mit neuen Forschungen über die Felsenkuppel, München 1890) und »Neue hochwichtige Entdeckungen auf der zweiten Palästinafahrt« (München 1896), Arbeiten, welche zwar heftige Opposition fanden, doch schließlich auf einem eigenen, unter Vorlage sämtlicher Pläne, Durchschnitte und Aufnahmen, von 28 Fachgenossen besuchten Architektenkongreß zustimmende Annahme fanden.

Seinem großen Lehrmeister und Vorbild Josef Görres hatte er schon bei dessen Tode (1848) mit einer kleinen, aber gehaltvollen Lebensskizze in scharfgezeichneten Umrissen als Ehrengedächtnis die Leichenrede gespendet, auch die Errichtung eines Fensterbildes im Kölner Dom bewerkstelligt, endlich kam (Nördlingen 1877 bei Beck) das umfangreiche, manchen Leser weniger befriedigende Buch über »Görres und seine Zeitgenossen«, aus welchem sich 1896 ein Extrakt für Bettelheims »Geisteshelden« (1896, Berlin, 23. Bd.) ergab, welcher zu mancherlei Nörgelei führte. Große Liebe bekundete S. für König Ludwig I., welcher ihm einst so wehe getan. Schon nach dessen Ableben (29. Februar 1868) begann S. im Auftrage Dr. Otto Brauns eine lange Reihe von Artikeln in der »Allgem. Ztg.«; daraus formte der Autor unter dem Motto »Das war ein König« das »Ludwig Augustus, König von Bayern und das Zeitalter der Wiedergeburt der Künste« betitelte, kulturhistorisch weit ausblickende Buch (Schaffhausen 1869 bei Hurter, 556 S. 8°), ausgestattet mit des Monarchen charakteristischem Bildnis, welches einst (1845) Kaulbach schnell, *a la prima*, auf die Füllung einer Eichentüre gezaubert hatte. Unter fortwährenden Ergänzungen schwoll der Stoff (Regensburg 1903 mit dem Porträt des Verfassers) zu dem schwer handsamen Lexikonformat von 965 Seiten, wie alle seine zahlreichen Werke eine Unsumme von Tatsachen und Namen bietend, darunter auch hastige Errata, die der Autor mit der Entschuldigung deckt, daß beim Ziegelbrennen doch bisweilen ein Stein versage. Nebenbei reiften immer neue Elaborate, beispielsweise die Abhandlung über den »Ursprung der Glasmalerei« (1878 München und Leipzig), wofür unser Autor das Kloster Tegernsee beanspruchte, dessen überraschende Leistungen heute noch in den romanischen Fenstern des Augsburger Doms erhalten blieben. In dieser durch Sigismund Frank (1770—1847) vor 100 Jahren neuentdeckten Technik stiftete S. zwei Ehrengedächtnisse nach Tölz auf den gelehrten Landsmann Eusebius Amort von Polling († 1775) und den edlen Geographen und Optiker Dr. Ludwig Merz (1817—1858), seinen Schwager, dessen Andenken er auch eine, von Zumbusch gemeißelte Büste setzte. S.s rastlose Energie ermöglichte ferner die Erzdenkmale für Albertus Magnus zu Lauingen (modelliert und gegossen von Ferdinand von Miller) und des Feldhauptmanns und Landsknechtobristen Kaspar von Winzerer, welchem in der Paviasschlacht die Gefangennahme des französischen Königs Franz I. gelang; freudig prunkt (mit deutlicher Fühlung auf den ähnlichen Ausgang bei Sedan) die Statue des vielgefeierten »Goldenen Ritters« in der Hauptstraße des so städtisch anwachsenden Bad Tölz. Dabei glänzte S., stets streitgrimmig und kampfbereit zu Schwertschlag und Lanzenbrechen, mit seiner an Heinrich von Treitschke gemahnenden Wucht des Wortes in Festreden auf die Maler Peter Cornelius, Overbeck, Schnorr von Carolsfeld, Vogel von Vogelstein, Fr. Preller, die Erzgießer Stiglmaier und Ferdinand von Miller, auch über Georg von Hauberrissers Münchener Rathausbau, über die Dome zu

Köln und Regensburg; den XIII. Kongreß der Anthropologen inaugurierte er mit einer Rede über »Das alte Askiburg-Frankfurt« (München 1882), wo der heilige Baum Yggdrasil gestanden, welcher in dem heutigen Eschenheim noch einen neuen Sproß trieb, obwohl schon die Synode von 794 gegen die Anbetung von Bäumen und Hainen eiferte. Den größten Erfolg erreichte der von seidenweicher Mähne umwallte, schon hochbetagte Greis mit dem jugendlich strahlenden Antlitz noch 1895 am 25jährigen Jubeltage der Neugründung des Kaiserreiches mit seiner meisterlich aufgebauten, stromgleich dahinrauschenden, alle Hörer zu frenetischem Beifall begeisternden rhetorischen Leistung!

Eine ergiebige Spezialität bildete die Heimatforschung über Altbayerns Grund und Boden und die daselbst seßhaft zurückgebliebenen verschiedenen Völkerreste. Ebenso vertraut wie Hofrat Dr. Max Höfler mit Sitte, Sage, Tracht und Brauch, mit der aus alten Sprachresten nachklingenden Mundart, strebte er unermüdlich, Personen- und Ortsnamen zu erkunden und zu deuten, selbst aus unscheinbarem Kinderspiel und Tand den früheren geistigen Sinn zurückzugewinnen, die aus grauer Vorzeit übereinander gelagerten Volksstämme linguistisch zu sichten, aus dem Schutt der Gegenwart das Mosaikbild der Vorzeit zu rekonstruieren: Ein ebenso kostbares Material liefernd, wie der mit musterhafter Vor- und Umsicht forschende Julius Naue (vgl. Bettelheim Jahrbuch 1909, XII, 111 ff.) behutsam aus prähistorischen Gräbern zutage förderte. S. begann die »Beiträge zur Geschichte des bayerischen Oberlandes« (1853), dann folgte das Buch über die »Kriegstaten der Isarwinkler« (1874) und die »Denkwürdigkeiten aus dem Isarwinkel und der Nachbarschaft« (1892), über »Die Urbewohner Altbayerns« (1890) und eine verdienstliche Sammlung ihres »Sagenschatzes«, die anziehenden Schilderungen von »Hochzeit-, Tauf- und Totengebräuchen« (1891), über »Ansiedelungen kriegsgefangener Slaven und Sklaven« (1892), über alte Handwerksgebräuche, Herkommen und Sitte, die Tänze der Schächler, den Brunnensprung der Metzger, über Hexenwerk in alter und neuester Zeit, im Orient und Okzident (1903). Natürlich spielt auch das »Haberfeldtreiben« eine Rolle; durch die stillverschworenen Mitglieder dieser uralten Volksjustiz wurde unstreitig der Aufstand der treuen Bayern gegen die verhaßte Fremdherrschaft 1705 vorbereitet und inszeniert. Die massenhafte Detailforschung brachte ihn auf seinen Lieblingshelden, den vielgefeierten »Schmied Balthasar von Kochel«, welchen S. nicht allein aus dem mythischen Nimbus loslöste und historisch nachzuweisen suchte, sondern der ihn sogar zu einer dramatischen Bearbeitung ermunterte; zum Leidwesen des Dichters blieb dem Stück die Kunstbühne hartnäckig verschlossen, während dasselbe als Volksschauspiel wohl zugkräftig gewesen wäre. Dagegen gelang seiner agitatorischen Energie die Aufstellung einer Statue des »Schmied-Balthes«. Alte Traditionen wiederbelebend der Gegenwart vor Augen zu führen, ließ S. auf einem riesigen erratischen Block das »Wessobrunner Gebet« einhauen und auf seinem dortigen stattlichen Landgut aufstellen, einen »Nornenstein« rettete er durch Stiftung in das Bayerische Nationalmuseum, ebenso die einzigen Zeugen langobardischer Plastik: eine ganze Reihe von Propheten- und Apostelgestalten, welche ehemals kurze Zeit die Basilika zu Wessobrunn schmückten, bis sie die »Hunnenschwärme« vor der Lechfeldschlacht (955) verstümmelten und in einen Graben verschütteten, woraus sie S. wieder zum Tageslicht erhob und

auf einem festlich geschmückten, mit klingelnder Zier behängten, von vierfachem Pferdegespann gezogenen Wagen feierlich nach München transferierte. Ebenso sammelte er die Bilder der »heiligen Kümmernis«, einer urdeutschen bärtigen Göttergestalt, und deutete in universeller Beleuchtung ihre ehemals sakrale Stellung. — In München ließ er sich durch Matthias Berger (vgl. Bettelheim, Jahrbuch 1898, II, 164) eine spitzbogige Burg bauen mit dem Portalbilde des drachenfällenden Heinrichs des Löwen, welche er mit kostbaren Tafelbildern, Skulpturen und Urväterhausrat zu einem neidenswerten Familiensitz ausstaffierte. Hier blieb er, selbst als das Augenlicht seine Dienste versagte, immer noch geistig rege und strebsam, die Erinnerungen seines vielbewegten Lebens in Schrift bringend, die in handfesten Quartanten gleich Chateaubriands »*Mémoires d'outre tombe*« gewiß noch manche Überraschungen bergen.

Vgl. Histor. Pol. Blätter 1910, 145, 256 ff.; A. Muth, »Hochland« 1910, VII, 109 ff. usw.

H y a c. H o l l a n d.

**Thiersch, Ludwig (Aug. Joh.),** Historienmaler, \* 12. April 1825 in München (Sohn des als »*Praeceptor Bavariae*« hochangesehenen Philologen Friedr. Wilh. von Thiersch), † das. 10. Mai 1909, erhielt eine umfassende klassische Bildung, welche den vielseitig geschulten Jüngling auf die Wege der Kunst führte, während sein älterer Bruder H e i n r i c h (\* 5. November 1817 in München, † 3. Dezember 1885 zu Basel) sich der Theologie und K a r l (\* 20. April 1822 in München, † 28. April 1895 zu Leipzig) der Chirurgie zuwendete. Bei Schwanthaler betrieb Th. das Zeichnen und Modellieren, insbesondere von Büsten, darunter jene der Professoren Adolf von Schaden, Franz von Löher, des Reichsrats von Niethammer und die seines teuren Vaters, dessen Porträt er auch mit Kreide auf Stein zeichnete. Dann begann er an der Akademie zu komponieren und zu malen, unter Leitung von Julius Schnorr von Carolsfeld, Heinrich von Heß und Karl Schorn, dessen warmes Kolorit auf Th. nachhaltige Wirkung übte. Verdientes Aufsehen erregte deshalb im Kunstverein eine »Sakuntala im Kreise ihrer Gespielen« (Stuttgarter Kunstblatt 1848, S. 226). Die Jahre 1849 bis 1852 verbrachte er in Rom mit fleißigen Studien und einer Menge von Entwürfen, die großenteils später auch zur Ausführung kamen; begleitete dann seinen Vater, den bekannten Philhellenen, auf dessen zweiter, meist politischen Plänen dienenden Reise nach Griechenland, wo unser Maler von 1852—1855 an der neuerrichteten Akademie zu Athen als Professor wirkte und in der restaurierten Nekodemuskirche im Auftrage der russischen Regierung einen Freskenzyklus vollführte. Ähnliche Aufgaben löste Th. für die griechische Kirche in Wien (1856); gleichzeitig entstanden drei mythologische Bilder für Baron Sina (»Charon«, »Klage der Thetis« und eine »Ariadne«), wozu der Maler die Kompositionen und Kartons schon während seines römischen Aufenthalts begonnen hatte. Von 1860—1864 weilte Th. zu St. Petersburg, um die Schloßkirche des Großfürsten Nikolaus und verschiedene Kapellen in den Palästen anderer Hoheiten mit biblischen Darstellungen (darunter auch ein »jüngstes Gericht«) im byzantischen Stile auszuführen. Ein beständiges Wanderleben führte ihn 1864 nach Karlsruhe, 1865 nach Kempten, wo er in der Stiftskirche »Jairi Töchterlein« und »Christus in Gethsemane« freskotierte; 1866 treffen wir ihn

abermals zu Athen, um im dortigen Stadthaus den hierfür passendsten Stoff, »Paulus predigt auf dem Areopag zu Athen« — also im Nachklang Raffaels eine »*Ilias post Homerum*« — zu malen. Darauf folgten die Supportebilder im nördlichen Münchener Friedhof. Andere Aufträge löste der unermüdliche Mann 1880 in London und Paris (1892). Zwischendurch entstanden Altarbilder für das Syrische Waisenhaus in Jerusalem und kleinere Bestellungen für Bethäuser in Reichenhall, Berchtesgaden und viele andere, teilweise schon während seines ersten italienischen Aufenthaltes begonnene Staffeleibilder, wie jenes des im Unglück von den Freunden betrauertem, von seinem eigenen Weibe verspotteten Dulders »Hiob« (vgl. Deutsch. Kunstblatt, Berlin 1854 II, 375), eine »Magdalena«, »Bergpredigt«, »Kreuztragung« und »Versuchung in der Wüste« (1852), »Christus am Teiche Bethesda den Lahmen heilend«, der »Göttliche Kinderfreund«, die »Klage der Frauen« usw. Damit im steten Wechsel erging sich sein nie rastender Geist in Darstellung geschichtlicher Stoffe, z. B. durch Tiecks Novelle angeregt »Jean Cavalier als Anführer der Bauern im Cevennen-Aufstand«, ebenso »Alarich in Athen«, als Befreier der Griechen von dem Römerjoch (1879). Im Nationalmuseum zu München malte Th. mit Hövemyer drei historische Wandbilder: »Kurfürst Friedrich der Fromme nimmt die aus den Niederlanden vertriebenen Calvinisten auf und gründet 1572 durch sie die Neustadt Frankenthal«; »Friedrich IV., der Aufrichtige stiftet zu Auhausen bei Wassertrüdingen die evangelische Union (1608)«; »Karl Ludwig übergibt die 1679 zu Mannheim erbaute Kirche dem lutherisch-calvinischen Kultus« (vgl. Spruner, Wandbilder 1868, S. 311, 316, 339). Am zusagendsten lagen ihm mythologische Szenen: »Ceres, die Tochter suchend«, »Acis und Galathea« von Polyphem überrascht, »Odysseus vor dem Schatten seiner Mutter« (1889), »Eurydike und Orpheus«, »Charon als Totenführer« nach Goethe (Abbildung in Pecht, Gesch. der Münchener Kunst 1888, S. 215) — eine figurenreiche, den Einfluß von Cornelius, Genelli und Rahl zeigende großartige, nachdichtende Schöpfung. Schon früher brachte Th. Szenen aus dem römischen Volksleben zur Darstellung, später auch Idyllen aus der Gegend von Berchtesgaden und Reichenhall, wo der Künstler gern seine Sommerfrische vollbrachte. So entstanden z. B. das landschaftliche Genrebild »Glückliche Stunden« (in Nr. 43 »Über Land und Meer« S. 849), wozu wohl die Verlobung einer Tochter mit dem hoffnungsvollen schwedischen Maler Karl Gustav Hellquist Veranlassung bot; demselben verdanken wir das prächtige Bildnis seines Schwiegervaters. Leider wurde der glückliche Bund durch Hellquists frühen Tod (1890) so unerwartet getrennt. Wie Th. mit der ganzen Liebe der älteren Schule im gleichen historischen Stil auch die Landschaft erfaßte, zeigen die zahlreichen Skizzenbücher des Künstlers, welche mit dem Nachlaß desselben die »K. graphische Sammlung« erhielt. Th. hatte (ebenso wie August Löffler) an der Ostfassade von Liebigs Hörsaal auch ein Landschaftsbild in Fresko gemalt, welches bei dem jüngsten Umbau des Chemischen Laboratoriums verschwand. — Th. repräsentiert in seiner Vielseitigkeit des Schaffens den Eklektizismus der vorhergehenden großen Kunstperiode, ebenso wie die Incamminatenschule der Bolognesischen Carracci; er war bei allen seinen Vorgängern zu Gaste, erfaßte wie in einem Spiegelbild alle ihre Vorzüge und trat dann vom Schauplatze ohne bleibende, nachwirkende Schule, ein Schlußstein seiner Zeit. Er beherrschte die antike Mythe und Dichtung, nahm seine Stoffe aus



dem historischen und religiösen Gebiete, aus Genre und Landschaft; seine Tätigkeit erstreckte sich fast durch halb Europa. Er schied aber ohne Schule und Nachfolger. — Th. war Mitglied der Akademien von St. Petersburg, München, Berlin; Offizier des Griechischen Erlöserordens, Ritter des Bayer. Michael- und Russischen Stanislausordens usw.

Vgl. Nagler, Künstler-Lexikon 1848, XVIII. 345; »Das geistige Deutschland« 1898, S. 697; Fr. v. Bötticher 1898, II, 883.; Singer 1901, IV, 404; Nr. 121 »Allgem. Ztg.« 12. Mai 1905 (zum 80. Geburtstag); Münchener Kunstvereins-Bericht f. 1909, S. 24.

H y a c. H o l l a n d.

**Engelmann, Theodor Wilhelm**, Physiolog, \* 14. November 1843 zu Leipzig, † 20. Mai 1909. E. war der jüngste Sohn des berühmten Buchhändlers und Bibliographen Wilhelm Engelmann; seine Mutter Therese Engelmann war eine Tochter des Historikers Hasse. — Äußere Umstände und innere Anlage wirkten zusammen, um ihn schon in so jungem Alter zum erfolgreichen Naturforscher zu machen, daß seine wissenschaftliche Laufbahn, obschon er kein hohes Alter erreicht hat, doch volle fünfzig Jahre umfaßt. Sein Elternhaus bot ihm nicht nur den Vorteil einer gesicherten Lebenslage, sondern auch persönliche Beziehungen zu hervorragenden Forschern auf verschiedenen Gebieten der Naturwissenschaft, unter denen namentlich sein Onkel, der Zoologe Victor Carus und der Prager Infusorienforscher Stein frühzeitig auf ihn einwirkten. So fing er schon im Kindesalter an, sich mit naturwissenschaftlichen Beobachtungen zu beschäftigen, wobei er von seinem Vater durch Überlassung von Büchern, Schränken und Gerätschaften unterstützt wurde. Bemerkenswert ist, daß schon bei diesen ersten Anfängen dem jungen Forscher das bloße Sammeln und Ordnen nicht genügte, sondern daß er die Metamorphose der Insekten, und die Lebenstätigkeit von Schnecken, Reptilien, Infusorien studierte. Ebenso rege wie sein Hang zur Naturwissenschaft, war seine Anlage zur Musik, die ebenfalls in seinem Elternhaus sorgfältige Pflege durch Klavierunterricht, mehrstimmiges Singen, häusliche Quartettabende und Konzertbesuche fand. Mit 16 Jahren begann er auf dem Cello zu üben, auf dem er es unter Grabaus Leitung zu einer hohen Stufe der Vollkommenheit brachte. Diese Nebenbeschäftigungen scheinen seinen Fortschritten auf der Schule keinen Abbruch getan zu haben, ja er konnte zugleich zu einer umfassenden literarischen und kunstgeschichtlichen Bildung den Grund legen.

Noch als Schüler der Thomasschule, in die er 1857 eintrat, verfaßte er eine Abhandlung, die in der Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie Aufnahme fand: »Über Fortpflanzung von *Epidiylis crassicolis*, *Carchesium polygium* und über Cysten auf den Stöcken des letzteren Tieres« 1859. (Irrtümlicherweise ist an dieser Stelle als Autor »Friedrich Wilhelm Engelmann« gedruckt.) Erst zwei Jahre später, im Herbst 1861, verließ er, 18 Jahre alt, die Thomasschule mit dem Reifezeugnis und bezog die Universität Jena.

Über seine Studienzeit geben Briefe an seine Mutter sowie sein Anmeldebuch ausführlich Auskunft. Er besuchte die Vorlesungen von Gegenbauer, v. Bezold, Schleiden, Snell, Lehmann, Cafemann und eine Vorlesung von Lessing über Gotthold Ephraim Lessings Leben und Werke. Gleichzeitig trat er in Jena, durch die Beziehungen seines Vaterhauses begünstigt, mit Schleiden,

Gegenbauer, vor allem aber mit v. Bezold und Ernst Haeckel in persönlichen Verkehr. Daß er auch außerhalb der Fachkreise hier ausgezeichnete Anregung empfing, geht aus einem brieflichen Bericht über einen geselligen Abend hervor, der H. v. Bülow, Gutzkow, Dingelstedt, v. Romberg, Hummel, Lassen und andere vereinigte. E. schreibt in seinen Briefen selbst, daß seine häuslichen Vorstudien ihm die Auffassung dessen, was ihm die Kollegien boten, sehr erleichterten. Daraus erklärt sich, daß er schon als Student neben den laufenden Studiumsarbeiten auch seine selbständigen Forschungen fortsetzen konnte. Er erweiterte und ergänzte seine Erstlingsarbeit, so daß sie 1862 als Monographie »Zur Naturgeschichte der Infusorien« erscheinen konnte.

Im Frühjahr 1863 kehrte er nach Leipzig zurück und hörte dort bei Drobisch, Mettenius, Kühn, Naumann, Hankel, Erdmann, den Gebrüdern Weber, und eine Vorlesung über deutsche Geschichte (1848) von Treitschke. Unter dem Einflusse A. v. Bezolds, dessen Persönlichkeit ihn sehr gefesselt hatte, hatte er sich dem Studium der Muskeln und Nerven zugewendet und veröffentlichte in den beiden folgenden Jahren mehrere kleinere Mitteilungen über die Endigungsweise der motorischen Nerven in den Muskeln. Das folgende Jahr 1864 brachte E. in Heidelberg zu, wo er Bunsen, Hasse, Hofmeister und Helmholtz hörte. Auch hier trat er zu Hofmeister, Gervinus, Helmholtz in geselligen Verkehr, wobei auch Musik gepflegt wurde. Von Heidelberg wandte sich dann E. nach Göttingen, wo er wiederum persönliche Beziehungen zu Henle und W. Krause mehr wie ein ebenbürtiger Forscher als wie ein Student durch Demonstration eigener Präparate einleitet. Bemerkenswert ist die Sicherheit, mit der er in seinen Briefen über Menschen und Verhältnisse urteilt, und ebenso über seine eigene Lebensführung. So erklärt er, daß die Beschäftigung mit der praktischen Medizin ihn wenig anziehe, doch schätze er die Erweiterung des wissenschaftlichen Gesichtskreises, die sie ihm gewähre. Es erscheine ihm wichtiger, in einem einzigen Falle erklären zu können, wie ein Heilmittel wirke, als in hundert Fällen diese Wirkung erfolgreich anzuwenden, denn »die Zeit muß kommen, wo die praktische Medizin nur die Technik der Physiologie ist«.

Von Heidelberg kehrte E. nach Leipzig zurück, wo er Husemann, Hasse, Schwarz, Baum, Coccius, Sonnenkalb, Wunderlich, Ruete, Günther, Credé hörte und während der Choleraepidemie im Krankenhaus tätig war. Am 18. Dezember 1866 schloß er seine Studien in Leipzig ab.

Inzwischen hatte A. v. Bezold gelegentlich eines Besuches bei Donders in Utrecht diesem den jungen E. als Assistenten empfohlen. Daß Donders diesen Vorschlag annahm, kann man, wie Rubner bemerkt, »als eine ganz besondere Auszeichnung ansehen, denn Donders stand damals auf der Höhe seines Ruhms«. Obschon E. stets mit dankbarer Verehrung der Förderung gedacht hat, die er von Donders empfangen hat, blieb er doch auch in der Stellung unter Donders seiner eigenen Arbeitsweise treu. Wie er selbst gesagt hat, wird die Stelle, die ein Naturforscher einnimmt, bestimmt durch den Punkt, von dem aus er in die Forschung eintritt. Dies war für ihn, wie Verworn in seinem Nachruf ausführlich dartut, das Studium der Infusorien. Dadurch wurde er auf die Lebenserscheinungen an der Zelle selbst hingewiesen, auf die Fundamenteigenschaften der Erregbarkeit und Beweglichkeit des Protoplasmas.

Zunächst hatte E. noch die Promotion vor sich, die er am 3. Januar 1867 in Leipzig mit einer Dissertation: »Über die Hornhaut des Auges« be-

stand. Dann trat er die Assistentenstelle in Utrecht an und machte sich an die Untersuchung der Flimmerbewegung, die er nach mehrjährigen Beobachtungen in einer umfassenden Darstellung, die holländisch und deutsch erschien, behandelte. Bei dieser Untersuchung bediente er sich der elektrischen Reizung und wies auch eine elektromotorische Wirkung des Flimmerepithels nach. Indem er seine Studien über die Muskelbewegung fortsetzte, fand er, daß die Erregung vorwiegend von der Kathode ausgeht, und gab zum Beweise den einfachen Versuch an, daß ein gleichförmig gebauter Muskel, wenn er freihängend durch einen quer hindurchgeschickten Strom erregt wird, nach der Kathode zu ausschlägt. Darauf wendete er seine Aufmerksamkeit den sogenannten glatten Muskeln zu und untersuchte am Ureter die Überleitung des Reizes von einer Muskelfaser auf die andere. Diese Untersuchung führte ihn auf die Mechanik der Darmbewegungen und bildete die Grundlage für seine späteren Forschungen über die Entstehung des Herzschlages, da er zu dem Ergebnis kam, daß den glatten Muskeln auch unabhängig vom Nervensystem die Fähigkeit zu rhythmischer Kontraktion eigen sei. Ebenso finden sich in den Arbeiten dieser Zeit über die Nervenendigung im Muskel Angaben über die Quellung der Muskelsubstanz, die offenbar den Keim zu seiner später ausgeführten Theorie der Muskelkontraktion enthalten. Außer diesen Untersuchungen verfaßte E. den Abschnitt über Geschmacksorgane für Strickers Handbuch der Gewebelehre.

»Als E. Deutschland verließ«, sagt Rubner, »hat er wohl kaum daran gedacht, daß Holland seine zweite Heimat werden sollte.« Jedenfalls aber hat er sich mit diesem Gedanken bald vertraut gemacht, denn er begründete seinen Hausstand in Utrecht, indem er Donders' Tochter zur Frau nahm. Diese erste Ehe wurde schon nach wenigen Jahren durch den Tod der Frau getrennt. In zweiter Ehe heiratete E. Emma Brandes, mit der er bis zu seinem Tode in glücklicher, durch die beiderseitige Neigung und Begabung für Musik verschöner Ehe gelebt hat.

Im Jahre 1871 wurde E. zum Professor ernannt. Rubner und andere bezeichnen diese Ernennung als die zum Professor der Histologie und allgemeinen Biologie, aber nach den noch vorhandenen Urkunden handelt es sich nur um die Ernennung zum außerordentlichen Professor »*Buitengewoon Hoogleraar*« mit Berechtigung zur Teilnahme an Fakultätssitzungen. Erst 1877 folgte der Lehrauftrag für allgemeine Physiologie und vergleichende Biologie, für Histologie und für Pharmakodynamie und Toxikologie, durch den seine Stellung zu der eines ordentlichen Professors wurde. Dies stimmt auch zu der Angabe von Place in dessen biographischer Festrede, da er sagt, E. sei 1871 außerordentlicher, 1877 ordentlicher Professor geworden. Allerdings wurde E.s 25jähriges Jubiläum als »Professor« im Jahre 1896 gefeiert.

Zwaardemaker hebt aus der genannten Lebensarbeit E.s vier einzelne Abschnitte hervor, die auch eine zeitliche Einteilung ergeben sollen. Der erste Abschnitt wird bezeichnet durch die Untersuchung der Flimmerbewegung, den zweiten bilden die Arbeiten über elektrische Reizung des Muskels, den dritten die über Theorie der Kontraktion, den vierten endlich die über Theorie des Herzschlages. Bei dieser Betrachtung treten indessen wesentliche Teile der Forschungsarbeit E.s ganz in den Hintergrund, auch kommt ein sehr bewundernswerter Zug von E.s Arbeitsweise nicht zur Geltung, daß er nämlich

an dem einmal ins Auge gefaßten Problem festzuhalten und es in jahrelanger Weiterarbeit der Lösung näherzubringen pflegte.

Ende der siebziger Jahre finden wir E. mit den Vorgängen bei der Erregung der Muskeltätigkeit beschäftigt. Er war der Erste, den Verlauf der Muskelströme des Herzens zu untersuchen, der später mit vollkommeneren Mitteln von Waller und von Einthoven aufgezeichnet und von diesem sogar für die Untersuchung von Kranken nutzbar gemacht wurde. Ferner ging E. den Erregungsvorgängen im Nerven mit einer neuen eigenartigen Methode nach, die darin bestand, die elektrischen Erscheinungen am durchschnittenen, im Körper des lebenden Tieres befindlichen Nerven zu untersuchen. Daran schlossen sich weiter mikroskopische Studien über den Bau der Nerven, die E. zu der Auffassung führten, daß der Achsenzylinder, der eigentlich leitende Teil der Nervenfasern, an den als Ranvierschen Einschnürungen bekannten Stellen der Faser tatsächlich unterbrochen sei, so daß die Leitung nur durch den unmittelbaren Anschluß der Achsenzylinderenden erfolge. Diese Lehre hat keine Anerkennung gefunden.

In diese Zeit fällt auch die Bearbeitung der Abschnitte über Protoplasma- und Flimmerbewegung für Hermanns Handbuch der Physiologie, die zusammen mit der Monographie über Anatomie und Physiologie der Flimmerzellen als Abschluß dieses Teiles von E.s Forschung gelten kann. In den nächsten Jahren folgen eine Reihe von Untersuchungen auf einem neuen Gebiete, nämlich über den Gaswechsel des Protoplasmas, insbesondere in den farbstoffhaltigen Pflanzenzellen. Hier trat E. mit überlegener Untersuchungstechnik den Anschauungen namhafter Botaniker entgegen. Es gelang ihm, die Lichtabsorption der verschiedenen einzelnen Farbstoffe in den grünen oder bunten Blättern zu messen, und die quantitative Beziehung zwischen Lichtabsorption und Gaswechsel festzustellen. Im Laufe dieser Untersuchungen entdeckte er die Eigenschaft vieler schwärmenden Bakterien, sich an bestimmten Stellen zu sammeln, wo besondere Lebensbedingungen sie anziehen. So fand er eine Bakterienart, die er *Bacterium photometricum* nannte, weil sie sich bei Beleuchtung des mikroskopischen Gesichtsfeldes mit spektralzerlegtem Licht genau an die Stelle begibt, wo Licht von solcher Wellenlänge einfällt, daß es der in den Bakterien selbst enthaltene purpurrote Farbstoff am stärksten absorbiert. Ebenso konnte er die minimale Ausscheidung von Sauerstoff durch mikroskopische Algenfäden mit dieser »Bakterienmethode« nachweisen, da im Gesichtsfeld schwärmende Mikroben sich da ansammeln, wo Licht auf die grüne Faser fällt. Diese Untersuchungen zeigen einerseits, daß E. in den Lebensvorgängen die allgemeinen Züge verfolgte, und ebensowohl die Erscheinungen in der Pflanzenwelt, wie die in der Tierwelt ins Auge faßte, andererseits erwies er sich in ihnen als ein Meister der Experimentierkunst, der die großen technischen Schwierigkeiten der mikrospektrometrischen Untersuchung durch Konstruktion neuer vorzüglicher Apparate überwand. Im Laufe dieser Untersuchungen beobachtete E. zum ersten Male die Bewegungen der Pigmentzellen an der Netzhaut des Froschauges unter dem Einfluß der Belichtung, eine Entdeckung, die ihn später darauf führte, van Genderen Stoort zur Untersuchung des Verhaltens der Stäbchen und Zapfen unter der Einwirkung des Lichtes anzuregen.

Im Jahre 1888 legte Donders, der die Altersgrenze erreicht hatte, sein Amt nieder, und E. wurde 1889 zum Professor der Physiologie in Utrecht er-

nannt, die er nach dem dortigen Lehrplan in viersemestrigem Kursus las. In seiner Forschungsarbeit trat nunmehr die Untersuchung der Muskelkontraktion, insbesondere der Entstehung des Herzschlages in den Vordergrund. Auch hierbei ging er von Beobachtungen aus, die er beim Studium der Protoplasma-bewegung niederer Organismen gemacht hatte. E.s Anschauung von der Muskelkontraktion fußt auf der Tatsache, daß die Muskeln ebenso wie jedes kontraktile Protoplasma doppeltbrechende Elemente enthalten, und daß auch andere organische Substanzen in gespanntem Zustande doppeltbrechend sind, und dabei die Eigenschaft zeigen, unter gewissen Bedingungen sehr starke Kontraktionskräfte zu entwickeln. Damit ist die Fähigkeit der Muskeln, sich auf Reiz mit großer Kraft zu verkürzen, einer größeren Gruppe von Erscheinungen eingereiht und die Möglichkeit gegeben, durch genauere Erforschung dieser Vorgänge im allgemeinen, auch die Einzelheiten der Vorgänge im Muskel aufzuklären. Seine Untersuchungen auf diesem Gebiete faßte er in einer Monographie: Über den Ursprung der Muskelkraft zusammen, die in mehreren Auflagen in Leipzig erschien, und er wählte sie auch zum Gegenstand, als er 1895 als »Croonian lecturer« nach Oxford eingeladen war. Obgleich bis dahin mit der englischen Sprache wenig vertraut, machte er es, vielleicht durch die vielen Ähnlichkeiten zwischen Holländisch und Englisch unterstützt, möglich, selbständig seine Abhandlung ins Englische zu übersetzen und auch in dieser Sprache vorzutragen.

Mit dem Jahre 1896 blickte E. auf eine 25jährige Tätigkeit als Hochschullehrer in Utrecht zurück, und es fand eine Jubiläumsfeier statt, in der seine vielseitigen unermüdlichen Forschungen, sowie sein Wirken als Lehrer und Kollege von den Fachgenossen gefeiert wurde. Ein Jahr darauf erhielt er den Ruf an die durch den Tod von Emil du Bois-Reymond erledigte Stelle des Professors für Physiologie an der Universität Berlin. So angenehm sich für E. die Verhältnisse an der kleinen Universität Utrecht gestaltet hatten, war er doch keinen Augenblick im Zweifel, daß es seine Pflicht sei, diesem Rufe Folge zu leisten. Mehrmals waren ihm vorher andere Stellen angetragen worden, die in Freiburg 1879, in Zürich 1884, in Jena 1888, aber er hatte abgelehnt, weil ihm in Freiburg das damals noch alte Laboratorium nicht genügte, und die Utrechter Stellung ihn vollauf befriedigte. Den großen Wirkungskreis und die hervorragende Stellung, die ihm in Berlin geboten wurde, glaubte er indessen nicht verschmähen zu dürfen. Für seine Auffassung ist ein Ausspruch bei Gelegenheit des erwähnten Jubiläums bezeichnend, in dem er mit der ihm eigenen Bescheidenheit auf drei Schwierigkeiten hinweist, die ihm die Erfüllung seiner Pflichten als Utrechter Professor erschwert hätten: Erstens die fremde Sprache, zweitens sein Gesundheitszustand, drittens, die größte, sein Hang zur Vertiefung in eigene unablässige Beobachtungstätigkeit. Demgegenüber rühmt ihm einer seiner Kollegen, Sikkel, in einer Abschiedsrede nach, daß er mit unwiderstehlicher Gewalt seine Schüler gefesselt habe, indem er nicht nur mit dem Wort, sondern mit seiner ganzen Persönlichkeit lehrte.

Es sei hier noch kurz der Beziehungen gedacht, in denen E. während der Zeit seines Aufenthalts in Utrecht zu andern hervorragenden Männern stand. Auf seinen alljährlichen Ferienreisen, die sich meist nach der Schweiz und Oberitalien richteten, erneuerte er die alten Bekanntschaften und knüpfte manch neue Fäden. Insbesondere verband ihn seit 1874 eine nahe Freundschaft

mit Johannes Brahms, der ihn auch in Utrecht besuchte, und ihm zum Zeichen dieser Freundschaft sein Opus 67 Quartett Nr. III in B-dur für zwei Violinen, Bratsche und Violoncell gewidmet hat.

Im Herbst 1897 trat E. die Professur in Berlin an. Er hatte damit eine schwierige Aufgabe übernommen, denn das Institut, obgleich nicht viel mehr als 20 Jahre vorher gegründet, entsprach nicht mehr den Anforderungen, die die wachsende Zahl der Studierenden und die Fortentwicklung der Untersuchungsmethoden stellten. Außerdem galt es, den neu eingeführten praktischen Unterricht für eine Zahl von fast 200 Praktikanten zu organisieren. Beide Aufgaben wußte E. in befriedigender Weise zu lösen. Daneben führte er eine Neuerung ein, über deren Wert man im Zweifel sein kann, indem er die Hauptvorlesung in drei Abschnitte teilte, von denen er nur einen für sich behielt, während er die physiologische Chemie Thierfelder, die Sinnesphysiologie König und dessen Nachfolger Nagel überließ. Mit seiner neuen Stellung übernahm E. zugleich die Herausgabe der Physiologischen Abteilung des Archivs für Anatomie und Physiologie und wurde in die Berliner Akademie der Wissenschaften gewählt.

Trotz der großen Arbeitslast, die die Direktion des Instituts, die Vorlesung und die erwähnten Nebentätigkeiten auf ihn häuften, ließ er sich weder in seinen Forschungen, noch in seinen geselligen und künstlerischen Neigungen aufhalten. Er wandte sich vor allem der Untersuchung der Herztätigkeit zu und wies in einer Reihe mit musterhafter Technik durchgeführter Arbeiten die Beziehungen zwischen Nervensystem und Herzmuskeltätigkeit am Frosch nach. Er betrachtet die eigentliche Ursache des Herzschlages nach wie vor als eine Eigenschaft der Herzmuskelfasern selbst, als »myogen«, aber er untersucht die Abhängigkeit dieser Leistung des Herzmuskels von der Tätigkeit der Herznerven. Der Titel einer seiner Schriften: »Über die Wirkungen der Nerven auf das Herz« erregte namentlich im Auslande großes Aufsehen, weil man daraus irrtümlicherweise entnahm, E. habe seine ursprüngliche Ansicht vom myogenen Ursprung des Herzschlages aufgegeben. Die Methode zur Untersuchung des Froschherzens, deren sich E. bediente, und die dadurch in Deutschland als die »Engelmannsche Suspensionsmethode« bekannt geworden ist, rührt eigentlich von dem englischen Physiologen Gaskell her. Neben diesen Arbeiten baute E. seine Lehre vom Ursprung der Muskelkraft weiter aus durch Experimente über die Kontraktion von Violinsaiten unter dem Einfluß der Quellung in Wasser, durch Mikrophotographie ruhender und tätiger Muskelfasern und andere Versuche. Mit dem schon in Utrecht von ihm konstruierten Pantokymographion wies er durch unübertrefflich genaue Aufzeichnung der Muskelzuckung die Gleichförmigkeit der Fortpflanzung der Erregung der Nerven nach.

Erholung von seiner Fachtätigkeit bot ihm vor allem die Beschäftigung mit der Musik. Er fand Zeit, täglich etwa eine halbe Stunde auf dem Cello zu üben, er besuchte eifrig Konzerte und an den Musikabenden in seinem eigenen Hause, bei denen er selbst und seine hochbegabte Gattin mitwirkten, nahmen auch Meister wie Joachim gern teil. Es muß als eine besondere Eigenheit von E.s Persönlichkeit erscheinen, daß er trotz seiner lebhaften Freude an künstlerischer und literarischer Beschäftigung doch in der Öffentlichkeit fast ausschließlich als Fachmann auftrat. Von nicht rein fachwissenschaftlichen Schriften

hat er nur wenige verfaßt, unter denen seine Antrittsrede als Professor in Utrecht: »Ein Blick auf die Entwicklung der Lehre vom Bau und vom Leben der Mikroorganismen«, eine Schrift über Huyghens und Gedächtnisreden auf Helmholtz und auf Emil du Bois-Reymond zu nennen sind.

Im Sommer 1908 sah sich E. genötigt, seine Vorlesung abzubrechen, nachdem schon vor einem Jahre schlaganfallähnliche Erscheinungen aufgetreten waren. Seit langer Zeit schon litt er an Diabetes, der ihm aber bis dahin keine wesentlichen Beschwerden gemacht hatte. In seinem zweiten Lebensjahre hatte er eine schwere Krankheit überstanden, die als Gehirnentzündung bezeichnet wurde, und während seines Aufenthaltes in Utrecht wurde er, wie er selbst erzählt, von 1875—1890 oft von anhaltenden heftigen Kopfschmerzen geplagt, die ihm das Arbeiten unmöglich machten. Dies Leiden hatte er später völlig überwunden und vermochte die nicht unbedeutenden Anstrengungen seines Berufslebens in Berlin offenbar gut auszuhalten, obgleich er im Verhältnis zur Zahl seiner Jahre schon beträchtlich gealtert erschien. Von der Zeit an, als er sich von der Arbeit zurückziehen mußte, erholte er sich jedoch nicht mehr. Seine Kräfte nahmen allmählich ab und am 20. Mai 1909 starb er im Alter von 65 Jahren.

Obschon E.s Lebenswerk keine glänzenden, jedermann verständlichen Errungenschaften darbietet, umfaßt es, wie auch aus der vorliegenden Darstellung hervorgehen dürfte, eine Fülle einzelner, auf vielen Gebieten der Physiologie grundlegender Entdeckungen, denen auch die Anerkennung der Mitwelt zuteil geworden ist. Zahllose gelehrte Gesellschaften in allen Kulturländern ehrten ihn durch Ernennung zu ihrem Mitglieder, vor allem die Akademien von Amsterdam, Brüssel, Wien, Paris, Berlin. Seine Vaterstadt Leipzig hat eine Straße zu seinem Andenken nach ihm benannt.

Engelmanns Schriften sind in zahlreichen Fachblättern verteilt, von denen in älterer Zeit das Zentralblatt für die Medizinischen Wissenschaften, Pflügers Archiv für die gesamte Physiologie, die Untersuchungen aus dem Utrechter Laboratorium, die Verhandlungen der Amsterdamer Akademie, später die Botanische Zeitung, das Archiv für Anatomie und Physiologie, die Sitzungsberichte der Berliner Akademie genannt werden mögen.

Der vorliegenden Darstellung liegen neben Originalbriefen und Dokumenten zugrunde die Nekrologe von Rubner in den Verhandlungen der Physiologischen Gesellschaft zu Berlin, Verworn in der Zeitschrift für Allgemeine Physiologie, Zwaardemaker in der *Nederl. Tijdschr. voor Geneeskunde*, Piper in der Münchener Mediz. Wochenschr. und R. du Bois-Reymond in der Berliner Klinischen Wochenschrift.

R. du Bois-Reymond.

**Gomperz, Julius Ritter von**, Industrieller, Präsident der Brünner Handelskammer, \* zu Brünn am 21. November 1824, † daselbst am 21. Februar 1909. — Julius G. entstammt einer alten jüdischen Kaufmanns- und Gelehrtenfamilie, die durch viele Jahrhunderte am Niederrhein ansässig war und schon zu einer Zeit, da noch der volle Druck der Verachtung und Rechtlosigkeit auf dem Judentum lastete, nicht nur zu einer führenden Stellung im kommerziellen Leben, sondern auch zu allgemeiner Wertschätzung gelangte. — In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hatte sich ein Zweig dieser Familie in Brünn, der Hauptstadt des Kronlandes Mähren, niedergelassen und lebte daselbst zunächst in sehr bescheidenen Verhältnissen. Philipp G., der Vater Julius Gomperz', der in Brünn im Verein mit seinem Bruder ein Bankgeschäft gründete, verstand es, den Traditionen seiner Vorfahren folgend, die Familie zu Ansehen, wie

allmählich auch zu Wohlstand zu bringen. So war es denn Julius G. gegönnt, unter glücklichen äußeren Verhältnissen heranzuwachsen und eine überaus sorgfältige Erziehung zu erhalten. Nachdem er das Gymnasium, ferner die sogenannte philosophische Lehranstalt in seiner Vaterstadt absolviert hatte, besuchte er durch ein Jahr die Technik in Wien, hörte zugleich Vorlesungen an der Universität und nahm Unterricht in den kaufmännischen Lehrgegenständen. Die Bildung und Erziehung, welche die Schule ihm vermittelte, fand im Elternhause, wo die geistige Elite der Stadt verkehrte, eine glückliche Ergänzung und Vertiefung.

Wiewohl G. eine ausgesprochene Neigung für die Jurisprudenz besaß und sich gern dem Studium der Rechtswissenschaft gewidmet hätte, war er unter dem Zwang der Verhältnisse genötigt, sich praktischer Betätigung in dem Bankhause seines Vaters sowie in der Tuchfabrik seines Großvaters L. Auspitz zuzuwenden. Gewissenhaftigkeit und Fleiß im Verein mit einem messerscharfen Verstande ließen ihn sich bald in allen Zweigen des Geschäftes zurechtfinden.

Erst im reiferen Mannesalter trat G. in das öffentliche Leben ein. Im Jahre 1859, also im Alter von 35 Jahren, wurde er von seinen Berufsgenossen zum erstenmal in die Brüner Handels- und Gewerbekammer entsendet. In dieser Körperschaft, welche der Ausgangspunkt seiner weitverzweigten öffentlichen Tätigkeit wurde, errang G. rasch jene führende Position, zu welcher ihn hohe geistige Fähigkeiten, eine gründliche theoretische Schulung, reiche praktische und kommerzielle Erfahrungen, sowie die große Bedeutung seiner Firma prädestinierten. Nachdem er durch eine Reihe von Jahren als Mitglied der Kammer namentlich in allen industriellen Fragen eine vorbildliche Wirksamkeit entfaltet hatte, wurde er 1868 zum Vizepräsidenten und 1872, nach dem Tode des Freiherrn von Herring, zum Präsidenten der Kammer gewählt, an deren Spitze er bis zu seinem Tode, also durch mehr als 37 Jahre ohne Unterbrechung stand. Das fast beispiellose Vertrauen, das die Kammer ihrem Präsidenten entgegenbrachte, findet seine Erklärung in einer überaus glücklichen Amtsführung G.', der mit einer gründlichen Beherrschung wirtschaftlicher Fragen ruhige Mäßigung, aber auch kraftvolle Energie bei Durchführung reiflich erwogener Entschlüsse zu vereinigen wußte. Bei seiner Betätigung in der Kammer wandte er in erster Linie den Wünschen und Bedürfnissen der Industrie, den großen Problemen der Handelspolitik seine Aufmerksamkeit zu, wengleich er auch jene Angelegenheiten durchaus nicht vernachlässigte, welche, wie z. B. die Fragen der Kleingewerbeförderung u. dgl. seinem Interessenkreise ferner lagen. Mit klugem Takte verstand er es, seine eigenen Anschauungen und Neigungen in den Hintergrund treten zu lassen, sich dem Zwange der Verhältnisse, geänderten Strömungen neuerer Zeiten anzupassen. Wiewohl er selbst in der Gedankenwelt des Altliberalismus aufgewachsen war und von diesen Ideen zeit lebens erfüllt blieb, hat die Brüner Kammer doch unter seiner Führerschaft frühzeitig die Grundsätze einer weitgreifenden, die Bedürfnisse und Wünsche des Kleingewerbes berücksichtigenden Mittelstandspolitik propagiert.

Seine Stellung in der Handels- und Gewerbekammer eröffnete ihm auch den Weg in die mährische Landesvertretung und in das österreichische Abgeordnetenhaus. Im Jahre 1861 wurde er von der Kammer zum erstenmal in den Landtag gewählt, dem er bis zum Jahre 1895 angehörte. Als die Kammer im Jahre 1873 das Recht erhielt, zwei Abgeordnete durch direkte Wahlen in den



Reichsrat zu entsenden, wurde ein Mandat G. übertragen, der bis zu seiner Berufung in das Herrenhaus Vertrauensmann der Kammer im Abgeordnetenhaus blieb.

Während seiner politischen Laufbahn hat G., der in seiner Jugend den schweren Druck reaktionärer Einrichtungen in Staat und Gesellschaft selbst empfunden hatte, mit Überzeugungstreue und Konsequenz fortschrittliche Anschauungen vertreten, wobei ihn allerdings seine besonnene, zurückhaltende Art und sein kritischer Verstand vor jedem Radikalismus durchaus bewahrten. Seine Wirksamkeit in den parlamentarischen Vertretungskörpern bezog sich naturgemäß hauptsächlich auf wirtschaftliche Fragen, in denen er als anerkannte Autorität galt. Wiederholt wurden G., der eines der angesehensten Mitglieder der Verfassungspartei war, Referate über die schwierigsten wirtschaftlichen Probleme, so z. B. über den autonomen Zolltarif, über das Zoll- und Handelsbündnis mit Ungarn u. dgl. übertragen.

Eine seltene Arbeitskraft ermöglichte es G., sich nicht nur in den parlamentarischen Körperschaften und in der Handelskammer, sondern auch in einer Reihe anderer öffentlicher Korporationen hervorragend zu betätigen. In der Brünner Gemeindestube, im Staatseisenbahnrate, im mährischen Landeschulrate wurde sein Rat gern gehört und stets gewürdigt. Auch die Brünner jüdische Kultusgemeinde, die mit berechtigtem Stolz den Aufstieg ihres hervorragendsten Mitgliedes verfolgte, wurde durch Jahrzehnte von G. geleitet, der dank seinem Einfluß und Ansehen seinen Glaubensgenossen die wertvollsten Dienste zu leisten in der Lage war.

Diesem weitverzweigten, von Erfolg gekrönten Schaffen hat es auch an der äußeren Anerkennung nicht gefehlt. Nachdem G. schon früher die verschiedensten Orden und Ehren zuteil geworden waren, wurde er im Jahre 1879 in den erblichen Ritterstand erhoben. 1892 wurde er in Würdigung seines Wirkens auf wirtschaftlichem und politischem Gebiete zum lebenslänglichen Mitglied des Herrenhauses des österreichischen Reichsrates ernannt.

Von den Mühen und Wechselfällen seiner aufreibenden öffentlichen und geschäftlichen Tätigkeit fand G. in einer glücklichen Häuslichkeit Erholung. Seit dem Jahre 1867 war er mit der viel gefeierten Kammersängerin Karoline Bettelheim vermählt, die es verstand, das Haus ihres Gatten zum Sammelpunkt geistig hochstehender Menschen zu machen.

Mit Julius von G. verlor das öffentliche Leben Österreichs eine seiner markantesten Persönlichkeiten, einen der letzten, einen der besten Männer aus der entschwundenen Epoche des Altliberalismus.

Julius Ritter von Gomperz, Jugenderinnerungen (Privatdruck). Protokolle der Handels- und Gewerbekammer in Brünn. Festschrift der Handels- und Gewerbekammer in Brünn anlässlich der Vollendung ihres neuen Amtsgebäudes; Hermann Heller, Mährens Männer der Gegenwart. Unsere Handels- und Gewerbekammern.

*Dr. Alfred Oberländer.*

**Heinze, Max**, Philosoph, \* 13. Dezember 1835 im Pfarrhause des sachsenmeiningischen Dorfes Prießnitz, † 17. September 1909 in Leipzig. — Im glücklichen Familienkreise verlebte er mit seinen vier Geschwistern die ersten Jugendjahre unter den Augen der Eltern. Sein Vater, Kirchenrat *Dr. theol. et phil.* H., unterrichtete ihn, bis er für die Tertia des Gymnasiums in Naumburg reif war.

Auf dem Gymnasium von Naumburg schloß er die erste Freundschaft für das Leben mit Richard Förtsch. Die Eindrücke des Vaterhauses bestimmten ihn zum Studium der Theologie, mit dem er aber von Anbeginn philologische Interessen verband. Er widmete sich diesem in Leipzig, Halle, Erlangen und Tübingen, überall unter den Kommilitonen durch Gaben und Tüchtigkeit die Aufmerksamkeit auf sich lenkend. Unter seinen Lehrern waren ihm Tholuck in Halle und Baur in Tübingen die eindrucksvollsten. Aber innerlich wandte er sich mehr und mehr den philologischen Arbeiten und den philosophischen Problemen zu, und als er in Berlin mit Adolph Trendelenburg in nahe persönliche Beziehungen trat, reifte in ihm der Entschluß, seine Lebensarbeit ganz der Philologie und Philosophie zu widmen. Seine Doktorarbeit »*Stoicorum de affectibus doctrina*« (Berlin 1860) war eine reife Frucht der Anregungen in den philosophischen Übungen von Trendelenburg. Nach dem Abschlusse der Universitätsstudien ward H. Adjunkt an der Landes- und Fürstenschule Pforta, wo er in angeregtem und freundschaftlichem Verkehr namentlich mit seinen Mitadjunkten Kern und Volkmann glückliche Jahre verlebte. Das wissenschaftliche Ansehen der Schule, an der damals Peter, Koberstein, Steinhart wirkten, stand hoch. Das wirkte auf Lehrer und Schüler anregend und fördernd zurück. Unter den Schülern H.s befanden sich Friedrich Nietzsche, Emil Jungmann und Ulrich von Wilamowitz-Möllendorf. — 1863 gab er seine Lehrtätigkeit in Pforta auf, um das Amt eines Instructors und dann des Erziehers am oldenburgischen Hofe zu übernehmen. Diese Stellung hatte H. zunächst der Empfehlung Trendelenburgs zu verdanken, und er hat sich in ihr in solcher Weise bewährt, daß ihm die achtungsvolle Neigung des Großherzogs und die herzliche Verehrung seiner Schüler unentwegt treu geblieben ist. H. trat in eine ihm neue Welt, in die er bereits im Jahre 1864 seine jugendliche Gattin einführte. Der Hof war geistig interessiert. Die Einseitigkeiten und Schranken des Hoflebens blieben ihm nicht verborgen. Auch manchen Gegendruck hatte er namentlich in den letzten Jahren seiner dortigen Wirksamkeit zu erfahren, aber ohne daß sich ihm das Vertrauen des Großherzogs und seiner Schüler minderte. Zugleich erfreute er sich des jungen Glücks seiner Ehe und des freundschaftlichen Verkehrs mit Kern, dem Gymnasialdirektor, und dem späteren Staatsminister Jansen.

Diese günstigen Lebensbedingungen förderten seine wissenschaftlichen Bestrebungen, deren Frucht sein dem Vater gewidmetes Werk über »Die Lehre vom Logos in der griechischen Philosophie« (Oldenburg 1872) war. Es blieb sein Lieblingsbuch; war es ihm doch auch zugleich ein Denkmal für die Interessengemeinschaft mit seiner Gattin. Der Wert dieser Arbeit richtete die Aufmerksamkeit der philosophischen Fakultät an der Universität Leipzig auf ihn, die ihn für eine außerordentliche Professur vorschlug; jedoch das Unterrichtsministerium ging auf den Vorschlag nicht ein. Für H. bedeutete er trotzdem einen entscheidenden Wendepunkt. Nun entschloß er sich endgültig, die akademische Laufbahn einzuschlagen, und habilitierte sich als Privatdozent eben an der Fakultät, die ihm bereits eine Professur zugedacht hatte. Sie erließ ihm mit Rücksicht darauf die üblichen Habilitationsleistungen.

Der Entschluß zur Habilitation wurde ihm nicht leicht. Stand er doch bereits in einem Alter, in dem der Regel nach die feste Lebensstellung schon erreicht ist. Er verließ eine einflußreiche Wirksamkeit, die ihm bedeutende

Erlebnisse und eine reiche Erfahrung eingetragen hatte, um unter den unsicheren Bedingungen des Privatdozententums ganz der Wissenschaft zu leben. Andererseits kam ihm alles, was er erlebt und erarbeitet hatte, zu gut. So hatte er denn auch sofort beträchtliche Lehrerfolge, und schon nach zwei Jahren wurde er, um Eucken zu ersetzen, als ordentlicher Professor der Philosophie nach Basel berufen, von wo er nach zwei Semestern als Nachfolger Julius Bergmanns nach Königsberg übersiedelte, dort mehr gastweise ein Semester lehrend; denn 1875 trat er als Nachfolger von Ahrens auf den Platz, auf dem er länger als ein Menschenalter hindurch gewirkt hat.

Seine Forscherarbeit eröffnete H. mit seiner Schrift über die »Affektenlehre der Stoiker« und hat sie beschlossen mit der Abhandlung über »Die ethischen Werte bei Aristoteles«, die unsere Festschrift zum fünfhundertjährigen Jubiläum der Universität Leipzig eröffnet. Überblickt man die Fülle seiner an Umfang und Inhalt sehr verschiedenartigen Arbeiten, so ist der erste Eindruck, daß es kaum möglich sein dürfte, ein geschlossenes Bild von seinem Forschen zu entwerfen. Große zusammenfassende Werke, in denen er eine systematische Darlegung seiner Philosophie gibt, hat er wohl geplant, aber nicht verfaßt. Dafür liegen überaus zahlreiche Einzelarbeiten vor, die sich vorwiegend auf Probleme der griechischen Philosophie beziehen, aber auch hervorragende Punkte aus der neueren Philosophie behandeln. Sie finden sich teils in den Abhandlungen der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, teils in Zeitschriften verschiedener Art, wie Im neuen Reich, in der Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie u. a. Dazu kommen die religionsgeschichtlichen Artikel in der Realenzyklopädie für protestantische Theologie und die Philosophenbiographien in der Deutschen Biographie, zahlreiche Rezensionen und Übersichten. Am ausgiebigsten endlich bewährt er seine Arbeitskraft in seiner stetigen Mühewaltung für den Grundriß der Geschichte der Philosophie von Überweg, den er von der fünften bis zur neunten, beziehungsweise zehnten Auflage, nicht bloß bearbeitet, sondern zu einem neuen Werk umgestaltet hat.

Aber bei schärferem Zusehen treten in dieser Mannigfaltigkeit klare und feste Grundzüge und sicher ins Auge gefaßte Arbeitsziele hervor. Einen doppelten Schwerpunkt hat H.s wissenschaftliches Lebenswerk, das Interesse an methodischer Bearbeitung der Begriffe und das Interesse an der Persönlichkeit der Forscher.

Im Vordergrund stehen die begriffsgeschichtlichen Untersuchungen. Die Hauptstücke aus dem Gebiete der griechischen Philosophie, an welche die kleineren Abhandlungen sich angliedern, sind die »Geschichte des Logos in der griechischen Philosophie« (Oldenburg 1872) und die Studie über den »Eudämonismus in der griechischen Philosophie« (I. Vorsokratiker. Demokrit. Sokrates. Abhd. der phil.-hist. Kl. der K. S. Ges. der Wiss. VIII, Nr. VI, 1883).

Die »Geschichte des Logos« zeichnet sich wie alle Arbeiten H.s aus durch strenge Abgrenzung der Aufgabe. »Von einer Logoslehre kann nur da die Rede sein, wo das Wort einen bestimmten Begriff bezeichnet, wenn dieser auch einen größeren Umfang hat.« In der Durchführung bleibt das Ganze stets gegenwärtig, die charakteristischen Einzelheiten werden mit sicherer Hand herausgearbeitet. Am eingehendsten sind Heraklit, die Stoiker und Philo behandelt, weniger gründlich die Neoplatoniker. Die Einwirkung der Logoslehre auf das Christentum bleibt außer Betracht. Was die Logosidee bedeute, zeigt die Tatsache, daß »der

Logos von dem Aufdämmern des griechischen Geisteslebens bis in die letzten Zeiten desselben« als Grundidee der Systeme behandelt worden ist. Als der Grundtrieb aber, der die Entwicklung der Logosidee beherrscht, ergibt sich der Kampf zwischen der rationalen Weltanschauung und dem Mystizismus, der mit dem Siege des letzteren in der griechischen Philosophie abschließt. Die bleibende Bedeutung der Logosidee liegt in der Antithese gegen eine Wertung des Naturzustandes als eines Spieles blinder Kräfte. Im Logos eint sich Gedanke und Kraft. »Die Kraft ist Vernunft und die Vernunft ist Kraft.«

Diese Untersuchungen werden fortgeführt und ergänzt in den Abhandlungen »Zur Erkenntnislehre der Stoiker« (Programm der philosophischen Fakultät 1879/80), »Über den νοῦς des Anaxagoras« (Berichte der K. S. G. der Wiss. 1890 S. 1—45) und über »Neoplatonismus« (Realenzyklopädie für prot. Theol. XIII S. 772—784). In der ersten weist H. nach, wie in der stoischen Gleichsetzung von φύσις und λόγος das Bestreben sich zeige, die sensualistisch-empirische Methode der Erkenntnis mit einer rationalen zu verbinden. Diese Verbindung wurde nicht erreicht. Die Antinomie der Methoden blieb unausgeglichen gleich den anderen Antinomien des Stoizismus, seinem Optimismus in der Physik (beste Welt) und seinem Pessimismus in der Ethik, seinem Sensualismus und Panlogismus, seiner Teleologie und seinem Mechanismus. In der zweiten Abhandlung versucht H. den Nachweis, daß Anaxagoras in seiner Lehre der erste Theoretiker des Dualismus zwischen Natur und Geist sei und somit Urheber des philosophischen Theismus, woher er denn auch von den Trägern des Staatskultus des Atheismus angeklagt sei. Er gründe seine Philosophie auf das doppelte Axiom: ὁμοῦ πάντα. νοῦς διεκόσμησε πάντα. In voller Selbständigkeit steht der νοῦς der Materie, die an sich keine Gestaltungskraft hat, gegenüber, sowie die Seele des Menschen dem Leibe. Er ist nicht materiell, sondern reine Intelligenz, nicht bedingt, sondern alles von sich aus bewegend und nach seinen Zwecken formend. Wie aber dies in der Wirklichkeit sich vollziehe, darauf antwortet Anaxagoras nicht, ja er stellt überhaupt die Frage nicht; denn bei den Naturvorgängen sucht er allein nach den natürlichen Ursachen. Der Artikel über den Neuplatonismus gibt eine gedrängte Übersicht über dessen Entwicklung und Ausmündung in den Mystizismus. Unter anderem Gesichtspunkt behandelt H. endlich die Weltanschauung der Griechen in der für weitere Kreise bestimmten Abhandlung »Antiker Darwinismus« (Im neuen Reich 1877 S. 521—533), in welcher er das merkwürdige Zusammentreffen der Hylozoisten mit der Entwicklungslehre Darwins und die übereinstimmende Tendenz auf Eliminierung des Zweckbegriffs darstellt. Auch für die gegenwärtig so lebhaft erörterte Rassenfrage findet er Ansätze in der griechischen Philosophie, auf die er in der Abhandlung »Die Rassenfragen bei Plato und Aristoteles« (Monatsschrift für Soziologie. Februar 1909) kurz eingeht.

Die ethischen Forschungen H.s haben zu ihrem Mittelpunkt die umfassende, leider nicht vollendete Abhandlung über den »Eudämonismus der Griechen«, in welcher er sich Rechenschaft gibt über den Ursprung und die Ausbildung ihrer Lebenslehre. Mit dem Begriffe der εὐδαιμονία setze die Ethik der Griechen ein, mit ihm schließe sie ab. Wie und warum er sich wandle, soll aus der Geschichte nachgewiesen werden. Zuerst wird der vieldeutige Begriff erörtert, dann wird seinen Spuren bei den älteren Dichtern und Gnomikern nachgegangen. Bei Heraklit finden sich die ersten Keime zu einer philosophischen Ethik: ἦθος

ἀνθρώπων δαίμων. Bedeutsamer sind die Ansätze Demokrits, der als das höchste Gut die Lust am Leben verkündigt, die aber sittlich zu regeln sei, und als den wertvollsten Lebenserwerb die zu positiven Lustgefühlen gesteigerte gleichmäßige Gemütsbeschaffenheit. Durch seine Aufstellungen geht ein hedonistischer Zug. Die Sophisten bringen neue Gesichtspunkte heran durch ihre Tendenz auf Umwertung aller Werte. Sie sind die Väter des Individualismus: πάντων χρημάτων μέτρον ἄνθρωπος (Protagoras), und zersetzen die Überlieferung, ohne sie zu ersetzen. Ihre Negationen und Behauptungen weckten eine Gegenbewegung zur tieferen Begründung der Ethik, deren wichtigster Träger Sokrates ist. H. schildert ihn nach Xenophon, der, obwohl er Apologet sei, von sich aus nichts hinzufügen will, während Plato den Sokrates zum Verkünder seiner eigenen Philosophie mache. Nach den Denkwürdigkeiten des Xenophon ist Sokrates Utilitarist mit der Tendenz, einen absoluten Begriff des Guten zu gewinnen. Aber er bleibt im Relativismus stecken. Die Glückseligkeit setzt er in das aus Selbsterkenntnis und Bedürfnislosigkeit erblühende Glücksgefühl. Den kategorischen Imperativ der Pflicht kennt er nicht.

Diese Studien ergänzt und erweitert H. in dem Vortrage über »Prodikos von Keos« (Berichte der K. S. G. der Wiss. 1884 S. 315—335), in der Abhandlung über »Ethische Werte bei Aristoteles« und in der akademischen Rede »Über den bleibenden Wert platonisch-aristotelischer Grundgedanken in der Staatslehre« (Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung 1885, Nr. 34). Dazu kommt das gediegene pfortenser Programm »Stoicorum ethica ad origines suas relata« (Naumburg 1862). Unter Ablehnung der Überwertung Welckers charakterisiert er den Prodikos als impressionistischen Jugendbildner ohne eigene Gedanken, der seinen Scharfsinn an der Synonymik (διαίρεσις ὀνομάτων) übte. Dem Aristoteles weist er seinen Platz unter den intellektualistischen Eudämonisten an. Die εὐδαιμονία ist demselben aber nur dann das höchste Gut, wenn sie sich in der menschlichen Gemeinschaft, im Staate, verwirklicht. So liegen die Schwerpunkte seines ethischen Denkens in der sittlich verklärten Eigenliebe und der realistischen Erfassung der Menschennatur nach ihrer komplizierten Eigenart. Den bleibenden Wert der platonisch-aristotelischen Grundgedanken in der Staatslehre findet er in der beiden Philosophen eigenen organischen Anschauung von dem Verhältnis des Rechts zur Sittlichkeit und in der Erkenntnis der konkreten Bedürfnisse des Menschen. Hoch stehe diese Anschauung über den mechanischen Staatstheorien von Hobbes und Spinoza, die die Aufgabe des Staates setzen in die Beseitigung des Kampfes aller gegen alle. Die stoische Ethik endlich untersucht H. auf ihre in Frage gestellte Originalität und weist in sorgfältiger Scheidung des Übernommenen und des Neuen nach, daß der Vorwurf ungerecht sei, der Semit Zeno habe nur neue Worte geprägt, aber die Gedanken gestohlen. Eigengut der Stoa sei die Bestimmung des höchsten Guts als Zusammenstimmen (ὁμολογία) mit sich selbst und mit der φύσις, sodann ihre Affektenlehre und Psychologie, endlich die These, daß die Selbstherrlichkeit und Selbstgenugsamkeit der Tugend allein die Glückseligkeit verbürge.

Der Kreis von H.s Arbeiten auf dem Gebiete der neueren Philosophie ist weiter gezogen, aber weniger reichlich besetzt. Die hierher gehörige Hauptarbeit trägt mehr philologischen Charakter; es ist die erstmalige kritische Herausgabe der »Vorlesungen Kants über Metaphysik aus drei Semestern«

(Abhdl. der K. S. G. der Wiss. 1894). Sie wurde eine Vorarbeit für die große Kantausgabe der Berliner Akademie der Wissenschaften, welche ihm anlässlich dieses Werkes die Veröffentlichung der Vorlesungen Kants über Logik, Metaphysik, theoretische Physik, Ethik, Naturrecht, natürliche Theologie, Anthropologie und physische Geographie übertrug. H. arbeitete mit neuem Material, das er aufgespürt hatte. Es bestand aus schwer leserlichen Notizen, die Kant behufs seiner Vorlesungen in das Kompendium Baumgartens, und zwar in mehrere Exemplare desselben, eingetragen hatte. H. hat mit quellenkritischer Sorgfalt diese Notizen unter Benutzung der früheren ganz unzureichenden Ausgabe von Pölitz (Kants Vorlesungen über Metaphysik 1821) zu einem wohlgefügtten Ganzen in einer Weise zusammengeordnet, daß sein Werk grundlegend für die Kantforschung geworden ist. Er stellte darin fest, daß Kant seine originalen Gedanken in seinen Schriften niederlegte, in seinen Vorlesungen aber das, was als philosophische Tradition galt, den Zuhörern darbot, und zwar mit dem Endzweck, »die Zuhörer moralisch und religiös zu festigen; denn Moral und Religion sind die Hauptsache, auf die es bei allem Philosophieren ankommt.« (Vgl. H. Vaihingers Rezension im Archiv für Geschichte der Philosophie VIII, S. 421.)

Zu H.s Kantstudien zählt auch die Schrift »Ernst Platner als Gegner Kants« (Universitätsprogramm 1880), der in der dritten Auflage seiner einst weit verbreiteten Aphorismen als »skeptischer Leibnizianer« in ernst zu nehmenden Einwürfen wider die »dogmatische Kritik« Kants Stellung nimmt. Auch die feinsinnige Abhandlung über den »Idealismus Fr. Alb. Langes« (Vierteljahrsschrift für wissenschaftl. Phil. I, 1877) darf in Verbindung damit genannt werden.

Die übrigen Schriften behandeln Stoffe aus der Philosophie Descartes', Spinozas, Leibniz', meist ethische und religiöse Probleme. H. untersucht die »Sittenlehre Descartes'« (Habitationsvortrag 1872), die weniger original sei, als dessen Erkenntnislehre und Metaphysik, aber Spinozas Ethik wesentlich beeinflusst habe. Höchst fesselnd schildert er sodann den wissenschaftlichen Austausch zwischen der »Pfalzgräfin Elisabeth und Descartes« (Raumers Historisches Taschenbuch 1886, S. 256—304) auf Grund ihres Briefwechsels. Descartes wird der Gewissensrat der Fürstin, einer begeisterten Anhängerin seiner Philosophie, die ihr die Seelenruhe vermitteln soll. Oft ist er in Verlegenheit, wie er ihre verständnisvollen und scharfsinnigen Einwürfe erledigen könne. Warmherzig wird H. der edlen Persönlichkeit Spinozas gerecht in seinem Vortrage »Zum Gedächtnis Spinozas« (Im neuen Reich 1871 S. 337—351), und lebendig vergegenwärtigt er den persönlichen Gedankenaustausch zwischen Spinoza und Leibniz, der auf Leibniz' philosophisches Denken nicht ohne Einfluß geblieben ist (»Leibniz in seinem Verhältnis zu Spinoza«, Im neuen Reich 1875, S. 921—932).

In den zuletzt genannten Arbeiten tritt das Interesse an der Persönlichkeit der Männer, mit deren Gedankenwelt er sich beschäftigte, deutlich hervor. Ehe ich jedoch darauf weiter eingehe, sind noch H.s Beiträge zur Religionsphilosophie und zu den Prinzipienfragen der Weltanschauung, die gleichfalls begriffsgeschichtlichen Inhalts sind, zu erwähnen. Sie finden sich in der dritten Auflage der Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche. Sie handeln über den »Emanatismus« (V S. 329—336), den »Evolutionismus« (V S. 672

bis 681), das »Naturgesetz« (XIII S. 657—659), den »Materialismus« (XII S. 414—424), den »Pantheismus« (XIV S. 627—641), den »Theismus« (XIX S. 585—595) und die »Religionsphilosophie« (XVI S. 597—630).

Man kann es bedauern, daß H. die in diesen Artikeln niedergelegten Forschungen nicht zu einem System der Religionsphilosophie verarbeitet hat, in welchem er sich etwa den Platz neben Trendelenburg und Lotze freigemacht haben würde. Einen gewissen Ersatz dafür liefert seine ausführliche historische Darstellung der »Religionsphilosophie«.

Die biographischen Arbeiten H.s, die sich meistens in der »Deutschen Biographie« finden, sind, so darf man wohl sagen, Illustrationen zu seinen begriffsgeschichtlichen. Nur eine liegt nicht im Rahmen der begriffsgeschichtlichen, die Biographie des späten Scholastikers Joh. Versor, dessen trocken schematisierende Kommentare zum Aristoteles sehr einflußreich auf den Unterricht gewesen sind. Abgesehen davon schildert H. das Leben und die Forschung von Daniel Wytttenbach, dem Sohne des Marburger Theologen, der als Philologe und Humanist in den Geleisen der Leibniz-Wolfschen Philosophie sich bewegte, aber in Plato die eigentliche Quelle fand; sodann Thomas Wizenmann, den früh verstorbenen Freund Joh. Heinrich Jacobis, den tief religiösen Autodidakten, der zugleich ein scharfsinniger Kritiker war. Dazu kommen die Hegelianer Joh. Ed. Erdmann, der geistvolle, feinsinnige Historiker und Popularphilosoph, und der Theolog Wilhelm Vatke, ein gelehrter Humanist, charaktervoll, aber scheu und un gelenk, der seine Richtpunkte von Hegel übernahm, aber als Bibelkritiker neue Bahnen eröffnete. Einen selbständigen Platz weist H. dem Leipziger Philosophen Christian Hermann Weiße zu, der im Gegensatz zu Hegel einen ethischen Theismus mit mystischem Einschlag vertritt, die Evangelienforschung als Kritiker von D. F. Strauß mächtig fördert und die Ästhetik eigenartig begründet. Sein höchstes Ziel war, das Christentum mit der modernen Bildung zu versöhnen. Ein selbständiger Denker ist auch der unruhige, gelehrte Joh. Jac. Wagner, einer der bedeutendsten unter den katholischen Philosophen, welche die Kirche nicht dulden mochte. Er bemüht sich um eine mathematische Methode für das Philosophieren. Ebenso originell ist der schwerblütige Jacob Frohschammer, der in der schöpferischen Phantasie das Weltprinzip erkannte und von ihr aus sein System aufbaute. Von Schleiermacher abhängig ist der stille, sinnige Friedrich Vorländer, der sich später mehr und mehr Hegel zuwandte, und Georg Weißenborn, der Interpret Schleiermachers. Julius Frauenstaedt macht sich als Jünger Schopenhauers geltend. Von Herbartianern behandelt H. den nüchternen Gustav Hartenstein und den Begründer der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften Moritz Wilhelm Drobisch, dem er in seiner Gedächtnisrede (gehalten am 5. Dezember 1896) eine warmherzige ausführliche Charakteristik widmet.

Einen weiteren Zug zu dem literarischen Porträt H.s fügen seine Rezensionen im Literarischen Zentralblatt (seit 1873) hinzu und seine Übersichten über die auf die nacharistotelische Philosophie bezüglichen Arbeiten in Bursians Jahresbericht über die Fortschritte der klassischen Altertumswissenschaft (1873 I S. 187—210; 1874/75 III S. 555—575; 1876/80 XXI S. 1—60; 1881/86 L S. 34 bis 133).

Diese so mannigfachen, in unregelmäßiger Zeitfolge an verschiedenen Stellen veröffentlichten Arbeiten, in denen durchweg die gleichen Grundanschauungen

und die gleichen wissenschaftlichen Interessen durchscheinen und von denen man sagen darf, daß ihr Verfasser jedesmal im kleinsten Punkte die größte Kraft sammelt, sind die Voraussetzungen und die Begleiter seiner Neubearbeitung von »Friedrich Überwegs Grundriß der Geschichte der Philosophie«, für den er mehr als ein Menschenalter hindurch seine Kraft eingesetzt hat.

Als Überwegs Grundriß im Jahre 1863 zu erscheinen begann, wurde das Buch für die philosophisch interessierten Kreise der Jüngeren ein Ereignis. Solch ein Buch brauchten wir, das nicht konstruierte, wie der damals allverbreitete Grundriß des Hegelianers Schwegler, sondern das den Philosophen selbst das Wort gönnte und zugleich über die Literatur orientierte. Das tat Überweg. Sein Ziel ist, »nicht späterer Zeit entstammte Reflexion oder Spekulation über die Geschichte, sondern die Geschichte selbst in treuem Miniaturbild darzustellen«. »Nur Wesentliches, aber nach Möglichkeit alles Wesentliche« will er geben. Mit der vierten Auflage übernahm H. die Neubearbeitung des damals drei schlanke Bände umfassenden Grundrisses. Das Gerüst läßt er unverändert und schont Überwegs Arbeit zunächst so viel als er vermag. Aber von Auflage zu Auflage begnügt er sich immer weniger mit bloßem Ergänzen und Einordnen. Er gestaltet auch um, gibt schärfere Charakteristiken und einleuchtendere Formulierungen, verfolgt mit nie erlahmender Aufmerksamkeit und Sorgfalt die neu zuwachsende Literatur und läßt keine neue Erscheinung auf dem Gebiete der Philosophie unbeachtet, namentlich wo Beiträge zur Metaphysik in Frage kommen. Und um auch der philosophischen Bewegung des Auslandes gerecht zu werden, die von der deutschen Philosophie ebenso bestimmt ist, wie sie auf diese zurückwirkt, zieht er geeignete Mitarbeiter heran. Den bescheidenen Titel »Grundriß« behält er bei, trotzdem das Werk allmählich mehr als den doppelten Umfang erreicht und auf vier starke Bände anwächst. So ist der Grundriß in der Tat ein unentbehrliches Orientierungsbuch geworden, das bis auf die neueste Zeit ein zuverlässiges, klares Bild von dem Sachstande gibt. Kaum einen Namen vermißt man. Nur Max Heinze selbst hat für seine Leistungen keinen Sonderplatz in dem Werke erhalten. Er wollte nicht mehr sein als der treue Pfleger und der kritische Hüter der philosophischen Überlieferung und der sorgfältige und umsichtige Bearbeiter ihrer Grundbegriffe.

Mit eben der Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, mit der er sich jeder übernommenen literarischen Aufgabe hingab, widmete er sich der Lehrtätigkeit. Auch in seinen Vorlesungen verzichtete er auf alles Blendwerk des Impressionismus. Sein Vortrag war sachlich, eindringend, stoffreich und anschaulich; charakteristische Tatsachen und Beispiele belebten ihn, gelegentlich auch eine humoristische Bemerkung. Der Kreis der Vorlesungen blieb ein beschränkter. In regelmäßigen Abständen las er Logik oder Einführung in die Philosophie, um seine Hörer zum philosophischen Denken zu erziehen und ihnen Interesse für die Grundprobleme des menschlichen Wissens einzuflößen. In die Logik bezog er die Erkenntnislehre mit ein. Dazu kam die Geschichte der Philosophie, die er bisweilen in die Geschichte der alten und der neueren Philosophie teilte, und die Psychologie, der er die Aufgabe stellte, den Gehalt aller seelischen Erscheinungen und aller inneren Erfahrungen zu untersuchen. So stellte er sie zwischen die Physiologie und die Ethik. Seltener las er über Ethik und Religionsphilosophie. In seinen Übungen, die er später zum Seminar ausgestaltete, behandelte er mit Vorliebe Schriften des Plato und Aristoteles, auch Kants,



wobei er die ethischen Fragen bevorzugte und zu begriffsgeschichtlichen Untersuchungen anleitete. Viele Dissertationen sind aus diesen Übungen erwachsen, wie H. denn überhaupt, was ihm viele seiner Schüler dankbar bezeugen, ein Meister war in der Auswahl angemessener Aufgaben für selbständige Arbeit der Schüler. Für seine Denkweise ist es bezeichnend, daß er die ihm oft angebotene Widmung solcher von ihm angeregten und mit Interesse geförderten Arbeiten abzulehnen pflegte.

Alles in allem: in dem weitverzweigten Lebenswerk H.s prägt sich ein Charakterkopf mit festen Zügen aus, eine Grundanschauung, die bestimmt aber maßvoll sich geltend macht, eine nie getrübt Sachlichkeit, eine wohlwollende Würdigung abweichender Meinungen, wie sie die Frucht edler Menschenkenntnis, kritischer Klarheit und umfassenden Wissens ist. Mit besonderem Nachdruck richtet er seine Kraft auf die Erhaltung der Geisteswerte der hellenischen Kultur. In erster Linie fesseln ihn die ewigen Probleme der Weltanschauung. Wie diese sich in den Köpfen der Denker regen, formen und spiegeln, wie über Natur und Geist, Leib und Seele, über das Wesen der Sittlichkeit und die Bedingungen des Glücks, über das Wesen der Religion und ihre Erscheinungen geurteilt wird, dem geht er mit nie versagendem Scharfsinn nach, unterstützt durch ein treues, zuverlässiges, das Mannigfaltigste umspannendes Gedächtnis. Ohne verschleiernde Harmonistik und schematisierende Eintragungen weist er in den Gedankengängen, die er analysiert, die Sprünge, Brüche und Widersprüche nach, aber nicht aus Lust an der Skepsis, sondern um den Tatbestand sicherzustellen. Alle seine Untersuchungen kommen daher zu einem positiven Ergebnis; denn er hat ein scharfes Auge nicht nur für Schwächen und Einseitigkeiten, sondern auch für das Probehaltige, das Wertvolle, das Förderliche, und unterläßt es nie, seine eigene Ansicht unzweideutig auszusprechen. Bewunderungswert ist seine Kunst des Abwägens, wobei er mit sicheren, bewußt den geschichtlichen Bedingungen entnommenen Maßstäben arbeitet. So z. B. seine Würdigung Nicolais und der Aufklärung (Grundriß III, 10. Aufl., S. 242). Für H.s eigene Überzeugungen aber ist seine Rektorsrede mit das wichtigste Dokument. Er kommt zu folgenden Thesen auf Grund geschichtlicher Darlegung: Die Sittlichkeit ist an das Wissen gebunden; denn zum sittlichen Charakter gehört Konsequenz, und Konsequenz erfordert Grundsätze. Wissen jedoch ist nicht gleich Sittlichkeit, diese wird vielmehr durch den Willen zur Wahrheit erworben. Die rücksichtslose Liebe zur Wahrheit schafft die innere Freiheit, deren Anerkennung Luther durchgesetzt hat. „Die Freiheit der Wissenschaft, das Recht der unbehinderten Forschung ergibt sich aus der evangelischen Lehre von der Freiheit des Christenmenschen, der zwar an Gottes Wort gebunden, aber von anderen Rücksichten frei ist.« In welchem Sinne H. dies ausspricht, erhellt aus seiner Kritik des Evolutionismus: »Man bedarf, um die Welt zu begreifen, eines Festen, Bleibenden, nicht Werdenden, das gedacht werden muß, aber nicht widerspruchslos begrifflich gefaßt, nicht sicher, nicht allseitig bestimmt werden kann.« Und wie er hier die Grenzen des Erkennbaren markiert, so schätzt er auch die eigene Arbeit ein. Am Schlusse des Vorworts zur Geschichte des Logos sagt er: »Mancher würde aus dem von uns benutzten Material häufig bestimmtere Schlüsse gezogen haben. Meiner Individualität ist es entsprechender, da nur von Wahrscheinlichkeiten zu reden, wo nicht jeder Zweifel beseitigt erscheint.«

Wie sich diese Gesinnung im Leben bewährt hat, das bezeugt der weite Kreis der Freunde und der Schüler, die ihm näher getreten sind. Wer freute sich nicht an ihm, wenn er schnellen Schritts sinnend, wie nach innen gewandt, daherging und dann seine Züge bei der Begegnung sich aufschlossen und die Augen, die so ernst unter der breit sich auslegenden Stirn ausschauen konnten, freundlich, ja schalkhaft aufblitzten, als wollten sie sagen: »Wer das Tiefste gedacht, liebt das Lebendigste?« Ja das tat er, darum holte er auch gerne im Freundeskreise aus dem nie erschöpften Schatz seines Gedächtnisses viele charakteristische Geschichten hervor und würzte damit die Geselligkeit. Und wie konnte er dann so hell und fröhlich lachen. An einem treffenden Worte fehlte es ihm nie. Auch hatte er den Mut, offen und ehrlich, wenn es sein mußte, unangenehme Wahrheiten zu sagen. Verband er doch männliche Offenheit und Zartheit der Empfindung in seltener Eintracht. Als einmal ein alter Schüler, der sich zu einem der modernen Religionsstifter entwickelt hatte, zu ihm kam, um ihm seine neuen Offenbarungen mitzuteilen, sagte er ihm, nachdem er ihm geduldig zugehört hatte: »Das ist alles ganz schön. Aber nun müssen Sie noch hingehen und sich kreuzigen lassen.« Und wie zutreffend bemerkt er bei der Schilderung einer kleinen Verstimmung zwischen Herbart und Drobisch: »Wie es so zu geschehen pflegt, daß von seiten der Gründer wissenschaftlicher Richtungen im Prinzip jede Abweichung den Anhängern frei stehen soll, kommt aber eine solche faktisch vor, sie übel vermerkt wird.« Typisch für seine Sinnesart ist sein Verhältnis zu Friedrich Nietzsche, dessen Lebensgang er von der Schulzeit in Pforta ab teilnehmend, ja liebevoll verfolgt, und für den er als Gegenvormund in der Leidenszeit mitgesorgt hat, wie er denn auch an seinem Grabe ihm ein *have pia anima* nachrief. Als er dann von der Leichenfeier heimkehrte, verbrannte er die von Nietzsche an ihn gerichteten Briefe. Er meinte der Nachwelt den Einblick in die zerrissene Seele ersparen zu sollen. Es ist gewiß merkwürdig: unter allen, denen Nietzsche sich erschloß, ist H. der einzige, den er mit gleichmäßigem Vertrauen behandelt und mit dem er niemals gebrochen hat. In seinen Briefen registriert er alle Begegnungen mit ihm. Den neuen Lehrer in Pforta erwartet er ungeduldig und freut sich dann, von ihm eingeladen zu sein. Den Kollegen H. in Basel nennt er »einen guten, tüchtigen, rücksichtsvollen Menschen« und erwähnt dessen Antrittsvorlesung über »mechanische und teleologische Weltanschauung«. Von H. in Leipzig schreibt er (an Gast 17. IV. 1884): »Er ist bei weitem mein bester Fürsprecher in Universitätskreisen: er fällt damit auf und setzt sich dem Argwohn aus. Ich habe ihn gern; er ist eine sehr reinliche, wohlmeinende und gerade Art.« Nietzsche hatte, nachdem er die Professur in Basel niedergelegt, die Absicht, in Leipzig Vorlesungen zu halten. H. riet es ihm offen und ernst ab. Als dann Nietzsche selbst nach Leipzig kommt, berichtet er von seiner Begegnung mit H.: »Ich habe mit ihm im Rosental saure Milch verzuckert und verzimmtet gegessen, *realiter* und *symbolice*« (2. IX. 1886). Das »verzuckert und verzimmtet« bezieht sich wohl auch auf H.s Frage: »Warum reden Sie im Zarathustra im biblischen Prophetenton, da Sie doch ein solcher Bibelfeind geworden sind?« Nietzsche antwortet: »Das hängt mir von meinem Elternhause her an und ist auch so eindrucksvoll.«

In der Tat ist es ein einzigartiges Verhältnis zweier durchaus konträrer Charaktere. H.s Zurückhaltung und wohlwollendes Anerkennen, Nietzsches

leidenschaftliches Vorwärtstürmen; H.s Stetigkeit und Geschlossenheit, Nietzsches in den widersprechendsten Peripetien phosphoreszierende Gedankensprünge; H.s aufgeschlossene Gleichmäßigkeit, Nietzsches Mißtrauen und Reizbarkeit; Nietzsches sprühender Haß gegen alle Ideen, die seinen Idealen widerstanden, H. liebevolles Aufspüren alles Wahlverwandten. Aber H. ließ nicht von Nietzsche. Er verstand seine Größe ebenso wie seine Schranken und seine Seelennot. In der meisterhaften Charakteristik, die er im »Grundriß« den philosophischen Bestrebungen Nietzsches widmet, sagt er u. a.: »Seine Philosophie war Erlebnis.« »Seine Schriften sind Bekenntnisse.« »Leiden und Einsamkeit und Überschuß an einseitiger Kraft, die sich von sich selbst befreien wollte, belasten ihn, Schmerzen und Kämpfe verlangte seine Natur. Seine Aphorismen sind elektrischen Entladungen vergleichbar.« »Für ihn gibt es keine Wahrheit außer ihm, keine in ihm. Er sagt: Nichts ist wahr. Aber wertvoll bleibt trotz alledem, abgesehen von allem Geistvollen und Schönen im einzelnen, das Betonen des Rechts der kraftvollen, willensstarken, selbständigen und freien Persönlichkeit gegenüber der jetzt so beliebten Gleichmacherei.«

H. hat keine Schule gegründet — das lag seinem Wesen und seinen Absichten fern —, aber er hat Generationen von dankbaren Schülern an sich gekettet, die es im Verkehr mit ihm erfahren haben, daß er einen eigenen besonderen Ton für jeden hatte und jeden in seiner Eigenart würdigte. Ein Denkmal dieser Tatsache ist die Festschrift, die ihm zum siebenzigsten Geburtstage von Freunden und Schülern gewidmet worden ist (Philosophische Abhandlungen, Berlin 1906).

Auszug aus der Gedenk-Rede in der Sitzung der kgl. sächs. Ges. der Wissenschaften (16 November 1909).

### Georg Heinrici.

**Schenkel, Karl**, *Dr. jur.*, *Dr. Ing. h. c.*, badischer Minister des Innern, \* 11. August 1845 in Schaffhausen, † 2. Februar 1909 in Karlsruhe. — Karl Sch. war von schweizerischer Abkunft. Sein Vater, der Theologe Dr. Daniel Schenkel, erster Prediger am Münster in Schaffhausen, wurde im Jahre 1850 nach Basel und kurz darauf an die Universität Heidelberg berufen, der nunmehr bleibenden Stätte seiner in das kirchliche und auch politische Leben so bedeutsam eingreifenden Wirksamkeit. So ward Heidelberg des Sohnes Heimat. Der zweitälteste von sechs Geschwistern, genoß Sch. eine sorgfältige Erziehung, bei der die Strenge des energischen Vaters mit der Milde der feinsinnigen Mutter, Maria geb. von Waldkirch von Schaffhausen, sich glücklich verband. Der begabte Knabe, dem übrigens natürliche Munterkeit und Frohsinn keineswegs fehlte, besaß eine ungewöhnliche Lern- und Wißbegier und eine Leselust, die kaum zu ersättigen war; so erwarb er sich schon früh eine Belesenheit, durch die er seine Altersgenossen in Staunen versetzte. Mannigfache geistige Anregung bot ihm auch die edle Geselligkeit, die in seinem Elternhause gepflegt ward und an der Männer wie Rothe, Zeller, Helmholtz, Bluntschli, Häusser und andere Koryphäen der Universität teilnahmen. Nachdem er mit seinem älteren Bruder Bernhard das Gymnasium absolviert hatte, bezog er 1863 die Universität, um sich zunächst in Heidelberg, dann in Berlin der Rechtswissenschaft zu widmen. Von dem studentischen Verbindungswesen hielt er sich fern, die akademische Freiheit verstand er als Freiheit zu lernen und sich allseitig zu bilden, mit Eifer folgte

er auch nicht zum Bereich seines Fachstudiums gehörigen, insbesondere philosophischen und geschichtlichen Vorlesungen. In seinem dritten Studienjahre löste Sch. die von der Heidelberger philosophischen Fakultät aus den Staatswissenschaften gestellte Preisaufgabe: »Geschichtliche Fortbildung der Lehre von der Volksvertretung seit Rousseau und ihr Einfluß auf die heute bestehenden Repräsentativverfassungen«; seiner Abhandlung mit dem Motto »*Vim temperatam Di quoque provehant*« wurde als »einer ungeachtet einzelner Lücken im ganzen tüchtigen und hervorragenden Arbeit« von der Fakultät der Preis einmütig zuerkannt. In Berlin hörte Sch. Rudorff, Gneist, Holtzendorff, in deren Häusern er freundliche Aufnahme fand, versäumte auch nicht, die Verhandlungen des Abgeordneten- und des Herrenhauses fleißig zu besuchen. Ausführlich und im Tone ehrerbietigen Dankes berichtet er dem Vater über die vielfältigen Genüsse und Bereicherungen, welche Wissenschaft und Kunst in der preußischen Hauptstadt ihm darboten, und über seine Eindrücke von den dortigen politischen und kirchlichen Zuständen und den führenden Persönlichkeiten, wobei allerdings gelegentlich auch schon die ihm eigene satirische Note anklingt. In dem Krauseschen Kränzchen, so erzählt z. B. einer dieser Briefe, hatte Sch. eine These »über das Verhältnis von Sittlichkeit und Politik« zu stellen übernommen, sich aber dabei schon zum voraus Absolution erteilen lassen, wenn er bei diesem gegenwärtig (Dezember 1866) etwas heiklen Thema die jetzigen preußischen Staatsleiter etwas mitnehmen sollte. Nachdem Sch. in Heidelberg promoviert und in den Jahren 1868 und 1870 die beiden juristischen Staatsprüfungen mit Auszeichnung bestanden hatte, erhielt er 1871 als Sekretär beim Ministerium des Innern seine erste Anstellung. Er erwarb sich hier bald eine besondere Vertrauensstellung; Jolly, der damals an der Spitze des Ministeriums stand, wußte den tüchtigen jungen Sekretär zu schätzen und übertrug ihm u. a. die Berichterstattung über die Landtagsverhandlungen für die Karlsruher Zeitung; Sch. entledigte sich dieser Aufgabe prompt und, da in seinen Berichten die Kammerreden sich oft schöner und besser lasen, als wie man sie gehört hatte, zur allgemeinen Zufriedenheit. Die Ernennung zum Amtmann in Heidelberg (Dezember 1872) führte ihn nur auf kurze Zeit in die Bezirksverwaltung, denn schon im Frühjahr 1873 wurde er als Hilfsarbeiter in das Handelsministerium einberufen, noch im gleichen Jahre zum Ministerialassessor und 1876 zum Ministerialrat befördert. Dem Handelsministerium unterstanden die Eisenbahnen, zu seinem Geschäftskreis gehörten aber auch Straßen, Gewässer, Handel, Gewerbe, Industrie und Landwirtschaft, kurz es war das Zentralorgan der staatlichen Volkswirtschaftspflege. Die Tätigkeit bei dieser Behörde gestaltete sich für Sch. zu einer ungemein anregenden und lehrreichen; hier gewann er eine erweiterte und vertiefte Kenntnis der Probleme des Wirtschaftslebens, auf dessen Förderung und rechtliche Ausgestaltung sein Denken und Schaffen fortan vorwiegend gerichtet war; es erschloß sich ihm ein Arbeitsfeld, wo der — man möchte sagen schweizerische Zug seines Wesens, ein ausgeprägter Sinn für das praktisch-Nützliche sich ausgiebig betätigen konnte. Die bedeutendste Arbeit, die Sch. beim Handelsministerium geleistet hat, war die Abfassung eines neuen Wassergesetzes. Wie anderwärts in Deutschland, gehörte das Wasserrecht, und zwar in Hinsicht sowohl auf die Benutzung als die Instandhaltung der Gewässer und den Wasserschutz, zu den dunkelsten und am wenigsten befriedigend geordneten Rechtsgebieten: die wasserrechtlichen

Normen waren in verschiedenen, zeitlich weit auseinander liegenden Gesetzen und Verordnungen zerstreut, lückenhaft und widerspruchsvoll, insbesondere herrschte in bezug auf die Zuständigkeit der Behörden völlige Unsicherheit, so daß fast jeder Wasserprozeß ein Vorstadium des Kompetenzstreits durchzumachen hatte. Bei geringer Volksdichtigkeit und bescheidenen Anfängen einer industriellen Entwicklung mochte man sich ehemals mit diesem Rechtszustand abfinden; den Anforderungen einer Wirtschaftsperiode, in der man den Wert der »weißen Kohle« erkannt hat, vermochte er nicht mehr zu genügen. Das von Sch. ausgearbeitete Gesetz vom 25. August 1876 (das in der Folge noch einige unbedeutende Nachträge erhielt) machte sich zur Aufgabe, die Rechtsverhältnisse der Gewässer systematisch zu ordnen und zu diesem Zweck die gesamten bis dahin vorhandenen privat- und öffentlichrechtlichen Normen des Wasserrechts einheitlich und harmonisch zusammenzufassen, zugleich aber auch sie den volkswirtschaftlichen Bedürfnissen entsprechend weiter auszugestalten. Eine abschließende Kodifikation des Wasserrechts stellte dieses Gesetz immerhin insofern nicht dar, als die im badischen Landrecht (Übersetzung des französischen *code civil*) enthaltenen Bestimmungen über die Eigentums- und Benutzungsverhältnisse der Gewässer, wenn auch im einzelnen geändert und ergänzt, beibehalten wurden.

1875 erhielt Sch. einen ihm sehr willkommenen Lehrauftrag an der technischen Hochschule (damals noch Polytechnikum) in Karlsruhe. Den wissenschaftlich-theoretischen Sinn und die Lust zu lehren hatte er vom Vater geerbt, darum war es ihm eine Freude, nicht bloß am Schreibtisch, sondern auch vom Katheder zu wirken und mit einem akademischen Kreise in nähere Verbindung zu treten. Die Rechtswissenschaft war vordem an der Polytechnischen Schule recht kümmerlich bedacht gewesen, nur ein kleiner Ausschnitt aus dem badischen Landrecht war den Studierenden des Forst- und Ingenieurfachs vorgetragen worden. Sch. übernahm die Vorlesungen über populäre Rechtslehre (ausgewählte Abschnitte des bürgerlichen Rechts) und über Forst- und Jagdrecht, war aber weiterhin darauf bedacht, den rechtswissenschaftlichen Unterricht an der Technischen Hochschule durch Mitberücksichtigung des öffentlichen Rechts den Zeitbedürfnissen entsprechend auszubauen: auch Handels- und Wechselrecht, sodann Verfassungs- und Verwaltungsrecht, und die soziale Arbeiterversicherung, auf welche Gebiete später sich Sch.s Vorlesungen beschränkten, wurden unter die Lehrgegenstände aufgenommen. Bald nach Übernahme seines Lehramts wurde Sch. auch Mitglied des großen Rats der Hochschule und ihr Respizient in Verwaltungs- und Rechtssachen. — Jener Zeit gehören auch Sch.s erste schriftstellerische Arbeiten an. Für die von Fr. v. Weech herausgegebenen »Badischen Biographien« (Heidelberg, Bassermann 1875) schrieb er die Artikel über Joh. Friedrich Brauer und Ludwig Georg Winter. Die Biographie Brauers gibt eine lebendige Schilderung des hervorragenden Anteils, der diesem Staatsmann an dem Werke der Konsolidierung des in sturm- und drangvoller Zeit aus einem Konglomerat von Länderbruchstücken zusammengeschweißten jungen Staates zukommt, und kann als ein Beitrag zur Organisationsgeschichte des Großherzogtums bezeichnet werden; treffend charakterisiert Sch. den Verfasser der Organisations- und Konstitutionsedikte und Übersetzer des Code Napoléon als »eine jener fleißigen Arbeitsbienen, die, ohne es je zu einer leitenden politischen Stellung

zu bringen, nahe an dem Sessel der Macht ausdauernd, den Stoff zur nachhaltigen Organisierung und Weiterentwicklung des im politischen Getriebe rasch Entstandenen beibringen und verarbeiten. Meisterhaft geraten ist das von Sch. offensichtlich mit besonderer Liebe gezeichnete Lebensbild des Staatsministers Winter, des Beschirmers der Verfassung und freisinnigen Schöpfers der badischen Gemeindeordnung von 1831, des bürgerlich schlichten, tüchtigen Mannes und klug besonnenen Politikers, dem der Verfasser sich in mancher Hinsicht wesensverwandt fühlen mochte; wenn Winter, wie Sch. berichtet, des Glaubens war, daß in der Ständeversammlung eine leidenschaftslose verständige Opposition sein müsse, weil ohne sie die Kammer ein Gaukelspiel sein würde, und wenn unter ihm die Regierung bei den Wahlen sich größere Zurückhaltung auferlegte, so ist zwischen diesen Anschauungen und dem, was der Biograph später selber als Minister sprach und tat, ein gewisser Gleichklang nicht zu verkennen. — Einen Kommentar zum neuen Wassergesetz ließ Sch. unter dem Titel »Das badische Wasserrecht« (Karlsruhe, G. Braun) 1877 erscheinen; das Buch enthielt vor dem erläuterten Gesetzestext einen geschichtlichen Rückblick und eine systematische Darstellung des jetzigen badischen Wasserrechts und entsprach zweifelhaft einem Bedürfnis.

Infolge der Aufhebung des Handelsministeriums wurde Sch. im Frühjahr 1881 zum Ministerium des Innern versetzt, dessen Leitung gleichzeitig als Nachfolger Stössers der bisherige Präsident des Handelsministeriums, Staatsminister Turban übernahm. So kehrte Sch. zu dem Ministerium zurück, bei dem er seine Laufbahn begonnen hatte und dem er fortan fast während seiner ganzen Lebenszeit als Mitglied und dann als Leiter angehören sollte. Die Zuständigkeiten des vormaligen Handelsministeriums waren — vom Eisenbahnwesen abgesehen — auf das Ministerium des Innern übergegangen, und so verblieben Sch. die ihm vertrauten Arbeitsgebiete. Gewerbepolizei, Arbeiterverhältnisse und Fabrikinspektion, Maß und Gewicht, Straßen, Wasserbau, Landeskultur, Forst-, Jagd- und Bergwesen, Statistik, Bank- und Kreditwesen, Lokalbahnen, Schifffahrt und Flößerei, geologische Landesbeschreibung — auf alle diese Materien, um nur die wichtigsten zu nennen, erstreckte sich seine vielseitige und fruchtbare Tätigkeit. Als Gewerberespizient wendete er der Entwicklung und Förderung des Arbeiterschutzes besondere Sorgfalt zu; der treffliche Wörishoffer, bei dessen Berufung Sch. mitgewirkt hatte, und der die neugeschaffene Einrichtung der Fabrikinspektion in einer für ganz Deutschland vorbildlichen Weise ausgestaltete, fand bei seinem Ministerialreferenten stets kräftigen Rückhalt und Stütze. Von manchesterlichen Anschauungen überhaupt, wie sie wohl noch im Handelsministerium vorgewaltet hatten, machte Sch. bald sich frei, bereitwillig und freudig erfaßte sein lebhafter Geist die soziale Strömung der Neuzeit. Mit besonderer Liebe widmete er sich darum der Ein- und Durchführung der sozialen Arbeiterversicherung — eine Aufgabe, die einen nicht geringen Teil seiner Zeit und Kraft in Anspruch nahm. Er war mittätig bei der Vorbereitung der sämtlichen Reichsversicherungsgesetze, hatte insbesondere dabei die Instruktionen für die badischen Bundesratsvertreter zu entwerfen; er leitete die Bildung der zur Durchführung dieser Gesetze nötigen Organisationen und den weiteren Vollzug. Wie kein Zweiter im Lande beherrschte er den ganzen weitschichtigen und komplizierten Stoff, und in der Anpassung des Vollzugs der reichsrechtlichen Normen an die

Eigenart der süddeutsch-badischen Verhältnisse bewährte er praktischen Blick und eine glückliche Hand. Ergänzend und im Rahmen reichsgesetzlicher Ermächtigung modifizierend trat, wo es die Rücksicht auf die Landesbedürfnisse nötig erscheinen ließ, die Landesgesetzgebung ein. So wurde die reichsgesetzliche Krankenversicherung auf die land- und forstwirtschaftlichen Arbeiter ausgedehnt und eine landesgesetzliche Krankenversicherung der häuslichen Dienstboten geschaffen. Die Entscheidung der Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Versicherten einerseits und den Krankenkassen andererseits wurde dem Verwaltungsgerichtshof übertragen; ist der Apparat dieses Gerichtshofs für solche Streitsachen wohl etwas zu umständlich, so wurde doch hiermit die — anderwärts fehlende — Einheitlichkeit der Rechtsprechung auf diesem Gebiete gewährleistet. Die Organisation der für das Großherzogtum gebildeten e i n e n land- und forstwirtschaftlichen Berufsgenossenschaft, der auch der Staat mit den Domänenbetrieben beitrug, wurde so vereinfacht, wie es den vorwiegend kleinbäuerlichen Verhältnissen des Landes entsprach, desgleichen wurde für die Umlegung und Erhebung der Beiträge zur land- und forstwirtschaftlichen Unfallversicherung statt des für süddeutsche Verhältnisse nicht passenden reichsgesetzlichen Verfahrens ein angemessener Modus gefunden. Das Geschäft des Markeneinklebens für die Invalidenversicherung, nach reichsgesetzlicher Regel den Arbeitgebern auferlegt, wurde diesen abgenommen und den Krankenkassen übertragen — eine in den weitesten Kreisen dankbar empfundene Erleichterung. Es wurde ein Landesversicherungsamt mit reichsgesetzlich abgegrenztem Wirkungskreis als Aufsichts- und Spruchbehörde errichtet, das bis zum Jahre 1899 unter Sch.s Leitung stand. Gern nahm Sch. bei Konferenzen und Zusammenkünften in Berlin die Gelegenheit wahr, mit den Vorsitzenden der andern deutschen Landesversicherungsämter, der Berufsgenossenschaften und Versicherungsanstalten Gedanken und Erfahrungen auszutauschen, Anregungen zu geben und zu empfangen. Überschaut man sein ganzes Wirken auf diesem Gebiet, so darf man ohne Übertreibung sagen, daß es zum guten Teile s e i n Verdienst ist, wenn eine der Bevölkerung vielfältige Opfer und Lasten auferlegende Gesetzgebung ohne allzu große Schwierigkeiten und Reibungen zur Durchführung gebracht werden konnte. — Außer den die Arbeiterversicherung regelnden Vorschriften entstammt noch eine Reihe anderer Gesetze nebst den dazu gehörigen Vollzugsverordnungen Sch.s Feder, — Gesetzeswerke, die er jeweils auch als Regierungskommissär vor den Landständen zu vertreten hatte. So das Straßengesetz von 1884, das die Beschwerden der Kreisverbände über ihre Belastung mit Landstraßenkosten abstellte und zwischen den Landstraßen und den Gemeindewegen eine neue Mittelklasse öffentlicher Wege, die Kreisstraßen schuf; die Jagdgesetznovelle von 1886, die zwar einerseits der Landwirtschaft gegen Kulturbeschädigungen einen wirksameren Schutz gewährte, insbesondere die polizeiliche Aufsicht über die Jagdausübung und die Strafvorschriften verschärfte, andererseits aber auch durch mannigfache Ergänzungen des Jagdgesetzes von 1850 den Bedürfnissen und Wünschen der jagdlichen Kreise entgegenkam und im ganzen einen überwiegend jagdfreundlichen Charakter trug; das Berggesetz von 1890, das — im wesentlichen dem preußischen Berggesetz nachgebildet — die Bergbaufreiheit in Baden einführte und nur die Regalität des Salzes aufrecht erhielt. Wichtiger als das zuletzt genannte Gesetz, dem bei der Geringfügigkeit des badischen Bergbaues

nicht gerade sonderliche Bedeutung zukommt, war die Neugestaltung des Wassergesetzes. Die Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich beseitigte das badische Landrecht und gab damit den Anlaß, nunmehr die gesamte vom BGB. der Landesgesetzgebung vorbehaltene Materie des Wasserrechts in einheitlicher legislatorischer Form zu behandeln. So rundete erst das Wassergesetz von 1899 die durch das Gesetz von 1876 noch nicht vollendete Kodifizierung. Das neue Gesetz verfolgte noch kräftiger als jenes von 1876 die Tendenz, die Wasserschätze der Allgemeinheit dienst- und nutzbar zu machen, verwertete auch die bisherigen Erfahrungen zu mancherlei Verbesserungen und Ergänzungen, änderte aber doch nichts wesentliches an den Grundlagen des badischen Wasserrechts, indem es an der Unterscheidung zwischen öffentlichen (schiff- oder floßbaren) und nicht öffentlichen Wasserläufen festhielt und die Anliegerrechte an den letzteren fortbestehen ließ. Für die Befreiung der Wasserwirtschaft von privatrechtlichen Fesseln war es unter diesen Umständen ohne Belang, daß das neue Gesetz das Eigentum an den sog. Privatflüssen den Gemeinden zusprach und diesen auch ein subsidiäres Benutzungsrecht einräumte. Es mag sein, daß ein Versuch, die gesamten Wasserläufe schlechthin dem öffentlichen Recht, d. h. der Verfügungsgewalt des Staates, zu unterstellen, bei den Landständen auf Widerstand gestoßen wäre; jedenfalls entsprach die behutsame und vorsichtige Weiterentwicklung des historisch gegebenen Rechtszustandes und die Vermeidung schroffer Wandlungen durchaus Sch.s Sinnesart und Richtung. Auch sonst mag die Kritik an dem Gesetze manches auszusetzen finden; bei manchem wortreichen Paragraphen möchte man eine knappere und präzisere Fassung wünschen, kaum glücklich sind auch die zu kasuistisch behandelten Bestimmungen über die Eröffnung des Rechtswegs — alles in allem genommen aber hat das Gesetzeswerk sich doch nach vielen Richtungen hin bewährt und ist als eine der ersten wasserrechtlichen Kodifikationen Deutschlands für die gesamtdeutsche Rechtsentwicklung bedeutsam gewesen. — Hervorragenden Anteil hatte Sch. auch an der Neuregelung der Rechtsstellung der Staatsbeamten, die durch das Beamtengesetz und die Gehaltsordnung herbeigeführt wurde. Es handelte sich darum, die Unterscheidung von (landesherrlich ernannten) »Staatsdienern« und dekretmäßig Angestellten, die namentlich in der Verschiedenheit der Ansprüche auf Ruhegehalt und Hinterbliebenenversorgung hervortrat und eine unversiegbare Quelle von Mißständen und Klagen bildete, zu beseitigen und statt veralteter unübersichtlicher und lückenhafter Normen nach dem Muster des Reichsbeamtengesetzes von 1873 ein einheitliches Beamtenrecht zu schaffen. Das Hauptstück, das Beamtengesetz war von Sch. verfaßt; es war ein wohldurchdachtes, in Sprache und Anordnung des Stoffs klar und übersichtlich angelegtes Werk, das in einer der modernen Auffassung vom Wesen des Staatsdienstes angemessenen Weise die Beamtenrechte und -pflichten abgrenzte. Wenn die Reform, die am 1. Januar 1890 in Kraft trat, zunächst in den Kreisen namentlich der mittleren und unteren Beamten keineswegs mit dem gebührenden Danke aufgenommen wurde, sondern vielmehr eine lebhaftere Unzufriedenheit hervorrief, so galt diese nicht sowohl dem Beamtengesetz, als vielmehr den — in mancher Hinsicht kleinlichen und darum auch in der Folge bald als revisionsbedürftig erkannten — Bestimmungen der Gehaltsordnung und der Art und Weise ihrer Durchführung. — In diesen arbeitsreichen Jahren fand Sch. aber



auch — mit seinem Freunde und Kollegen Buchenberger, dem späteren Finanzminister, hierin wetteifernd — die Muße zu literarischem Schaffen. Er schrieb 1884 einen Kommentar der deutschen Gewerbeordnung (Tauberbischofsheim, J. Lang), dessen 2. Auflage (1892 und 1894) sich auf zwei Bände erweiterte. War die erste Auflage vorwiegend nur für den Gebrauch in Baden bestimmt gewesen, so berücksichtigte die 2. Auflage auch die für Preußen und die anderen größeren Bundesstaaten vorliegenden Materialien und besaß darum auch außerhalb des Landes Brauchbarkeit; das Werk bot neben dem Kommentar von Landmann die eingehendste Erläuterung der Gewerbeordnung, zeichnete sich auch gegenüber den sonst in Literatur und Judikatur vertretenen Anschauungen durch Selbständigkeit des Urteils aus. Im Jahre 1886 folgte das im gleichen Verlag erschienene »Badische Jagdrecht«, ebenfalls ein Gesetzeskommentar mit vorausgeschickter systematischer Darstellung. Ungemein wertvoll ist die auf sorgfältige rechtsgeschichtliche Studien sich stützende Schrift »Recht und Verwaltung des Wasserwesens im deutschen Rheingebiet«, zu der Sch. durch seine Tätigkeit als Vertreter Badens in der Zentralkommission für die Rheinschiffahrt angeregt wurde; die Schrift ist in dem im Auftrag des Reichs vom badischen Zentralbureau für Meteorologie und Hydrographie herausgegebenen Werke »Der Rheinstrom und seine wichtigsten Nebenflüsse«, aber auch im Sonderabdruck (Berlin, Ernst und Korn) 1889 erschienen. In Marquardsens Handbuch des öffentlichen Rechts (Freiburg und Tübingen, J. C. B. Mohr — Paul Siebeck, 1884) ist das badische Staatsrecht, in dem Sammelwerk »Das Großherzogtum Baden« (Karlsruhe, J. Bielefeld 1885), »Die innere Verwaltung« und vom Abschnitt »Verkehrsmittel« das Wegerecht (»Die Landwege«), von Sch. dargestellt; er lieferte ferner eine größere Anzahl von Artikeln für Stengels Wörterbuch des deutschen Verwaltungsrechts (Freiburg, J. C. B. Mohr — Paul Siebeck, 1890). Als literarische Leistung Sch.s, die allerdings amtlichen Charakter trug, kann auch die Redigierung der Geschäftsberichte des Ministeriums des Innern für die Jahre 1880/81 und 1882/83 betrachtet werden, die statt der bisher veröffentlichten Jahresberichte der vier Landeskommisäre erschienen und in der ehemals beim Handelsministerium gebräuchlichen Form über die gesamte Tätigkeit des Ministeriums und der ihm unterstellten Behörden nach den Hauptzweigen der inneren Verwaltung Rechenschaft ablegten.

Diese ganze Zeit rastloser und erfolgreicher Wirksamkeit war für Sch. eine in jeder Hinsicht äußerst glückliche; im Jahre 1883 hatte er sich mit Adele Frensdorff, Tochter des Schriftstellers und Vertreters der Kölnischen Zeitung Dr. E. Frensdorff in Berlin, verheiratet und so eine behagliche, durch den Verkehr mit einem kleinen aber vertrauten Kreise befreundeter Familien belebte Häuslichkeit gewonnen. Das Jahr 1899 brachte Sch., der 1893 zum Ministerialdirektor vorgerückt, 1896 auch stellvertretender Bundesratsbevollmächtigter geworden war, die Ernennung zum Präsidenten des Verwaltungsgerichtshofs. Er war der siebente in der Reihenfolge der Präsidenten dieses Gerichtshofs, der durch die Lameysche Verwaltungsorganisation von 1864 ins Leben gerufen war. Seinem Schaffensdrang gewährte auch diese richterliche Tätigkeit Befriedigung, da das Gebiet des Verwaltungsrechts noch in weitem Umfang »Neuland« ist und gerade hier dem Richter in der Fort- und Weiterbildung des Rechts eine schöpferische Aufgabe zufällt.

Er redigierte zugleich die Zeitschrift für badische Verwaltung und Verwaltungspflegerie und bearbeitete die durch die Gesetzesänderung nötig gewordene 2. Auflage seines »badischen Wasserrechts«, die 1902 erschien. Der kleine Kommentar von 1877 wuchs zu einem stattlichen Bande von 774 Seiten; wiederum war darin systematische und kommentatorische Bearbeitung verbunden, und zwar dergestalt, daß auch die Erläuterungen nicht in Form von Noten an die einzelnen Worte des Textes äußerlich angeschlossen, sondern nach den Hauptgesichtspunkten der Vorschriften zu einer mehr systematischen Darstellung gruppiert waren; das Werk besaß nicht bloß praktischen, sondern auch wissenschaftlichen Wert und war deshalb und vermöge der sorgfältigen Behandlung der Fragen des zwischenstaatlichen Wasserrechts über den Bereich Baden hinaus von Bedeutung.

Wie seine Amtsvorgänger wurde Sch. als Präsident des Verwaltungsgerichtshofs vom Großherzog in die 1. Kammer berufen. Sch. erstattete auf dem Landtag von 1899/1900 Bericht über verschiedene in das öffentliche Recht einschlagende Gesetzesentwürfe, so u. a. über Novellen zum Berggesetz, Zwangserziehungsgesetz, zur Städteordnung, über die Aufhebung der Witwenkassenbeiträge; insbesondere aber bot ihm die Berichterstattung über das Justiz-, Kultus- und Unterrichtsbudget Gelegenheit, in gedankenreicher rückschauender Betrachtung, wie er sie liebte, über den Entwicklungsgang von Rechtspflege und Unterrichtswesen, wie über die Beziehungen zwischen Staat und Kirche sich auszulassen. Mit Schärfe sprach er sich bei Beratung des Budgets des Ministeriums des Innern gegen die einseitige Erhöhung oder bedingungslose Überschreitbarkeitserklärung einzelner Budgetpositionen (es handelte sich u. a. um Beihilfen zum Besuch der Pariser Weltausstellung) durch die 2. Kammer aus; er sah darin einen Bruch der altbewährten Regel, wonach ohne Zustimmung der Regierung keine Budgetposition erhöht werden konnte, eine Gepflogenheit, die dazu führe, daß nicht mehr das Gesamtministerium, sondern — da es sich doch nur um Erfüllung der die Parteikämpfe begleitenden Wahlversprechungen handle — die Parteien dem Budget die Gestaltung gäben; einzig den Weg der *R e s o l u t i o n* habe die 2. Kammer zu beschreiten, um die Erhöhung einer Regierungsanforderung herbeizuführen. Begegnete diese Rede auch begrifflicher Weise in der 2. Kammer zunächst einer gereizten Zurückweisung, so sind doch jene Erörterungen in der Folge auf die Praxis, die wieder mehr zum »guten, alten Gewohnheitsrecht« zurückgekehrt ist, nicht ohne Einfluß geblieben. Die Tätigkeit in der 1. Kammer gewährte Sch. lebhaftere Befriedigung; als bedeutende Arbeitskraft war er dort hoch geschätzt und er fühlte sich wohl in dem kleinen aber distinguierten Kreise durch soziale Stellung, Geist und Bildung ausgezeichnete Männer, zu denen als Hochschulvertreter der Heidelberger Staatsrechtslehrer Gg. Meyer und nach dessen Tode Dietrich Schäfer, ferner Rümelin von Freiburg und Engler von Karlsruhe gehörten.

Auf dem gleichen Landtag nahm indessen die Entwicklung der Verfassungsfrage eine auch für Sch.s Laufbahn bedeutsame Wendung. Gegen die Einführung der direkten Landtagswahl und Änderung der Wahlkreiseinteilung, die seit den 70er Jahren in der 2. Kammer mit wachsendem Nachdruck gefordert wurde, hatte die Regierung, hierin von der nationalliberalen Partei wie auch von der 1. Kammer unterstützt, sich bisher ablehnend verhalten oder doch gewisse Kompensationen gefordert. In dieser Richtlinie bewegte sich auch

die Denkschrift, welche die Regierung im Dezember 1899 dem Landtag unterbreitete: es wurde vorgeschlagen, unter gleichzeitiger Reformierung der I. Kammer die Zahl der Abgeordneten der 2. Kammer von 63 auf 75 zu erhöhen, von denen aber nur 50 aus direkter Volkswahl hervorgehen, die übrigen 25 von Kommunal- und Interessenverbänden gewählt werden sollten. Der Vorschlag nahm den damals in Württemberg noch bestehenden Rechtszustand zum Vorbild und entsprach den Gedanken, die auf dem vorigen Landtag in der I. Kammer der Staatsrechtslehrer Georg Meyer unter Zustimmung des Hauses entwickelt hatte und für die wiederholt auch die Nationalliberalen eingetreten waren. Die 2. Kammer wollte indessen ihren Einheitscharakter als eine Volkskammer gewahrt wissen und erklärte die Vorschläge der Denkschrift für unannehmbar. Da sich weiterhin eine grundsätzliche Wandlung in der Stellung der nationalliberalen Partei zur Wahlrechtsfrage vorbereitete, trat Minister Eisenlohr, der seit 1890 das Ministerium des Innern geleitet hatte, im September 1900 von seinem Amte zurück, und Sch. wurde zu seinem Nachfolger berufen. So sah sich Sch. der ihm lieb gewordenen richterlichen Wirksamkeit, die er nur wenig mehr als ein Jahr lang ausgeübt hatte, wieder entrückt, und auf verantwortlicher Stelle mitten in die Parteikämpfe des Tages hineinversetzt. Für die fachmäßige Leitung des Ressorts, mit dem er wie kein anderer vertraut war, besaß er sicherlich die beste Vorbereitung; aber die Frage war, wie er sich mit seiner Aufgabe auf politischem Gebiete abfinden würde. Sein Debüt war nicht gerade ein glückliches zu nennen. Die Freunde der Verfassungsreform hatten begreiflicherweise den Ministerwechsel in einem ihren Wünschen günstigen Sinne gedeutet. Es war daher keine geringe Überraschung, als der neue Minister — englischem und französischem Brauche folgend — am 4. Dezember 1900 bei einem Bankett des Badischen Handelstages mit einer programmatischen Rede hervortrat, in der er erklärte, daß die Regierung in der Verfassungsfrage an ihrem bisherigen Standpunkte unentwegt festhalten werde; es seien Garantien für eine ausreichende Vertretung der geistig und wirtschaftlich potenten Bevölkerungsschichten zu fordern; nicht von einem absoluten, dogmatischen-naturrechtlichen, sondern von einem relativen Standpunkt, d. h. von Rücksichten der Gerechtigkeit und Zweckmäßigkeit sei bei Beurteilung der ganzen Frage auszugehen; übrigens stehe diese an sachlicher Bedeutung hinter vielen andern Fragen zurück; daß ein unüberbrückbarer Riß zwischen Regierung und Landtag sich auftun werde, sei darum nicht zu besorgen, einige man sich nicht, so werde eben das bißchen Unbequemlichkeit der indirekten Wahl noch weiter zu ertragen sein. Die Rede, deren Wortlaut die Karlsruher Zeitung veröffentlichte und auf welche der Minister durch einen Runderlaß die Amtsvorstände hinwies, rief lebhaftere Erörterungen in der Presse aller Parteien hervor; uneingeschränkter Beifall spendete ihr wohl nur der Führer der Konservativen, Freiherr E. A. von Göler, in einer Versammlung der Vertrauensmänner der Partei. In der Tat war die Rede auf eine unverkennbar konservative Tonart gestimmt, wie es denn auch sein mag, daß der kollegiale Verkehr mit den konservativen Elementen in der I. Kammer auf Sch. einen gewissen Einfluß gehabt hat; im übrigen kam das Auftreten des Ministers denen nicht überraschend, die mit seinen Anschauungen intimer vertraut waren und gelegentlich scharfe Aussprüche über die Rufer im Streit um das direkte Wahlrecht von ihm gehört hatten. Der Eindruck, daß im Verhältnis der Regierung zu den Parteien sich

eine Wandlung vollziehe, wurde noch durch eine Reihe offiziöser Kundgebungen der Karlsruher Zeitung verstärkt, wo den Nationalliberalen der Text gelesen und die Partei vor dem »Zug nach links« und weiterer Radikalisierung eindringlich gewarnt wurde. Wenn in einem Artikel der »Berliner Neuesten Nachrichten« über badische Verhältnisse, den die Karlsruher Zeitung an hervorragender Stelle, allerdings mit einigem Vorbehalt, brachte, zu lesen war, das Verfahren der Nationalliberalen »sehe einem Verrat ähnlich wie ein Ei dem andern« und werde schließlich einen völligen Bruch zwischen der Partei und der Regierung, damit aber eine Annäherung der letzteren an ein vom Wackerschen Radikalismus emanzipiertes Zentrum und Konservative herbeiführen: so mußte eine solche Sprache in den Kreisen der Partei, die nunmehr seit 40 Jahren die Stütze der Regierung gewesen war, starkes Befremden erregen; sie war wohl auch kaum geeignet, die beabsichtigte Wirkung zu erzielen, d. h. die Partei in der Wahlrechtsfrage zum Regierungsstandpunkt zu bekehren. Der Sommer 1901 brachte dann Änderungen in der Zusammensetzung des Staatsministeriums: auf den liberalen Nock folgte als Staatsminister von Brauer, Justiz, Kultus und Unterricht erhielt der bisherige Oberstaatsanwalt von Dusch, während zugleich Domänendirektor Reinhard zum stimmführenden Mitglied des Staatsministeriums ernannt wurde. So sah man mit einiger Spannung den Verhandlungen des Landtags entgegen, der Ende November 1901 eröffnet wurde. Die Parteien zogen in ziemlich unveränderter Stärke wieder in das Ständehaus ein: die Nationalliberalen hatten 24, das Zentrum 23, die Linksliberalen 7, die Sozialdemokraten 6, die Konservativen (mit Bund der Landwirte und Deutsch-Sozialen) 3 Sitze. Zu politischer Aussprache bot hergebrachterweise schon die allgemeine Finanzdebatte in der 2. Kammer Gelegenheit; sie nahm zunächst einen ziemlich friedlichen Verlauf, da Staatsminister Brauer versicherte, das Ministerium stehe »über oder besser neben den Parteien«, wolle überhaupt nicht »große Politik machen, wohl aber für eine gute, gerechte und gesunde Verwaltung sorgen« und andererseits der Zentrumsführer Wacker die Regierung wegen ihres passiven und objektiven Verhaltens bei den Wahlen belobte und die Hoffnung aussprach, das Ministerium, das in seinem vollen Bestande lange auf seinem Platze bleiben möge, werde sich als »Ministerium der Gerechtigkeit, Geradheit und Unparteilichkeit« bewähren. Andere und schärfere Akzente wurden freilich bei der Beratung des Budgets des Ministeriums des Innern angeschlagen, das ja in Baden von jeher als das eigentlich politische Ministerium gegolten hat. Sch. hatte in diesen 10 Sitzungen füllenden Debatten reichlich Gelegenheit, seine Redegewandtheit und seine eindringende Sachkenntnis auf allen Gebieten seines weitschichtigen Ressorts zu entfalten. Mit Wärme trat er insbesondere für die ihm unterstellten Vorstände der Bezirksverwaltung ein, indem er Bedeutung und Umfang ihrer die Hingabe der ganzen Persönlichkeit erfordernden Berufsaufgabe schilderte, ohne freilich zu erreichen, daß das Haus die von der Regierung geforderte Besserstellung einiger Amtsvorstände bewilligte. Indessen mußte die Erörterung grundsätzlicher Probleme, wie z. B. der Frage, ob und inwieweit bei Bildung des Beamtenkörpers oder bei Berufung zum Ehrenamte des Bezirksrats die politische Gesinnung eine Rolle spielen und ob der Verwaltungsbeamte sich nach freier Überzeugung politisch betätigen dürfe, zu scharfen Auseinandersetzungen mit den Oppositionsparteien führen, auch wenn Sch. nicht durch ironische Bemerkungen, die er gelegentlich nicht

zu unterdrücken vermochte, die Gegner gereizt hätte. Sch. trat dafür ein, daß die Regierung nicht bloß Verwaltung sei, sondern auch eine Politik haben müsse; sie könne nicht beim Kampf der Parteien wie ein zaghaftes Mädchen zur Seite stehen, um schließlich dem Sieger in die Arme zu sinken, sondern auch sie verfolge sowohl in den Beziehungen zum Reich als im Innern bestimmte — nicht bloß in der Gegenwart und allernächsten Zukunft liegende — traditionelle politische Ziele; mit diesen allgemeinen Zielen, mit dem Gesamtgeiste der Regierung, müsse allerdings auch die politische Tätigkeit der Verwaltungsbeamten sich im Einklang halten, denen im übrigen aber das Selbstbestimmungsrecht in ihrer Gesinnung freier, aufrechter Männer in keiner Weise verschränkt sei. Wacker fand, daß zwischen diesen Ausführungen Sch.s und der Rede des Staatsministers ein gewisser Gegensatz bestehe; überhaupt sei in Sch.s Darlegungen — was nicht zur »Geradheit« passe — manches unklar und mißverständlich. Der Zentrumsführer gab zu verstehen, daß sein Vertrauensauspruch für den Minister des Innern nur noch bedingte Geltung habe. Unvermeidlich war in diesem Zusammenhang auch, daß Sch. zur Sozialdemokratie Stellung nahm, die u. a. wegen angeblicher Beeinträchtigung der Vertrauensstellung der Fabrikinspektion die Regierung angegriffen hatte. Schon in der Finanzdebatte hatte Sch. den von der rechten Seite erhobenen Vorwurf, daß die Regierung einen mit Angst gemischten Respekt vor der Sozialdemokratie an den Tag lege, zurückgewiesen und sich als ihren entschiedenen Gegner bekannt, soweit die Sozialdemokratie nicht bloß eine radikale Partei sei, — »eine radikale Partei müssen wir im Staate haben, wie man in der Familie eine Jugend braucht« — sondern alles nationale Empfinden verleugne und Monarchie, Religion und jeglichen Glauben an eine höhere sittliche Ordnung bekämpfe. Wiederholt analysierte er nun die sozialistischen Parteitendenzen und zog daraus die Konsequenz, daß ein Staatsbeamter nicht Sozialdemokrat sein könne; gleichwohl, fügte er bei, »möchte er die sozialdemokratische Partei in diesem Hause gar nicht missen, soweit ihre Bestrebungen auf die Verbesserung der Lage der unteren Klassen gerichtet seien« — ein Bekenntnis, das dem freimütigen Redner auch von ernstzunehmenden Politikern der eigenen Partei bitter verübelt worden ist. Dem Vorwurf, daß der Fabrikinspektion ihre Wirksamkeit verkümmert werde, konnte Sch. mit dem einfachen Hinweis darauf begegnen, daß er selber die segensreiche Entfaltung dieser Institution als vieljähriger Gewerberespizient des Ministeriums gepflegt und gefördert habe und insofern an ihren Erfolgen auch einiges Verdienst in Anspruch nehmen dürfe. Im ganzen hatte man von den Budgetverhandlungen, wenn auch den Leistungen der Verwaltung manche Lobsprüche gesendet und gewichtige Beschwerden gar nicht vorgebracht wurden, den Eindruck, daß dem neuen Minister Zentrum und Sozialdemokraten mißtrauisch, wenn nicht feindselig, die Liberalen kühl abwartend gegenüberstanden. Sch. fand sich in die Lage mit gutem Humor; Vertrauen auf Vorschuß, sagte er, beanspruche er gar nicht, nur bitte er, ihm auch kein vorschüßliches Mißtrauen entgegenzubringen. Als ein erfreulicher Erfolg war die — zunächst freilich noch etwas verklausulierte — Bewilligung der 1. Rate für die Rheinregulierung zwischen Sondernheim und Straßburg zu verzeichnen; in der Tat war damit die Verwirklichung des für die Schifffahrtsentwicklung auf dem Oberrhein bedeutsamen Unternehmens eingeleitet, über das in langwierigen, von Sch. eifrig geförderten Unterhandlungen die Regierungen von

Baden, Bayern und Elsaß-Lothringen sich geeinigt hatten. — Die legislatorische Ausbeute dieser Session war nicht eben bedeutend. Ein Gesetz über Gemeindebesteuerung und Gemeindewahlrecht verfügte, daß für die Gemeinden die Untergrenze des steuerpflichtigen Einkommens (die für die staatliche Besteuerung von 500 auf 900 Mk. erhöht worden war) mit 500 Mk. beibehalten werde, und gewährte den Gemeinden mit bis zu 2000 Einwohnern wieder die direkte Wahl des Bürgermeisters und Gemeinderats, nachdem man bei Einführung der Einwohnergemeinde in den 90er Jahren dieses Recht nur den kleinen Gemeinden (bis zu 500, dann bis zu 1000 Einwohnern) belassen hatte. Eine Novelle zum Fahnversicherungs-gesetz von 1840 beschränkte in Vollzug reichsgesetzlicher Vorschrift die polizeiliche Überwachung der Feuerversicherungsverträge auf eine (inzwischen vollends beseitigte) Nachkontrolle. Eine Novelle zum Gebäudeversicherungsgesetz von 1852 unterwarf auch das bisher freigelassene letzte Fünftel des Gebäudewerts der staatlichen Zwangsversicherung gegen Feuerschaden und brachte sonst noch zahlreiche Verbesserungen des Gesetzes. Endlich erfuhren die Landesgesetze über Unfall- und Krankenversicherung und über die Fürsorge für Beamte infolge von Betriebsunfällen einige zum Teil durch die Reichsgesetzgebung veranlaßte Änderungen. Was diesem Landtag Bedeutung gab, war die erneute Willenskundgebung der 2. Kammer in der Verfassungsfrage. Die Wahlrechtsreform bildete, wenn auch Sch. es nicht Wort haben wollte, die zentrale Frage der inneren Politik. Die Regierung war ihrerseits zunächst noch nicht mit Vorschlägen hervorgetreten; Sch. mahnte, als die 2. Kammer auf ein rascheres Tempo bei der Lösung der Frage drängte, zur Geduld und bemerkte boshaft, die Liberalen hätten sich ja auch 30 Jahre Zeit genommen, um, wie er anerkenne, »aus durchaus sachlichen Gründen« zu ihrer heutigen Überzeugung in der Wahlrechtsfrage zu gelangen, man möge darum billigerweise der Regierung auch noch eine kleine Zeit der Erwägung gönnen. Die 2. Kammer machte nun von ihrem Initiativrecht Gebrauch: sie beschloß am 4. Juli 1902 auf Grund der von sämtlichen Fraktionen eingebrachten Vorschläge einstimmig die *En-bloc*-Annahme zweier Gesetzentwürfe über die Abänderung der Verfassung und der Landtagswahlordnung, welche auf die vorbehaltlose Einführung der direkten Wahl abzielten, indem sie sich zugleich mit einer — das Stärkeverhältnis beider Kammern nicht wesentlich verschiebenden — Reorganisation der 1. Kammer einverstanden erklärte. In den Debatten, die diesen Beschlüssen vorangingen, hatte die Regierung sich dem Standpunkt der Kammer immerhin etwas genähert: auch sie wollte, so erklärte Sch., das indirekte Wahlrecht durch das direkte ersetzen und sämtliche Mitglieder der 2. Kammer aus direkten Wahlen hervorgehen lassen; doch lasse sich die Wahlrechtsfrage nicht für sich allein, sondern nur im Zusammenhang mit einer ausgedehnten Revision der Verfassung lösen; den Entwurf einer solchen Revision beabsichtige die Regierung dem nächsten Landtag vorzulegen. Der kurz darauf erfolgte Landtagsschluß ließ die 1. Kammer in der Frage nicht mehr zu Worte kommen. Nach welchen Richtlinien die Regierung die Lösung der ihr nunmehr gestellten Aufgabe zu suchen hatte, war ihr durch den Gang der bisherigen Verhandlungen zur Genüge vorgezeichnet: war das direkte Wahlrecht nicht mehr aufzuhalten und der Standpunkt der Denkschrift von 1900 preisgegeben, so konnten die vielberufenen »Kautelen« oder, wie Sch. sagte, »Eingrenzungen oder Gegengewichte« in der Hauptsache nur in ver-

änderter Zusammensetzung und Rechtsstellung der 1. Kammer gefunden werden. So war denn auch der Reformentwurf beschaffen, den die Regierung dem Landtag von 1903/4 vorlegte. Mit unleugbarem Geschick war es hier unternommen, die vorhandenen Meinungsdivergenzen auszugleichen, indem den bisher kundgegebenen Wünschen beider Kammern möglichst Rechnung getragen wurde. Die direkte Wahl zur 2. Kammer wurde ohne Einfügung eines besonderen Elements in dieser Kammer zugestanden. Die 1. Kammer, die sich bisher nur aus Vertretern des hohen und niedern Adels, der Universitäten und beiden Landeskirchen, sowie aus den vom Landesherrn berufenen Mitgliedern zusammengesetzt hatte, sollte nunmehr durch Aufnahme von Vertretern der gesetzlich organisierten Berufskörperschaften (Handelskammern, Landwirtschaftskammer, Handwerkskammern) und der Kommunalverbände (der größeren und mittleren Städte und der Kreise), sowie eines Vertreters der technischen Hochschule in Karlsruhe erweitert werden. Ferner aber wollte der Entwurf das bisherige Vorrecht der 2. Kammer in Finanzangelegenheiten nur als eine rein formelle Bevorzugung, als ein »Ehrevorrecht« insofern aufrecht erhalten, als alle Vorlagen in Finanzsachen nach wie vor zunächst der 2. Kammer zugehen sollten, — materiell aber, d. h. in Hinsicht auf ihre Befugnisse, die 1. Kammer auch in Finanzsachen dem andern Hause gleichstellen. An diesem letztern Punkte, d. h. an der Frage des Budgetrechts, hing das Schicksal der ganzen Reform; denn während einerseits die 2. Kammer, eifersüchtig auf die Wahrung ihrer Vorrechtsstellung bedacht, sich zunächst zu keinerlei Konzessionen von Belang auf diesem Gebiete geneigt zeigte, glaubten andererseits die badischen Pairs, bei denen in ihrer Mehrheit überhaupt wenig Sympathie für die ganze Vorlage vorhanden war, um so nachdrücklicher das volle »Budgetrecht« für das Oberhaus beanspruchen zu müssen. Es bedurfte der außerordentlichen Geschicklichkeit und Beredsamkeit Sch.s, der mit dem Staatsminister von Brauer die Vorlagen in beiden Häusern vertrat, um sie glücklich durch alle Untiefen und Klippen hindurchzusteuern. Unerschöpflich im Erfinden neuer Formulierungen für die kritischen §§ 60 und 61 des Entwurfs gelang es ihm schließlich, in dramatisch bewegten Verhandlungen — die Donnerschläge eines heftigen Gewitters begleiteten die entscheidende Sitzung der 1. Kammer — die beiden Häuser zu einem Kompromiß zu einigen, welches der 1. Kammer als höchst wertvolle Errungenschaft die uneingeschränkte Mitwirkung auf dem Gebiete der Finanzgesetzgebung zuwies, im übrigen aber das sogen. Budgetvorrecht der 2. Kammer im wesentlichen aufrecht erhielt. Die Erledigung der gleichzeitig vorgelegten Gesetzentwürfe über das Wahlverfahren und über die Neubildung der Wahlkreise bereitete keine sonderliche Schwierigkeiten. Am 24. August 1904 wurden die neuen Verfassungsgesetze verkündet. Ein Reformwerk von bahnbrechender und vorbildlicher Bedeutung war damit geschaffen: beseitigt war ein nicht mehr zeitgemäßes Wahlsystem, das wegen seiner inneren Unwahrheit schon längst in Mißkredit geraten war; zugleich waren durch Zuführung neuer höchst wertvoller Kräfte Ansehen und Bedeutung der 1. Kammer wesentlich gehoben und dieses ehemals doch gar zu kleine Haus der Privilegierten ohne Verletzung historischer Rechte zu einem planmäßig aufgebauten Volksvertretungskörper umgewandelt. Ihre Probe hat die Reform in der Folge auch bestanden; die befürchteten Konflikte insbesondere zwischen den beiden Häusern des Landtags sind nicht ein-

getreten, vielmehr haben sie zu ersprießlicher Arbeit zusammengewirkt, ein lebendigerer und frischerer Zug ist unserem ganzen parlamentarischen Wesen aufgeprägt. Der Landtag verabschiedete ferner u. a. eine Novelle zur Gemeinde- und Städteordnung, die den Gemeinden einige neue Einnahmequellen (Verkehrssteuerzuschlag, Lustbarkeitssteuer, Waarenhaussteuer) erschloß und die Möglichkeit gewährte, im öffentlichen Interesse eine Änderung des Allmendgenusses der Gemeindebürger zu erzwingen, desgleichen ein Gesetz, das die Rechtsstellung der Gemeinden bei Heranziehung der Angrenzer zu den Ortsstraßenkosten verbesserte. Durch Verleihung der goldenen Kette zum Großkreuz des Zähringer Löwenordens ehrte der Landesherr die Verdienste Sch.s in dieser wichtigen und arbeitsreichen Session. Als indessen im März 1905 v. Brauer aus Gesundheitsrücksichten zurücktrat, wurde nicht Sch., sondern v. Dusch zur leitenden Stelle als Staatsminister berufen. Manche hielten damals schon Sch.s Stellung für erschüttert, und wohl mag er selbst bei diesem Anlaß erwogen haben, ob nicht die Zeit des Rücktritts für ihn gekommen sei; doch fühlte er sich noch zu rüstig und schaffensfreudig, um einer Tätigkeit zu entsagen, durch die er dem Lande noch wertvolle Dienste leisten konnte.

Im Spätjahr 1905 war die erste Landtagswahl nach der Verfassungsreform vorzunehmen, die in ihrem Verlauf auch außerhalb der badischen Grenzen viel beachtete und lebhaft kritisierte Ergebnisse zeitigte. An die Stelle der früheren hälftigen trat die Totalerneuerung; statt wie früher in 63 war nunmehr entsprechend der Vermehrung der Abgeordnetenzahl der 2. Kammer in 73 Wahlkreisen und zwar zum erstenmal direkt zu wählen. Die Wahlbewegung war eine so intensive und ausdauernde und erfaßte alle Kreise der Bevölkerung in einem Maße, wie es bisher noch niemals in Baden der Fall gewesen war. Die Frontstellung der Parteien war insofern eine veränderte, als die Nationalliberalen und die beiden linksliberalen Parteien, die sich früher, solange um das direkte Wahlrecht gestritten wurde, bekämpft hatten, sich zur liberalen Vereinigung zusammenschlossen. Eine äußerst rührige Wahlagitation entfaltete die Zentrumspartei, die nun endlich das schon so lange und so heiß erstrebte Ziel — die absolute Mehrheit — zu erreichen hoffte; eine von ihrem Hauptorgan verbreitete und dann auch in Buchform erschienene Schrift, der »Waldmichel«, gab in Bauerngesprächen eine höchst einseitige und tendenziöse Darstellung der badischen Kirchenpolitik; die katholische Geistlichkeit, durch ein Wahlrundsreiben des Zentralkomitees der Zentrumspartei zur Mitarbeit für die gute Sache aufgefordert, versäumte vielerorten nicht, mit dem Nachdruck, den die geistliche Würde verleiht, die »katholischen Wähler« über ihre politischen Pflichten zu belehren. Das Ergebnis der Hauptwahl, die dem Zentrum 28, den übrigen Parteien zusammen nur 22 Sitze brachte und 23 Stichwahlen nötig machte, rückte die Zentrumsvorherrschaft in so bedrohliche Nähe, daß für die Stichwahlen von den Liberalen das viel berufene Großblockabkommen mit der sozialdemokratischen Partei abgeschlossen wurde, wonach in 5 Wahlkreisen die liberale Kandidatur zugunsten der sozialdemokratischen zurückgezogen wurde und umgekehrt in 12 Bezirken die Sozialdemokratie für den Blockkandidaten zu stimmen hatte. Der beabsichtigte Erfolg wurde erreicht: das Zentrum ging bei den Stichwahlen leer aus und blieb auf die im ersten Anlauf gewonnenen 28 Sitze beschränkt, während der liberale Block 29, die sozialdemokratische Partei 12, die konservative 4 Sitze erhielt. Bei der Konstitu-



ierung der Kammer stellte nicht das Zentrum als stärkste Partei, sondern der liberale Block den Präsidenten, während jenes den ersten und die sozialdemokratische Partei den zweiten Vizepräsidenten erhielt. — Der ganze Groll, den das in seinen Hoffnungen getäuschte Zentrum empfand, wendete sich nun gegen den Minister des Innern; ihm, dem »Großblockminister«, wurde in der katholischen Presse wie in den Reden und Flugschriften des Parteiführers Wacker konstant der Vorwurf gemacht, das Wahlabkommen der Liberalen mit der Sozialdemokratie nicht bloß gewünscht, sondern positiv gefördert und »eingesegnet« zu haben. Die Annahme, die Regierung habe bei dem Wahlbündnis »Pate gestanden«, gründete sich hauptsächlich auf einen unmittelbar nach der Hauptwahl, nämlich am 21. Oktober 1905, erschienen Artikel der Karlsruher Zeitung, der über »Versuche zu Parteiverbindungen, Stichwahlkompromisse, deren Möglichkeit seither vielfach ausgeschlossen erschien«, orakelhaft dunkle Andeutungen machte. Vor dem Landtag verwahrte sich Sch. in der allgemeinen Finanzdebatte energisch gegen die auch im Hause selbst erhobene Anschuldigung; er versicherte, den Artikel vom 21. Oktober weder geschrieben oder inspiriert noch gebilligt zu haben; wohl aber entstamme seiner Feder der offiziöse Artikel in der Karlsruher Zeitung vom 26. Oktober 1905, der noch v o r der Stichwahl die Deutung des Artikels vom 21. Oktober richtigstellte und die Unterstellung einer Billigung oder Unterstützung des Wahlbündnisses durch die Regierung als unverständlich zurückwies. Die einfache Betrachtung der antimonarchischen und antinationalen Bestrebungen der Sozialdemokratie schon, meinte er, müsse einen badischen Minister vor dem Verdachte schützen, ein Wahlbündnis bürgerlicher Parteien mit ihr begünstigt zu haben. Mochten diese Argumente vielleicht die mißtrauischen Gegner nicht völlig überzeugen, so lieferten die heftigen Angriffe, die gerade in dieser Session von sozialdemokratischer Seite gegen Sch. gerichtet wurden, doch eigentlich den besten Beweis, wie wenig er in der Tat den Titel eines »Großblockministers« verdiente. Das Mißfallen der Zentrumsparthei hatte Sch. aber noch durch andere mit den Wahlen zusammenhängende Maßnahmen sich zugezogen. Schon aus Anlaß der Reichstagswahlen von 1903 hatte das Ministerium des Innern Erhebungen über die Wahlagitation der katholischen Geistlichen veranstaltet, und auch nach den Landtagswahlen ließ Sch. neuerdings durch die Amtsvorstände vertrauliche Ermittlungen über unzulässige geistliche Wahlbeeinflussungen anstellen. Das badische Kirchengesetz enthielt Strafanordnungen gegen Geistliche, die bei öffentlichen Wahlen unter Gebrauch ihrer kirchlichen Autorität auf die Wähler in einer bestimmten Parteirichtung einwirken; nach dem geschilderten Wahlverlauf hatte darum der Minister des Innern, zu dessen Ressort die politischen Wahlen gehören, alle Ursache zu seinem Vorgehen, zumal da die Versuche der Regierung, durch Benehmen mit dem erzbischöflichen Ordinariat eine Einschränkung der politischen Agitation der Geistlichen herbeizuführen, erfolglos gewesen waren. Die Erhebungen vollzogen sich also durchaus auf gesetzlichem Boden, und es konnte mit Grund weder dem Minister des Innern die Legitimation dazu abgesprochen, noch ihre Form als für den ganzen geistlichen Stand verletzend oder gar ihre Tendenz als feindselig bezeichnet werden. Sie haben denn auch, wie Staatsminister v. Dusch bei Beantwortung einer den Gegenstand betreffenden Interpellation der Liberalen mitteilte, in einigen Fällen — allerdings nur wenigen, wie bei der Schwierigkeit der Fest-

stellung dieser heiklen Tatbestände begreiflich — zur Anklageerhebung und zur Verurteilung der schuldigen Geistlichen geführt. Daß auf der anderen Seite auch das Staatsbeamtenum in seiner Wahlbetätigung die gebotenen Grenzen überschritten habe, wurde von den Zentrumsrednern zwar behauptet, aber mit keinerlei beachtenswerten Tatsachen belegt, wie denn Sch. überhaupt die Anzweiflung der Objektivität und Unparteilichkeit seiner Verwaltung schlagend zurückwies.

Einen ruhigeren, sachlicheren Verlauf der Verhandlungen erhoffte Sch., wenn man an die praktische Arbeit, d. h. an Erledigung des Budgets und der einzelnen Gesetzesvorlagen, herantrete. »Auf die Dämmerung des Wahlkampfes«, sagte er in der Finanzdebatte, »wo manche edle Eigenschaften des Menschen sich verfinstern, folgt der lichte Tag; werfen wir uns auf das, was der lichte, helle Tag an Arbeit bringt zum Wohle des Landes, dann werden wir finden, daß eigentlich der große Lärm und der fürchterliche Zwiespalt, wie er bei den Wahlen hervorgetreten ist, zum größten Teil gar nicht notwendig war«. Allein auch bei der Budgetberatung fehlte es nicht an scharfen Auseinandersetzungen. Es handelte sich dabei u. a. um die Überwachung sozialdemokratischer Versammlungen, so um das Konstanzer Redeverbod, durch das (auf Anregung des Reichskanzlers) den ausländischen Diktatoren der Sozialdemokratie vor einer großen Volksversammlung in Konstanz zu sprechen untersagt worden war, um das Verbot von Demonstrationen zur Ehrung der im Jahre 1849 standrechtlich Erschossenen in Mannheim und um die sonstigen angeblichen Übergriffe des dortigen schneidigen Polizeiregiments, um das Petitionsrecht der Schutzleute, denen wie den Staatsbeamten überhaupt Sch. nicht gestatten wollte, sich mit ihren Wünschen und Beschwerden an sozialdemokratische Abgeordnete zu wenden. Kam es auch bei Erörterung des letzten Punktes infolge des leidenschaftlichen und wohl nicht unbegründeten Protestes der Sozialdemokraten zu einer erregten Szene, so ging doch aus diesen Debatten nach dem Urteil der großen Mehrheit des Hauses die Regierung und Verwaltung, zumal in Hinsicht auf liberale Handhabung des Versammlungsrechts im ganzen vorwurfsfrei hervor. Auf dem vorigen Landtag hatte Sch. eine etwas ungenaue Auskunft über die amtlichen Ermittlungen in betreff der politischen Gesinnung der Rekruten nachträglich berichtigen müssen; über diesen Vorgang und seine Ausdeutung in der Zentrumspresse kam es nun neuerdings zu erregten Auseinandersetzungen. Indessen vermochte dieses unerquickliche Intermezzo doch den Gesamteindruck der Budgetverhandlungen nicht zu trüben, die dem Ressortchef Anerkennung seiner Wirksamkeit auf wirtschaftlichem und sozialpolitischem Gebiete in reichlichem Maße und die Bewilligung des angeforderten personellen und sachlichen Mehraufwands einbrachten. Volle Zustimmung der Volksvertretung fand auch Sch.s ablehnende Haltung in der für Baden so wichtigen Schiffahrtsabgabenfrage; nur »auf die Sprungstange einer hochentwickelten Auslegungskunst gestützt«, sagte er, vermöge man über die im Artikel 54 der Reichsverfassung und im Artikel 3 der Rheinschiffahrtsakte bestehenden rechtlichen Hindernisse der von Preußen geplanten Abgabenerhebung sozusagen im Administrativwege hinwegzukommen. Gegenüber der auf diesem Landtag wie schon früher erhobenen Forderung einer »Verstaatlichung der Rheinwasserkräfte« vertrat Sch. mit guten Gründen den Standpunkt, daß allerdings für den eigenen Bedarf des

Staates, insbesondere die Elektrisierung der Staatseisenbahnen, die nötigen Wasserkräfte vorzubehalten seien — wie er ja auch das Projekt einer staatlichen Wasserkraftanlage im Murgtal nachdrücklich befürwortete —, daß im übrigen aber der Staat das mit dem Bau und Betrieb von eigenen Wasserwerken verbundene Risiko nicht übernehmen könne, daß vielmehr der Ausbau der Wasserkräfte der Privatunternehmung zu überlassen sei, wobei durch die den Unternehmern auferlegten Konzessionsbedingungen einer zum Schaden der Allgemeinheit reichenden monopolistischen Ausbeutung der Wasserkräfte, wie es auch tatsächlich geschehe, ausreichend begegnet werden könne. Eine Reihe wichtiger, vom Ministerium des Innern eingebrachter Gesetzesvorlagen erhielt die landständische Zustimmung. Im Anschluß an die vom gleichen Landtag beschlossene Einführung der Vermögenssteuer an Stelle des Ertragssteuersystems war auch das mit dem staatlichen in enger Verbindung stehende Gemeindesteuerswesen umzugestalten; dies geschah durch die Novelle zur Gemeinde- und Städteordnung vom 19. Oktober 1906, die zugleich in die Vorschriften über die Gemeindeeinkünfte überhaupt mehr Klarheit und System und auch sonst noch, so durch Heranziehung der Frauen zur Mitwirkung im Armen-, Unterrichts- und Erziehungswesen und bei sonstigen hierzu geeigneten Gemeindeaufgaben, Verbesserungen brachte. Revidiert wurde ferner das Gesetz vom 8. Juli 1896 über die Fürsorge für Gemeinde- und Körperschaftsbeamte in der Richtung einer Erweiterung des Kreises der Versicherten und der Steigerung der Ruhegehälter. Neue Berufsorganisationen schuf das Gesetz vom 28. September 1906 über die Landwirtschaftskammer und das Gesetz vom 10. Oktober 1906 über die Rechtsverhältnisse des Sanitätspersonals. Einer körperschaftlich organisierten Vertretung ihrer Interessen, wie sie Handel, Industrie und Handwerk in den Handels- und Handwerkskammern besaßen, hatte die Landwirtschaft bisher entbehrt; ein Versuch, mit dem Landtag von 1901/2 die Landwirtschaftskammer zustande zu bringen, hatte nicht zum Ziele geführt, nunmehr aber mußte die gesetzliche Berufskörperschaft der Landwirte errichtet werden, da sie durch die Verfassungsreform von 1904 vorgesehen, nämlich zwei Mitglieder der 1. Kammer des Landtags zu wählen berufen war. Durch geschickte Kombination der direkten und indirekten (d. h. von den land- und forstwirtschaftlichen Vereinigungen und Verbänden vorzunehmenden) Wahl bei Bildung der Landwirtschaftskammer gelang es, die Schwierigkeiten zu überwinden, die im Jahre 1902 das Gesetzesprojekt hatten scheitern lassen. Hatte die Regierungsvorlage ursprünglich der Landwirtschaftskammer vorwiegend nur eine beratende und begutachtende Aufgabe zugeordnet, so war man im Landtag bestrebt, der neuen Körperschaft mehr Selbständigkeit und Fähigkeit zu eigener, schöpferischer Initiative zu verleihen, wodurch übrigens der von der Regierung selbst bisher erfolgreich geübten und auch fernerhin zu übenden Landwirtschaftspflege kein Abbruch geschehen sollte. Die Landwirtschaftskammer war denn auch in der Folge bestrebt, durch Entfaltung einer regen und vielseitigen Wirksamkeit ihr Daseinsrecht zu beweisen. Mit der ärztlichen Standesvertretung war gleichfalls schon ein früherer Landtag — der von 1903/4 — befaßt worden; der damals nur von der 1. Kammer durchberatene Gesetzentwurf kam nun zur Verabschiedung. Nach preußischem und sächsischem Vorbild wurden durch Errichtung je einer körperschaftlichen Kammer für die Ärzte, Zahnärzte, Tier-

ärzte und Apotheker gesonderte Standesvertretungen geschaffen, die neben der Wahrnehmung der Gesamtinteressen des Standes zur Mitwirkung bei der öffentlichen Gesundheitspflege berufen und Wohlfahrts- und Fürsorgeeinrichtungen für Standesangehörige und deren Hinterbliebene zu treffen befugt sind; zugleich wurde es durch Einrichtung ärztlicher Ehrengerichte und Regelung ihres Verfahrens in die Hand der Ärzte gelegt, durch selbstgeübte Disziplin das Niveau der Berufspflichten und damit das Ansehen des ärztlichen Standes hochzuhalten. Auf die ursprünglich geplante gleichzeitige Erlassung einer ärztlichen »Standesordnung« wurde zunächst verzichtet; Aufgabe der Ehrengerichte soll es sein, durch ihre Spruchpraxis die Anschauungen über die ärztliche Berufsehre zu klären und zu präzisieren und so für eine später vielleicht zu erlassende Standesordnung die Grundlage zu schaffen.

Am 8. August wurde diese anstrengende Landtagssession geschlossen, die an Sch.s Leistungsfähigkeit und Nervenkraft keine geringen Anforderungen gestellt hatte. Daß es seine letzte parlamentarische Kampagne gewesen war, dessen war er sich ungeachtet der erzielten äußeren Erfolge bewußt. Einen längeren Erholungsurlaub verwendete Sch. zu einer längst geplanten und wohl vorbereiteten Reise nach Italien, die er mit seiner Familie unternahm und die ihm reichlichen Genuß brachte. Bald nach seiner Rückkehr — im April 1907 — erbat und erhielt er die Enthebung von seinem Ministeramt mit der gleichzeitigen Ernennung zum Präsidenten der Oberrechnungskammer. Die zunehmende Schwierigkeit seiner Stellung der Volksvertretung gegenüber, die er lebhaft empfand, zählte ohne Zweifel mit zu den Beweggründen seines Rücktritts. »Sie bringen auf diesem Wege das Wild nicht zur Strecke!« hat Sch. einst den Zentrumsrednern zugerufen, die ihm das Großblockbündnis zur Last legten — möglich, daß er doch die Wirkung des von den Widersachern unablässig wiederholten Vorwurfs unterschätzt hat. Wie dem auch sei, die Anerkennung seiner Verdienste fehlte dem scheidenden Minister nicht: der Großherzog verlieh ihm die goldene Kette zum Großkreuz des Bertholdordens, Städte und Handelskammern würdigten in ehrenvollen Zuschriften seine Wirksamkeit; schon im Herbst 1906 hatte ihm die Technische Hochschule die Ehrenwürde eines Doktoringenieurs zuerkannt, eine künstlerisch ausgestattete Ehrenurkunde hatte ihm der Landesverband der badischen Gewerbe- und Handwerkervereinigungen »als Zeichen der Dankbarkeit für die dem erwerbstätigen Mittelstand zugewendete Fürsorge« gewidmet. Im Juni 1907 siedelte Sch. als Nachfolger von Joos in den stattlichen Neubau der Oberrechnungskammer über, wo er die ihm nun gegönnte Muße zu ruhiger wissenschaftlicher Arbeit und literarischem Schaffen zu benützen gedachte. Er nahm die während der Ministerjahre eingestellte Lehrtätigkeit an der Technischen Hochschule wieder auf und begann an einer 2. Auflage seines »Badischen Jagdrechts« zu arbeiten, beschäftigte sich auch mit der Vorbereitung eines umfassenden Werkes über badisches Verwaltungsrecht, das er plante und in dem er gleichsam die Summe seiner Lebensarbeit ziehen wollte. Es war ihm aber nicht mehr beschieden, diese Arbeiten zu Ende zu führen. Sch hatte sich bisher stets einer robusten Gesundheit erfreut; doch im Spätjahr 1907 traten die ersten Anzeichen einer Halsdrüsenkrankheit auf, deren Fortschritt wiederholte Operationen nicht aufzuhalten vermochten. Mannhaft und ohne Klage ertrug er seine Leiden, denen er am 2. Februar 1909 erlag. Er hinterließ außer der Gattin, die ihm eine treue

und verständnisvolle Lebensgefährtin war, zwei Töchter, deren ältere sich wenige Monate vor des Vaters Tod verheiratet hatte.

Alle ihm gewidmeten Nachrufe sprachen es aus, daß mit Sch. eine markante, bedeutende Persönlichkeit dahingegangen war; in der Anerkennung seiner glänzenden Begabung, seines umfassenden Wissens und seines unermüdlischen Fleißes waren Freunde und Gegner einig. Sch.s Wirksamkeit fällt, wie aus dieser Skizze zu entnehmen, in die vier Jahrzehnte, in denen nach Aufrichtung des Reiches die deutsche Volkswirtschaft einen mächtigen Aufschwung genommen und zugleich eine tiefgreifende Umgestaltung der sozialen Verhältnisse sich vollzogen hat. War diese Entwicklung begleitet und getragen von einer hochgesteigerten Staatstätigkeit in Gesetzgebung und Verwaltung, so hat Sch. an dieser in seinem Heimatlande Baden und über dessen Grenzen hinaus hervorragenden Anteil genommen — *pars magna fuit!* Im gesamten Bereich der inneren Verwaltung hat sein Wirken tiefgehende Spuren hinterlassen, das heute geltende badische Verwaltungsrecht ist zum guten Teile seine Schöpfung; die wichtigste innerpolitische Errungenschaft seit den Tagen Lameys und Jollys — die Verfassungsreform von 1904 — ist mit seinem Namen verknüpft. Als Politiker vertrat Sch. gleich den besten seiner Amtsvorgänger jenen maßvollen Liberalismus, der den Fortschritt durch besonnene Weiterentwicklung des historisch Gewordenen anzubahnen sucht. Er besaß dabei Unbefangenheit und Weite des Blickes genug, um den berechtigten Kern der sozialdemokratischen Bestrebungen anzuerkennen und in der Heranziehung ihrer Anhänger zur praktischen Mitarbeit die Erfüllung eines Gebots der politischen Gerechtigkeit sowohl als der Klugheit zu erblicken. Frei von Bureaucratismus wollte er ein selbsttätiges und seiner Mitverantwortung bewußtes Bürgertum, darum war er ein aufrichtiger Freund der Selbstverwaltung, und wenn er eine Neugestaltung der Lameyschen Kreisverwaltung plante, die bei den Kreisverbänden selber zunächst keinen Beifall fand, so war doch seine Absicht keineswegs auf eine Verkümmernng, sondern auf Vereinfachung eines ihm allzu kompliziert erscheinenden Organismus gerichtet. Als Redner verfügte er zwar nicht über das wuchtige Pathos, die hinreißende Kraft, die seinem Vater auf der Kanzel wie in der Volksversammlung zu Gebote stand, aber er besaß dialektische Gewandtheit und Schlagfertigkeit in der Debatte; fast überreich war die Fülle der ihm zuströmenden und mitunter etwas lehrhaft vorgetragenen Gedanken und Gesichtspunkte, während zugleich der ihm eigene Ton überlegenen Spottes und gelegentlich beißender Satire die Betroffenen reizte und so manchmal der Diskussion eine Erregtheit und Schärfe verlieh, die der sachliche Austrag der obwaltenden Meinungsverschiedenheiten an sich nicht erfordert hätte. — Auch außeramtlich nahm Sch. an der Förderung gemeinnütziger und kultureller Bestrebungen tätigen Anteil; in den achtziger Jahren leitete er die neugegründete Karlsruher Abteilung des Deutschen Kolonialvereins, er führte den Vorsitz im Ortsausschuß des evangelisch-sozialen Kongresses, als dieser 1901 in Karlsruhe tagte, er gehörte als rühriges Mitglied dem Vorstände des Vereins „Genesungsfürsorge“ an und trug auch kein Bedenken, im Volksbildungsverein mit sozialdemokratischen Führern gemeinsam zu arbeiten. In seinen religiösen Anschauungen der Überlieferung frei gegenüberstehend, folgte Sch. doch der Tradition seiner Familie, indem er sich als treues Mitglied der evangelischen Kirche bekannte; er nahm am kirchlichen Leben teil, gehörte auch in seinem

letzten Lebensjahr der evangelischen Kirchengemeindevertretung an. Die Unduldsamkeit eines engherzigen Konfessionalismus lag ihm fern; wenn er indessen die Abneigung, die das Zentrum ihm entgegenbrachte, von Herzen erwiderte, so mag dabei doch — vielleicht ihm selber unbewußt — sein starkes protestantisches Empfinden mitgesprochen haben. Seine Lebensweise war, wie sein ganzes Wesen einfach und anspruchslos; in den geliebten Schweizer und Tiroler Bergen suchte und fand er alljährlich Erholung und wußte über manch kühne Bergfahrt, die er als erprobter Hochtourist unternommen, im Karlsruher Alpenverein humorvoll zu berichten. Gutherzig, wohlwollend und hilfsbereit, vermochte er treue Freundschaft zu pflegen, indem er, selber von nachtragender Empfindlichkeit frei, bei denen, die ihm näher standen, auch seinerseits auf Verständnis seiner Eigenart rechnen durfte. So hat auch Freundeshand es hier versucht, das Lebens- und Charakterbild des Mannes zu zeichnen, dem seine Wirksamkeit ein ehrenvolles Gedächtnis in der Geschichte Badens sichert.

F. L e w a l d.

**Fenner, Paul**, ordentlicher Professor der Geodäsie an der Technischen Hochschule in Darmstadt, \* 8. Juli 1852 in Homburg v. d. H., † 23. November 1909 in Darmstadt. — Studiert 1869—73 Ingenieurwissenschaft am Polytechnikum in Karlsruhe, wirkt darauf bei dem Bau der Bergisch-Märkischen und der Moselbahn mit, wird 1880 Assistent von F. R. Helmert am Polytechnikum in Aachen und widmet sich von da ab ganz der Vermessungskunde; habilitiert sich 1889 in Aachen, wird Dozent für Markscheidekunde, erhält 1891 den Professortitel und wird 1898, nachdem er noch das neuerbaute Markscheiderinstitut in Aachen eingerichtet hat, als Nachfolger von A. M. Nell in die ordentliche Professur für Geodäsie nach Darmstadt berufen, wo er zugleich das Amt des Kommissars für die Internationale Erdmessung versieht.

Seine Tätigkeit in Darmstadt ist bemerkenswert durch die Neueinrichtung des geodätischen Unterrichts und der geodätischen Sammlung, durch seine Mitwirkung bei der Leitung der hessischen Landesvermessung und durch das von ihm begonnene Studium der Lotabweichungen in Hessen. Die Befriedigung, die ihm sein umfassendes Arbeitsfeld gewähren könnte, ist während dieser ganzen letzten Periode seines Lebens beeinträchtigt durch ein langsam zunehmendes Herzübel, dem er schließlich erliegt, und durch unheilbare schwere Erkrankung seiner Gattin; im Kampfe gegen dieses Unglück zeigt er eine seltene Willensstärke.

Wichtigste Veröffentlichungen: Beitrag zur Theorie des Rollplanimeters 1886; Strenge Ausgleichung regelmäßiger Polygonzüge nach der Methode der kleinsten Quadrate 1887; Die Fehler des Hängezeugs 1890; Theorie der optischen Linse und Linsensysteme in einfacher geometrischer Darstellung 1890; Hängezeug-Prüfungsapparat 1893; Astromonisches Nivellement durch das Großherzogtum Hessen 1906; Die Polhöhe von Darmstadt 1909.

P. G a s t (Aachen).

**Liliencron, Detlev Freiherr von**, \* am 3. Juni 1844 in Kiel, † am 22. Juli 1909 in Altrahlstedt bei Hamburg. — Die deutsche Dichtung und die deutsche Bildung überhaupt kennen seit langem den Typus des in anderer Tätigkeit,

auf friedlichem Gebiete heimisch gewordenen Offiziers. Immer noch gilt uns Goethes Lob des gebildeten Soldaten, und immer finden wir — bei Saar und bei Uhde, bei Egidy und Polenz, bei vielen andern — bestätigt, was, weiter hinausgreifend, Karl Lamprecht über diesen Typus in der Geistesgeschichte des späteren neunzehnten Jahrhunderts gesagt hat: »Ein Gemeinsames durchzieht das Wirken aller dieser Männer. Sie verlassen den Beruf mit einer strengen Erziehung zur Treue und Wahrhaftigkeit der Arbeit; sie treten in kräftigem Mannesalter unvoreingenommen, nicht allzu sehr von kulturellen Überlieferungen belastet an das Werk, zu dem sie ihre Begabung hinzieht. So schaffen sie frei, ernst und im Sinne von Urnaturen, zumeist auch in hohem Grade unbekümmert um Beifall, und alle die Vorteile, die die Entwicklung einer hohen Kultur auf kolonialem Boden auszuzeichnen pflegen, fallen ihnen zu. In dem Neuland ihrer Seele ist nicht viel wegzuräumen. Und der kräftige Boden bietet der geringsten Einsaat tausendfältige Frucht.« Auf Detlev von Liliencron an seinem Teile trifft diese Charakteristik nicht nur voll zu, sondern er erscheint geradezu als die höchste Ausbildung des hier gekennzeichneten Menschenschlages.

Er war nicht von sehr altem Adel. Erst auf dem Reichstag zu Regensburg vom Jahre 1654 erhielt sein Vorfahr Andreas Pauli, damals königlich dänischer Ministerresident in Wien, den Reichsadel, den ihm Dänemark bestätigte und dem der Kaiser 19 Jahre später die erbliche Freiherrenwürde hinzufügte. Das Geschlecht blieb in der Provinz Schleswig-Holstein ansässig und verschwägerte sich im Laufe der Jahrhunderte vielfach mit den dort einheimischen adligen Häusern. Aber schon im Anfang des 19. Jahrhunderts war das Familienvermögen, soweit es in Liegenschaften bestand, zum großen Teil in andere Hände übergegangen, soweit es Barvermögen war, stark zerrüttet, und L.s Großvater, der Freiherr Andreas Ernst Christian, heiratete nach der Trennung von seiner ersten, adligen Frau eine Leibeigene und verlor auf diese Weise für seine Kinder zweiter Ehe die ritterschaftlichen Rechte und den Anspruch auf das Familieneigentum. Da auch sein persönlicher Besitz sehr schmal geworden war, so lebte L.s Vater, Louis Ernst, in recht bescheidenen Verhältnissen; er trat nach beendetem juristischem Universitätsstudium in den dänischen Zolldienst und war bei der Geburt seines Sohnes in Kiel als Zollkontrolleur (damals im Gegensatz zum heutigen Brauch ein höheres Staatsamt) angestellt. Seine Frau, Adeline Sylvestra, war in Philadelphia als Tochter eines Deutsch-Amerikaners, des Washington nahe vertrauten Generals von Harten, geboren worden, eine wunderbar schöne Erscheinung. Von allen Kindern des Paares blieb nur Friedrich Adolf Axel Detlev am Leben. Seine Kindheit verlief in der damals sehr kleinen Universitätsstadt nach Möglichkeit zwischen Hecken und Wiesen, wenn auch die Eltern mitten in der engen Stadt wohnten. Drückend lag auf allem Leben die dänische Herrschaft. Friedrich — das war sein Rufname — besuchte die Gelehrtenschule, vorzüglich begabt für den Geschichtsunterricht, und damals von den Kameraden für einen künftigen Strategen gehalten, völlig ungeeignet für das Fach der Mathematik. Er beendete die Schule in Erfurt und trat 1863 in das Heer, und zwar in das preußische, in das Füsilierregiment Nr. 37 in Mainz. Erst im Herbst 1865 rückte er, bei der damaligen langsamen Beförderung, zum Leutnant auf und kämpfte in dieser Eigenschaft den Feldzug von 1866 mit. In der Schlacht bei Nachod führte er nach Verwundung des Hauptmanns und des Oberleutnants die Kompagnie, bei Skalitz ward er selbst

durch eine Kugel in den Unterleib getroffen, entlief jedoch dem Feldlazarett und stritt in seidenen Damenballschuhen und mit einer einfachen Füsiliersfeldmütze anstatt des Helmes bei seiner Truppe weiter. Nach dem Kriege ward er in das 81. Infanterieregiment versetzt und kam wiederum nach Mainz, das nun freilich nicht mehr der bunte Tummelplatz verschiedenster Heeresteile des alten Deutschen Bundes war. Hatte er nach der letzten polnischen Erhebung ein lehrreiches Kommando nach kleinen Nestern der preußischen Ostprovinzen gehabt — beim Vorbeimarsch vor dem alten Kaiser durch das nächtliche Berlin ließ er vorschriftswidrig den Degen grüßend sinken —, so kam er im neuen Regimentsverbande zum zweitenmal in eine weit größere Schule: er machte als Oberleutnant und Bataillonsadjutant den deutsch-französischen Krieg mit, wie ihm seine militärische Befähigung schon vorher durch ein Kommando zum Lehr-Infanterie-Bataillon nach Potsdam bescheinigt worden war. Auch in diesem Feldzug zeichnete sich L. mannhaft aus und erhielt, wie 1866 den Roten Adlerorden mit Schwertern, so jetzt das Eiserne Kreuz. Und wiederum ward er (bei Ladonchamps am 7. Oktober) verwundet, zur Ausheilung nach Deutschland zurückgeschickt, gelangte aber um die Wende des neuen Jahres wieder in die Front. Sein Ehrentag wie der des Regiments war der von St. Quentin am 19. Januar 1871. Nach der Rückkehr in die Heimat wurde das Regiment nach Frankfurt a. M. verlegt; L. sollte sich aber des neuen Standortes nur kurze Zeit erfreuen, schon im Oktober 1871 nahm er »Wunden und Schulden halber« den Abschied.

Jetzt begannen unstete Jahre. Wie er sich aus Verzweiflung über eine nicht zur gewünschten Heirat führende Leidenschaft in Schulden gestürzt hatte, trieb ihn jetzt beides um und um. Nach notdürftiger Ordnung seiner Verhältnisse trat er für kurze Zeit wieder, fern der alten Garnison, in das pommersche Infanterieregiment Nr. 54, ging dann aber in verzweifelter Stimmung, während die unbezahlten Zinsen die alte Schuld immer höher anschwellen ließen, nach Amerika, von wo er enttäuscht zurückkehrte — die gewünschte militärische Anstellung in einer der südlichen Republiken hatte er nicht gefunden. Er versuchte, sich in Hamburg zum Musiklehrer auszubilden, und kämpfte neben dem äußern einen tiefen inneren Lebenskampf, der ihn fast in die Arme der katholischen Kirche geführt hätte — wesentlich die Einrichtung der Beichte hat ihn endgültig davon zurückgeschreckt. Nun erfüllte sich sein alter Wunsch: er heiratete Helene von Bodenhausen, die ihn auch — die Ehe blieb kinderlos — in seine neue Amtstätigkeit begleitete. L. wurde 1882 nach längerer vorbereitender Tätigkeit in Eckernförde und Plön zum Hardsesvogt auf der Insel Pellworm bei Husum, Theodor Storms Heimat, ernannt und von hier im nächsten Jahr als Kirchspielsvogt nach dem Landstädtchen Kellinghusen versetzt. Die Ehe wurde 1886 geschieden, und im selben Jahre nahm L. den Abschied aus dem Staatsdienst, blieb aber in Kellinghusen wohnen, wo er in sehr traurigen Verhältnissen lebte. Er verheiratete sich wieder — mit Augusta Brandt —; auch diese Ehe ward, im wesentlichen der trüben materiellen Lage wegen, getrennt.

Aus dem kleinen schleswig-holsteinischen Städtchen flogen nun die ersten Gedichte L.s in die Welt. Schon früh hatte er Verse zu machen begonnen, sich an älteren Lyrikern zu schulen versucht, und er selbst hat diese Verse als die ersten je von ihm geschriebenen bezeichnet:



## Unser Leben.

Durch die Heide, durch den Wald  
Sind wir lustig fortgezogen.  
Doch die Lieder sind verflogen,  
Und die Hörner sind verhallt.

Als sein erstes G e d i c h t empfand er die Worte, die er nach der Rückkehr aus Amerika auf die Rückseite eines Kameradenlichtbildes schrieb:

Bisweilen ist es mir, als ob ich höre  
Krieg, Trommelwirbel und den Schrei der Hörner.  
Und schwach klingt her aus ungemessenen Fernen  
Ein siegestrunkenes Hurra zu den Sternen.

Schon während seiner Vorbereitungszeit in Plön hatte er in einem mißtrauischen gesellschaftlichen Kreise mit der ruhigen Selbstsicherheit des an sich Glaubenden von seiner Dichtung gesprochen. Jetzt blitzten bald hier, bald da, selbst in den »Fliegenden Blättern«, Verse auf, die er nun nicht mit seinem eigentlichen Rufnamen, sondern mit dem letzten seiner Taufnamen, Detlev von L., zeichnete. Literarische Verbindungen besaß er nicht, wagte in tiefster Scheu selbst dem heißgeliebten Klaus Groth sich nicht persönlich zu nähern und sandte schließlich einmal seinem nicht viel älteren Landsmann Hermann Heiberg, der damals ein in Berlin sehr einflußreicher Redakteur war, eine Anzahl gedruckter und ungedruckter Gedichte, die diesen zu einem begeisterten Zuruf, Eduard Engel zu einer warmen, in die Zukunft weisenden Besprechung im »Magazin für die Literatur des In- und Auslandes« veranlaßten. Der Verleger dieses Blattes, Wilhelm Friedrich, bei dem damals unter Carl Bleibtreus Führung die emporstürmende junge Literatur sich sammelte, trat mit L. in Verbindung, und es erschienen im Jahre 1883 die »Adjutantenritte«.

Das Buch erregte bei einer ganzen Reihe von Kennern großes Aufsehen, und sehr rasch fand die literarische Jugend heraus, daß der angehende Vierziger in bestimmtem Sinne zu ihr gehöre, wie er sich denn, je entschlossener der Kampf ward, um so schärfer zu den Jungen bekannte. Und in der Tat sind die »Adjutantenritte« nicht nur, was man von so wenigen lyrischen Sammlungen sagen darf, ein in seiner Aufstellung und Begrenzung geschlossenes Kunstwerk, sondern ein Buch von so schlagender Kraft wie kaum ein halbes Dutzend Erstlinge in der ganzen deutschen Dichtung — man wird am besten an die ersten Bände Lenaus, Freiligraths oder Heines erinnern, die dieser Band freilich alle drei überragt, ohne allerdings auch nur einen von ihnen an Wirkung auf das Publikum annähernd zu erreichen. Die Aufschrift weist auf das Soldatische des Mannes und des Werkes hin, ebenso wie der Schluß, der in gestochenen Noten das preußische Infanteriesignal zum Vorgehn bringt — aber dies Kriegerische ist, in L.s Weise zu sprechen, nur der Zellenstand, zu dem von allen Seiten Honig herzugebracht wird. Recht nach der auch später von ihm geliebten Art der Selbstverkleidung legt der Dichter all die Verse dem Gouverneur einer einsamen Insel im Ozean in den Mund, einem aus der Hauptstadt Verbannten, vom Throne Geächteten, der hier zwischen Amtsberichten und Diners »verstreute Zettel« mit Versen beschreibt. Freilich müssen wir schon an Falkenaugen und junggebliebene Säfte glauben, an den Wuchs des wuchtigen Athleten (der aber dem kleinen, straffen L. selbst nicht eignete), wenn wir dem greisen

Gouverneur diese Verse zuschreiben wollen. Denn in ihnen lebt ein trotziger Freiheitsdrang, eine heiße Liebeslust, eine jugendliche Selbständigkeit, die der Kämpfe immer noch nicht genug hat und in der Überwindung des Lebens schon nach dem nächsten Gegner ausschaut. Neu war in dem Buch vor allem die intime Beobachtung und Wiedergabe des Kleinen neben dem Großen, die Zeichnung von Ausschnitten aus dem Leben, in denen oft ein anscheinend nebensächliches Ding den unvergeßlichen letzten Ton gibt. Man muß das Wort Impressionismus brauchen und an des gleichaltrigen Friedrich Nietzsche sparsame und dabei so gehaltsschwere Lyrik erinnern, wenn man diese Verse würdigt. Da wird die Stimmung der Heide, des Moors, des Waldes immer wieder wunderbar gegeben.

Tiefeinsamkeit, es schlingt um deine Pforte  
Die Erika das rote Band.  
Von Menschen leer, was braucht es noch der Worte,  
Sei mir begrüßt, du stilles Land.

Oder es klingt, so recht aus der Stimmung, die dem Buche den Namen gab:

Auf Blut und Leichen, Schutt und Qualm,  
Auf roßzerstampften Sommerhalm  
Die Sonne schien.  
Es sank die Nacht. Die Schlacht ist aus.  
Und mancher kehrte nicht nach Haus  
Einst von Kollin.

In diesen Versen zeigt sich zugleich L.'s Kunst, ungezwungen neue Worte zu bilden, eine Fähigkeit, die ihn nie verließ, für die es in seiner Dichtung zahllose Belege gibt, und bei der doch nur ganz selten etwas wie Manier herauskommt. Die Anerkennung, die er hierfür wie für seine peinliche Reimreinheit und seine Vermeidung des Hiatus bei berufenen Sprachforschern gefunden hat, war ihm eine lebhaftere Freude. Gerade durch solche neue Wortbildung oder Wortzusammensetzung gelang es ihm schon in den »Adjutantenritten« oft, das Bild so scharf und klar zu gestalten wie nur möglich. Dabei wird in dem starken Drang zur Natürlichkeit, der L. auszeichnete, niemals der Form Gewalt angetan; dabei wird im Innenreim ein so glückliches Sinnbild gefunden wie »die Nordsee, die Mordsee«; dabei kann es dann gelingen, Lärm, Glut, Schicksal der Schlacht so einzufangen, so scharf und blitzartig wiederzugeben wie in diesen knappen Versen der Erinnerung:

Wilde Rosen überschlugen  
Tiefer Wunden rotes Blut.  
Windverwehte Klänge trugen  
Siegesmarsch und Siegesflut.

Nacht. Entsetzen überspülte  
Dorf und Dach in Lärm und Glut.  
»Wasser«, und die Hand zerwühlte  
Gras und Staub in Dursteswut.

Morgen. Gräbergraber. Gräfte.  
Manch ein letzter Atemzug.  
Weither witternd durch die Lüfte  
Braust und graust ein Geierflug.

Wie in der zweiten Strophe das Wort »Wasser« eine ganze Szene ersetzt und eine neue einleitet, das gibt den neuen Ton in L.s Lyrik; und dann die Kühnheit, mit der er das Wort »Gräbergraber« bildet, das klingt, als ob es in der Hast eines Kampftages aufgegriffen wäre, da der Adjutant nicht knapp genug die Worte für die Meldekarte finden konnte. Alles ist erlebt und nicht nur von außen erblickt, und alles ist unmittelbar mit heißer jugendlicher Empfindung erlebt und erfaßt.

Es war die Zeit um Sonnenuntergang,  
 Ich kam vom linken Flügel hergejagt!  
 Granaten heulten, heiß im Mörderdrang.  
 Hol euch die Pest, wohin ihr immer schlagt.  
 Ich flog indessen, das war nichts gewagt,  
 Unter sich kreuzendem Geschoß inmitten.  
 Rechts reden unsre Rohre ungefragt,  
 Links wollen feindliche sich das verbitten.  
 Gezänk und Anspucken, ich bin hindurchgeritten.

-----  
 Zum Sturm, zum Sturm! Die Hörner schreien! Drauf!  
 Es sprang mein Degen zischend aus dem Gatter.  
 Und rechts und links, wo nur ein Flintenlauf,  
 Ich riß ihn mit ins feindliche Geknatter.  
 Lerman, Lerman! Durch Blut, Gewehrgesnatter,  
 Durch Schutt und Qualm! Schon fliehn die Kugelspritzen.  
 Der Wolf brach ein, und matter wird und matter  
 Der Widerstand, wo seine Zähne blitzen.  
 Und Siegesband umflattert unsre Fahnen spitzen!

Dem Tonfall des Krieges aber und dem brausenden, gellenden Takte der Schlacht folgt alsbald der schwebende Hauch eines holden Friedens, der noch in der Erinnerung das Herz weich umfließt: Wieder finden sich ganz von selbst Silben zum neuen Wort zusammen: »Wiesendurcheinander«, »Waldrandschmuck«, das ist einfach abgepflückt wie die Blumen selbst, von denen keine genannt wird, und deren schlichte Farben, wie sie da nach und nach auftauchen, rot, weiß, gelb, blau, das volle Bild eines im Schreiten durch die Flur zusammengelesenen Blumenstraußes abgeben.

Nun, seit Jahren, ordnen deine Hände  
 Perlenschnur und Rosen in den Haaren.  
 Wie viel schöner, junge Frau, doch schmückten  
 Kleine Blumen dich, die einst wir pflückten,  
 Ich und du.

Die außerordentliche Feinheit dieser zweiten Strophe des Gedichts »Blümekens« beruht in drei Dingen: erstens in ihrer viel knappern Fassung; sie, die den Nachhall gibt, ist halb so lang wie die erste; zweitens wird in ihr nur eine Blume, die im Garten gewachsene Rose, genannt und mit einer Perlenschnur verflochten, und endlich ist neu in dem sonst reimlosen Gedicht der Reim der beiden vorletzten Zeilen, auf den dann das mit feinem Taktgefühl ganz unkavaliermäßig zusammengestellte »Ich und du« verhauchend folgt.

L. kannte — auch das verraten die »Adjutantenritte« — Platen, Bürger, Strachwitz, den damals noch so wenige kannten, Uhland, Fontane. Er empfand

aus jedem heraus, ob er die echte Fahne der Ballade schwinde oder nicht; aber was er im Grunde wirklich kannte, das war die Schlacht, seine holsteinische Heide, Knick und Moor, der Sonnenbrand des Marsches, Liebesgestammel in einer weichen Sommernacht. Hier bei L. kam die Poesie der deutschen Schlachten ohne jede Schönfärberei erst voll heraus. Denn er hatte ganz selbständig, wie er im Grunde immer war, in jenen Stunden Blut und Tod gefühlt, wie er nach dem von ihm tief geliebten Theodor Storm selbständig noch einmal sein schleswig-holsteinisches »Länneken« umfing und empfing. Er sah aber nicht nur mehr als Storm, wenn er jedes Kleinste beobachtete und festhielt, sondern er sah auch anders als Storm, lebhafter, in größerer Bewegung.

Die »Adjutantenritte« brachten keinen materiellen Erfolg, brachten einen Kreis von Verehrern, aber auch manchen Gegner, der freilich weniger diesen Dichter als die Schlachtreihe, mit der er vorwärts drang, befandete. Und so waren die nächsten Kellinghusener Jahre denn erfüllt von dem doppelten Kampf um die äußeren Lebensbedingungen und um die Geltung in der Literatur. Die immer sprungbereite Phantasie stellte dem Dichter gar zu leicht ein ganzes Speerfeld von Feinden vors Auge, wo vielleicht nur ein recht unberufener Auch-Kritiker sein verständnisloses Geschreibsel zufällig in irgendeinem großen Blatte hatte ablagern dürfen — aber der Kampf um die Anerkennung war wirklich schwer. Denn neu war diese Kunst, und es verschlug beim Publikum einstweilen wenig, daß Künstler vom Range Storms und Groths den jüngeren Landsmann aufs wärmste willkommen hießen, daß ein Tondichter wie Johannes Brahms eine Reihe von L.s Gedichten vertonte, die dem gebürtigen Niedersachsen besonders ins Herz sprachen. Die Einsamkeit, die L. umgab, war nahezu grenzenlos, denn die ihm trotz aller Schulden anhänglichen Mitbürger in dem kleinen Nest boten ihm keine Resonanz, und der Verkehr mit Gleichgestimmten, die ihn verstanden, war nur schriftlich; zu Reisen besaß der Dichter keine Mittel, nach Kellinghusen verirrte sich kaum jemand, und eine Zusammenkunft mit seinem Verleger und Hermann Heiberg in Hamburg etwa war ein Ereignis, von dem L. monatelang zehrte.

Immer aber war er in dieser Zeit schaffenskräftig und arbeitsfroh, obwohl zu allem andern ein schweres ischiatisches Leiden ihn über ein Jahr lang quälte und zu einer gefährlichen Operation zwang. Die Durchsicht der Kriegstagebücher führte zu den ersten Kriegsnovellen, die endlosen einsamen Spaziergänge in Heide und Moor durch die knickumsäumten Redder gaben die Stoffe zu den ersten Prosaskizzen aus der Heimat, die gelegentliche Lektüre von Chroniken und die bewundernswerte geschichtliche Kenntnis zogen den, dem seine Bücherei längst gepfändet war, in die Gestaltung historischer Stoffe. So kam das erste Prosabuch »Eine Sommerschlacht« zustande, 1887 erschienen und noch in recht saloppem Deutsch verfaßt, das sich für die Prosa erst später an Gustav Wustmanns jubelnd begrüßten »Sprachdummheiten« schulte. Die letzte Novelle hat dem Bande die Aufschrift gegeben, sie beginnt mit dem Feldzug von 1866, gibt alle Stimmungen eines jungen Offiziers und mit naturalistischer Kraft die Eindrücke der ersten Schlacht bis zum schweren, traumlosen Schlaf. Die andern Geschichten des Bandes führen nach Schleswig-Holstein und zumal auf die Nordseeseite der Halbinsel, auf Hühnerjagd, Seehundsjagd, Austernfischerjagd, auch in einer sehr scharf gerissenen Skizze in ein Dasein aus der Hamburger Gesellschaft. Und doch war diese Prosadichtung, zu der L. halb

wie im Zufall gekommen war, und die er erst später mit künstlerischem Bewußtsein fortsetzte, ihm nicht so ans Herz gewachsen wie seine Dramen, von denen die Trauerspiele »Knuth der Herr«, »Die Rantzau und die Pogwisch«, »Der Trifels und Palermo« rasch nacheinander von 1885 bis 1887 erschienen sind — das dramatische Genrebild »Arbeit adelt« (1887) hat der Dichter später in Erkenntnis seiner Wertlosigkeit nicht wieder drucken lassen. Es gefiel ihm wohl zunächst, weil es eine, freilich recht oberflächliche Erinnerung an seine amerikanischen Leidenstage enthielt.

Es war nur zu natürlich, daß auch die äußere Wirkung des Theaters, die so viele Begabungen anzieht, bei L.s immer wiederholtem Anlauf zum Drama mitsprach — besonders die Erfolge Wildenbruchs, in dem er trotz allem, was ihn störte, eine gewisse verwandte Kraft empfand, reizten ihn. Er glaubte sich berufen, wie jener eine gewisse rauschhafte Stimmung durch seine Bühnendichtungen zu erzeugen, was aber hinter dem grellen Lampenlicht selbst dann mißlang, als ihm in späteren Jahren der große Name nun doch einzelne Bühnen erobert hatte — in jenen Anfängerjahren kamen nur »Knuth der Herr« und »Arbeit adelt« ohne jeden Erfolg hier und da auf die Bühne, während der Dichter selbst nicht die Mittel hatte, auch nur auf die bescheidenste Weise zu den Auführungen hinzureisen. Gewiß werden uns diese Tragödien, zu denen sich schon damals die erst 1888 erschienenen »Merowinger« und die erst 1905 herausgekommene »Pocahuntas« gesellten, immer wertvoll sein als Lebensäußerungen ihres Dichters — aber dramatisches Leben enthält von ihnen allen im Grunde nur eine: »Die Merowinger«.

Ob dir das herbe Trauerspiel gefällt,  
So frag ich zögernd mich — denn dir erscheint  
Ein achtzigjährig Weib darin als Held.

Ein achtzigjährig Weib, das lacht und weint  
Wie jedes andre Menschenkind, doch gräßlich  
In Ehrgeiz alles, Lust und Leid, versteint.

In diesen Anfangsversen eines dichterischen Vorwortes an eine L. einst wohlgeneigte Herzogin liegen Kern und Stern des Dramas umschlossen; diese Brunhilde, die Großmutter König Teuderichs von Burgund, recht eine Gestalt des siebenten Jahrhunderts, lebt ganz und gar in den von diesen Versen so knapp umschlossenen Charakterzügen, einheitlich, mit jener dramatischen Schlagkraft, die sonst innerhalb der Dramen L.s immer wieder durch die allzu abgekürzte Schlagkraft der Ballade ersetzt wird. Brunhildes Persönlichkeit könnte und müßte jede große Tragödin reizen, während etwa der wie ein Schlachtvieh, ohne innere Vorbereitung blitzartig hingestreckte Knuth als dramatischer Held so wenig wie als theatralische Gestalt warm werden und erwärmen kann.

Auch in den Romanhelden, die L. in diesen Jahren beschäftigten, leben solche Plötzlichkeiten, aber hier gelingt es ihm durch intime Darstellung, die freilich nicht geradlinig verläuft, durch lyrische Stimmungen vorzubereiten und eine gewisse, im Anfang freilich nur eine begrenzte, künstlerische Einheit herzustellen. Breide Hummelsbüttel in der gleichnamigen Dichtung (1887) erscheint in manchen Zügen, insbesondere auch in der Widerstandsunfähigkeit

gegen manchen ans Herz greifenden äußern Eindruck, ja in den »halb im Schlaf, halb im Leben stehenden Augen« wie ein halbes Selbstbildnis. Hier erzieht sich ein Mensch, den Leichtsinn und Leidenschaft am losen Bündel geführt haben, in eiserner Selbstbeschränkung, ein Aristokrat auf plebejischem Posten, zur Einkehr, zur Umkehr, bei der er schließlich für ein fremdes das eigne Leben läßt. Und im »Mäcen« (1889), dem wiederum eine Reihe von Friedens- und Kriegsnovellen beigegeben war, lebt ein Eigenbild anderer Art: da schreibt sich L. vom Herzen, was er wohl sein könnte, wenn — ja, wenn er eben nicht der unglückselige Dichter Max Semmelbrott wäre, der von den Kritiken über ihn, so glänzend einzelne sind, nicht leben kann. Der »Mäcen« aber, der Schloßherr auf Haus Gadendorp, ist ein herzensgütiger Freund der Bedrängten und vor allem auch der bedrängten Dichter, von denen er die jüngsten, die das Publikum noch verkennt, alljährlich in seinem Schlosse sammelt. Lieber freilich noch ist er einsam und hält dann Dichtertage ab, und zwar — da haben wir alles, was L. damals liebte, zusammen — einen Keller-Tag, einen Meyer-Tag, einen Platen-Tag, einen Lenau-Tag, einen Uhland-Tag, oder Tage, an denen Storm und Schönaich-Carolath vorgenommen wird, Tage, die ganz der »jüngsten Literatur« gehören, Hille, Conradi, Conrad, Henckell und anderen. Da werden in der Einsamkeit des Herrensitzes, die in Wirklichkeit nur die einer einzigen getünchten Stube war, feine Parallelen zwischen Byron und Tennyson gezogen, alte, wüste Bilder aus New York tauchen auf, und der Grundtext des Mannes, der Deutschland trotz der Gleichgültigkeit gegen seine Dichter aufs tiefste liebte, ist immer wieder »glücklich machen, glücklich machen; Menschen erlösen aus ihren steinernen und versteinerten Mitmenschen«.

L. selbst kam die Erlösung aus dem Zwang engster Verhältnisse noch nicht so rasch. Wie ein voller Atemzug neuer Luft war es ihm, als er im Jahre 1890, wesentlich durch Vermittlung von Ferdinand Avenarius, dessen gelegentlicher Mitarbeiter am »Kunstwart« er geworden war, für kurze Zeit nach München übersiedeln konnte. Die Reise, die ihn auch für ganz kurze Zeit über die Alpen führte, der Aufenthalt in ganz neuen Verhältnissen, die überraschende Anerkennung, die er bei manchem ihm persönlich ganz Unbekannten fand, die wachsende Geneigtheit großer Zeitschriften, seine Arbeiten aufzunehmen, vor allem der Verkehr mit Dichtern und Künstlern, älteren wie Wilhelm Jensen und Martin Greif, jüngeren wie Michael Georg Conrad, Otto Julius Bierbaum, Fritz von Uhde, Georg Schaumberg, Julius Schaumberger — das alles wirkte wohlthätig auf L. ein, er kam wieder einmal in ein gutes Theater, er konnte jemandem sein Herz ausschütten, er empfand das ungebundenere Leben der Großstadt und kehrte sehr schweren Herzens nach zweimaligem Aufenthalt in den Norden zurück, wo ihm inzwischen der Rechtsanwalt Timm Kröger, als Dichter damals noch ein unbeschriebenes Blatt, ein treuer Helfer geworden war. L. vermochte nun doch, sich aus den Kellinghusener Verhältnissen loszureißen, wenn auch die beiden zuletzt erschienenen Bände seiner Dichtungen ihm keinen goldenen Ertrag gebracht hatten. »Gedichte« waren 1889, »Der Heidegänger und andere Gedichte« 1890 herausgekommen, jenes Buch weitaus reifer als dieses, nahezu ohne irgendeinen Ausfall an Schwere und Gehalt, in vielem ein weiter Schritt über die »Adjutantenritte« hinaus. Noch einmal tauchen hier dichterisch geschlossen die Bilder der Kriegszeit und des Soldatenlebens auf, aber ihnen gesellen sich L.s schönste Liebesgedichte, Worte und

Verse von holdstem Reiz. Da wird der Wellenrhythmus des Meeres eingefangen, wenn der Dichter mit der Pinasse sein Mädchen hinausführt:

Mädchen, reich mir deine Hände,  
Spring ins Boot, nicht zu behende.  
Lös das Tau vom Bohlenring.  
Über kleine Wellenhügel  
Tanzen unsre Segelflügel  
Wie der weiße Schmetterling.  
Bläst Nordost uns frisch hinaus,  
Weht Südwest uns sanft nach Haus.

Lustig Liebesabenteuer,  
Wir alleine nur am Steuer,  
Weite Wassereinsamkeit,  
Letztes Ufer im Verblässen,  
Hoch am Maste der Pinassen  
Wimpelt die Verschwiegenheit.  
Bläst Nordost uns frisch hinaus,  
Weht Südwest uns sanft nach Haus.

L. war tief musikalisch, und zu seinen größten Schmerzen in Kellinghusen gehörte der Mangel eines Flügels. Die alte klassische Musik von Händel bis zu Beethoven war ihm ein Lebenswert, ebenso wie alles, was seine fünf Liederkönige, Schubert, Schumann, Franz, Löwe und Brahms, geschaffen hatten; in München hatte er dann noch Hugo Wolf lieben gelernt. Wie stark in ihm selbst dies Element der Tongebung war, lehrt in den »Gedichten« die taktmäßige Verschlingung des Walzers in den Versen:

Schleifende Schleppen und schurrende Schuhe,  
Wie sie auf spiegelnder Glätte sich drehn,  
Flatternder Schnurrbart und fliegende Schöße,  
Wie sie vorüber den Ballmüttern wehn.  
Unter kristallinen Kronen und Kerzen  
Schlagen die Schläfen und hämmern die Herzen,  
Schimmert der Nacken Geleucht im Gewirre,  
Funkelt der Steine Geflacker, Gefirre.  
Hinter den Tanzenden her wie die Häscher,  
Leicht wie die Falter, die Rosentaunäscher,  
Folgen verkappt Amoretten dem Flor,  
Hörner und Harfen und Flöten und Geigen  
Fachen die Flammen im lodernden Reigen  
Höher empor.

Man muß dies Gedicht, wie so viele L.sche, laut lesen, um den vollen rhythmischen Reiz zu empfinden, gegen den dann das Idyll des Frühlingmorgens um so feiner absticht:

Wir wandern durch die stumme Nacht,  
Der Tamtam ist verklungen,  
Du schmiegst an meine Brust dich an,  
Ich halte dich umschlungen.

Und wo die dunklen Ypern stehn,  
 Ernst wie ein schwarz Gerüste,  
 Da fand ich deinen kleinen Mund,  
 Die rote Perlenküste.

Und langsam sind wir weiter dann,  
 Weiß ich wohin, gegangen.  
 Ein hellblau Band im Morgen hing,  
 Der Tag hat angefangen.

Um Ostern war's, der Frühling will  
 Den letzten Frost entthronen.  
 Du pflücktest einen Kranz für mich  
 Von ersten Anemonen.

Den legtest du mir um die Stirn,  
 Die Sonne kam gezogen  
 Und hat dir blendend um dein Haupt  
 Ein Diadem gebogen.

Du lehntest dich auf meinen Arm,  
 Wir träumten ohn Ermessen. —  
 Die Menschen all im Lärm der Welt,  
 Die hatten wir vergessen.

Die Ehrfurcht, die in diesen Versen des damals viel berufenen Naturalisten steckt, äußert sich in demselben Bande gegenüber allen den Künstlern, die sein Herz verehrte — auch er wäre wohl Kleist nach dem wild hingegossenen Liebesgedicht dieser Sammlung »auf den Knien seines Herzens« genaht wie Kleist einst Goethe. In prachtvoll gehaltenen Versen werden Storm und Meyer, in leicht abgewandeltem humoristischem Rhythmus wird Goethe, den die Deutschen nach L.s Ansicht nicht mögen, hingestellt, epigrammatisch Mörike der Zoll der Dankbarkeit gebracht und Keller und Böcklin, den L. einst beinahe einen Lyriker genannt hätte, gehuldigt. Dieselbe schier unbegrenzte Fähigkeit des Mitfühlens mit der Not des Gehetzten und zumal des gehetzten Künstlers, wie in dem Kleistgedicht, lebt in freien Rhythmen, in denen L. sein Herz aufuft für Qualen des Nebenmenschen, die nur zu oft seine eignen waren.

Du, den ich nicht kenne,  
 Von dem ich weiß, daß du ein Dichter,  
 Daß deine Schmerzen schlimmer,  
 Deine Freuden größer sind  
 Als dein Nachbar sie fühlt, sie ahnt.  
 Wenn ich dich wüßte!  
 Zur Tat ja würde dein leidenschaftliches Ringen,  
 Lägst du nicht wie der Hund an der Kette,  
 Kämpftest du nicht um das Stück Brot täglich, stündlich.  
 Das hat dich matt und elend gemacht,  
 Das hat dich in den Staub geschleift.  
 Du, den ich nicht kenne,  
 Wenn ich dich wüßte!  
 Komm an mein Herz, Sorge nicht mehr!



Fast wie eine leise Ermüdung wirkt nach dieser Gabe der rasch gefolgte »Heidegänger« mit seiner Überfracht von Polemik, aus der dann freilich ergreifend das Gedicht »An einen meines Namens nach meinem Tode« emporblickt.

L. lebte nun in dem damals noch fast dörflichen Ottensen bei Altona und ließ von hier aus dem Bande »Unter flatternden Fahnen« (1888) einen zweiten »Krieg und Frieden« (1890) folgen — lauter Erzählungen, von denen, bei steigender Reife und Fülle des Prosaausdrucks, nach Stoff, Gehalt und Anlage dasselbe gilt wie von den ersten Bänden. Er ward nun ein guter Chronikenleser, und besonders die Geschichte der Dithmarschen, jenes tapfern republikanischen Bauernvolkes, dem Hebbel und Groth entstammten, hat ihn, wie die meisten Dichter Schleswig-Holsteins, ernstlich beschäftigt. Die Kriegsnovelle vollends bildete er, ohne etwa dabei diesen literarischen Ehrgeiz zu haben, zu einer ganz neuen Dichtungsart aus. Seine scharfe, in aller Größe des Augenblicks der Schlacht der Gegenständlichkeit im Kleinen nie entbehrende Ausdrucksweise ist in unserer neueren Erzählung vielfach wirksam geworden.

Seine literarischen Verbindungen rissen nun nicht mehr ab. Insbesondere mit den Hamburger Dichtern Otto Ernst und Jakob Loewenberg, dann mit Gustav Falke, der in vielem damals geradezu sein Schüler war, lebte er in nahem Verkehr, zuerst von Ottensen, später von seiner kleinen Wohnung auf der Altonaer Palmaille aus, wo ihn die Dichterin Elise Rehbarg beherbergte. Auch mit Richard Dehmel kam er nun in Beziehungen, die sich im Laufe der Jahre zu einer Lebensfreundschaft vertieften, deren äußeres Zeichen vor allem die Widmung des kunterbunten Epos »Poggfred« war, an dem L. schon lange in der Stille arbeitete. Aus den Berliner Kreisen, denen Dehmel nahe stand, wurde in den neunziger Jahren auch eine Sammlung für den Dichter eingeleitet, geschützt von den besten Namen deutscher Kunst, nicht ohne Erfolg, aber doch nicht mit so durchschlagendem, wie ihn seine immer noch zerrütteten Vermögensverhältnisse erfordert hätten. An der Gründung der Literarischen Gesellschaft in Hamburg durch Ernst, Löwenberg und andere nahm L. tätigen Anteil; die militärischen Beziehungen des inzwischen als Hauptmann Charakterisierten waren nur ganz geringe, um so mehr, da Hamburg eigentlich ein militärisches Leben kaum aufzuweisen hat. Eine Aufführung von »Der Trifels und Palermo«, einem Hohenstaufen-Drama, brachte so wenig Erfolg wie frühere, und die »Neuen Gedichte«, die 1893 erschienen, riefen manche Beurteilung hervor, die dem Dichter die Galle ins Blut trieb. Sie sind freilich der am wenigsten frische unter den ersten vier Bänden. Perlen, wie »Schöne Junitage« (Flußüberwärts singt eine Nachtigall) fehlen nicht, aber man meint dem Buch ein wenig Müdigkeit nach vielen Kämpfen abzumerken, ein Gefühl, das man dem kunterbunten Epos »Poggfred« gegenüber nicht hat, das nun, 1896, bei L.s neuen Verlegern, Schuster und Löffler in Berlin, zuerst in zwölf Kantussen hervortrat. Ein außerordentliches Buch in jedem Betracht. Als hätte sein Schöpfer sich aufgespart und gesammelt seit den »Gedichten«, so flutet hier eine Ausdruckfülle, der schlechthin nichts verschlossen ist, einher.

Was tu ich nun hinein in die Behälter?  
Erinnerung? Traum? Erlebnis? Phantasie? —

das alles lebt in der Tat in diesen Versen, die bald auf den Spuren von Byrons »Don Juan«, der bei dem Gedicht Pate gestanden hat, bald in Dantischen Ter-

zinen, immer im feinsten Gleichmaß und doch immer ganz lebendig einhergehn. Liebesabenteuer aus Holstein, Erinnerungen aus dem Kriege, Balladenstoffe einer über alle Fernen schweifenden Phantasie und die merkwürdige balladenhafte Einstellung geschichtlicher Helden wechseln miteinander ab. Manchmal wird Eindruck an Eindruck gereiht, wie im Kaleidoskop nach dem Schütteln rasch ein anderes Bild entsteht, manchmal, so in dem streng geschlossenen zwölften Gesang, wird ein Bild mit den feinsten Farben ausgemalt (In meinem Lohholz lag er, an der Eiche). Auch wer bisher etwa in der Fülle dieser sich rasch überall zu Hause findenden Phantasie die Größe vermißt hatte, mußte sie hier zugestehen, wenn der Dichter auf der Hufenhatz nach seinem geraubten Kind fern in Felsenschlülften sich wiederfindet:

Wie still ist's hier in diesen finstern Klüften!  
Hoch muß ich sein, vielleicht in Gottes Sphären,  
Von unten tief dringt Grabgesang aus Gräften.

Und über mir schwebt über Land und Meeren  
Ein Riesenvogel; dessen Flügel reichen  
Von Pol zu Pol, gekrümmt wie Krebsesscheren.

Doch seiner Kraft und seines Schmuckes Zeichen  
Sind an den Enden festgekeilt im Eise,  
Er kann die Sonnenbahnen nicht erreichen.

Und darum sucht er gierig seine Speise  
In unsern volkbesetzten Erdentalen  
Und weidet Menschen, Kinder bis zum Greise.

Er nagt im Wolkendunstkreis unsrer Qualen,  
Die unaufhörlich aus den Gründen grausen,  
Aus tränenüberströmten Opferschalen.

Es schwillt herauf zu mir ein dumpfes Sausen  
Und Stampfen, wie von hunderten Geschwadern,  
Die rasend durch den Morgennebel brausen.

Mit Recht hat Franz Oppenheimer in seiner damals (1898) erschienenen, sehr verdienstlichen ästhetischen Studie gerade auf diesen Zug des Dichters hingewiesen, den auch wohlwollende Beurteiler zu seinem Ärger damals schon am liebsten mit den Beiworten flott, schneidig, ja, junkerlich begnadeten — wenn auch die Konsequenzen aus diesem Charakterzug heute, da L.s ganzes Lebenswerk vorliegt, wohl etwas anders gezogen werden müssen, als Oppenheimer es tut. Und hart hinter so überwältigenden, nur von den Größten je erreichten Verdichtungen höchster seelischer Steigerungen stehn dann feierlich schöne Verse von der Weihnacht auf dem einsamen Poggfred-Schloß, das fern den andern Schlössern seines Herrn und fern der Stadt zwischen Wiesen, zwischen Hecken verborgen daliegt, und in dem nun dieselbe Traumverschwendung waltet wie auf Haus Gadendorp im »Mäcen«, recht als die metaphysische Genugtuung für die reale Enge des Dichterlebens des »Narren in Germania«.

L. schloß nun eine dritte Ehe, er fand endlich in der Verbindung mit Anna Micheel ein dauerhaftes Glück, das zwei Kinder, die Tochter Abel und der

Sohn Wulff, befestigten. Jahrelang zwar konnte das Ehepaar keinen gemeinsamen Hausstand führen, bis die Güte einiger Freunde, vor allem der Frau Elisabeth Förster-Nietzsche, es L. ermöglichte, sich in Altrahlstedt, einem Dorfe bei Hamburg an der Lübecker Bahn, eine bescheidene Häuslichkeit zu schaffen. Hier lebte er recht nach seinen Wünschen, einsam auf Stunden hinaus und doch so nahe der großen Stadt, daß er ihr Puffergeräusch durch die stille Abendluft zu sich herüber dringen hörte, in einem reichlich nüchternen Vorort mit spärlichem Gehölz, aber manchem alten Bauernhaus bei der hübschen alten Kirche. Und hier erst drang zu L. denn auch der Ruhm, der ihm freilich zunächst auf eine kaum erwartete Weise zuteil ward, und zwar wesentlich durch Ernst von Wolzogens Buntes Theater, das sogenannte Überbrettl. Von dieser kleinen Bühne her wurden eine Anzahl von Liedern und Gedichten L.s wirklich volkstümlich, vor allem das leichte »Die Musik kommt« in der Vertonung von Oscar Straus. Unerquicklich war es freilich für den Dichter, daß er sich aus Erwerbsgründen bereit finden mußte, selbst die sogenannte Leitung eines solchen Theaters zu übernehmen; auch in diesen ihn drückenden Verhältnissen blieb er so aufrecht und untadelig wie immer und überwand mit seinem guten Humor auch manche Anfechtung. Im übrigen fand die Bewegung ja nur zu rasch ihr Ende, und der herannahende sechzigste Geburtstag brachte dann endlich auch die Befreiung von mancher lastenden Sorge, vor allem durch den immer wachsenden Ertrag der L.schen Bücher und durch ein Jahresgehalt seines Kriegsherrn, des Deutschen Kaisers.

Kurz vor dem sechzigsten Geburtstag erschien der Gedichtband »Bunte Beute« — von dem viel früher geschriebenen, erst 1900 erschienenen Roman »Mit dem linken Ellbogen« ist wenig auszusagen — »Bunte Beute« aber war eine ganz reife Sammlung, erlesen durch und durch, und wieder einmal ein in seiner Vielseitigkeit zusammenfassendes Bekenntnis L.scher Lyrik. Neben ein paar Liebesgedichten, die denen seiner jüngeren Jahre an Fülle und Grazie nicht nachstehen, enthält der Band einige der zartesten Darstellungen, die L. je geschaffen hat, Sizilianen (eine Form, die er überhaupt liebte) von feinsten Vollendung und innerem Klang bei äußerer Glätte, Naturschilderungen von reinster Abschattierung, die zumal in dem Gedicht »Die Zwillingsgeschwister« durch ihre Nuancierung auffallen.

Sinkende Dämmerung, der Tag geht zu Ende,  
 Abendrot, nur noch ein blaßgelbes Band.  
 Still wie im Schlafe verschlungene Hände,  
 Still wie die Wurzel im tieftiefen Land.

— — — — —  
 Sylphenumjubelte ferne Fontäne,  
 Rosenversunkene, klanglose Nacht;  
 Auf den Granatbaum, auf Quellen und Schwäne  
 Tüpfelt der Mond seine täuschende Pracht.

Und ähnlich mit einer an Mörrike gemahnenden Zartheit die »Aussicht vom Schlosse« in einer Sommernacht.

Wieder geht er wie in früheren Bänden, zumal in den »Gedichten«, auch hier in scheinbar zwanglosen Rhythmen einher, insbesondere, wenn er durch die abendlichen und morgendlichen Einsamkeiten um das neue Heimatdorf wandelt.

Und er vollendete nun seine Ballade zum Ausdruck der Gegenwart, die er, immer noch nicht müde, immer noch getreu dem Wort: »*Lex mihi Mars*« begierig einsog. In der Ballade vom Blitzzug erreichte diese Kunst ihren Höhepunkt in der Hinnmalung des wiegenden Geräusches des im Fortgerissenwerden schwankenden Rhythmus dieses für unsere Zeit so bezeichnenden Fahrzeuges, in der Wiedergebung des jähen Einbruchs, den der Tod mitten in dies rollende Leben hinein verübt.

Zeit zur Sammlung war auch in der Stille von Altrahlstedt nicht immer vorhanden. Unzählige Besuche, die nicht immer abgewiesen werden konnten, auch wenn sie nur die Neugier hingeführt hatte, eine beängstigende Fülle von Zuschriften, deren Beantwortung eine Arbeit für sich war, beeinträchtigten die nach L.s eigenem Gefühl manchmal fast schon philiströs gesuchte Einsamkeit. Große Vorleserfahrten, bis in das Schloß der Königin von Rumänien und in die deutschen Siedelungen Siebenbürgens, unterbrachen oft und oft die Altrahlstedter Tage. Und mit herzlichem Klang unterbrach sie die Feier des sechzigsten Geburtstages, vor der den Dichter ein leises Bangen beschlichen hatte. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend ward das Haus nicht leer, und von allen Seiten, amtlichen und privaten, strömten Glückwünsche herzu. Es war ein hübsches Bild, den Dichter an dem klaren Junitage immer wieder inmitten so ganz verschiedener Besucher, zumal auch der Gespielen seiner Kinder, zu sehen, straff und aufrecht bis zuletzt, da der engere Kreis Hamburger Freunde sich um ihn scharte. Es war ein einziges Fest, ein Fest mit einer Teilnahme ohnegleichen, es erwies, daß L. eine Verehrung und Liebe genoß, wie kaum je ein deutscher Dichter dieses Alters und dieser Art vor ihm.

In den folgenden fünf Jahren schloß L. ab — in jedem Sinne. Immer seltener kam er nach Hamburg hinüber, immer kleiner ward trotz wachsenden Ansprüchen an Namen und Beteiligung des Berühmten der Kreis seines Umgangs, und das kleine Mittagessen, das er an je dem ersten Sonntag im Januar zwei nahbefreundeten Ehepaaren — zuerst dem Rezitator Adolph Tormin, mir und unseren Frauen, dann Gustav Falke und uns — gab, war ein Ereignis für das stille Haus. L. freute sich des Gedeihens seiner von der vortrefflichen Gattin gehegten Kinder und fand nun die Zeit, den Roman, mit dem er sich seit vielen Jahren trug, über den er oft gesprochen hatte, endlich zu vollenden. 1908 erschien als letzter Band der inzwischen von dem Verleger Richard Schuster, dem Inhaber des Hauses Schuster und Löffler, veranstalteten Gesamtausgabe seiner Werke der biographische Roman »Leben und Lüge«. Der Anklang an Goethes Werk ist bewußt — jedes solche Buch ist ja am Ende Dichtung und Wahrheit oder, schärfer und moderner gesprochen, Leben und Lüge. In leichter Einkleidung rollt ein gutes Teil von L.s eigenem Leben hier vorüber, von der Leutnantszeit in der Bundesfestung Mainz, von den Kriegen, die er durchgekämpft hatte, bis zu den späten Jahren in Schleswig-Holstein. Hier freilich ward wieder alles auf die nun zum drittenmal herausgemeißelte Gestalt des reichen, überreichen Schloßherrn gehäuft, was L. selbst in Tat und Traum bewegt und bezwungen hatte. Und jenes über die Sinnenwelt hinausgreifende, nach den Sternen langende Bedürfnis, das ihm in »Poggfred« die Feder geführt hatte, rang ihm nun den wundervollen Ausklang ab, mit dem das Leben dieses Grafen Kai von Vorbrüggen abschließt. Da sitzt er mit seinen beiden ältesten Freunden bei dem nach seinem eigenen Bewußtsein letzten Grog, und die

Mischung dieses Seemannsgetränks wird mit der ganzen selbstverständlichen Sicherheit L.s eingeflochten in ein Gespräch, das alles Leben und die Dinge über dem Leben, über unserm Erdenleben umfaßt. Die drei sollen sich nach seinem Willen ihr letztes Bekenntnis gegenseitig ausschütten, sich sagen, »was wir vom Leben und vom Tode denken«. Und Kai beginnt, da das Loos für ihn entscheidet:

»Ich habe Gott gesucht, so lange ich klar und vernünftig denken kann. Ich fand ihn nie, ich finde ihn nicht. Das Dornengestrüpp der ewigen Widersprüche unseres irdischen Daseins hat bei mir von jeher auch den geringsten Keim der Hoffnung auf ein himmlisches Jenseits erstickt. An die Unsterblichkeit der Seele glaube ich nicht.« Aber diesem an Vischers harte Verneinung erinnernden Bekenntnis folgt am Schluß ein anderes: »Und doch, Ihr Freunde, irgend etwas ist in mir, ist in uns allen: die unverwüstliche Gewißheit: wir haben eine Erinnerung an eine andere, eine frühere Welt. An eine Welt, wo wir selig gewesen sind, an die uns irgend etwas in uns, wenn auch nur in seltenen Minuten, mahnt. Ist es nicht, als wenn wir fühlten, daß uns ein Stern, den wir verlassen mußten, zurückruft? Daß es uns zuweilen ist, als wenn wir uns von den Geschöpfen dieses Sterns unsichtbar umgeben fühlten? Als wenn sie uns zuflüsterten: Komm, komm zurück zu uns, wir führen dich hinauf. —« Geheimnisvoll geht Kai dann bald nach diesem Gespräch in die Ewigkeit, mit ausgebreiteten Armen wandert er über das verschneite Gefilde, dem Aldebaran, seinem Stern, der über seiner Werdestunde stand, entgegen.

Und dieser Glaube an eine Verschwisterung mit dem Jenseits klingt deutlich auch durch das in den letzten Jahren abgeschlossene Poggfred-Werk, das auch 1908 endgültig in neunundzwanzig Kantussen erschien, überall durchgeföhlt, wie denn L. ein unermüdlicher Feiler war, oft jahrelang nach dem rechten Wort suchte, und vermehrt um eine Fülle von Bildern, insbesondere auch um eine tief empfundene, ergreifende Huldigung an Schiller, zu dem sich L., den der Pseudoidealismus früherer Zeitgenossen geblendet hatte, nun zurückfand.

Ich weiß nicht, ob es nur jetzt in meiner Erinnerung so aussieht, aber es liegt für mich eine leise Wehmut über dem fünfundsechzigsten Geburtstage, dem letzten, den der Dichter feierte, und bei dem ein ganz kleiner Kreis von Freunden nur mit ihm und seiner Familie vereint war. Die philosophische Fakultät der Universität Kiel überraschte ihn an diesem Tage mit dem Ehrenbrief ihrer philosophischen Doktorwürde und gab in dem Wortlaut der *Laudatio* mit feinstem Verständnis zu erkennen, was die Universität seiner Vaterstadt an dem in Krieg und Frieden Verdienten, an dem Lyriker, Novellisten und Einsiedler von Poggfred zu rühmen hatte. Der Dekan Ferdinand Holthausen und der Kunsthistoriker Karl Neumann überbrachten an jenem hellen, warmen Sommertage die Auszeichnung, die der Dichter in tiefer Bewegung empfing — sie war ihm die höchste seines Lebens. Bald danach fuhr er, den wohl schon ein leichter Schlaganfall getroffen hatte, nach Mainz und von dort auf die Schlachtfelder bei Metz, um seiner Gattin und seinen Kindern diese Stätten zu zeigen. Er traf alte Freunde und Kriegskameraden und lebte in Erinnerung so vieles noch einmal durch. Kränkelnd kehrte er zurück, und in wenigen Tagen hatte eine Lungenentzündung ihn hingerafft. Am 22. Juli starb Detlev von L., am 25. wurde er unter ungeheurer Teilnahme aus ganz Deutschland beerdigt. An seinem Grabe, zu dem mit dem Kaiser und der Kaiserin

Deutsche von überall her Grüße der Teilnahme sandten, standen mit Hunderten und Tausenden seine Kameraden aus der heißgeliebten Soldatenzeit wie aus dem späteren Leben des Dichters. Und beide kamen nach Richard Dehmels tief greifendem und tief ergreifendem Bekenntnis der Trauer zum Worte. Sein Nachlaß brachte noch einige Gedichte, die er selbst unter dem Titel »Gute Nacht« geordnet hatte, und eine Reihe Kriegs- und Friedenserzählungen. Die Räume, in denen er die letzten Jahre verbracht hat, stehen noch unverändert unter der Obhut seiner Witwe.

Abgeschlossen liegt das Werk dieses verhältnismäßig früh Verstorbenen vor uns, abgeschlossen in seiner Form und seinem Gehalt, noch längst nicht ausgeschöpft in seinen Wirkungen. Er hat eine neue deutsche Lyrik gebracht, und zumal der Vergleich mit dem von ihm so geliebten Storm, den ich vorhin andeutete, lehrt das immer wieder. Er hat, noch aus dem einsamsten Winkel mit vollen Sinnen der Welt zugewandt, das Leben der Gegenwart ganz neu und persönlich bezwungen, ohne Scheuklappen hinausgesehen und ohne Scheu hinausgesprochen. Die volle Unbefangenheit, nach der sich so viele vor ihm sehnten, fiel ihm ohne weiteres zu. Und dabei ist er nicht nur der forsche Draufgänger der allmählich auch ihn schon umspinnenden Überlieferung, sondern er hat auch in Gedichten voll atmender Einsamkeit letzte Aufschlüsse der Natur und des Herzens gegeben. Als lyrischer Kündler des Lebens, der es im Grunde weiter erfaßte und tiefer herausholte als seine beiden größten Vorgänger seit Goethe: Storm und Mörike, gehört er auf einen Platz ganz obenan. Er hat seit seinen »Adjutantenritten« noch jedes Talent, das nach ihm emporkam, irgendwie beeinflußt, sofern es sich nicht nur um leblose Formkunst handelte. Und er hat durch das Geschlecht nach ihm schon wieder auf andere gewirkt. Man muß das Wort Impressionismus noch einmal wiederholen, um das Neue in seiner Kunst zu bezeichnen. Aber man kann freilich mit dem toten Wort nicht viel ausrichten, weil, wie bei jedem großen Künstler, das Letzte der eigenartigen und selbständigen Persönlichkeit vorbehalten bleibt, die Detlev von L. war. Er ließ sich nichts vormachen. Er kannte selbst bei dem, was er rasch begeistert pries, bald die Schwächen, und seine Höflichkeit und Herzensfeinheit für Kritiklosigkeit zu halten, steht dem, der sein Werk wirklich kennt, nicht mehr an. Er steht natürlich nicht allein im leeren Raume. Und von Goethe, der noch jeden Lyriker befruchtet hat, wie von Scherenberg und besonders von Annette von Droste (»O du Gottweib«, hat er sie einmal angerufen), dann auch von Storm und Fontane, von Lenau und Freiligrath führt mancher Faden zu ihm hinüber. Aber solche Beziehung, so sehr wir sie empfinden, braucht ihm gegenüber nicht erst lächelnd zu fragen:

Was ist denn an dem ganzen Wicht  
Original zu nennen?

Er lebt doch durchaus von eignen Gnaden mit unverkennbarer Persönlichkeit bis ins letzte seiner Gedichte, bis in die schwächste seiner Novellen. Die seltsame Mischung deutschen Soldatenbluts mit Bauernblut, die in seinen Adern war, hat eine geschlossene Persönlichkeit hervorgebracht, die sich nie aufspielte und sich doch überall durchsetzte, wenn sie nur den Vers erst klingen ließ. In seinem »Rückblick« sagt er einmal:

Schwamm ich viele Jahre lang  
 Steuerlos im Leben,  
 Hat mir heut der scharfe Gang  
 Wink und Ziel gegeben.

Solch scharfe Gänge hat das Leben Detlev von L. nie erspart, auch nachdem er den Degen des Kriegers, mit tiefem Schmerz, niedergelegt hatte. Aber er blieb immer siegreich, hatte immer den Kopf hoch und überwindet gewiß aufs neue jedes deutsche Geschlecht, das verlangend nach den Werken greift, zu deren Hütern heute noch die berufen sind, die ein tiefen Dankes wertiges Geschick mit ihm leben ließ.

Detlev von Liliencrons Sämtliche Werke, 15 Bände, Berlin. — Gute Nacht. Hinterlassene Gedichte. Berlin 1909. — Letzte Ernte. Hinterlassene Novellen ebd. 1909. — Ausgewählte Gedichte. Volksausgabe. Berlin 1907 u. ö. — Balladenchronik. Berlin 1906 u. ö. — Ausgewählte Briefe. Herausgegeben von Richard Dehmel. 2 Bde. Berlin 1910. — Briefe an Hermann Friedrichs. Berlin 1910. — Neue Kunde von Liliencron. Briefe an seinen ersten Verleger. Herausgegeben von Heinrich Spiero. Leipzig 1911. — Die Literatur über Liliencron ist groß. Ich nenne: Fritz Böckel, Detlev von Liliencron im Urteil zeitgenössischer Dichter. Berlin 1904. — Franz Oppenheimer, Detlev von Liliencron. Ästhetische Studie, Berlin 1898. — Otto Julius Bierbaum, Liliencron. München 1909. — Paul Remer, Detlev Liliencron. Berlin. — Hans Ferdinand Gerhard, Detlev v. Liliencron. Ratzeburg 1910. — Gustav Kühl, Detlev von Liliencron. Berlin 1902. — Hans Benzmann, Detlev von Liliencron. Leipzig. — Hugo Greinz, Liliencron. Berlin 1896. — Heinrich Spiero, Detlev von Liliencron. Ein Büchlein fürs Volk. Berlin 1910. — Fr. Hahne, Detlev von Liliencron als Sprachbildner, Berlin 1904. — Essays von J. E. Freiherrn v. Grotthuß (Probleme und Charakterköpfe. Stuttgart 1897), Franz Servaes (Präludien, Berlin 1899), J. Löwenberg (Deutsche Dichterabende, Hamburg 1904), Heinrich Spiero (Hermen, Hamburg 1906), Moeller van den Bruck (Die Zeitgenossen, Minden 1906) u. a. — Die Literatur bei L.s 60. Geburtstage und bei seinem Tode vgl. im Literarischen Echo, Jhg. 1903/4 und 1908/9.

Hamburg-Großborstel.

Heinrich Spiero.

**Gönner, Albert, Dr. iuris**, \* 29. März 1838 in Neufra (Württemberg) als Sohn des fürstlich fürstenbergischen Oberförsters Karl G., † 5. Juli 1909 in Baden-Baden als Oberbürgermeister a. D. — G. besuchte das Gymnasium in Freiburg und studierte an der Universität daselbst Jurisprudenz, dann in Heidelberg und München. Nach Vollendung seiner Studien wurde er zu seiner praktischen Ausbildung für den Staatsdienst an verschiedenen Stellen im Lande verwendet und 1866 zum Amtmann in Überlingen ernannt. 1868 bis 1871 wirkte er als Polizeiamtman und zugleich als akademischer Disziplinarbeamter in Heidelberg. Von 1871 bis 1875 war er Oberamtman und Amtsvorstand in Neustadt (i. Schw.). Von dieser Verwaltungsstelle aus wurde er zum Oberbürgermeister in Baden gewählt. Am 26. Mai 1875 trat er dieses Amt an, das er über 32 Jahre bekleidete. Ende 1907 legte er es nieder.

In schwieriger Zeit hat G. die Verwaltung der Gemeinde übernommen. Noch waren die Nachwirkungen der Ereignisse zu Anfang der siebziger Jahre nicht überwunden. Die Anziehungskraft, die die Bäderstadt von jeher auf den Westen ausgeübt hatte, schien infolge des Krieges nach dieser Seite völlig zu versagen. Diese und andere Veränderungen bedrohten die Lebensinteressen der Stadt Baden. Da galt es dann, ihren Weltruf zu erhalten und sie vor einer

schweren Krisis zu bewahren, mit Umsicht und Tatkraft auf neuer Grundlage aufzubauen, die staatlichen Gewalten in ihren Leistungen für Baden zu bestärken, vor allem aber in der Bürgerschaft das Gefühl der Selbstverantwortlichkeit für das Gedeihen ihrer Heimat zu wecken und zur Opferwilligkeit zu erziehen. Daß die Stadt Baden unter den veränderten politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen nicht bloß ihre alte Bedeutung behauptete, sondern zu höherer Blüte gedieh, verdankt sie zumeist der Tätigkeit G.s. Er hat es durch sein konziliantes Wesen, durch schonende Behandlung materieller Gegensätze und störender Vorurteile verstanden, das als richtig Erkannte durchzuführen. Mit voller Berechtigung konnte sein Nachfolger im Bürgermeisteramte von ihm sagen: »Mit klarem Blick hat er erkannt, daß die beste Hilfe auf dem Wege zu diesem Ziele die Erziehung des kommunalen Gedankens sei, die Weckung und Förderung der mannigfaltigen in der Bürgerschaft vorhandenen Kräfte und deren Zusammenfassung zu Nutz und Frommen des Ganzen, die Belebung des Gefühls und des Bewußtseins der gemeinderechtlichen Selbständigkeit.«

Zustatten kam dem Oberbürgermeister die 1874 in Kraft getretene Städteordnung, durch die den größeren Kommunen ein höheres Maß von Selbständigkeit in Erledigung der Gemeindeangelegenheiten und ein weitgehender Spielraum in Betätigung der Selbstverwaltung gegenüber der Staatsaufsicht eingeräumt wurde. In diesen Städten entwickelte sich naturgemäß in der Gemeindepolitik eine gewisse Gleichartigkeit, welche durch die allmählich zum stehenden Gebrauch gewordenen periodischen Oberbürgermeisterkonferenzen erhalten und weitergebildet wurde. Wenn unter G.s Verwaltung die Stadt Baden die Fürsorge für die städtischen Beamten und Mitglieder des städtischen Orchesters durch Schaffung eines Gehaltstarifs und Pensionsstatuts auf gesetzliche Grundlage stellte, den Lehrern und Lehrerinnen an der Volksschule zu ihrem vom Staat normierten Einkommen und ihren Ruhegehältern städtische Zuschüsse garantierte, wenn weiter auch nach Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuchs das Grundbuchamt als Gemeindeamt erhalten blieb, so teilt Baden-Baden diese und ähnliche Beschlüsse und Einrichtungen mit denen der übrigen größeren Städte des Landes. Das Verdienst G.s um die Durchführung dieser Maßregeln wird natürlich dadurch nicht geschmälert, daß in anderen Gemeinden das gleiche beschlossen wurde. Denn gerade der Durchführung und der Bereitstellung der erforderlichen Mittel erwachsen vielfach erst die Schwierigkeiten, die durchaus nicht immer die gleichen oder gleich starken in den betreffenden Städten waren.

Von anderen Neuschöpfungen oder durchgreifenden Verbesserungen, die die Stadt Baden G.s Initiative verdankte, können nur einige hier angeführt werden. Wir nennen die Erstellung des Wasserwerks, die Kanalisation und neue Straßenanlagen. Unter G.s Amtsführung wurde die städtische höhere Mädchenschule neu organisiert, ebenso die Gewerbe- und Handelsschule, das bestehende Progymnasium zu einem neunklassigen Vollgymnasium erweitert, eine Oberrealschule gegründet. Die verschiedenen Schulgattungen nehmen die städtischen Finanzen stark in Anspruch und fordern von einer kleineren Stadt nicht geringe Opfer. Denn die sachlichen Ausgaben für die Realschule sind von den Gemeinden ganz zu tragen, zu den persönlichen gibt der Staat einen Zuschuß, ähnlich verhält es sich mit den höheren Mädchenschulen, nur daß hier der staatliche Zuschuß noch geringer bemessen ist. Die Lasten für die Gymnasien trägt im allgemeinen, soweit nicht Stiftungsmittel vorhanden sind, der Staat, in-



dessen bei der Erweiterung des Progymnasiums mußte Baden, wie in ähnlichen Fällen andere Städte, einen Beitrag zu den höheren Kosten zusagen, um dessen Übernahme auf die Staatskasse G. sich auf dem Landtag 1907/8 nicht ohne Erfolg bemüht hat. Auf finanziellem Gebiet gelang 1886 die Umwandlung der 4½% städtischen Schuld (2,25 Mill. Mk.) in eine 3%ige (effektiv 3,24%). Erfolgreich waren auch die Bemühungen G.s um Arrondierung des Stadtwaldes, sowie um Verschönerung der inneren Stadt und der Umgebung. Es war darum nur ein Akt der Dankbarkeit für den Oberbürgermeister, daß bei seinem 25jährigen Amtsjubiläum im Jahre 1900 einem der schönsten Plätze der Stadt, dessen Anlage erst durch ihn ermöglicht wurde, der Name »Gönner-Anlage« von seiten des Stadtrats gegeben wurde. Schwer hat es gehalten, der Stadt Baden das in der modernen Zeit notwendige Verkehrsmittel einer elektrischen Straßenbahn zu verschaffen. Der Errichtung standen so manche Privatinteressen im Wege. G. verlor die Geduld nicht, und schließlich gelang es ihm auch da, über alle Hindernisse und Vorurteile Herr zu werden. Im Mai 1906, im letzten Jahre seiner Amtsführung, wurde von der Gemeindevertretung der Beschluß auf Erstellung einer elektrischen Bahn Oos-Baden-Lichtental gefaßt.

Mit dem Antritt seines Amtes als Oberbürgermeister übernahm G. gleichzeitig den Vorsitz des Kurkomitees. Seine Erfahrung und seine Kenntnisse, die er sich in der Leitung einer Bäderstadt erwarb, wußte man anderwärts zu schätzen. Er wurde zum ersten Vorsitzenden des Vereins der Kurorte- und Mineralquellen-Interessenten Deutschlands, Österreichs und der Schweiz gewählt.

Vom Jahre 1876 war G. Mitglied der Kreisversammlung des Kreises Baden und von 1880 an ununterbrochen Vorsitzender der Kreisversammlung bis zu seinem Tode. Es sind zumeist wirtschaftliche Fragen, mit denen sich die einzelnen Kreise des Großherzogtums zu befassen haben, jedenfalls solche, die mit Parteipolitik im engeren Sinne nichts zu tun haben. Ebenfalls seit 1876 war er Beirat im Vorstand des Frauenvereins. Eine politische Tätigkeit eröffnete sich G., als er im Jahre 1883 zum Abgeordneten der Stadt Baden in die Zweite Kammer gewählt wurde. Er gehörte ihr von da an bis zum Schluß der Session 1908 an, und zwar als Anhänger der nationalliberalen Partei. Durch seine Erfahrung in staatlicher und kommunaler Verwaltung erwarb er sich rasch Anerkennung und Einfluß in der Volksvertretung. Die umfassendste Tätigkeit in seinem parlamentarischen Wirken entfaltete er in den ersten zehn Jahren, und zwar sowohl im Plenum des Hauses wie in verschiedenen Kommissionen. Die einflußreichste und wichtigste Kommission ist hier, wie wohl in allen Parlamenten, die Budgetkommission. Ihr gehörte G. seit seinem Eintritt in die Kammer bis 1893 an. Über verschiedene Zweige der Staatsverwaltung liegen Budgetberichte aus dieser Zeit von ihm vor. Als Redner im Plenum zeichnete sich G. durch ruhige Sachlichkeit aus. Trotz der Bestimmtheit, mit der er seinen politischen Standpunkt vertrat, hat er den Gegner nie verletzt. In seiner Fraktion gewann er neben den älteren Parlamentariern bald eine führende Stellung, und nachdem diese Männer durch Rücktritt oder Tod aus dem politischen Leben ausgeschieden waren, teilte er sich mit seinem Heidelberger Kollegen in die Leitung der nationalliberalen Partei. Im Hause trat seit 1893 dieses weniger hervor, nicht als ob er an Einfluß verloren hätte, im Gegenteil. Er wurde aber, nachdem Lamey, der Minister des Innern der Jahre

1860—66, kein Abgeordnetenmandat mehr annahm, dessen Nachfolger als Präsident der Zweiten Kammer und mußte sich als solcher begreiflicherweise eine gewisse Zurückhaltung in der Debatte auferlegen. Er hat das Ehrenamt bis zu seiner Erkrankung zu Ende des Jahres 1905 bekleidet. Für ein solches war er denn auch wie kein zweiter geschaffen. Zu der in seinem Wesen liegenden Neigung zur Vermittlung der Gegensätze kam eine einmütig anerkannte Unparteilichkeit und eine staunenswerte Ausdauer und Unermüdlichkeit auf dem Präsidentenstuhl. Wenn die Wogen der parlamentarischen Leidenschaft in der Debatte hoch gingen, hat ein ruhiges, zuweilen humorvolles Wort von seiner Seite sie wieder geglättet. Die Vizepräsidenten hatten es gut während seiner Amtsführung, G. hat ihnen höchst selten den Platz geräumt. Am treffendsten wurden seine Eigenschaften als Leiter einer parlamentarischen Versammlung in der Schlußsitzung des Jahres 1902 von dem Führer des badischen Zentrums, einem politischen und konfessionellen Gegner — G. war Altkatholik — geschildert. Bis 1905 wurde G. als Präsident jeweils einstimmig gewählt. Wenn es in diesem Jahre nicht mehr geschah, so lag das nicht an seiner Amtsführung, sondern an der veränderten Parteikonstellation in der Kammer. Das badische Zentrum nahm für ein Mitglied aus seinen Reihen den Vorsitz in Anspruch, weil es selbst und nicht mehr die nationalliberale Partei die relative Mehrheit im Hause besäße. G. wurde zwar mit Unterstützung der äußersten Linken gewählt, mußte aber nach wenigen Wochen wegen Erkrankung das Präsidium niederlegen. Er blieb der Kammer von Ende Dezember 1905 bis Ende März 1906 fern. Nach seiner Genesung nahm er seinen Abgeordnetensitz bis zum Schluß der Session wieder ein.

Auch in den 12 Jahren, da G. Präsident war, hat er nicht gänzlich auf die Beteiligung an den Debatten verzichtet, begreiflicherweise griff er jedesmal dann ein, wenn es sich um Vorlagen handelte, die das Interesse der Stadt Baden berührten. Nach Schluß des Landtages 1908 erklärte er, daß er bei den Neuwahlen eine Kandidatur nicht wieder annehmen könne. Die Parteifreunde in Baden beschlossen, ihm eine Dankadresse für sein parlamentarisches Wirken zu überreichen. Der Tod trat dazwischen. Die Adresse war vollendet, konnte aber nicht mehr übergeben werden.

An vielseitigen Zeichen der Wertschätzung seiner Person hat es G. nicht gefehlt. Badische und außerbadische Orden in ungewöhnlicher Zahl bedeckten seine Brust. Höher als diese, die dem Gemeindevorstand des von regierenden Herren so vielfach besuchten Weltbades zuteil wurden, standen ihm andere mannigfache Beweise der Anerkennung von seiten seines Fürsten. Durch den jährlich wiederkehrenden länger dauernden Aufenthalt der Großherzoglichen Familie in Baden hatte G. gar oft Gelegenheit, dem Großherzog und andern Mitgliedern des Herrscherhauses näher zu treten. Der Großherzog hörte gerne die Meinung des besonnenen, erfahrenen Mannes. Die Juristenfakultät der Universität Heidelberg ernannte G. im August 1903 bei der Feier zur Erinnerung der Wiederherstellung der Hochschule durch Karl Friedrich im Jahre 1803 zum *Doctor iuris h. c.* Der Stadtrat in Baden verlieh ihm bei seinem Rücktritt als Oberbürgermeister das Ehrenbürgerrecht.

G. hatte sich im Jahre 1871 als Amtmann in Heidelberg mit Margaretha Liutgarde Barbara Keller, Tochter des Fabrikanten Christoph Keller, vermählt. Der Ehe sind zwei Kinder entsprossen, eine Tochter und ein Sohn.

Am 13. Oktober 1897 wurde ihm die Frau, mit der G. in glücklichster Ehe verbunden war, durch den Tod entrissen.

Mitteilungen aus den Protokollen der Zweiten badischen Kammer. Nekrologe in Tagesblättern; u. a. Karlsruher Zeitung Nr. 182 und 184 vom 7. u. 9. Juli 1909, Schwäbischer Merkur Nr. 305 vom 5. Juli 1909.

Karlsruhe.

Dr. Robert Goldschmit.

**Taussig, Theodor Ritter von**, hervorragender österreichischer Finanzmann, Gouverneur der k. k. privilegierten allgemeinen österreichischen Boden-Credit-Anstalt, Präsident des Verwaltungsrates der privilegierten österreichisch-ungarischen Staats-Eisenbahn-Gesellschaft usw., \* am 22. Juli 1849 in Prag, † im 61. Lebensjahr am 24. November 1909 in Wien. — T. entstammte der alten Prager Judengemeinde, aus der schon so viele bedeutende Männer hervorgegangen sind. Sein Vater Hermann E. Taussig war durch viele Jahre Direktor einer großen Kattundruckerei in dem seit 1883 der Stadtgemeinde Prag einverleibten Fabriksorte Holeschowitz-Bubna. Er war ein tüchtiger, vorsichtiger Geschäftsmann, von dessen kaufmännischer Begabung sein später zu so hohen Stellungen aufgestiegener Sohn sehr viel hielt; T. pflegte, solange sein Vater lebte, vor allen wichtigen Entschlüssen den Rat des klugen und erfahrenen Mannes einzuholen. T.s Mutter war eine Tochter des Mathematikers Herz Klaber, der an der einstigen Prager Judenschule als Rechenlehrer wirkte; ein von ihm verfaßtes Handbuch für Kopfrechnen, ausgezeichnet durch die geistvolle Behandlung der Themen, ist in Fachkreisen heute noch bekannt und geschätzt. War T.s ausgeprägtes Kaufmannstalent wohl ein Erbteil vom Vater her, so dürfte er seinen ungewöhnlichen Scharfsinn von seinem Großvater mütterlicherseits ererbt haben.

T. war das älteste von vier Geschwistern. Seine Mutter starb kurz nach der Geburt ihrer jüngsten Tochter, als T. erst vier Jahre alt war. Die Erziehung der Kinder leitete jetzt der Vater und zwar mit aufopfernder Liebe und größter Hingebung. Die außerordentlich sorgfältige Erziehung, die T. genoß, und die in seinem ganzen Wesen und seinem Charakter zum Ausdruck kam, war mitbestimmend für seine Zukunft. T. besuchte zunächst die Elementarschule — eine Art von Kindergarten — dann die Volksschule und hierauf die deutsche Unterrealschule in der Nicolandergasse in Prag. Da sein Vater zwar nicht in ärmlichen, aber doch in recht bescheidenen Verhältnissen lebte, so sollte T., obwohl ein guter und fleißiger Schüler, nach Absolvierung der Unterrealschule das weitere Studium aufgeben und als Praktikant in ein Prager Handelshaus eintreten. Da bewirkte ein merkwürdiger Zufall eine vollständige Umgestaltung der finanziellen Verhältnisse der Familie. Im März des Jahres 1860 hatte die österreichische Finanzverwaltung eine fünfprozentige Losanleihe im Betrage von 200 Millionen Gulden ö. W. geteilt in 400.000 Schuldverschreibungen à 500 Gulden ö. W. — 1860 er Lose genannt — aufgenommen. Bei der ersten Ziehung dieser Lose am 2. November 1860 fiel der Haupttreffer von 300 000 Gulden ö. W. auf ein dem Vater T.s gehöriges Los. Bezeichnend für die Geldverhältnisse und den Stand des Staatskredites zu jener Zeit ist es, daß der glückliche Gewinner, als er mit seinem kostbaren Papiere nach Wien fuhr, um den darauf gefallenen Gewinn hier eskompieren zu lassen — die Auszahlung

der Treffer erfolgt bei den 1860 er Losen stets drei Monate nach der Ziehung — in der ganzen Reichshauptstadt niemanden, keine Bank und keinen Bankier, finden konnte, der zu bewegen gewesen wäre, dieses Geschäft zu machen. »Ein versöhnlicher Umstand war es«, bemerkte T. selbst, als er einmal diese Episode erzählte, »daß auch die österreichische Steuerpraxis damals noch wenig entwickelt war; die 300 000 Gulden wurden meinem Vater nach drei Monaten ohne Abzug ausbezahlt«. Heute unterliegt bekanntlich jeder Loggewinn in Österreich einer Steuer von 20 Prozent, und der verbleibende Betrag ist nach den Bestimmungen des Gesetzes vom Jahre 1896 betreffend die direkten Personalsteuern als Einkommen zu fatieren und abermals zu versteuern; die Steuerpraxis hat sich also seither in einer für die Steuerträger allerdings nicht erfreulichen Weise entwickelt. Die Summe von 300 000 Gulden bedeutete im Jahre 1860 ein gewaltiges Vermögen, ihr Besitz machte eine Familie nicht nur wohlhabend sondern reich. T.s Vater zog sich jetzt in das Privatleben zurück, und im Jahre 1862 übersiedelte die Familie nach Wien. Hier setzte T. seine Studien an der Oberrealschule auf dem Bauernmarkt fort. Nach Absolvierung dieser Anstalt, in welcher er fast in allen Klassen der Erste unter seinen Kollegen gewesen war, besuchte er, um sich in den kaufmännischen Fächern auszubilden, die öffentliche höhere Handelslehranstalt von Karl Porges in der Praterstraße und nahm dann noch Privatunterricht bei dem berühmten Mathematiker Professor Simon Spitzer, dem späteren ersten Rektor der Wiener Handelshochschule. T.s ungewöhnliche Begabung machte sich schon in der Schule vielfach bemerkbar; seine Lehrer erstaunten über seine blitzschnelle Auffassung, seinen scharfen Verstand und seinen kaufmännischen Sinn. Auch T.s Vater bewunderte die durchdringende Intelligenz seines ältesten Sohnes, war aber dabei keineswegs blind für dessen Fehler, zu denen besonders eine gewisse Rechthaberei gehörte; T. erzählte, daß sein Vater ihm oft gesagt habe: »Mein Sohn, du wirst in deinem Leben viele Feinde haben und zwar deswegen, weil du wohl beinahe immer recht hast, aber auch immer zeigst, daß du recht hast«.

Am Faschingdienstag 1866 trat T. noch nicht siebzehnjährig als Praktikant in das heute nicht mehr bestehende Wiener Bankhaus Landauer & Goldschmidt ein, damals eine sehr bedeutende, mit dem Hause Rothschild in Beziehung stehende Firma; damit war, wie T. später sagte, die frohe Jugendzeit für ihn zu Ende. Seine Praktikantenzeit hat T. selbst mit dem ihm eigenen Humor geschildert. Er bekam im Kontor von Landauer & Goldschmidt zunächst nur ein Stehpult zugewiesen, vor dem er sich von früh bis spät abends »die Beine in den Leib stehen« mußte. Bald aber wurde der bisherige Inhaber eines Schreibtisches depossediert und zu seinem Mißvergnügen vor das Stehpult verwiesen, während T. zu dem freigewordenen Schreibtische vorrückte. Von einem Gehalte war in der ersten Zeit natürlich keine Rede. Die erste Entlohnung wurde T. in Naturalien zuteil und zwar in der Gestalt von zwei Zuckerhüten; die Grazer Zuckerraffinerie, eine heute längst verschwundene Gesellschaft, die mit Landauer & Goldschmidt in Geschäftsverbindung stand, hatte zu Weihnachten 1866 eine Kiste Zucker als Geschenk für das Personal des Bankhauses gesandt, und hiervon entfielen zwei Hüte als Anteil auf den Praktikanten. Zu Ende desselben Jahres erhielt T. eine Neujahrsremuneration von 100 Gulden ö. W., sein erstes selbstverdientes Geld, das er »stolz wie ein König« nach Hause trug. Das Jahr darauf bekam er bereits ein Gehalt in der Höhe von

30 Gulden monatlich. Seinen Chefs scheint der junge Mann bald imponiert zu haben; einer derselben soll sich später über T. geäußert haben: »Er kam als Praktikant zu uns, aber nach ein paar Wochen schien es, als sei er der Chef und wir die Praktikanten«.

Der 1867 einsetzende wirtschaftliche Aufschwung, der bald in den tollsten Gründungsschwindel ausartete, brachte T. rasch empor. Auch die Firma Landauer & Goldschmidt ging dem allgemeinen Zuge folgend unter die Gründer; sie rief in Verbindung mit einigen anderen Finanziers die »Wiener Wechselstuben-Gesellschaft« ins Leben, eine Aktiengesellschaft mit einem Kapitale von 3 Millionen Gulden ö. W., worauf zunächst nur 40 Prozent eingezahlt waren. Zweck der Gesellschaft war statutenmäßig außer dem Eskompte- und Lombardgeschäft insbesondere der Handel mit Börseneffekten und die Besorgung von Börsen- und Bankgeschäften aller Art; Präsident des Verwaltungsrates der Anstalt wurde Hermann Ritter von Goldschmidt. Dieser neuen Gesellschaft, die mit dem 1. Juli 1869 ihre Tätigkeit begann, wurde T. als Disponent zugeteilt. 1870 wurde er bereits zweiter Prokurist, im folgenden Jahre Direktorstellvertreter und 1872 nach der Berufung des bisherigen Direktors David Goldschmidt in den Verwaltungsrat der Anstalt Direktor der Wiener Wechselstuben-Gesellschaft. Da er noch nicht majoren war, mußte er, um den Direktorposten antreten zu können, erst eiligst großjährig erklärt werden. Die Wiener Wechselstuben-Gesellschaft stand in enger Verbindung mit der am 18. Juli 1871 ins Leben getretenen Allgemeinen Depositen-Bank; eine Reihe ihrer Verwaltungsräte, wie Hermann Ritter von Goldschmidt, Dr. Emil Berend, Dr. Hermann Grünbaum, gehörte auch dem Verwaltungsrate der Depositen-Bank an. Ihre Bureaux hatte die Gesellschaft in einem alten Haus am Graben Nr. 8 an der Ecke der Spiegelgasse. Nach den Mitteilungen von Persönlichkeiten, die sich T.s noch aus jener Zeit erinnern, fiel der junge Direktor auf, weniger durch seine Jugend, denn es gab damals bei dem ungeheueren Bedarf an leitenden Kräften für die an allen Ecken und Enden gleich Pilzen aus dem Boden schießenden neuen Institute gar manche Bankdirektoren, die nicht viel älter waren, als durch sein ernstes, geschlossenes Wesen. Er hatte nichts von der unruhigen Hast und Nervosität so vieler älterer Bankdirektoren, er war schweigsam und herrisch. Von Gründungen, von Beteiligungen an neuen Schöpfungen oder Kreditgewährungen an solche wollte er nichts wissen, er beschränkte sich fast ausschließlich auf die Pflege des legitimen Wechselgeschäftes. Auch für die Wechselstube pflegte er von den neuen Werten, die das Publikum stürmisch verlangte, keine eigenen Stocks zu halten, er borgte sich die begehrten Stücke gern aus, er nahm sie, wie der technische Ausdruck an der Wiener Börse hierfür lautet, »in Kost«; nach der großen Börsenkrise von 1873 konnte er infolge dessen so manche teuer verkaufte Stücke um den Makulaturwert rückkaufen. Die Bilanz der Gesellschaft vom 31. Dezember 1872, die T. in der Generalversammlung am 22. März 1873 vorlegte, war eine glänzende: der Bruttoertrag aus dem reinen Wechselstuben- und Bankkommissionsgeschäfte belief sich auf 45 Prozent des Aktienkapitals, die zur Verteilung gelangende Dividende betrug 40 Prozent.

So skeptisch T. auch dem Treiben der Spekulation gegenüberstand, die damals innerhalb wie außerhalb der Börse die tollsten Orgien feierte, von dem baldigen schrecklichen Ende des »wirtschaftlichen Aufschwunges« hatte er

doch keine Ahnung; niemand bemerkte die herannahende Katastrophe. T. hielt die Zukunft des von ihm geleiteten Institutes ebenso wie seine eigene Stellung für vollkommen gesichert und unbesorgt glaubte er an die Gründung eines eigenen häuslichen Herdes schreiten zu können. Anfangs Mai des Jahres 1873 vermählte er sich in Breslau mit Sidonie Schiff, einer nahen Verwandten des Wiener Bankiers Paul Schiff, dessen Bankhaus am 12. März 1873 in der von ihm gegründeten Österreichischen Bank-Gesellschaft, der sogenannten »Schiff-Bank« aufgegangen war. Das junge Ehepaar unternahm seine Hochzeitsreise nach Paris. Hier erhielt T. am 10. Mai die Nachricht von dem fürchterlichen Zusammenbruche, der tagsvorher an dem berüchtigten »Schwarzen Freitag« die Wiener Börse betroffen hatte. Sofort eilte er nach Wien zurück. Er fand eine entsetzliche Verwirrung vor; schon verlangten die geängstigten Aktionäre der Wiener Wechselstuben-Gesellschaft die Liquidierung des Institutes, um ihr Aktienkapital zu retten. Die Verwaltung widersetzte sich; sie glaubte, die Anstalt noch halten zu können. Aber eine Anzahl von Aktionären erzwang durch forciertes Ausbieten ihres Aktienbesitzes an der Börse die Liquidierung, die in der Generalversammlung vom 17. August 1875 beschlossen wurde. Das Ergebnis dieser Liquidierung, die sich bis gegen Ende des Jahres 1879 hinzog, war ein ziemlich klägliches; die Aktionäre erhielten nur 19,1 Prozent ihres eingezahlten Kapitals zurück. T. hatte das sinkende Schiff schon früher verlassen. Seine Führung der Geschäfte während des Jahres 1872 hatte die Aufmerksamkeit der Bankwelt auf ihn gelenkt und war zur Ursache seiner Berufung auf einen ungleich wichtigeren Posten geworden.

Im Oktober des Unglücksjahres 1873 verbreitete sich plötzlich das Gerücht, auch die k. k. privilegierte allgemeine österreichische Boden-Credit-Anstalt, das 1864 begründete große österreichische Crédit foncier-Institut sei ins Wanken gekommen. Der Zusammenbruch dieses angesehenen Instituts wäre geradezu eine öffentliche Kalamität gewesen und hätte das Ansehen und den Kredit des Staates auf das schwerste schädigen müssen. Nicht nur, daß gemäß einer heute noch bestehenden Vorschrift der Statuten der Gouverneur der Anstalt vom Kaiser, die Direktoren vom Finanzministerium ernannt waren — dem Verwaltungsrate steht hinsichtlich dieser obersten Funktionäre der Bank nur ein Vorschlagsrecht zu — die Boden-Credit-Anstalt hatte im Jahre 1867 auf Grund einer Belehnung der Staatsgüter die sogenannten »Staatsdomänen-Pfandbriefe« ausgegeben, die als österreichische Staatsschuldverschreibungen galten und als solche auch an der Wiener und an der Pariser Börse notiert waren. Die Boden-Credit-Anstalt war außerdem der Bankier des kaiserlichen Familienfonds, der in ihrem Verwaltungsrate vertreten war und bei ihr große Einlagen hatte. Sie war endlich auch der Bankier der Österreichischen Waffenfabriks-Gesellschaft in Steyr, die im Jahre 1869 von dem mit der Boden-Credit-Anstalt aufs engste liierten Wiener Bank-Verein gegründet worden war; infolge der 1873 im Zuge befindlichen Neubewaffnung der Armee mit dem Werndlgewehre hatte das Reichs-Kriegsministerium bei der Boden-Credit-Anstalt viele Millionen, die zur Bezahlung der neuen Gewehre bestimmt waren, als Guthaben stehen. Der Sturz der Anstalt hätte auch den Ruin einer Reihe von Mitgliedern des Hochadels, die zu den Schuldnern des Institutes zählten, nach sich gezogen. Man erzählte, ein hoher Aristokrat, welcher der Boden-Credit-Anstalt 800 000 Gulden schuldete, habe, um Zah-

lung angegangen, 100 000 Gulden auf den Tisch gelegt mit den Worten: »Das ist mein letzter Groschen; die anderen 700 000 ist mein Kopf wert«, ein Hinweis auf das Schicksal des kaiserlichen Oberstküchenmeisters Grafen Josef Wratislaw, der 1869 beim Zusammenbruch der Wiener Bank, deren Präsident er war, durch Selbstmord geendet hatte. Der österreichische Finanzminister Freiherr de Pretis, der beim Ausbruche der großen Krise für die verzweifelte Börse nur den mageren Trost gehabt hatte: »Es wird schon wieder besser werden!« entschloß sich angesichts der drohenden Gefahr, doch eine Aktion zur Rettung der Boden-Credit-Anstalt zu unternehmen. Es war die höchste Zeit, denn schon war von der Verwaltung des Instituts das Gesuch um Eröffnung des Konkurses ausgefertigt und unterschrieben. Zunächst wurde der Gouverneur der Anstalt Graf Moriz Almásy abgesetzt, und der Sektionschef im österreichischen Finanzministerium Alois Moser zum Gouverneur ernannt. Es war kein schlechter Griff; der neue Gouverneur war der echte Beamte altösterreichischer Schule: von tadelloser Ehrenhaftigkeit und puritanischer Strenge — seine erste Amtstätigkeit bei der Boden-Credit-Anstalt bestand darin, daß er sein eigenes Gehalt verminderte — wohlerfahren auf dem dornigen Gebiete des österreichischen Finanzwesens. Ein Fachmann auf dem Gebiete des Bankwesens war er allerdings nicht, seine Sparsamkeit ging oft bis zur Kleinlichkeit, und die ihm wie den meisten altösterreichischen Beamten eigentümliche Scheu vor jeder Verantwortung war so groß, daß er am liebsten jedes Geschäft verhindert hätte aus Angst, daß dabei etwas verloren gehen könnte. Gouverneur Moser wollte sich zunächst einen Überblick über die Lage der Boden-Credit-Anstalt verschaffen und suchte nach einer geeigneten Kraft, die ihm hierbei behilflich sein könnte. Das Mitglied des Verwaltungsrates der Boden-Credit-Anstalt Moriz Schnapper lenkte seine Aufmerksamkeit auf T. Moser ließ den jungen Direktor zu sich bitten und fragte ihn, ob er sich der Aufgabe unterziehen wolle, die Bücher der Boden-Credit-Anstalt zu prüfen und einen Status der Anstalt aufzustellen. T. erklärte sich hierzu bereit. Nach zweiwöchentlicher, angestrengtester Arbeit legte er den von ihm aufgestellten Status vor. Das Ergebnis war ein niederschmetterndes; T. wies nach, daß nicht nur die gesamten Reserven der Anstalt verloren waren, sondern daß auch ein großer Teil des Aktienkapitals gefährdet, wenn nicht ebenfalls bereits verloren sei, daß sich die Boden-Credit-Anstalt also tatsächlich *in statu cridae* befinde. Der Gouverneur ließ die Zusammenstellungen T.s überprüfen. Als sich hierbei deren vollständige Richtigkeit ergeben hatte, stellte der Gouverneur an T., den er schätzen gelernt hatte, die Anfrage, ob er geneigt wäre, die Sanierung der Boden-Credit-Anstalt zu übernehmen; für diesen Fall würde beim Verwaltungsrate seine Ernennung zum Direktorstellvertreter in Antrag gebracht werden. T. schwankte keinen Augenblick und — lehnte rundweg ab; als Direktorstellvertreter: »nein!« als Direktor: »ja!« Der Gouverneur zögerte; gewohnt, die Personalverhältnisse auch bei den Banken nach jenen in den Rechnungsdepartements des Finanzministeriums zu beurteilen, hatte er sein Angebot ohnedem schon für ein ungewöhnlich glänzendes gehalten, und es war tatsächlich bei den damaligen Verhältnissen für T. ein sehr günstiger Antrag, den wohl jeder, der nicht seinen ausgeprägten Selbständigkeitssinn besaß, mit Freuden angenommen hätte. Als T. fest blieb, gab der Gouverneur, der den tüchtigen jungen Mann doch unter allen Umständen für die Boden-Credit-

Anstalt gewinnen wollte, nach. Über seinen Antrag beschloß der Verwaltungsrat, T.s Ernennung zum Direktor dem Finanzministerium vorzuschlagen. Am 21. März 1874 bezog T. bereits eines der Direktionsbureaux in der Boden-Credit-Anstalt, und am 25. Mai 1874 erfolgte die amtliche Verlautbarung seiner Ernennung zum Direktor. Von den beiden Direktoren, welche die Boden-Credit-Anstalt bis dahin gehabt hatte, Franz Freiherr von Hopfen und Friedrich Wilhelm Hartung trat der Letztgenannte zurück, T. kam an seine Stelle. Nominell war er allerdings nur der zweite Direktor; aber statt neben dem um 24 Jahre älteren, viel erfahrenen und keineswegs unbedeutenden Hopfen zu verschwinden, drängte er diesen binnen kurzem in die zweite Linie zurück. Hopfen wurde bald fast gänzlich auf die Führung des eigentlichen Hypothekarkreditgeschäftes, für das T. keine besondere Vorliebe hatte, beschränkt, der eigentliche Leiter der Anstalt wurde T. und das ist er nun durch mehr als 35 Jahre bis zu seinem Tode geblieben. Als Hopfen 1880 in den Verwaltungsrat der Boden-Credit-Anstalt übertrat, wurde T. auch nominell der erste Direktor des Instituts und mit der Stellvertretung des Gouverneurs betraut; als zweiter Direktor trat an seine Stelle Julius Herz.

Mit Feuereifer ging T. sofort nach seiner Ernennung an die Riesenarbeit der Sanierung der Boden-Credit-Anstalt. Sein Vorgehen war einfach aber gründlich; er schrieb ab bis auf die Knochen; alles, was nicht vollständig sicher war, wurde abgeschrieben oder durch die Bildung von entsprechenden Verlustreserven gesichert. Der erste Rechenschaftsbericht der Boden-Credit-Anstalt nach dem Unglücksjahre wies Abschreibungen und Verlustreserven in der Höhe von mehr als 9,3 Millionen Gulden auf, zu deren teilweiser Deckung die in den früheren Jahren angesammelten Reserven von 4,4 Millionen Gulden verwendet wurden; der Rest wurde aus einem der Boden-Credit-Anstalt von einer Finanzgruppe gewährten Darlehen gedeckt, für das der Staat — darin bestand die Hilfsaktion der Finanzverwaltung — die Garantie übernahm, wogegen sich aber wieder der Verwaltungsrat der Anstalt verpflichten mußte, die Staatskasse für allfällige Verluste aus dieser Bürgschaft schadlos zu halten. Die Dividendenzahlung wurde eingestellt. Die Aktionäre, die für das Jahr 1872 eine Dividende von  $26\frac{1}{4}$  Prozent, die höchste, welche die Boden-Credit-Anstalt jemals gezahlt hat, erhalten hatten, bekamen nun durch fünf Jahre gar nichts; erst im Jahre 1878 wurde die Dividendenzahlung wieder aufgenommen, bis dahin wurden alle Gewinne zur Deckung der Verluste aus dem Krisenjahre verwendet. Um den Gewinn der Anstalt zu erhöhen, organisierte T. schon 1875 ein auf gesunder Grundlage stehendes Kommissionsgeschäft und wandte überhaupt dem früher von der Boden-Credit-Anstalt wenig betriebenen Bankgeschäfte die größte Sorgfalt zu; nach und nach wurde das Bankgeschäft das Hauptgeschäft der ursprünglich nur zur Pflege des Hypothekarkreditgeschäftes gegründeten Anstalt. Behufs Heranziehung von Geldmitteln war T. bemüht, die Neue Wiener Sparcassa, ein 1872 von der Boden-Credit-Anstalt und dem Wiener Bank-Verein gegründetes Institut, zu heben. Er trat 1876 in den Aufsichtsrat dieser Sparcassa, dessen Präsident er 1907 wurde.

Die Sanierung der Boden-Credit-Anstalt schritt rascher vorwärts, als selbst Optimisten zu hoffen gewagt hatten. Schon mit Ende des Jahres 1875 waren die Vorschüsse, welche der Boden-Credit-Anstalt durch die Vermittlung der Finanzverwaltung zur Verfügung gestellt worden waren, gänzlich zurück-



gezahlt. Der Kurs der Aktien, der von 278 Gulden zu Ende des Jahres 1872 auf 90 Gulden zu Ende des Jahres 1875 gefallen war, begann sich wieder zu heben; mit Ende des Jahres 1877 konnte die Anstalt als vollkommen saniert gelten. Es fehlte T. schon damals neben Bewunderern nicht an Neidern, die behaupteten, seine Verdienste an der Wiederaufrichtung der Boden-Credit-Anstalt seien gering, der eigentliche Regenerator des Institutes sei der Gouverneur Moser, und T. sei nur dessen brauchbares Werkzeug gewesen. Moser selbst ist diesen Behauptungen entgegengetreten; er erklärte öffentlich: »Die Rekonstruktion der Boden-Credit-Anstalt ist T.s eigenstes Konzept.« Im Jahre 1879 richtete Moser, der inzwischen als Gouverneur an die Spitze der Österreichisch-ungarischen Bank berufen worden war, einen Privatbrief an den Finanzminister Freiherrn de Pretis, in welchem er erklärte, er fühle sich dadurch bedrückt, daß man ihm Verdienste an der Sanierung der Boden-Credit-Anstalt zuschreibe, die nicht ihm, sondern dem Direktor T. zukämen; er bat deshalb den Minister, für T. den Orden der Eisernen Krone III. Klasse zu erwirken, eine zu jener Zeit doppelt hoch geschätzte Auszeichnung, weil mit diesem Grade des Ordens nach dem damaligen Ordensstatute die Verleihung des Ritterstandes verbunden war. Dieser Brief, der auf die vornehme Denkungsart Mosers das schönste Licht wirft, befindet sich heute im Besitze der Familie T. T. erhielt den von Moser für ihn erbetenen Orden, und 1880 erfolgte seine Erhebung in den Ritterstand.

1877 begann die Boden-Credit-Anstalt dadurch, daß sie sich an einem Konsortium, das von der österreichischen Finanzverwaltung 70 Millionen Gulden österreichische vierprozentige Goldrente übernahm, mit einem bescheidenen Betrage beteiligte, ihre Geschäftsverbindung mit der Staatsverwaltung, eine Verbindung, die bald einen gewaltigen Umfang annahm und T. zu einem der hervorragendsten finanziellen Berater der Regierung und die Boden-Credit-Anstalt allmählich zu einem förmlichen Bankier des Staates machte. Schon im nächsten Jahr übernahm die Anstalt mit einem Konsortium, bestehend aus dem ihr affilierten Bank-Verein und mehreren deutschen und französischen Instituten, von der österreichischen Finanzverwaltung 53 ½ Millionen Gulden vierprozentige österreichische Goldrente fix und 25 Millionen Gulden derselben Rente zum kommissionsweisen Verkauf, und gleich bei diesem ersten größeren Staatsgeschäft errang T. einen glänzenden Erfolg. Der Verwaltungsrat der Boden-Credit-Anstalt Adolf Ritter von Schenk wollte sich nach Paris begeben, um die dortigen Konsorten der Anstalt für die Anleihe zu interessieren. T. opponierte dieser Absicht und erklärte, die Franzosen sollten nach Wien kommen und hier ein Offert machen, damit einmal die Schmach getilgt werde, daß man in Österreich beständig dem Auslande nachlaufe. Schenk war betroffen, er überlegte; »Sie haben recht«, sagte er dann, »aber zuerst habe ich Sie für verrückt gehalten.« Die geplante Reise unterblieb, die französischen Konsorten stellten ihr Offert in Wien, und es war bedeutend besser, als das im Vorjahr in Paris gestellte Angebot. Zum ersten Male war bei einem großen Staatsgeschäfte die Bedeutung des Wiener Geldmarktes zur Geltung gebracht worden. 1879 übernahm die Boden-Credit-Anstalt bereits die Emission von 100 Millionen Gulden österreichischer Goldrente und von 30 Millionen Gulden österreichischer Papierrente.

Mit dem Neujahrstage 1880, genau 25 Jahre nach dem in der Neujahr-

nacht von 1854 auf 1855 vollzogenen, unglückseligen Verkaufe der nördlichen und südöstlichen österreichischen Staatseisenbahnlilien an die von dem französischen *Crédit mobilier* gegründete Staats-Eisenbahn-Gesellschaft, begann die österreichische Regierung, nunmehr die entgegengesetzte Politik verfolgend, mit der Verstaatlichung der österreichischen Privateisenbahnen. Zunächst wurde mit dem 1. Januar 1880 die Kronprinz Rudolf-Bahn (Hauptlinien St. Valentin—Tarvis und Steinach—Irdning—Schärding) in den staatlichen Betrieb übernommen. Am Weihnachtsabende desselben Jahres kam ein Übereinkommen zustande, welches auch die Übernahme der Kaiserin Elisabeth-Bahn (Hauptlinien Wien—Salzburg—Wörgl und Linz—Budweis) in den Staatsbetrieb und die Verstaatlichung dieser Linien anbahnte; das Übereinkommen stieß im Parlament auf harten Widerstand und wurde erst am 23. Dezember 1881, also fast ein volles Jahr später, Gesetz. Die endgültige Verstaatlichung der Kronprinz Rudolf-Bahn, dann jene der Voralberger Bahn (Hauptlinie Bludenz—Feldkirch—Bregenz—Laiblach) und der Kaiser Franz Josef-Bahn (Hauptlinien Wien—Gmünd—Eger und Gmünd—Prag) erfolgte durch das Gesetz vom 8. April 1884. Für die Verwaltung der verstaatlichten Linien war 1882 die k. k. Direktion für Staatseisenbahnbetrieb in Wien geschaffen worden. Bei diesen großen Transaktionen wirkte T. als finanzieller Berater der Regierung mit, und die Boden-Credit-Anstalt war mit der finanziellen Gestion, insbesondere mit der Konvertierung der fünfprozentigen Silber-Prioritäten der drei letztgenannten Bahnen gegen vierprozentige Silber-Prioritäten im Betrage von 149 094 400 Gulden ö. W. betraut, welche umfangreiche Operation auf Grund eines von der Anstalt ausgearbeiteten Planes binnen wenigen Wochen durchgeführt wurde. Ebenso rasch erfolgte die Konversion der fünfprozentigen Goldprioritäten der Kronprinz Rudolf-Bahn gegen eine vierprozentige Anleihe von 58 156 600 Mark.

Diese intensive Betätigung der Boden-Credit-Anstalt auf dem Gebiete der Geschäfte mit der Staatsverwaltung erregte die Eifersucht der mächtigen Rothschildgruppe, die bis dahin ein förmliches Monopol auf diese Art von Geschäften besessen hatte. Zwischen der Boden-Credit-Anstalt und der Rothschildgruppe, zu welcher außer den damaligen vier Häusern Rothschild die k. k. priv. Österreichische Credit-Anstalt für Handel und Gewerbe in Wien und deren Tochterinstitut, die Ungarische Allgemeine Creditbank in Budapest, dann die Darmstädter Bank, die Disconto-Gesellschaft und die Häuser Mendelssohn & Co. und S. Bleichröder in Berlin gehörten, entstand eine gewisse Spannung; man sprach von der Absicht der Boden-Credit-Anstalt, der Rothschildgruppe eine neue »Österreicher«-Gruppe entgegenzustellen. Da bewirkte T. durch einen jener überraschenden Schachzüge, wie er sie liebte, plötzlich die Verbindung der beiden Parteien; im Dezember 1886 trat die Boden-Credit-Anstalt der Rothschildgruppe bei. Durch diesen Zusammenschluß sollte eine materielle und moralische Kräftigung des Wiener Marktes bewirkt und dem überhandnehmenden Einflusse des Auslandes gesteuert werden. Die Boden-Credit-Anstalt trennte sich jetzt endgültig vom Bank-Verein, dessen Geschäfte sie vertragsmäßig bis Ende 1881 besorgt hatte. In der Rothschildgruppe rückte die Boden-Credit-Anstalt rasch in die erste Reihe vor, und T., dessen Überlegenheit von dem Chef des Wiener Hauses Rothschild, Baron Albert Rothschild, selbst einem tüchtigen Geschäftsmanne, willig anerkannt

wurde, war bald das geistige Haupt der Gruppe und damit einer der mächtigsten Finanzmänner Österreichs geworden. Seither war die Boden-Credit-Anstalt bei all den großen, von der Gruppe durchgeführten Geschäften mit der österreichischen wie mit der ungarischen Finanzverwaltung in hervorragendem Maße beteiligt, so insbesondere bei den aus Anlaß der Währungsreform von 1892 im Jahre 1893 durchgeführten gewaltigen Konversions- und Anlehensoperationen, die in Österreich und Ungarn zusammen einen Betrag von über zwei Milliarden Kronen umfaßten und den beteiligten Anstalten immense Gewinne einbrachten.

Noch ehe die beiden Staatsverwaltungen der Monarchie zu Konversionen geschritten waren, hatte T. mit solchen Operationen im eigenen Hause, d. h. bei der Boden-Credit-Anstalt begonnen. Schon im Jahre 1880 hatte die Anstalt auf Grund eines Abkommens mit einem Konsortium deutscher und österreichischer Institute und Firmen mit der Einberufung ihrer fünfprozentigen Goldpfandbriefe und deren Ersatz durch viereinhalbprozentige Pfandbriefe begonnen. Der damals für Österreich ganz neue Versuch gelang über alles Erwarten; die ganze Konversion war bis zum April des nächsten Jahres durchgeführt. Von noch größerer Bedeutung für die Anstalt war die gleichfalls im Jahre 1880 bewerkstelligte Ausgabe von dreiprozentigen, mit Treffern ausgestatteten Kommunal-Obligationen. Diese Spekulation auf den bei der Bevölkerung Österreichs ganz besonders entwickelten Spieltrieb glückte glänzend; die »Boden-Lose« eroberten sich trotz ihres niedrigen Zinsfußes rasch und zu guten Kursen den Markt. In den Jahren 1881 und 1886 nahm die Boden-Credit-Anstalt weitere Konversionen von fünf- und viereinhalbprozentigen Pfandbriefen gegen niedriger verzinsliche vor; im Jahre 1889 gab sie eine zweite Serie ihrer dreiprozentigen Prämien-Schuldverschreibungen aus.

Seit dem Jahre 1878 hatte T. auch Gelegenheit gefunden, sich auf einem ihm bis dahin ganz fremd gewesenen Gebiete, dem des Eisenbahnwesens, zu betätigen. Der Verwaltungsrat der Boden-Credit-Anstalt Louis Fremy, der auch Verwaltungsrat der k. k. priv. Österreichischen Nordwest-Bahn gewesen war, hatte auf die letzterwähnte Stelle verzichtet, und T. war an seiner Statt in den Verwaltungsrat der Bahn getreten. Die Nordwest-Bahn befand sich damals in keinen glänzenden Verhältnissen; die Aktien ihres Ergänzungsnetzes, der Elbetal-Bahn, die nicht wie jene der Hauptbahn eine Staatsgarantie genossen, hatten seit ihrer Ausgabe im Jahre 1871 noch nie eine Dividende getragen, ihr Kurs war Ende 1876 auf 29 Gulden für die mit 200 Gulden ö. W. in Silber eingezahlte Aktie gesunken. T. war kaum in die Verwaltung der Bahn eingetreten, als er schon mit Vorschlägen zur Sanierung des Unternehmens hervortrat; mit Hilfe der Boden-Credit-Anstalt wurden an der notleidenden Elbetal-Bahn Fabriken gegründet, die Bahn wurde an den Elbeumschlagverkehr angeschlossen, das Verhältnis zwischen dem garantierten und dem ungarantierten Netze wurde neu geregelt. Für das Jahr 1880 konnte bereits eine Dividende von fünf Prozent bezahlt werden, die Aktien stiegen noch im gleichen Jahre bis auf 242 ½ Gulden. T., der im Jahre 1888 Vizepräsident, im Jahre 1906 Präsident des Verwaltungsrates der Bahn wurde, soll durch rechtzeitigen Ankauf von Aktien zu niedrigem Kurse bei der Sanierung der Gesellschaft nicht nur für die Boden-Credit-Anstalt, sondern auch für sich selbst Millionen verdient haben.

Das Jahr 1890 brachte für T. eine ebenso eigenartige als wichtige diplomatische Mission, deren meisterhafte Durchführung ihm ein neues, ungeheures Arbeitsfeld erschließen sollte. Es handelte sich um die Beseitigung des übermächtigen französischen Einflusses bei der Staats-Eisenbahn-Gesellschaft. Wie schon früher erwähnt, war diese kurzweg »Staatsbahn« genannte Gesellschaft eine französische Gründung; in ihrer Verwaltung war der französische Einfluß überwiegend, der Vorsitzende der Direktion war ein Franzose. Als nach dem Ausgleiche von 1867 zwischen Österreich und Ungarn von ungarischer Seite die Herstellung der »Parität« in der Verwaltung gefordert wurde (von dem Gesamtnetze der Bahn, das Ende 1889 2851,8 km umfaßte, befanden sich 1499,4 km auf ungarischem Staatsgebiete), benützten dies die Franzosen in schlauer Weise zu einer weiteren Befestigung ihres Übergewichtes. Die Dualisierung wurde nämlich im Jahre 1882 in der Weise durchgeführt, daß in Wien und in Budapest je ein besonderer Verwaltungsrat gebildet wurde. Jede dieser Körperschaften mußte die gleiche Anzahl von Mitgliedern haben; mindestens die Hälfte der Mitglieder jedes Verwaltungsrates mußte aus österreichischen bzw. ungarischen Staatsbürgern bestehen; die übrigen Mitglieder, welche das *Comité de Paris* bildeten, konnten Franzosen sein. Das Pariser Komitee und die beiden Verwaltungsräte bildeten zusammen den Vereinigten Verwaltungsrat. Bei der herkömmlichen Uneinigkeit zwischen Österreichern und Ungarn konnten die Franzosen mit ziemlicher Sicherheit auf eine ständige Zweidrittelmajorität im Verwaltungsrate rechnen. War dieser Zustand der Dinge für die Österreichisch-ungarische Monarchie schon nicht eben erfreulich, so wurde er nach Abschluß des Bündnisses zwischen dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn geradezu gefährlich. Bekanntlich wurde dieses Bündnis für den Fall eines Krieges zwischen den beiden verbündeten Reichen einerseits und Frankreich und Rußland andererseits abgeschlossen; die Generalstäbe der beiden Bündnismächte mußten sich deshalb mit diesem Kriegsfall befassen. Für jeden Kriegsfall werden aber vom Generalstab alljährlich auf das sorgfältigste die nötigen Fahrpläne und Instradierungen ausgearbeitet und, natürlich unter dem Siegel des strengsten Geheimnisses, an die betreffenden Eisenbahnen hinausgegeben. Da die Bahnen notwendigerweise wieder untereinander in Verbindung stehen, so können sich deren Direktoren, besonders wenn sie militärische Kenntnisse besitzen, aus den Verfügungen des Generalstabes ziemlich zutreffende Kombinationen über die geplante Aufstellung der Armeekörper machen. Der Vorsitzende des Direktoriums für das österreichische Netz der Staatsbahn Auguste de Serres war aber französischer Offizier gewesen und hatte als Hauptmann den Deutsch-französischen Krieg mitgemacht. Welche Gefahr darin lag, daß bei der Staatsbahn, der größten Eisenbahn Österreich-Ungarns, welche die Monarchie in ihrer ganzen Ausdehnung von Südost bis Nordwest, von Orsova bis Bodenbach, durchquerte, die Kenntnis aller auf den Kriegsfall bezüglichen geheimen Dispositionen einem kriegskundigen Franzosen zugänglich war, ist einleuchtend. Im österreichischen Handelsministerium, das damals auch noch das Ressort der Eisenbahnen umfaßte, war man sich darüber auch klar; aber man wollte es aus politischen und staatsfinanziellen Gründen mit den Franzosen nicht verderben und sah auch angesichts der bestehenden Konzessionen keine Handhabe, die bestehenden Verhältnisse zu ändern. Vor einem Gewaltstreiche schreckte man aber zurück und so tat man das, was österreichische Ministerien

in solchen Fällen gewöhnlich zu tun pflegen: nämlich nichts. Verwunderlich ist es, daß auch seitens des österreichisch-ungarischen Kriegsministeriums nichts geschah, um dem unhaltbaren Zustand ein Ende zu machen. Es scheint, daß die militärischen Kreise, damals nach alter Tradition noch äußerst exklusiv, sich eben darauf beschränkten, den Bahnen die nötigen Dispositionen und die Aufträge zur Bereithaltung von so und so vielen Waggons »für je 40 Mann oder 8 Pferde« hinauszugeben, es aber weit unter ihrer Würde fanden, sich um Nam und Art der diese Bahnen leitenden »Zivilisten« zu kümmern. Wer endlich die Aufmerksamkeit der höchsten maßgebenden Persönlichkeiten auf die erwähnten Mißstände gelenkt hat, steht nicht genau fest. Es wurde behauptet, der Chef des deutschen Generalstabes habe, als er einmal behufs einer Besprechung mit dem Generalstabschef der österreichisch-ungarischen Armee in Wien weilte, die bei der Staatsbahn bestehenden unglaublichen Verhältnisse in Erfahrung gebracht; er habe sich in taktvollster Weise jeder Äußerung hierüber in Wien enthalten, die Sache aber sofort in einem Immediatberichte zur Kenntnis seines Monarchen gebracht, der nunmehr durch ein eigenhändiges Schreiben an seinen erhabenen Verbündeten, den Kaiser von Österreich und König von Ungarn, dessen Aufmerksamkeit auf die erwähnten Zustände lenkte.

Die weitere Entwicklung der Dinge hat T. selbst in einem fesselnd geschriebenen Artikel »Zum Jubiläum der Staats-Eisenbahn-Gesellschaft« geschildert, den das »Neue Wiener Tagblatt« in seiner Weihnachtsnummer von 1904 veröffentlichte; die nachfolgende, diesem Artikel entnommene Darstellung kann also als authentisch gelten: Im Februar 1890 erschien ein hoher Funktionär des österreichischen Handelsministeriums bei T. und lud ihn zu einer vertraulichen Besprechung mit dem Handelsminister Marquis Bacquehem. In dieser Unterredung weihte der Minister T. in die Sorgen der Regierung ein und forderte ihn auf, die Mission zu übernehmen, im Wege privater Intervention die französischen Verwaltungsräte der Staatsbahn zu einer freiwilligen Änderung des bestehenden Zustandes und zu einer Einschränkung ihrer Prerogative zu bewegen; die Regierung wisse, daß T. zu einzelnen maßgebenden Persönlichkeiten der Staatsbahn Beziehungen habe. Tatsächlich gehörten zwei Mitglieder des Pariser Komitees der Staatsbahn Edmond Joubert und Charles Mallet, der Erstgenannte gleichzeitig Präsident des Vereinigten Verwaltungsrates der Staatsbahn, auch dem Verwaltungsrate der Boden-Credit-Anstalt an. T. nahm die ihm angebotene Mission an und fuhr zwei Tage später nach Paris, ausgestattet mit einem Empfehlungsschreiben des österreichisch-ungarischen Ministers des Äußeren Grafen Kalnoky an den Botschafter der Monarchie in Paris Grafen Hoyos, der in diesem Schreiben den Auftrag erhielt, T. in seiner Mission tatkräftigst zu unterstützen, dann mit einem Legitimationsschreiben des Handelsministers Marquis Bacquehem und mit den Statuten, Konzessionsurkunden und Rechnungsabschlüssen der Staatsbahn. In Paris angekommen sprach T. sofort bei Charles Mallet vor, einem vornehmen Bankier von seltener Klugheit, von noch seltenerer Loyalität und von warmer Anhänglichkeit an die Staatsbahn, der er seit ihrer Gründung angehörte. Mallet sah ein, daß das Interesse der Aktionäre selbst eine Änderung des bestehenden Zustandes dringend erfordere, und daß es ohne schwere Nachteile nicht möglich sei, ein Unternehmen von dem gewaltigen Umfange der Staatsbahn von Paris aus zu leiten. Er lud die Mitglieder des Pariser Komitees für den nächsten Vor-

mittag zu einer Unterredung in seine Wohnung ein. Fast alle kamen; unter den Nichterschienenen war Joubert, gegen den sich damals wegen der von ihm veranlaßten, unüberlegten Ausdehnung des Bahnnetzes und seiner abenteuerlichen Pläne — er wollte unter anderem die Orientbahnen für die Gesellschaft erwerben und vollenden — im Schoße des Komitees selbst eine starke Opposition regte. Die Verhandlungen zwischen dem Komitee und T. begannen. »In Moll ging es da nicht«, schrieb T., »aber es ging!« Am dritten Tage hatte T. die schriftliche Erklärung in der Tasche, daß man bereit sei, den Wünschen der österreichischen Regierung zu entsprechen. Nun erst meldete er sich beim Botschafter Grafen Hoyos. Dieser empfing ihn in der größten Aufregung; er sei von T.s Mission unterrichtet, aber die Herren in Wien stellten sich das viel leichter vor, als es sei. Er beschwor T., nur mit der allergrößten Vorsicht vorzugehen, da die Sache das politische Gebiet berühre und von den Franzosen leicht als eine Machtfrage aufgefaßt werden könne; er klagte, daß er da in sehr schwierige Situationen geraten könne usw. T. erwiderte, daß er nicht die Absicht habe, die Botschaft in dieser Angelegenheit in Anspruch zu nehmen, da die Sache bereits geordnet sei, und wies die Erklärung des Komitees vor. »Selten«, sagte T., »habe ich ein so verblüfftes Gesicht gesehen als das Seiner Exzellenz bei dieser Eröffnung.« Wenige Wochen später war an Stelle von de Serres der österreichische Hofrat Rudolf Grimus Ritter von Grimburg Direktor des österreichischen Netzes der Staatsbahn, und der ehemalige Finanzminister Freiherr de Pretis statt Joubert Präsident des Vereinigten Verwaltungsrates der Gesellschaft. Über besonderen Wunsch der österreichischen Regierung wurde T. Mitglied des Verwaltungsrates in Wien und gleichzeitig des Pariser Komitees. Die »Franzosenzeit« bei der Staatsbahn war vorüber. Schon im nächsten Jahre trat Freiherr de Pretis von dem Präsidentenposten zurück, T. wurde sein Nachfolger und damit der oberste Chef der Verwaltung des gewaltigsten Eisenbahnunternehmens in der Monarchie und des dazu gehörigen, riesigen Domänenbesitzes; der Domänenbesitz der Staatsbahn umfaßt große Kohlengruben in Böhmen und Ungarn, Eisensteingruben, eine Maschinenfabrik in Wien, vier Hochöfen, Eisen- und Stahlhütten, Walzwerke, Werkstätten, eine Mineralölfabrik, eine Schwefelsäurehütte, Kalköfen, Ziegeleien, Mühlen und endlich einen im Banat gelegenen, geschlossenen Komplex von Ländereien im Ausmaße von 133 170 Hektar, hiervon 92 400 Hektar Waldungen.

Noch im gleichen Jahre 1891 begannen über Wunsch der ungarischen Regierung Verhandlungen wegen Verstaatlichung der ungarischen Linien der Staatsbahn. Der ungarische Handelsminister Gabriel Baross, der seinen Ruf, ein fürchterlicher Gewaltmensch zu sein, bei allen von ihm geführten Verhandlungen stets sehr geschickt zur Einschüchterung der Gegenpartei auszunützen pflegte, versuchte auch T. gegenüber, der als Vertreter der Staatsbahn erschienen war, die gleiche Taktik. Als T. sich nicht genügend nachgiebig zeigte, herrschte ihn Baross an, er schein wohl nicht zu wissen, welche Machtmittel ihm, dem Minister, zur Verfügung stünden, um die Staatsbahn gefügig zu machen. T. erwiderte: »Ich kenne Ihre Macht wohl, Exzellenz; Sie können allenfalls auch die Linien der Staatsbahn von Husaren besetzen lassen; aber keine Macht der Erde wird mich dazu bestimmen, Interessen, deren Wahrung mir anvertraut ist, preiszugeben.« Dieser ruhigen Festigkeit gegenüber gab es Baross auf, weiter »den wilden Mann zu spielen«; die Verhandlungen wurden in freundschaftlicher

Weise zu Ende geführt, am 13. Juli 1891 wurde der Verstaatlichungsvertrag unterfertigt. Nach der Unterzeichnung des Vertrages reichte Baross T. die Hand mit den Worten: »Es war kein Glück für uns, daß gerade Sie berufen waren, die Verhandlungen zu führen, denn mit jedem anderen wäre ich wahrscheinlich besser weggekommen; aber es war mir trotzdem ein Vergnügen, die Klinge mit Ihnen zu kreuzen.«

Gleichfalls noch im Jahre 1891 erlangte T. auch einen maßgebenden Einfluß auf die Erste k. k. priv. Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft, die größte Flußschiffahrts-Gesellschaft Europas; der Abschluß des am 7. April 1892 zustande gekommenen Übereinkommens zwischen der österreichischen Staatsverwaltung und der Gesellschaft, durch welches dieser seitens der Regierung eine jährliche Subvention für die Dauer von zehn Jahren zugesichert wurde, erfolgte unter seiner Mitwirkung.

1894 wurde T. Präsident des Verwaltungsrates der Süd-Norddeutschen Verbindungsbahn (Hauptlinie Pardubitz-Reichenberg-Seidenberg), deren Zentralleitung seit 1869 mit jener der Nordwest-Bahn vereinigt war. Seit 1889 saß er auch im Verwaltungsrate der k. k. priv. Kaschau-Oderberger Eisenbahn; die ausschl. priv. Buschtährader Eisenbahn (Hauptlinie Prag-Priesen-Eger) kam in den Machtbereich der Boden-Credit-Anstalt.

Trotz der geradezu ungeheueren Arbeitslast, die T. in seinen vielfachen, verantwortungsvollen Stellungen zu bewältigen hatte, und die um so größer war, als er den Pflichten, die ihm diese Stellungen auferlegten, stets mit minutiöser Genauigkeit nachkam, war der rastlose Mann bemüht, den Interessenskreis der Boden-Credit-Anstalt und damit seinen eigenen noch zu erweitern. Er wußte, daß der Staat auf dem seit 1880 eingeschlagenen Wege der Eisenbahnverstaatlichung nicht stillstehen werde, und daß voraussichtlich die von der Boden-Credit-Anstalt beherrschten Bahnen die nächsten Objekte der Verstaatlichung sein würden. Der große Gewinn, den die Anstalt als Bankier dieser Bahnen aus der Besorgung der Finanzgeschäfte für dieselben bisher gezogen hatte, mußte dann wegfallen; es galt, beizeiten einen Ersatz dafür zu finden. T. warf sich nun mit voller Kraft auf das Gebiet der Industrie. Er war dort kein vollständiger Neuling mehr. Schon im Jahre 1883 war er in den Verwaltungsrat der Ersten österreichischen Jute-Spinnerei und Weberei getreten; seit 1893 fungierte er als dessen Präsident. Die Anstalt besaß drei Fabriken, zwei in Wien und eine in Budapest, mit zusammen 16 000 Spindeln und 770 Webstühlen. Seit 1897 war er auch Vizepräsident des Verwaltungsrates der Österreichischen Waffenfabriks-Gesellschaft in Steyr, bei deren Gründung die Boden-Credit-Anstalt Pate gestanden hatte; 1906 rückte er dort zum Präsidenten des Verwaltungsrates vor. In der Generalversammlung der Aktionäre der Boden-Credit-Anstalt vom 27. April 1899 ließ T. eine Statutenänderung beschließen, welche den Wirkungskreis der Anstalt auf den Betrieb von Finanzierungsgeschäften, den An- und Verkauf von Wertpapieren usw. ausdehnte. Infolge dieser Statutenänderung schritt die Anstalt im Jahre 1907 auch an die Ausgabe von »Bankschuldverschreibungen«, als deren Unterlage Industrie- und Eisenbahndarlehen, d. h. entsprechend sichergestellte Darlehen an Industrie- und Handelsunternehmungen oder an Bahnen, zu dienen haben. Diese Obligationen sollten dazu helfen, das nötige Kapital für die verschiedenen Finanzierungsgeschäfte zu beschaffen. Die Statutenänderung wurde seitens

der Regierung genehmigt, und mit dem Jahre 1905 begann die Boden-Credit-Anstalt mit der Aufnahme einer ganzen Reihe von industriellen Engagements.

Zuerst waren es die der Firma Franz Leitenberger gehörigen Textilwerke in Cosmanos und Grottau, die unter der Firma »Cosmanos, Vereinigte Textil- und Druckfabriken« 1905 zu einer Aktiengesellschaft umgestaltet wurden, an deren Spitze T. als Verwaltungsratspräsident trat. In das gleiche Jahr fallen die Umwandlung der ausgedehnten Fabrikanlagen der Firma Isaac Mautner u. Sohn in Nachod, Schumburg und Trattenbach in die »Oesterreichische Textilwerke A. G. vormals Isaac Mautner & Sohn« und die größte, schwierigste, aber auch erfolgreichste von T.s industriellen Gründungen, jene der »Österreichischen Berg- und Hüttenwerksgesellschaft«. Diese Gesellschaft ist aus den »Friedrichwerken«, dem mächtigen, früher dem Erzherzog Friedrich gehörigen Montanunternehmen in Teschen hervorgegangen; zu diesen Werken gehörten fünf große Eisenwerke in Schlesien und Galizien, zwei Kohlengruben in Schlesien und Erzbergbau in Ungarn. Der Erzherzog war wegen Umwandlung der Werke in eine Aktienunternehmung mit einer deutschen Bankengruppe in Fühlung getreten, und die Verhandlungen waren bereits sehr weit vorgeschritten. Da wurde die finanzielle Welt plötzlich überrascht durch ein in der amtlichen »Wiener Abendpost« zur Veröffentlichung gelangtes Schreiben des Erzherzogs an T., worin dieser aufgefordert wurde, die Umwandlung der Friedrichwerke in eine Aktiengesellschaft durchzuführen. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß diese Veröffentlichung auf T.s Rat geschehen ist. Ihre Wirkung war prompt; die Konkurrenten zogen sich zurück, T. führte die Umwandlung der Werke durch, und eine der größten Montanunternehmungen der Monarchie war von ausländischem Einflusse frei gehalten worden. T. wurde Präsident des Verwaltungsrates der neuen Gesellschaft, welche die Werke um 25 Millionen Kronen übernahm. 1907 folgte die Gründung der »Actien-Gesellschaft für Mineralölindustrie, vormals David Fanto & Co.«, die, wie schon ihr Name besagt, aus der früheren Firma David Fanto & Co. hervorgegangen ist. Die Gesellschaft übernahm drei Rohöl-Unternehmungen der Firma in Galizien und deren Petroleumraffinerie in Pardubitz, die größte in Österreich; das Aktienkapital wurde mit 16 Millionen Kronen festgesetzt. Auch bei dieser Gesellschaft wurde T. Präsident des Verwaltungsrates. Beteiligt war die Boden-Credit-Anstalt auch bei der Kapitalserhöhung der »A. E. G.-Union Elektrizitäts-Gesellschaft«; unter ihren Einfluß gelangten der »Österreichische Verein für chemische und metallurgische Production« in Aussig, die »Wiener Locomotiv-Fabriks-Actien-Gesellschaft«, die »Rossitzer Bergbau-Gesellschaft«, die »Krainische Industrie-Gesellschaft«, die »Erste Galizische Ammoniak-Sodafabriks-Aktien-Gesellschaft« in Podgórze, die »Orsovaer Petroleumfabriks-Actiengesellschaft«, die »Ganz'sche Elektrizitäts-Actiengesellschaft« in Budapest usw.

Am 17. Juni 1904 starb der Gouverneur der Boden-Credit-Anstalt Josef Freiherr von Bezechny, der im Jahre 1878 an die Stelle Mosers getreten war. Er hatte sich neben dem allgewaltigen Direktor nie besonders zur Geltung bringen können. Anfangs hatte ihn das nicht wenig gewurmt; es war wohl vorgekommen, daß er, wenn in seiner Gegenwart die Boden-Credit-Anstalt gar zu sehr mit T. identifiziert wurde, unwirsch aufgefahren war: »Wer ist der Herr von T.? Die Boden-Credit-Anstalt bin ich!« Aber viel zu klug, um sich in Zwistigkeiten mit dem eigentlichen Herrn der Anstalt einzulassen, hatte er



sich nach und nach immer mehr auf sein Nebenamt, das eines Generalintendanten der beiden Hoftheater zurückgezogen, welche Tätigkeit seiner feinen, künstlerischen Natur wohl auch mehr zusagte, als das trockene Finanzgeschäft. Sein Tod hinterließ bei der Boden-Credit-Anstalt keine Lücke, wohl aber die große Frage der Nachfolgerschaft. Daß der Verwaltungsrat, wie er es auch wirklich mit Stimmeneinhelligkeit tat, T. für den Gouverneursposten vorschlagen würde, schien der ganzen Finanzwelt selbstverständlich. Gar nicht selbstverständlich aber erschien es der österreichischen Regierung, die den Vorschlag des Verwaltungsrates an die Krone weiterzuleiten hatte. Von dem ursprünglich in Österreich beliebten Systeme, die Gouverneure und Direktoren der großen Privatgesellschaften, bei welchen der Krone oder der Regierung hinsichtlich der leitenden Persönlichkeiten ein Ernennungsrecht zusteht, den Reihen des Hochadels zu entnehmen, war man wohl abgekommen. Dieses System hatte zwar das Gute gehabt, den Feudaladel mit Handel und Industrie in Berührung zu bringen und die tiefe Kluft, die vorher zwischen ihm und dem schaffenden Bürgertum wie dem aufstrebenden jungen, meist jüdischen Finanzadel gähnte, etwas zu überbrücken; im übrigen hatte es sich jedoch schlecht bewährt. Das Bestreben der Regierung ging aber nunmehr dahin, derlei Stellen stets mit Mitgliedern der hohen Bürokratie zu besetzen. Bei der Boden-Credit-Anstalt waren die beiden letzten Gouverneure ehemalige Sektionschefs des Finanzministeriums gewesen; man betrachtete daher den Gouverneursposten der Anstalt förmlich schon als eine Domäne der Regierung und war keineswegs willens, ihn einem »*Outsider*« zu überlassen. Mit all seiner angestaunten Macht und all seinem Einflusse konnte es T. nicht durchsetzen, daß der Vorschlag des Verwaltungsrates der Krone vorgelegt wurde; aber er war doch stark genug, um zu verhindern, daß ein anderer Vorschlag unterbreitet wurde. Ein ingrimmiger Kampf brach los, der sich über vier Jahre lang hinzog, während welcher T. die Geschäfte des Gouverneurs unter dem im Statute nicht vorgesehenen Titel eines Gouverneurstellvertreters führte. Die Regierung wollte nicht nachgeben, T., der es sich aber einmal in den Kopf gesetzt hatte, Gouverneur der Boden-Credit-Anstalt zu werden, auch nicht. Der Streit zog weite Kreise. Im österreichischen Abgeordnetenhaus bekämpfte der Abgeordnete Dr. Steinwender die Ernennung T.s und legte dem Finanzminister in einer Interpellation nahe, »nur eine solche Persönlichkeit für die Gouverneurstelle zur Genehmigung zu empfehlen, deren Unabhängigkeit von den herrschenden Finanzmächten zweifellos sei«. Der T. feindliche Teil der Presse tobte, und selbst das leitende Finanzblatt Österreich-Ungarns, die »*Neue freie Presse*«, verurteilte T.s Kandidatur und sah darin nur »die ewige Sehnsucht des Geldes nach Ehre«. Es handelte sich aber in diesem Streite wohl vielmehr um die Sehnsucht von mit Ehren Ausgestatteten nach Geld, denn der Gouverneursposten bei der Boden-Credit-Anstalt war mit 140 000 Kronen jährlich dotiert. Selbst im Verwaltungsrate der Boden-Credit-Anstalt ging es nicht ohne Opposition ab; der ehemalige Sektionschef im Finanzministerium Anton Freiherr von Niebauer lehnte im Jahre 1906 seine Wiederwahl in den Verwaltungsrat, dem er angehört hatte, ab, weil er seine Stimme nicht für T. geben wollte.

Gleichzeitig mit dem Streit um den Gouverneursposten hatte T. auch noch auf einem anderen Feld einen heißen Kampf mit der österreichischen Staatsverwaltung zu bestehen. Die Verstaatlichung der von T. beherrschten

Eisenbahnen: der Staatsbahn, der Nordwest-Bahn nebst der Elbetal-Bahn und der Süd-Norddeutschen Verbindungsbahn war von der Regierung in Aussicht genommen worden. Da für die hierbei den Aktionären zu gewährende Rente das Erträgnis der letzten Jahre maßgebend war, so war die Staatsverwaltung bemüht, durch Forderung großer Investitionen dieses Erträgnis zu drücken. Diesen Forderungen setzte T., soweit er sie als nicht gerechtfertigt ansah, eine zähe passive Resistenz entgegen. Wegen der Forderung der Legung eines zweiten Geleises auf der Nordwest-Bahn kam es bis zu einer Verhandlung vor dem Verwaltungsgerichtshofe, bei welcher T. allein gegen eine Reihe der tüchtigsten Juristen in glänzender Rede seinen Standpunkt mit Erfolg vertrat.

Der Streit endete endlich auf beiden Gebieten mit dem vollen Siege T.s. Die Verstaatlichung, bei welcher T. große Schwierigkeiten durch die finanzielle Formel wegräumte, wonach der Staat als Kaufpreis für die Linien der Staatsbahn den größten Teil der Prioritätsschuld dieser Bahn zur Selbstzahlung übernahm, wurde nicht zum Nachteile des Staates, aber auch ohne zu große Opfer seitens der Aktionäre durchgeführt. Das Verstaatlichungsübereinkommen wurde am 21. Oktober 1908 unterzeichnet, und am 25. Oktober desselben Jahres erfolgte die Kaiserliche Entschließung, mit welcher T. zum Gouverneur der Boden-Credit-Anstalt ernannt wurde.

Wie T. selbst über seine Kandidatur und über seine Ernennung gedacht hat, dafür mögen seine eigenen Worte Zeugnis geben: Einige Tage nach seiner Ernennung erschien T. bei dem Schreiber dieser Zeilen. Auf die begrüßenden Worte: »Ich beglückwünsche Sie, Herr Gouverneur, zu Ihrer Ernennung! Wir alle sind stolz auf Ihren Sieg; er ist ein Erfolg und eine Ehre für die ganze österreichische Kaufmannschaft«, erwiderte er lebhaft: »Sie haben das richtige Wort gesprochen; ich habe gekämpft für die Ehre der österreichischen Kaufmannschaft. Was kann mir der Gouverneursposten an sich bedeuten? Er vermehrt nicht meine Macht, er erhöht nicht mein Einkommen. Aber ich habe es nie begreifen wollen, daß der Kaufmann in Österreich zu allem fähig sein soll, nur nicht dazu, an der Spitze einer kaufmännischen Unternehmung zu stehen, und diesem unwürdigen Zustande wollte ich ein Ende gemacht wissen.« »Sie glauben nicht«, fuhr er ruhiger fort, »welche Mühe man sich gegeben hat, welche Mittel angewendet und welche Versprechungen mir gemacht wurden, um mich von meiner Kandidatur abzubringen. Man hat mir unter anderem versichert, daß der Kaiser nie die Ernennung eines Juden zum Gouverneur der Boden-Credit-Anstalt unterzeichnen werde. Nun, ich komme jetzt von der Audienz bei Seiner Majestät. Der Kaiser war äußerst gnädig und hat mir wiederholt versichert, daß er meine Ernennung gerne vollzogen habe. Es war alles falsch, was man mir erzählt hat!«

T. stand jetzt auf der Höhe seiner Laufbahn. Noch sollte ihm ein Sieg auf dem schon einmal mit Erfolg beschrittenen diplomatischen Gebiete beschieden sein. Nach der Annexion der okkupierten Länder Bosnien und Herzegowina kam im Jahre 1909 ein Vertrag zwischen der Österreichisch-ungarischen Monarchie und der Türkei zustande, in welchem sich die Monarchie verpflichtete, dem Ottomanischen Reich als Entschädigung für die in den annektierten Ländern gelegenen Staatsgüter und -wäldungen den Betrag von zweieinhalb Millionen türkischer Pfund zu bezahlen. Mit der Durchführung dieser Transaktion wurde seitens des österreichisch-ungarischen Ministeriums

des Äußern die Boden-Credit-Anstalt betraut. T. hatte kaum von dem Überkommen erfahren, als er erklärte, das sei undurchführbar, weil so viele geprägte türkische Pfunde wahrscheinlich überhaupt nicht vorhanden, jedenfalls aber nicht aufzutreiben seien. Nach österreichischem Gesetze muß aber eine Zahlung, die in einer besonderen Münzsorte bedungen ist, auch in eben dieser Münzsorte geleistet werden. Der Vertreter der türkischen Regierung, ein Direktor der Kaiserlich-Ottomanischen Bank, der in der Charwoche des Jahres 1909 in Wien die Verhandlungen mit T. begann, hatte das von der österreichisch-ungarischen Diplomatie beim Abschlusse des Übereinkommens begangene Versehen sofort aufgespürt und forderte die Zahlung, wie versprochen, in türkischen Pfunden oder, falls diese nicht geliefert werden könnten, eine Aufzahlung von unverhältnismäßiger Höhe. T. wollte von einer solchen Aufzahlung nichts wissen und verlangte, die Türkei solle den entsprechenden Wert in Goldbarren übernehmen oder sich gedulden, bis die nötige Anzahl türkischer Pfunde ausgeprägt worden sei. Der türkische Delegierte versuchte nun, in der am Bosphorus üblichen Weise mit Hilfe eines »Bakschisch« den unbequemen Gegner umzustimmen. Er bot der Boden-Credit-Anstalt einen Anteil an der Österreich-Ungarn abzunehmenden Aufzahlung an. Die Entrüstung, mit der T. dieses Angebot zurückwies, belehrte ihn, daß Österreich-Ungarn doch nicht im Orient liege. Er bestand nicht mehr auf seinem Schein, und die Auszahlung der Entschädigung wurde in Wechseln auf London vereinbart.

Es war T.s letzter Erfolg. Noch zu manchem schien er berufen. Schon sprach man von seiner bevorstehenden Ernennung zum Mitgliede des österreichischen Herrenhauses, von seiner Erhebung in den Freiherrnstand. Da setzte ein tückisches Schicksal diesem reichen Leben ein unerwartetes Ende.

T. war nicht von besonders kräftigem Körperbau, aber zähe und widerstandsfähig. Sein Gesundheitszustand ließ lange nichts zu wünschen übrig. Eine schwere Typhuserkrankung, die ihn im Jahre 1885 niederwarf, überwand er glücklich. In seinen späteren Jahren wurde er von der Gicht geplagt, zu der er die Veranlagung wohl ererbt und nicht erworben haben dürfte, denn seine Lebensweise war eine außerordentlich mäßige, und geistige Getränke vermied er fast gänzlich. Auch seine Sehkraft begann abzunehmen; er war auf einem Auge starblind geworden, und auch das andere Auge schien bedroht; man fürchtete die Entwicklung von Glaukom. Bedenklicher noch waren Erscheinungen von Arteriosklerose, die sich einstellten und ihm oft arge Beschwerden verursachten. An den Heilquellen von Karlsbad und Gastein, in dem Lahmannschen Sanatorium bei Dresden suchte er Genesung. Wiederholt, so noch ein Jahr vor seinem Tode, trug er sich mit der Absicht, »vollständig auszuspannen«, gab diesen Gedanken jedoch, sobald die quälenden Erscheinungen seiner Leiden nachließen, immer sofort wieder auf. Da erkrankte er im Spätsommer des Jahres 1909 unter ganz eigentümlichen Symptomen: es traten Abschuppungen der Haut an den Innenflächen der Hände sowie Lähmungserscheinungen an den Gliedmaßen auf. Die behandelnden Ärzte, darunter der Geheime Medizinalrat Professor Dr. Wassermann aus Berlin, ein Schwiegersohn T.s, und der Berliner Professor Dr. Oppenheimer, stellten eine Vergiftung durch Arsenik und Antimon fest. Man dachte zuerst an die Wirkung eines giftigen Haarfärbepreparates, aber T. hatte nie ein solches Schönheitsmittel benützt. Eine im Arbeitszimmer T.s im Gebäude der Boden-Credit-Anstalt

vorgenommene Untersuchung ergab schließlich das Vorhandensein der genannten Giftstoffe in den grünen Seidenvorhängen dieses Zimmers und in den zur Bespannung der Wände verwendeten grünen Seidenstoffen. Diese Stoffe waren anderthalb Jahre vorher aus England bezogen worden. Noch schien die Krankheit nicht gefährlich. T. konnte noch im Oktober scheinbar in voller Frische der Feier der Vermählung einer seiner Töchter beiwohnen. Unmittelbar nachher begab er sich in den Kurort Martinsbrunn bei Meran. Er hatte diesen von Wien ziemlich entfernten Ort gewählt, um die ihm ärztlicherseits verordnete vollständige Ruhe zu finden. Dort aber verschlimmerte sich sein Zustand bald in besorgniserregender Weise. Eine allgemeine Nervenentzündung, die infolge der Vergiftung eintrat, bereitete ihm qualvolle Schmerzen. Der Kranke fühlte sein Ende herannahen. »Ich habe die Boden-Credit-Anstalt groß gemacht«, klagte er, »und ihre Mauern töten mich jetzt«. Noch immer auf das Wohl der Anstalt bedacht, diktierte er in seinen letzten Lebenstagen seinem Sekretär eine Art geschäftlichen Testaments für die Boden-Credit-Anstalt, in welchem er insbesondere auf seinen getreuen Mitarbeiter während eines Menschenalters, den Direktor Julius Herz hinwies, als den Mann, der am besten geeignet wäre, ihn selbst zu ersetzen. Wenige Tage vor seinem Tod erfaßte ihn eine quälende Unruhe, es drängte ihn nach Hause. »Ich will in Wien sterben«, sagte er. Ein Extrazug brachte den Sterbenden, der bereits das Augenlicht verloren hatte, am Morgen des 23. November nach Wien. Am Nachmittage des nächsten Tages verschied er in seiner Wohnung im Palais der Boden-Credit-Anstalt in der Teinfaltstraße, umgeben von den Mitgliedern seiner Familie. Man hatte in der Öffentlichkeit von der Gefährlichkeit seiner Erkrankung keine Kenntnis gehabt; um so größer war die allgemeine schmerzliche Überraschung, als die Todesnachricht bekannt wurde. Unter den Kondolierenden befanden sich der Kaiser selbst, sowie Erzherzog Friedrich; der österreichische Ministerpräsident, fast sämtliche Minister, der Statthalter von Niederösterreich, die gesamten Bankdirektoren und überhaupt alle, die in der Finanz- oder Eisenbahnwelt Namen und Rang hatten, erschienen im Trauerhause. In einer am 27. November 1909 abgehaltenen feierlichen Trauersitzung beschloß der Verwaltungsrat der Boden-Credit-Anstalt, zur dauernden Erinnerung an den verewigten Gouverneur eine »Theodor Ritter von Taussig-Stiftung« in der Höhe von einer Million Kronen für bedürftige Angehörige der Anstalt sowie für Witwen und Waisen von solchen zu schaffen. In der gleichen Sitzung wurde der Direktor Julius Herz zum Gouverneurstellvertreter mit allen Befugnissen des Gouverneurs ernannt. Gouverneur wurde Julius Herz aber nicht. T.s Nachfolger wurde wieder ein ehemaliger Sektionschef, der Geheime Rat Dr. Rudolf Sieghart, in welchem, soweit die noch sehr kurze Zeit seiner Amtsführung ein Urteil gestattet, T. wohl einen seiner würdigen Nachfolger gefunden hat.

T. war unstreitig einer der bedeutendsten Finanzmänner, die Österreich während des letzten halben Jahrhunderts gehabt hat, vielleicht der bedeutendste nach dem genialen Bruck. Er war wohl keine eigentlich schöpferische Natur, neue Wege hat er weder dem Handel noch dem Verkehrswesen oder der Industrie gewiesen; aber er besaß eine geradezu wunderbare Gabe, die künftige Gestaltung der Dinge vorauszuahnen. Schon bei seinem Eintritt in die Boden-Credit-Anstalt sah er, seiner Zeit weit voraus, die Zukunft des Bankwesens in der Ent-

stehung gewaltiger, mit sehr großen eigenen Mitteln ausgestatteter Institute. Die Boden-Credit-Anstalt zu einem solchen auszubauen, ihr unter den Riesensbanken, wie erst die jüngste Zeit sie kennt, einen ebenbürtigen, wenn nicht beherrschenden Platz zu sichern, war von Anbeginn das Ziel, auf das er mit dem ganzen Aufgebote seiner unermüdlichen Arbeitskraft und seines großartigen Organisierungstalentes zäh und hartnäckig lossteuerte. Vornehmlich diesem Ziele diente auch sein viel angegriffenes Reservierungssystem. Er begnügte sich nicht mit den vom Statute gebotenen geringen Dotierungen des Reservefonds. Von Anfang an hielt er stets einen namhaften Teil des Gewinnes, der statutenmäßig zur Verteilung an die Aktionäre hätte gelangen können, zurück und bildete Reserven und abermals Reserven. Als der Reservefonds die statutenmäßige Höhe erreicht hatte, schuf er einen außerordentlichen Reservefonds; als der Silbergulden ö. W. — die Aktien der Boden-Credit-Anstalt sollten nach der ursprünglichen Bestimmung der Statuten auf je 200 Gulden ö. W. Silber oder 500 Francs ausgestellt werden — unter den Wert von  $2\frac{1}{2}$  Francs sank, deckte er den rechnungsmäßigen Ausfall durch die Bildung eines Agiofonds, den er ruhig beibehielt, ja noch weiter erhöhte, als die an Stelle der Aktien ausgegebenen Interimsscheine längst schon gegen auf je 300 Kronen lautende Aktien umgetauscht worden waren, von einem Goldagio also keine Rede mehr sein konnte. So wuchs die Boden-Credit-Anstalt aus kleinen Anfängen allmählich zu einer mächtigen Bank heran. Als T. Direktor der Anstalt wurde, hatte die Boden-Credit-Anstalt ihre früher angesammelten Reserven verloren, und ihr Aktienkapital von 19,2 Millionen Kronen war zum Teile gefährdet. Die letzte Bilanz, die er der Generalversammlung der Aktionäre vorlegte, jene für das Jahr 1908, wies ein Aktienkapital von 45 Millionen Kronen und zuzüglich des aus dem Gewinne dieses Jahres wieder zur Reservierung gelangten Betrages Reserven von über 82 Millionen Kronen auf; die Anstalt besaß also eigene Mittel von mehr als 127 Millionen Kronen, und dabei waren in ihrem Effektenbesitze noch weitere Reserven verborgen. Von der Riesenziffer von fast 108 Millionen Kronen, um welche die Mittel der Anstalt in diesen 34 Jahren gewachsen sind, waren nur 30 Millionen anlässlich der im Jahre 1906 stattgefundenen Kapitalerhöhung seitens der Aktionäre zur Einzahlung gelangt, fast 78 Millionen stammten aus Reservierungen. Diese kluge, weitschauende Politik T.s hat nicht nur der Boden-Credit-Anstalt ihre Bedeutung verschafft, sie war auch ungemein solid. Die Dividende war nie so groß, als sie hätte sein können, aber sie wurde in guten wie in schlechten Jahren bezahlt und verfolgte, von kleinen Rückschlägen abgesehen, eine immerwährend steigende Richtung; von 10 Francs für das Jahr 1878 stieg sie allmählich bis auf 48 Kronen für das Jahr 1908. Ein französisches Blatt erzählte, der Verwaltungsrat der Boden-Credit-Anstalt, Baron Haber, habe, als T. ihn einmal in Paris aufsuchte, ihm seine sechsjährige Enkelin mit den Worten vorgestellt: »Sich', mein Kind, das ist der Mann, der für dich sorgt; du wirst einmal reich sein, denn du hast Aktien der Boden-Credit-Anstalt.« Nicht alle Aktionäre aber waren mit dieser »Enkelpolitik« einverstanden. Gar manche meinten, nicht nur ihre Enkel, auch sie selbst wollten leben, und es wurde besonders in den letzten Jahren von T.s Geschäftsführung wiederholt in den Generalversammlungen der Boden-Credit-Anstalt die Erhöhung der Dividende gefordert. T. fertigte einmal einen dieser Interpellanten ziemlich brüsk mit den Worten ab, es sei niemand ge-

zwungen, Aktionär der Boden-Credit-Anstalt zu sein, und wem das Vorgehen der Verwaltung nicht genehm sei, der möge seine Aktien verkaufen. Da hatte der gewaltige Direktor in seiner Selbstherrlichkeit allerdings ganz vergessen, daß bei jeder Aktiengesellschaft schließlich doch die Aktionäre die Herren, und auch die mächtigsten Direktoren nur deren Angestellte sind. Über seine Dividendenpolitik sagte T. selbst in der 42. ordentlichen Generalversammlung der Boden-Credit-Anstalt vom 26. April 1907: »In den verflossenen Dezennien wurde bei der Dividendenbemessung in konsequenter Weise immer der Standpunkt eingenommen und er war auch diesmal maßgebend, mit der einen Hand möglichst günstige Dividenden auszuteilen und mit der anderen Hand für die weitere Ausgestaltung der Grundlagen der Anstalt zu sorgen.« Bei den übrigen Instituten, denen T. vorstand, konnte er wohl nicht in gleicher Weise wie bei der Boden-Credit-Anstalt vorgehen, aber überall war er auf die möglichste Solidität und Stabilität bedacht. Seine Geschäftsführung war auch bei den Eisenbahnen eine streng kaufmännische; unbeirrt durch parlamentarische Strömungen und nationale Begehrlichkeit hielt er bei den von ihm verwalteten, zum Teil mitten durch das Herz des tschechischen Sprachgebietes von Böhmen gehenden Bahnen im Interesse der ungehemmten und raschen Abwicklung des Verkehrs an der inneren deutschen Amtssprache fest. Die Disziplin handhabte er mit eiserner Hand, Protektion half bei ihm nichts; als er einmal einen Beamten der Nordwest-Bahn, der durch heftige antisemitische Agitationen gar zu unangenehm aufgefallen war, kurzweg von Wien nach Kolin versetzt hatte, blieb er unbeugsam bei seiner Verfügung, trotzdem die vornehmsten Führer der christlichsozialen Partei sich persönlich bei ihm für den Gemaßregelten verwendeten.

Staunenswert war T.s Vielseitigkeit. Die weiten Gebiete des Bank- und Finanzwesens, des Transportwesens, der Verkehrspolitik, der verschiedenartigsten Industrien beherrschte er mit souveräner Meisterschaft. Die Boden-Credit-Anstalt wurde unter ihm aus einer bloßen Hypothekaranstalt das universellste Institut nicht bloß Österreich-Ungarns.

Als Autodidakt, denn seine Schulbildung war ja eine ziemlich dürftige, hatte sich T. umfassende Kenntnisse auf den verschiedensten Gebieten erworben. Sein reiches juristisches Wissen überraschte selbst Fachmänner. Nicht zufrieden damit, ein tüchtiger Bankpraktiker zu sein, hatte er sich auch mit der Theorie des Bank-, Finanz- und Geldwesens gründlich vertraut gemacht. Seine Ausführungen in der großen Valutaenquete des Jahres 1892, in deren neunter, am 17. März abgehaltenen Sitzung er in zweistündiger, glänzender Rede für die Einführung der Goldwährung in Österreich-Ungarn eintrat, zeugten von tiefer Einsicht in die schwierigsten Fragen der Währungspolitik.

An der Börse erfreute er sich gleich nach seinen ersten Erfolgen eines ungewöhnlichen Ansehens und einer gewissen Popularität. Man nannte an der Wiener Börse die Aktien der von ihm beherrschten Unternehmungen, besonders jene der Boden-Credit-Anstalt, der Staatsbahn, der Nordwest-Bahn, der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft und der Waffenfabrik, kurzweg die »Taussig-Werte« oder mit einem humoristischen Hinweis auf T.s zahlreiche Familie die »Zwölfkinder-Papiere«. Das Umwandeln von Industrie-Unternehmungen in Aktiengesellschaften wurde als »vertaussigen« bezeichnet. T.

war Mitglied der Börsenverwaltung vom 1. Januar 1877 bis um die Mitte des Jahres 1886; in der Börsenkammer war er als Berater hochgeschätzt.

Eine verschlossene Natur, pflegte er niemanden, auch nicht seine nächsten Mitarbeiter, in seine Absichten einzuweißen, um dann im entscheidenden Moment plötzlich unerwartet mit einem nach allen Richtungen wohl durchdachten Plane hervorzutreten. Dieser Gepflogenheit dankte er manchen Erfolg, sie hat ihm aber auch den Vorwurf eingetragen, er habe wiederholt die Unkenntnis der anderen hinsichtlich seiner Absichten ausgenützt, um sich durch Börsenspieler zu bereichern. Der Vorwurf ist wohl nicht gerechtfertigt. T. war kein Spieler, nicht einmal ein Spekulant. Sein großes Vermögen dankte er weniger Börsenoperationen, sondern vornehmlich dem felsenfesten Vertrauen auf sich selbst; er pflegte Aktien der Institute, die er leitete, in großen Mengen selbst zu erwerben und so sein eigenes Schicksal mit dem der Institute zu verknüpfen. Das Aufblühen der Anstalten unter seiner Hand warf dann auch ihm persönlich reiche Gewinne in den Schoß. Sein Vermögen ist übrigens weit überschätzt worden. Man sprach bei seinem Ableben von einer Hinterlassenschaft von 100 Millionen Kronen. Tatsächlich dürfte sie wenig über den vierten Teil dieser Summe betragen haben. Es sollen sich darunter nicht weniger als 12000 Aktien der Boden-Credit-Anstalt befunden haben; T. hatte auch für sein eigenes Haus Enkelpolitik getrieben.

Schwächlichen oder sentimentalen Regungen wenig zugänglich, von klarem Kopf und eisernem Willen, eine kampffreudige Natur, war T. doch dabei sehr empfänglich für äußere Ehren. Die Auszeichnungen, derer er teilhaftig wurde, haben ihm eine ehrliche Freude gemacht. Es hat ihm nicht an solchen gefehlt: anlässlich der Durchführung der großen Eisenbahnverstaatlichungs-Operationen im Jahre 1884 wurde ihm im Jahre 1885 das Komturkreuz des Franz Josef-Ordens verliehen; im Jahre 1891 erhielt er den Orden der Eisernen Krone II. Klasse, im Jahre 1893 für seine Mitwirkung an der Währungsreform und den damit im Zusammenhange stehenden großen Rentenemissionen und -konversionen den Stern zum Komturkreuz des Franz Josef-Ordens, im Jahre 1905 das Großkreuz dieses Ordens; die Stadt Steyr ernannte ihn zum Ehrenbürger; ein im Jahre 1904 neu abgeteufter Schacht in Kladno wurde nach ihm Theodorschacht genannt. Gegen Angriffe war er, so sehr er Gleichgiltigkeit dagegen zur Schau trug, außerordentlich empfindlich; als anlässlich eines Konfliktes, den er im Jahre 1892 mit dem ungarischen Finanzminister Dr. Alexander Wekerle hatte, der Minister im ungarischen Abgeordnetenhaus unter stürmischen Ovationen des Hauses mit Bezug auf T. erklärte: »Mit diesem Herrn rede ich nicht mehr!« soll T. den Minister zum Duell gefordert, von ihm jedoch einen Refus erhalten haben.

Gleich allen großen Arbeitsmenschen für seine eigene Person einfach und von geringen Bedürfnissen, verstand es T. doch, glänzend zu repräsentieren. In dem Wiener Bezirke Hietzing, nahe dem kaiserlichen Lustschlosse Schönbrunn, hatte er sich auf dem sogenannten Königberg inmitten eines ausgedehnten Parkes ein prächtiges Schloß als Sommersitz erbaut. Hier übte er Gastfreundschaft in vornehmster Weise. Sein Haushalt war auf großem Fuß eingerichtet und verschlang in T.s letzten Lebensjahren fast eine Million Kronen jährlich. Es muß jedoch hervorgehoben werden, daß sowohl T. selbst als die Mitglieder seiner Familie sich von der unangenehmsten Eigenschaft, die rasch empor-

gekommenen Persönlichkeiten meist anhaftet, dem Protzenthum, vollständig freihielten. T. vermied in der Gesellschaft alles Auffallende, sein Auftreten war zurückhaltend, fast bescheiden; keine seiner Töchter hat mit den Millionen ihrer Mitgift das Wappenschild irgend eines verarmten Grafengeschlechtes neu vergoldet. In hohem Maße war ihm die schönste Eigenschaft des Judentums eigen: die hohe Achtung vor Wissenschaft und Bildung. Er war ein trefflicher Redner, ein gewandter, schlagfertiger Debatter; im geselligen Verkehre von großer Liebenswürdigkeit, sprühend von Geist und Humor.

T.s Charakterbild wäre nicht vollständig, wollte man nicht auch seines Verhältnisses zum Judentume gedenken. Während die meisten seiner Glaubensgenossen, zu Reichtum und Ansehen gelangt, sich ihres angestammten Glaubens schämen und ihn entweder ganz verlassen oder sich doch dieses »Geburtsfehlers« nicht gern erinnern, bekannte sich T. stets frei und offen als Juden. Ohne orthodox zu sein, hielt er doch treulich an dem Glauben seiner Väter fest. Sechs Jahre lang, von 1901 bis 1906, gehörte er dem Vorstande der Wiener israelitischen Kultusgemeinde an und er nahm die Pflichten dieser Stellung sehr ernst; er half bei der Schaffung eines neuen Statuts für die Gemeinde mit und sanierte deren Finanzen. Es ist bezeichnend für sein religiöses Empfinden, daß er, fast schon mit dem Tode ringend, aus Meran an die Kultusgemeinde nach Wien deponieren ließ, man möge in den jüdischen Bethäusern »*Tefillas ha Chaulim*« sagen, d. h. für seine Genesung beten. Aber auch mit seinen Glaubensgenossen sollten ihm Kämpfe nicht erspart bleiben. Man hatte es ihm von jüdischer Seite schon verübelt, daß er sich mit den christlichsozialen Machthabern, die unter dem Bürgermeister Dr. Karl Lueger die Stadt Wien beherrschten, auf guten Fuß gestellt hatte und der Stadt bei ihren Finanzgeschäften mit Rat und Tat an die Hand gegangen war. Eine wahre Empörung gegen ihn brach aber los, als die Boden-Credit-Anstalt im Jahre 1906 sich an der großen russischen Anleihe dieses Jahres beteiligte. In Rußland hatten kurz vorher blutige Judenverfolgungen, sogenannte »Pogroms«, stattgefunden, und besonders die Stadt Kischinew war der Schauplatz wüster Ausschreitungen des Pöbels gegen die Juden gewesen. Man beschuldigte nun T., daß er mit dem Gelde der Boden-Credit-Anstalt die russische »Mörderpolitik« unterstütze. Mit einem einzigen Worte hätte T. seine Angreifer entwaffnen können: er hatte nicht aus eigenem Antriebe gehandelt. Man sagt, die Krone selbst habe, um den mächtigen, nordöstlichen Nachbar freundlich zu stimmen, die Beteiligung der österreichischen Finanzmächte und besonders jene der Boden-Credit-Anstalt an dem erwähnten russischen Anlehen gewünscht. Sicher ist, daß der damalige österreichisch-ungarische Minister des Äußern, Graf Goluchowski, der Boden-Credit-Anstalt diese Beteiligung dringend nahe gelegt und darauf verwiesen hatte, daß ein demonstratives Fernhalten des österreichischen Kapitals von der russischen Anleihe leicht weitere, noch ärgere Judenverfolgungen in Rußland zur Folge haben könne. T. verschmähte es, sich gegen die wider ihn erhobenen Angriffe zu verteidigen; zornig und verbittert legte er seine Stelle im Vorstande der Kultusgemeinde nieder und beschränkte sich hinfort darauf, die Gemeinde nur finanziell in munifizenter Weise zu unterstützen. Die Gemeinde erwies ihm nach seinem Tode die noch sehr wenigen zuteil gewordene Auszeichnung der Verleihung eines Ehrengrabes. Ein Teil von T.s Glaubensgenossen blieb allerdings unversöhnlich und verfolgte ihn mit wahrhaft alttestamentarischem Hasse



bis über das Grab hinaus; scheute sich doch nach seinem Tod ein jüdisch-nationales Blatt nicht, zu sagen, »T.s Name sei in der Geschichte des Judentums mit Blut eingeschrieben«!

Von der Natur war T. freundlich behandelt worden. Seine Gestalt war über mittelgroß, schlank und elastisch, auch in vorgerückten Jahren geschmeidig und nicht zur Fülle neigend. Sein ausdrucksvoller Kopf zeigte feingeschnittene Züge. Die Augen waren dunkel und von stechendem Blicke. Das leicht gelockte Haar und der in zwei Spitzen auslaufende Vollbart waren tiefschwarz; erst in T.s letzten Lebensjahren begann sich sein Haupthaar zu lichten und zeigte sein Bart graue Streifen.

In seinem Familienleben war T. außerordentlich glücklich. Seine Gattin hatte ihm zwölf Kinder, drei Söhne und neun Töchter geschenkt. Von den Söhnen ist der älteste, Karl Ritter von T., Verwaltungsrat der Aktien-Gesellschaft für Mineralölindustrie, vormals David Fanto & Co., sowie der Österreichischen Waffenfabriks-Gesellschaft; die beiden anderen Söhne stehen noch in jugendlichem Alter. Von den Töchtern sind sechs vermählt; T.s Schwiegersöhne sind: der Geheime Medizinalrat Professor Dr. Wassermann in Berlin, die Großindustriellen Béla Baron Hatvany-Deutsch, Friedrich Redlich und Rudolf Paul-Schiff sowie der Hof- und Gerichtsadvokat Dr. Ludwig Schüller in Wien, endlich der Großindustrielle Adolf May in Brüssel. T. sah sein Geschlecht noch in einer Schar blühender Enkel sich fortsetzen.

Das Wappen, das T. im Jahre 1880 anlässlich seiner Erhebung in den Ritterstand verliehen worden ist, zeigt einen französischen Schild, spitzkappenförmig (chapé) dreigeteilt. Das Schildhaupt weist einen schwarzen Doppeldadler auf goldenem Grunde, der Fuß auf blauem Grund ein silbernes Schiff mit fünf Segeln. Über dem Schilde befinden sich zwei offene, vergitterte Turnierhelme mit Halskleinod. Das Helmkleinod ist eine Krone und zwar rechts mit einem steigenden silbernen, doppelschwänzigen Löwen, der ein Büschel goldener Ähren in der rechten Klaue hält, links mit einem schwarzen und einem goldenen Adlerflügel; auf dem schwarzen Adlerflügel drei goldene Münzen. Die Helmdecken sind in den Tinkturen des Wappens schwarz und gold, blau und silber. Das silberne Schiff mit den fünf Segeln deutet auf T.s Gattin, deren Familienname Schiff lautete — das Wappen ist also ein sogenanntes »redendes« Wappen — und die bis zum Jahre 1880 geborenen fünf Kinder T.s. Der silberne, doppelschwänzige Löwe ist dem böhmischen Landeswappen entnommen und deutet auf T.s Herkunft aus Prag; die goldenen Ähren und die Goldmünzen weisen auf die in den Jahren 1877 bis 1879 von der Boden-Credit-Anstalt übernommenen großen Goldrentenemissionen.

Ein sehr gutes Porträt T.s hat im Jahre 1891 der bekannte Maler Professor Kasimir Pochwalski geliefert. Auch der ehemalige Direktor der Niederösterreichischen Escompte-Gesellschaft Dr. Karl Bunzl, ein hervorragender Porträtmaler, der mit T. sehr befreundet war, hat die Züge T.s in einem durch besonders treffliche Charakterisierung ausgezeichneten Bilde festgehalten. Diese beiden Bilder befinden sich im Besitze der Familie T. Das letzte Porträt T.s stammt von der Meisterhand des Malers Leopold Horovitz. Im Oktober des Jahres 1908 unmittelbar nach T.s Ernennung zum Gouverneur der Boden-Credit-Anstalt hatte der Verwaltungsrat der Anstalt den Beschluß gefaßt, für den Sitzungssaal des Instituts das Bild des neuen Gouverneurs malen zu

lassen, und Horovitz war mit dieser Aufgabe betraut worden. Die Ausführung verzögerte sich, und erst nach T.s Tode schritt der Maler, der T. sehr gut gekannt und großes Interesse für dessen schönen Kopf gehabt hatte, an die Arbeit. Das trefflich gelungene Bild ziert jetzt den Sitzungssaal des Verwaltungsrates der Boden-Credit-Anstalt als dauerndes Erinnerungszeichen an den verewigten Gouverneur. Das beste Denkmal T.s bildet freilich die Boden-Credit-Anstalt selbst, die in ihrer heutigen Gestalt sein eigenstes Werk ist, und mit deren Geschichte er seinen Namen für alle Zeiten verknüpft hat.

Mit knappen, treffenden Worten hat der frühere österreichische Finanzminister Dr. Leon Ritter von Biliński, der als ehemaliger Präsident der k. k. Generaldirektion der österreichischen Staatsbahnen und als gewesener Gouverneur der Österreichisch-ungarischen Bank wie kaum ein zweiter in der Lage war, T.s Wirken zu beurteilen, dessen Charakterbild gezeichnet. Herr von Biliński schrieb nach T.s Ableben: »In Herrn von Taussig scheidet ein Mann vom Plane, dem die allerhöchsten Fähigkeiten auf finanztechnischem Gebiete mit ganzem Rechte nachgerühmt werden müssen; und es war nicht der geringste seiner Vorzüge, daß er für die Finanzangelegenheiten des Staates das feinste Verständnis besaß und stets von dem Bestreben geleitet war, sein Können dem Dienste der Staatsinteressen zu weihen.«

F r i e d r i c h S c h m i d .

**Hausrath, Adolf**, \* Karlsruhe 13. Januar 1837, † Heidelberg 2. August 1909. — Das Elternhaus Adolf H.s stand in Karlsruhe, wo er als der Sohn des dortigen Stadtpfarrers und Hofdiakonus August H. geboren wurde. In einem Knabenspensionat und in der Seminarschule des orthodoxen Seminardirektors Stern mag H. die Abneigung gegen den Pietismus in sich aufgenommen haben, die ihn später durchs Leben begleitete. Als er mit seiner Mutter infolge der Unruhen des Jahres 1849 nach Lauterburg flüchtete, gelang es ihm, nach seinen eigenen Worten, »diese zu überzeugen, daß Knaben nicht schwerer zu erziehen seien als ihre Schwestern«, und so durfte er in das elterliche Haus zurückkehren, wofür er der Revolution von 1849 zeitlebens dankbar gewesen ist. Die mild-rationalistische Denkweise seines Vaters, der freundliche, humanistische Geist des Karlsruher Gymnasiums, an dem sein Direktor Gockel anregenden Unterricht in Deutsch, der badische Kirchenhistoriker Vierordt in Geschichte erteilte, das damals gerade kräftig aufblühende Kunstleben Karlsruhes, wo Künstler wie Carl Frommel, Schirmer, Lessing, später Feuerbach wirkten, — all das vereinigte sich, um die in dem regen Geist des Jünglings erwachenden wissenschaftlichen, ästhetischen und religiösen Interessen zu fördern und jene welt-offene, liberale, für alles Künstlerische so empfängliche Richtung seines Wesens hervorzubringen, die den Gelehrten und Dichter H. kennzeichnet.

Im Jahr 1856 bezog er, »getreu den rationalistischen Traditionen seines Elternhauses«, die Universität Jena, wo Hase Einfluß auf ihn gewann, siedelte nach drei glücklichen Semestern zunächst nach Göttingen und bald darauf nach Berlin über, wo die Vorlesungen von Wagen und der Besuch der Kunstsammlungen ihm reicheren Gewinn abwarfen als das Studium der Berliner Theologie, die für den in freierer Luft Aufgewachsenen wenig Anziehendes bot. Nach Vollendung der theologischen Studien im Heidelberger Seminar unter Daniel Schenkel

und bestandenen theologischem Examen arbeitete er in Berlin seine Dissertation über Konrad v. Marburg aus, habilitierte sich 1862 in Heidelberg, trat gleichzeitig als Heidelberger Stadtvikar in den badischen Kirchendienst und wurde bereits 1864 als Assessor in den neugebildeten liberalen badischen Oberkirchenrat berufen. Er kämpfte hier, Schulter an Schulter mit den Führern des badischen kirchlichen Liberalismus gegen die seit Ullmanns Rücktritt von der Prälatur erbitterte Orthodoxie, fühlte sich aber doch nicht so recht wohl in seiner oberkirchenrätlichen Stellung. Seine Liebe war und blieb die Kirchengeschichte und schon im Jahr 1867 kehrte er nach Heidelberg zurück, wo er zunächst als außerordentlicher, seit 1871 als ordentlicher Professor fast 40 Jahre hindurch den Lehrstuhl für Kirchengeschichte innehatte. Rufe nach Hamburg, Bern, Jena wies er zurück. Im Jahr 1869 promovierte ihn die ev.-theologische Fakultät in Wien zum Ehrendoktor der Theologie, 1903 die Heidelberger philosophische Fakultät zum Doktor der Philosophie *h. c.* Der Großherzog von Baden ernannte ihn 1906 zum Geheimrat, die Stadt Heidelberg zu ihrem Ehrenbürger.

Als er im Sommer 1909 starb, konnte ihm sein Kollege und Freund Adalbert Merx bezeugen, daß er die Tradition der Ruperto-Carola verkörpert habe. Seine badische Abstammung, seine langjährigen Beziehungen zu allen führenden Persönlichkeiten des badischen Staats und der badischen evangelischen Kirche, seine über vier Dezennien ausgebreitete Heidelberger Lehrtätigkeit ließen ihn den Zusammenhang zwischen Hochschule und Land historisch verstehen und klar erkennen, und schufen in seiner Person ein wertvolles Band zwischen Universität und Staatswesen. Zweimal übertrug ihm das Vertrauen seiner Kollegen das Prorektorat und durch seine Rektoratsrede im Jahr 1901 ist er der Historiograph der Heidelberger theologischen Fakultät geworden. Sein Leben verlief seit seiner Rückkehr nach Heidelberg im Jahr 1867 äußerlich still, innerlich reich bewegt. An der Seite seiner edeln, ihn völlig verstehenden Gattin Henriette geb. Fallenstein, inmitten einer blühenden Kinderschar, verbrachte er in seinem herrlich unter hohen Bäumen am rechten Neckarufer gegenüber dem Schloß gelegenen, allzeit gastlichen, von erlesenen Menschen häufig besuchten, von einer Atmosphäre geistigen und künstlerischen Lebens umwobenen Haus Jahre vielscitigen, rastlosen Schaffens. In die Öffentlichkeit ist H. selten getreten. Seine vornehme, der Agitation und dem Lärm des politischen Lebens abgeneigte Art liebte und suchte die Stille. Von seiner geistigen Warte aus verfolgte er mit scharfem und heißem Blick die Entwicklung der Dinge. Es blieb ihm kein Ereignis, keine Begebenheit von Bedeutung verborgen. Er verschmähte es auch nicht, als Mitglied des Nationalliberalen Ausschusses in den achtziger Jahren Aufrufe und Zeitungsartikel zu verfassen. Allein für eine unmittelbare politische Wirksamkeit in Volksversammlung und Parlament war er eine viel zu scheue und sensible, wohl auch körperlich zu zart veranlagte Natur.

Desto intensiver pflegte er den Verkehr mit gleichgesinnten Freunden, unter denen die Theologen Richard Rothe, Heinrich Holtzmann, Emil Zittel, Karl Holsten, die Staatsmänner v. Marschall, Mathy, Jolly, Nokk und Heim (der thüringische Minister), die Historiker Häusser, Droysen, Treitschke, die Schriftsteller und Dichter J. V. v. Scheffel, E. Devrient, Gustav Freytag zu nennen sind. In den drei Bänden *Alte Bekannte* (I. Zur Erinnerung an Julius Jolly 1899, II. Zur Erinnerung an Heinrich v. Treitschke 1901, III. Er-

innerungen an Gelehrte und Künstler der badischen Heimat, 1902.) hat H. einem Teil dieser Männer Erinnerungssäulen aufgestellt, die zeigen, wie tiefe Blicke er nicht nur in Wesen und Persönlichkeit seiner Freunde getan, sondern wie genau vertraut er auch mit ihrem Wirken und Schaffen gewesen ist und welch wertvolle Bereicherung seine eigene Freundschaft für jene bedeutete.

Das Buch über seinen Schwager Julius Jolly war zugleich auch ein Dankeszoll an die badische Heimat, deren bewegteste und bedeutsamste Ära er, größtenteils auf Grund eigener Erlebnisse und Eindrücke, in meisterlicher Weise darstellt.

H.s theologische und schriftstellerische Anfänge reichen in das fünfte Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts zurück. Die Zeit der kirchlichen Restauration mit ihrem Eifer für die Wiederherstellung der Geltung altkirchlicher und reformatorischer Bekenntnisse, mit ihrer auf Sammlung der gläubigen und erweckten Kreise gerichteten Kirchenpolitik, mit ihrem Haß gegen alles, was aus dem Aufklärungszeitalter stehen geblieben war in Staat und Kirche, in die er als Schüler Ferdinand Christian Baur und als Anhänger der Hegelschen Geschichtsbetrachtung eintrat, fand an ihm einen wohlgerüsteten und energischen Vorkämpfer für Freiheit, Licht und Wissenschaft. Man muß für das Verständnis H.s und seiner Schriften mehr noch wie bei andern stets der zeitgeschichtlichen Hintergründe und Verhältnisse eingedenk bleiben, die auf ihn nachhaltigst gewirkt haben: also des Kampfes der neubegründeten liberalen Theologie gegen Orthodoxie und Pietismus, sowie des Ringens der modernen Staatsidee mit den Machtansprüchen der römischen Kurie und des deutschen Episkopates, wie es im badischen Konkordattstreit und später im Kulturkampf der Bismarckschen Epoche einen typischen Ausdruck fand. Ganz im Sinne Hegels und seiner Schüler faßte H. den geschichtlichen Verlauf unter dem Schema von vorwärtstreibender und rückläufiger Bewegung, von Aktion und Reaktion, wobei er mit leidenschaftlicher Teilnahme auf der Seite des Fortschritts stand und in den rückläufigen Mächten gefährliche, zu bekämpfende Feinde, die wahren Schädlinge der menschlichen Gesellschaft erblickte. Verkörpert waren ihm die großen Ideenmächte in den für ihre Zeit maßgebenden Persönlichkeiten, die sich ihm demgemäß in zwei Heereslager gruppierten: in die Vorkämpfer und Anhänger des Lichts, der Freiheit und des Fortschritts und in die Reaktionäre, die Dunkelmänner und Lichtfeinde. Es ist kein Zufall, daß seine kirchengeschichtlichen Hauptwerke alle die Namen führender Persönlichkeiten tragen: Jesus und die neutestamentlichen Schriften, der Apostel Paulus, Martin Luther, David Friedrich Strauß, Richard Rothe und seine Freunde. Er war ein entschiedener Anhänger jener Richtung in der Geschichtswissenschaft, die den persönlichen Faktor in der Entwicklung stärker betont, als die Wirkung unpersönlicher wirtschaftlicher oder sozialer Schiebungen und Verhältnisse und wollte der neuerdings mehr und mehr zu Geltung und Ansehen gelangten religionsgeschichtlichen Methode nur insoweit ein Recht einräumen, als sie sich mit der Anerkennung der großen impulsgebenden Persönlichkeiten innerhalb des geschichtlichen Prozesses vereinigen ließ.

Hat er mit seinem ersten großen Werke, der Neutestamentlichen Zeitgeschichte (I. die Zeit Jesu, 3. Aufl. 1879. II. Die Zeit der Apostel, 1. Abt., 2. Aufl., 1875; 2. Abt., 2. Aufl., 1875. III. Das nachapostolische Zeitalter, 2. Aufl. 1877) zum erstenmal den Versuch gewagt, das Leben Jesu, die Geschichte der

apostolischen und nachapostolischen Zeit im Zusammenhang darzustellen und dies großangelegte Ganze auf dem Hintergrund der gesamten profan- und kulturgeschichtlichen Umwelt aufzutragen, so kehrte er am Ende seines Lebens zu dieser Aufgabe zurück und schuf in seinem letzten Werk *Jesus und die neutestamentlichen Schriftsteller*, (2 Bde. 1908 u. 1909), eine urchristliche Literaturgeschichte großen Stils, bei der ihm als Ideal die Art vorschweben mochte, in der »Gervinus und Vilmar die Geschichte der deutschen Literatur vorgetragen haben«.

In beiden Werken zeigte er sich, nach einem Ausspruch seines Freundes und großen Kollegen auf dem Gebiet neutestamentlicher Wissenschaft, Heinrich Holtzmann, »als ganz selbständiger Forscher, der ohne minutiöses Detail, vielleicht sogar ohne allzu peinliche Sorge um Buchstaben und Zahlen«, die Entstehung des Christentums vor allem aus der geistesgewaltigen Persönlichkeit ihres Stifters ableitet, ohne dabei der Bedeutung der Urgemeinde und des Apostels Paulus für Aufbau und Organisation der neuen, zur Verkirchlichung hindrängenden Religion weniger gerecht zu werden. Zeigt auch das letzte Werk gegenüber dem ersten den Fortschritt der wissenschaftlichen Arbeit durch die häufige Auseinandersetzung mit Forschern wie Jülicher, Bousset, Johannes Weiß, Wernle, Wrede, Deißmann u. a., so ist doch die Grundposition in beiden Werken die nämliche: die Überzeugung von der Möglichkeit eines positiven Aufbaus der Geschichte der christlichen Anfänge bei weitgehender kritischer Stellung im einzelnen.

Eine besondere Untersuchung hat H. den Kapiteln 10—13 des zweiten Korintherbriefes gewidmet, die er als selbständigen Brief ansieht, der vor 2. Kor. 1—9 geschrieben und dort in Kapitel 2 und 7 erwähnt sein soll. (Der Vierkapitelbrief des Paulus an die Korinther 1869.)

Wie es im Urchristentum die Kämpfe Jesu und seines Apostels gegen Hierarchie, Pharisäertum und Gesetzlichkeit sind, bei denen H. mit besonderer Vorliebe verweilt, so haben ihn in der Kirchengeschichte des Mittelalters die »Weltverbesserer« Abälard (1893), Arnold von Brescia (1895) und dessen Jünger, die Arnoldisten (1895), und ihre durch den Gegensatz gegen die organisierte Kirche bestimmten Schicksale angezogen. »Abälard, der Gelehrte mit dem dialektisch scharfen Verstande und dem blutenden Herzen, Arnold von Brescia, der leidenschaftliche Volkstribun mit seiner glühenden Liebe zur Volksfreiheit und Volksfreude, Waldes, der eifernde harte Prophet der Armut, Franciscus, der innig stille Schwärmer«, das sind Lieblingsgestalten H.s, die er mit der plastischen Kraft seiner Darstellungskunst herausarbeitet.

Einen Höhepunkt seiner literarisch-wissenschaftlichen Arbeit bezeichnet *Luthers Leben* (zwei Bände 1904 u. 1905).

Mehrfache Vorarbeiten, darunter das Büchlein *Martin Luthers Romfahrt* (1894), das auf Grund eines gleichzeitigen Pilgerbuches und des Materials in den Tischreden den Versuch macht, Luthers Romreise im Jahre 1511 in anschaulichen Bildern aufleben zu lassen, und eine Monographie über die Tätigkeit des päpstlichen Legaten Alexander auf dem Wormser Reichstag von 1521 sind dem großangelegten zusammenfassenden Werk vorangegangen. H. will mit seinem Luther der Allgemeinheit dienen. Das Werk verzichtet auf allen gelehrten Apparat und geht absichtlich nicht auf Probleme der Spezialforschung ein. Es zeichnet auf kultur- und zeitgeschichtlichem Hintergrund in großer Linie

mit breitem Faltenwurf und mit ästhetischer Feinheit in den Einzelheiten die Gestalt des Vorkämpfers für Gewissensfreiheit, nationale Unabhängigkeit und religiöse Innerlichkeit. Ein stark apologetischer, antiultramontaner Zug, eine ausgesprochene Neigung, das Moderne, Vorwärtsweisende in Luther herauszuheben, ein offener Sinn für die allgemeine kulturelle Bedeutung des Reformators zeichnet das im höheren Sinne volkstümlich geschriebene Werk aus, das von allen Büchern H.s wohl die breiteste Wirkung geübt hat und einen ehrenvollen Platz in der Lutherliteratur beanspruchen darf.

Auch die neueste Kirchengeschichte verdankt H. zwei umfangreiche Monographien: Das Buch David Friedrich Strauß und die Theologie seiner Zeit, (zwei Bände, 1876 u. 1878), und das Seitenstück dazu: Richard Rothe und seine Freunde, (zwei Bände, 1902 u. 1903). Bei großer persönlicher Anteilnahme auch an dem Helden dieser beiden Werke, hält er dennoch sowohl Strauß als Rothe gegenüber die Distanz des Historikers. Seine Darstellung des berühmten Evangelienanalytikers und Vorkämpfers für den neuen Glauben ist wegen der an Strauß geübten scharfen Kritik nicht ohne Widerspruch geblieben. Noch in einer seiner letzten Arbeiten (in der Deutschen Rundschau 1909) hat er sich gründlich mit Th. Ziegler und dessen Straußbiographie auseinandergesetzt, das Recht seiner eigenen Stellungnahme energisch wahrend. Er war sich bewußt, in dieser Materie als Zeitgenosse und vielfacher Mitbeteiligter aus der Eigenschau heraus die Dinge schildern zu können und bewährte in der Beurteilung der Ereignisse und Persönlichkeiten eine große, nicht leicht zu beirrende Selbständigkeit.

Dasselbe gilt von seinem Rothe, einem Buch, das seinem Verfasser unter der Feder beinahe zu einer Kirchengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts answoll.

Es ist im Grunde das nämliche Thema, das H. in allen seinen kirchengeschichtlichen Werken behandelt, das auch im Rothe seine Feder in Bewegung setzte: Kampf, Sieg, Niederlage und erneuter Kampf der Reaktion und der sich ihr entgegensetzenden geistigen Mächte. Das kirchliche Preußen unter Friedrich Wilhelm IV. und seinen Beratern, die Restaurationstheologie der Hengstenberg, Tholuk, Stier und Heubner, die Bestrebungen der von Wichern ins Leben gerufenen innern Mission, die badische Kirchenpolitik unter Ullmann, der badische Agendenstreit, die Kämpfe um Schenkel — das alles gruppiert um die milde Gestalt des frommen und weitherzigen Rothe, hat in H. einen aus reichster Sachkenntnis und z. T. nur ihm zugänglichem Aktenmaterial schöpfenden Darsteller gefunden. Von H.s Strauß und Rothe urteilt Holtzmann, daß diese beiden Bücher »allen künftigen Bemühungen um die neuere Geschichte des deutschen Protestantismus wohl den interessantesten und wertvollsten Teil des ganzen zu bearbeitenden Stoffes liefern werden«.

Neben diesen theologischen und historischen Werken hat H. eine Reihe erzählender Dichtungen, anfangs unter dem Pseudonym George Taylor, später unter seinem eigenen Namen veröffentlicht, die in gewissem Sinn Parallelen zu seinen großen geschichtlichen Arbeiten darstellen. Sie entstammten alle dem Bedürfnis, die auf dem Weg urkundlicher Forschung gewonnenen Eindrücke noch einmal durch die Phantasie hindurchgehen und sich in freier künstlerischer Gestaltung verdichten zu lassen.

In der Zeit des Kampfes zwischen der werdenden katholischen Kirche und

dem Imperium spielen die Romane Antinous (1880) und Potamiäna (1900), beide den Zusammenstoß der antiken Schönheit und Bildung mit der Geistigkeit und Sittlichkeit des Christentums darstellend; Jetta (1884), auf dem Boden Heidelbergs spielend, führt in den Todeskampf des untergehenden römischen Reiches mit der jungen Germanenwelt; Klytia, Novelle 1881, und Pater Maternus (1898) in das Reformationszeitalter mit seinem Ringen um Glaubens- und Gewissensfreiheit; dazwischen steht die Albigenserin, Erzählung 1902, die aus den Studien über die Weltverbesserer im Mittelalter erwachsen sein dürfte. Ein einziger seiner Romane, Elfriede (1896), spielt in der Neuzeit und behandelt ein Seelenproblem, ähnlich dem der Goetheschen Wahlverwandtschaften. Die besten dieser Werke, Jetta, Pater Maternus, Klytia, haben die Beachtung, die sie zu ihrer Zeit fanden, wohl verdient, und sind für das Gesamtbild dieser eigenartigen Gelehrtennatur und für gewisse literarische Strömungen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wertvolle Zeugnisse, die innerhalb der Gattung des historischen deutschen Romans eine ehrenvolle Stelle einnehmen, auch wenn der Vorwurf berechtigt sein mag, H. sei nicht frei geblieben von der Versuchung, neuzeitliche Stimmungen und Gedanken in jene alten Zeiten hineinzutragen.

Als Lehrer wirkte H. in hohem Grade anregend. Weniger durch Glanz des Vortrages als durch jene in Sympathie und Antipathie gleich kräftige und zu selbständigem Urteil herausfordernde Stellungnahme zu den Gegenständen.

Seine bleibende Bedeutung jedoch lag zweifellos auf dem Gebiete der Publizistik. Zu einer Zeit, da glanzvolle Darstellung von der zunftmäßigen Theologie als Zeichen der Unwissenschaftlichkeit beargwöhnt wurde, hat es H. gewagt, in gelehrten Werken gemeinverständlich zu einem weiten Zuhörerkreis zu reden. Er war ein Meister des Stils. Freiheit von jedem Pathos, allem Gefühlsüberschwang, eine fein ironisierende, aber zuweilen auch sarkastische Art, Menschen und Verhältnisse darzustellen, eine starke Vorliebe für das Anekdotische, für bewegte und flüssige Art des Vortrags und epigrammatische Zuspitzung des Urteils kennzeichnen seinen Stil. Er hat die historische Forschung weniger durch minutiöse Einzeluntersuchungen und sorgfältige Behandlung des Details als durch geist- und ideenreiche Betrachtungen ganzer Zeiträume befruchtet, und hat durch die ästhetisch durchgebildete Form der Darstellung in weiten Schichten das Interesse für seine Stoffe zu beleben vermocht. Und war auch seine religiös-geschichtliche Auffassung nicht immer frei von Einseitigkeit, so stand doch dahinter eine geschlossene Lebens- und Weltanschauung, und eine geist- und charaktvolle Persönlichkeit, die für ihre Zeit in mehr als einer Hinsicht typisch genannt werden darf.

Vgl.: H. Holtzmann, Adolf Hausrath. Ein Nachruf. Prot. Monatshefte 13 Jahrg. 1909. Heft 10. Theobald Ziegler, Adolf Hausrath. Nachruf im Schwäbischen Merkur v. 5. August 1909. Rudolf Wielandt, Hausrath u. Merx im Protestantenbl. Nr. 34. O. Frommel, A. Hausrath, Ein Nachruf. Frankfurter Zeitung vom 7. Aug. 1909. H. Holtzmann u. O. Frommel, Hausrath als Gelehrter und als Dichter. Beiträge zum 70. Geburtstag von Hausrath, Nationalzeitung vom 11. Jan. 1907. K. Kühner, Ein Dichtertheologe. Christl. Kunstblatt 1910. K. Hesselbacher, Silhouetten neuerer badischer Dichter 1910. S. 40f. K. Wolfhard, A. Hausrath, der Dichter und Theologe in Deutsches Christentum 4. Jahrg., 1. Heft, Okt. 1909.

Heidelberg.

O t t o F r o m m e l.

**Karl Alexander**, Abt und österreichischer Politiker, \* 19. März 1824 in Grund (Bezirk Oberhollabrunn), † in Melk am 1. Februar 1909. — Abt Karl war ein Kind Niederösterreichs, und innerhalb der Grenzen dieses Kronlandes ist auch sein Leben hingeflossen. In Wien legte er seine höheren Studien zurück, um dann, nachdem er im Jahre 1849 zum Priester geweiht worden war, als Professor der Moraltheologie und der griechischen Sprache am Stiftsgymnasium in Melk zu wirken. Am 16. Juni 1875 wurde er zum Abte des althehrwürdigen Benediktinerstiftes gewählt, das sich stets als Pflanzstätte der Kultur und als Pflegestätte der Bildung bewährt hat. Der liebenswürdige Abt, der besonders mit einem regen Sinn für die Geschichte seines Ordens und seines Landes begabt war, sorgte mit weisem Sinne für die Blüte des ihm anvertrauten Stiftes. Er bemühte sich, das gute Einvernehmen zwischen den Ordensgeistlichen und der Bevölkerung zu erhalten und zu vertiefen; er bewährte sich in der Verwaltung der großen Güter des Stiftes als ein tüchtiger Landwirt, der sich die Förderung des Weinbaues, die Verbesserung der Forstwirtschaft und die Anlage neuer Straßen angelegen sein ließ. Auch für die kulturelle Entwicklung seiner engeren Heimat tat Abt Karl viel; die wissenschaftliche Verwertung der reichen Handschriftensammlung des Melker Stiftes wurde durch ihn teilnahmsvoll und verständig begünstigt. Als Priester kam Karl Abt dem Idealbilde des mildtätigen Geistlichen nahe, den Anastasius Grün so innig gezeichnet und als Gegenstück zu den hetzenden lieblosen »Pfaffen« hingestellt hat. Schon frühzeitig interessierte sich Abt Karl für die öffentlichen Angelegenheiten in dem Stammlande der Monarchie. Er trat in den niederösterreichischen Landtag ein, in dem er abwechselnd als Vertreter der Grundbesitzerkurie und des Landgemeindenbezirkes von St. Pölten fungierte. Am 2. November 1880 wurde er neben Felder zum Landmarschallstellvertreter von Niederösterreich ernannt. Lange Jahre wirkte er als Berichterstatter des Schulausschusses im Landtage, dessen Obmannstellvertreter er war. Abt Karl blieb zeit seines Lebens der liberalen Sache treu; er ließ sich auch nicht einschüchtern, als die christlichsoziale Bewegung am Beginne der neunziger Jahre mächtig anschwoh und einen Teil der Geistlichen mit sich riß. Die Christlichsozialen scheuten nicht vor Angriffen gegen den gesinnungstüchtigen Mann zurück, aber Abt Karl beschränkte sich darauf, die hohlen Vorwürfe mit Stolz zurückzuweisen. So meinte er am 15. Februar 1897, als Dr. Geßmann die wechselseitige Brandschadenversicherungsanstalt, in deren Direktorium der Abt saß, angegriffen hatte, nach der Darlegung des Falles ganz kurz: »Wenn Dr. Geßmann doch sagt, daß er anständig und honett vorgegangen ist, so verzichte ich auf alles weitere.« In das österreichische Herrenhaus wurde Abt Karl am 4. Oktober 1876 berufen. Auch hier trat er nicht in den Vordergrund, ohne jedoch zu fehlen, wenn es sich um die Verteidigung des Deutschtums handelte. Als Ritter von Schmerling in der Pairskammer seinen Vorstoß gegen den Prazakschen Sprachenerlaß unternahm, pflichtete ihm der Abt von Melk bei. (30. April 1887). Damals wurden Karl Alexander von vielen deutschen Gemeinden Vertrauensadressen überreicht. Am 14. Juli 1887 meinte er zu einer Deputation, die ihm den Dank für sein Wirken ausdrückte, daß er sein zentralistisches Glaubensbekenntnis erneuern wolle; er sei fest überzeugt, daß es notwendig wäre, die deutsche Staatssprache in Österreich einzuführen. Der 70. und 80. Geburtstag des Abtes boten seinen Freunden die willkommenen Anlässe zu herz-



lichen Ovationen. Als 80jähriger Mann sagte K. zu dem Redakteur eines liberalen Blattes: »Man hat mich als Josephiner verspottet und in Wirklichkeit denke ich auch josephinisch, d. h. großösterreichisch, deutsch und gemäßigt fortschrittlich«. Obwohl Abt Karl in seinen letzten Lebensjahren kränklich war, trat sein Tod doch unerwartet ein. Auf der Rückfahrt von Wien nach Melk, hatte sich der Greis eine Erkältung zugezogen, die ihn jäh aus seiner freudigen und reichen Tätigkeit herausriß.

»Das Herrenhaus des österreichischen Reichsrates« von Dr. Gustav Kolmer (die Biographie Karl Alexanders); Neue Freie Presse Nr. 15967, »Abt Alexander Karl von Melk«; Neues Wiener Tagblatt vom 1. Februar 1909 »Abt Karl«; stenographische Protokolle des Landtages für das Erzherzogtum Österreich unter der Enns.

R i c h a r d C h a r m a t z .

**Burchardt, Hermann**, Forschungsreisender, \* 18. November 1857 in Berlin, † (durch Mörderhand) 19. Dezember 1909 im Yemen, auf dem Wege von Mokka nach Sanaa, zwischen Ibb und Udain. — Als Sohn wohlhabender Eltern geboren, durfte sich B., der bereits als kleiner Knabe seine Mutter verlor, keiner heiteren Jugendjahre erfreuen. Er besuchte zunächst in seiner Vaterstadt die Schule, ging später nach Frankfurt a. M., wo er an der Handelsschule das Berechtigungszeugnis für den Dienst als Einjährig-Freiwilliger erhielt. Dann widmete er sich dem kaufmännischen Berufe und war zunächst in der Heimat, später, nachdem er im Jahre 1879/80 als Einjähriger im Kaiser Franz-Garde-Grenadier-Regiment seiner Militärpflicht genügt hatte, im europäischen und außereuropäischen Auslande in verschiedenen Stellungen geschäftlich tätig. Er fand in seinem Berufe keine rechte Befriedigung. Mehr und mehr wurde in ihm das Verlangen rege, fremde Länder zu sehen und Sprachen zu studieren. Nach dem Tode seines Vaters entsagte er denn auch wirklich — Mitte der achtziger Jahre — dem kaufmännischen Berufe, um völlig seinen Neigungen zu leben. Er unternahm zunächst, nachdem er sich durch einen langen Aufenthalt in Siena gründlich mit dem Italienischen vertraut gemacht hatte, eine große Reise durch Italien und durchquerte später Spanien, Marokko, Tunis, Ägypten, Palästina, Lappland, Island, Indien, Amerika und Australien. So verging etwa ein Jahrzehnt auf ausgedehnten Reisen, die er immer nur zu kurzem Aufenthalt in der Heimat unterbrach.

Inzwischen hatte sich die allgemeine Reiselust in ihm zu dem bestimmten Lebensplane verdichtet, Vorderasien, im besonderen die islamische Welt, zum Gegenstande eingehender Studien zu machen. Um sich für diese Aufgabe vorzubereiten, besuchte er von 1890 bis 1892 das Seminar für Orientalische Sprachen. Er studierte hier vor allem Arabisch und legte auch die Diplomprüfung für diese Sprache ab. Von da ab weilte er, von geringen Unterbrechungen abgesehen (er kam alle zwei bis drei Jahre für einige Monate nach Deutschland), ständig im mohammedanischen Orient, wo er in Damaskus eine Art Hauptquartier inne hatte. Von hier aus unternahm er auch seine großen wissenschaftlichen Expeditionen durch das weite Syrerland, nach Persien, dem östlichen Afrika und besonders nach dem Yemen, den er dreimal durchzog.

»Hermann B. war ein kenntnisreicher Beobachter des orientalischen Volkslebens und hatte einen geschulten Blick für die ganze Kultur des Orients älterer

und neuester Zeit, er war aber nur schwer zum Niederschreiben seiner Beobachtung zu bewegen . . . Seine ganze Vorliebe dagegen war die Photographie und in ihr war er ein Meister. Das Größte und das Kleinste suchte er auf der Platte festzuhalten, und er hat oft unter schwierigen Verhältnissen, gelegentlich unter Lebensgefahr photographiert. Er hat vielfach Gegenden besucht, die kein Europäer vor ihm betreten; er kannte keine Gefahr, und selbst die unangenehmsten Erfahrungen konnten ihn nicht abhalten, von neuem in eine Landschaft einzudringen, wenn er es im Interesse seiner Forschung für wünschenswert hielt . . . Namentlich ethnographische Szenen, sowie die Reste alter und die Merkmale neuer Kultur der semitischen Völker Westasiens, die ihn interessierten, hat er auf die Platte gebannt. In zahlreichen Bänden gebunden zieren diese Photographien die Bibliothek des Orientalischen Seminars, wo er bei seinen kurzen Besuchen in Berlin jede freie Stunde zubrachte.«

Die Platten, nach denen diese Photographien gemacht sind, haben die Hinterbliebenen B.s dem Kgl. Museum für Völkerkunde in Berlin zur Verfügung gestellt. Hier sind sie für jedermann der wissenschaftlichen Benutzung zugänglich.

Eine besondere Gruppe unter B.s Aufnahmen bilden die Photographien von Inschriften. Es gelang ihm, eine größere Zahl bis dahin nicht bekannter Inschriften zu entdecken und auf seine Platte zu bringen. Sie wurden dann später von verschiedenen Forschern zum Gegenstande der wissenschaftlichen Untersuchung gemacht. Hier sei nur an Martin Hartmanns Bearbeitung der Serie südarabischer Inschriften, die den Namen B. trägt, (in der »Orientalistischen Literaturzeitung«, Jahrgang 1907—1909) erinnert.

Auf seinen Reisen schrieb B. kurze Tagebücher, fast stets in einem überaus knappen, an telegraphische Mitteilungen erinnernden Stile gehalten. Sie sollen später gesichtet und herausgegeben werden. Ebenso harren B.s Niederschriften von volkstümlichen arabischen Texten im Dialekt von Damaskus und in dem von Sanaa, die er sich von Eingeborenen erzählen ließ und die eine Fülle von Material für die vergleichende Erzählliteratur im allgemeinen und für die arabische Volkskunde im besonderen in sich bergen, noch der wissenschaftlichen Durcharbeitung und Herausgabe. Auch verschiedene wertvolle arabische und persische Manuskripte, die er auf seinen weiten Reisen erworben hat, müssen noch näher untersucht und beschrieben werden.

B. blieb bei all seinen tüchtigen Kenntnissen vom alten und modernen Orient ein bescheidener, allzeit hilfsbereiter Mensch von einer großen Herzengüte, die jeder, der mit ihm näher bekannt wurde, trotz seines äußerlich etwas kurzen, scheinbar verschlossenen Wesens (eine Folge seiner freudlosen Jugendjahre!) sofort herausmerkte. »Wenn er im Freundeskreise ans Erzählen seiner Reisen kam, wurde er ein ganz anderer, dann wählte er die farbenprächtigsten Bilder, sein Auge sprühte förmlich Feuer vor Begeisterung, und das ganze blühend-prächtige Leben des Orients flog bei seinen Worten an den Augen des Zuhörers vorbei.« Es ist sehr zu bedauern, daß die Kunst des Niederschreibens in weit geringerem Maße bei ihm entwickelt war als die des Erzählens. Immerhin hatte er die Absicht, nach seiner Rückkehr von seiner dritten südarabischen Reise alle seine Erfahrungen und Beobachtungen im Orient in einem groß angelegten Werke niederzulegen.

Diese dritte Reise nach dem Yemen sollte seine letzte sein. Er hatte im

Freundeskreise wiederholt die Absicht geäußert, wenn er glücklich aus Südarabien zurückgekehrt sei — und an dem glücklichen Ausgange seiner Expedition zweifelte er, der vielfach weit gefährlichere Reisen unternommen hatte, nicht im mindesten — sich in einem Vororte Berlins niederzulassen und dann nur noch der literarischen Bearbeitung seines wissenschaftlichen Materials zu leben. Die Reise sollte in einem andern Sinne seine »letzte« werden.

Am 19. Dezember 1908 verließ er Berlin, wenige Stunden vor dem Erdbeben schiffte er glücklich an Messina vorüber, seit Anfang 1909 weilte er im Yemen. Wie aus seinen letzten Briefen hervorgeht, brach er am 9. November 1909 von Sanaa, wo er sich bis dahin aufgehalten hatte, auf und ging über Gataba nach Taiz. Von hier aus schreibt er am 1. Dezember 1909: »... Meine Reise war bisher sehr interessant und ohne Zwischenfall oder böse Abenteuer. Überall soll es nicht sicher sein, aber am Ende sind die Leute keine Menschenfresser und tun einem nichts...« Auch Mokka erreichte er glücklich. Von hier aus schreibt er am 8. Dezember: »... Auf dem Wege von Taiz nach hier hatte (ich) keine unangenehmen Abenteuer, obwohl der Weg gerade *maršuš*, d. h. unsicher sein sollte. Es war die gewöhnliche Geschichte. Die Türken trieben Steuern ein, wohl nicht gerade mit allzugroßer Humanität. Die Araber widersetzen sich, es gab einige Tote auf beiden Seiten. Militär hält jetzt die bösesten Strecken besetzt...«

Von Mokka aus, wo sich ihm der italienische Vizekonsul Marquis Benzoni anschloß, trat er den Rückmarsch ins Innere an. Auf diesem Wege wurden er und sein Reisegenosse am 19. Dezember 1909 — also auf den Tag genau ein Jahr nach seiner Abreise aus Berlin — von Eingeborenen überfallen und durch Flintenkugeln getötet. In einem Berichte, den der langjährige arabische Diener B.s unmittelbar nach dessen Tode niederschrieb, heißt es: »Es war ungefähr 3 Uhr nachmittags, als plötzlich mehrere Schüsse ertönten. Die Gendarmen schossen sofort nach der Richtung der Angreifer... Ich stieg vom Esel, um Herrn B. zu helfen; aber er und das Maultier waren schon gefallen und von den Kugeln, die sie an verschiedenen Stellen des Körpers getroffen hatten, zerschmettert. Aus dem Munde des armen Herrn kam weder ein Wort noch ein Seufzer. Der Tod war auf der Stelle eingetreten.«

Den Bemühungen der Hinterbliebenen B.s — er war unverheiratet geblieben und hinterließ Geschwister und Geschwisterkinder — gelang es, daß sein Leichnam nach Deutschland überführt wurde. Der rastlose Forscher, den es bei Lebzeiten nie lange an einem Orte geduldet hatte, sollte auch im Tode zunächst noch keine Ruhe finden. Die italienische Regierung entsandte eine Expedition, welche die Leichen der beiden Ermordeten barg, einbalsamierte und zunächst nach Hodeida, später nach Massaua in der italienischen Kolonie Erythrea schaffte. Nach orientalischem Brauch wurde der Leichnam an beiden Orten provisorisch beigesetzt. Nachdem er dann durch ein italienisches Kriegsschiff von Massaua nach Neapel gebracht worden war, wurde er nach Deutschland überführt und — gemäß einem im Testamente ausgesprochenen Wunsche — in Hamburg eingeäschert. Die Aschenreste wurden dann am 16. Mai 1910 auf dem alten Israelitischen Friedhofe in der Schönhauser Allee zu Berlin beigesetzt.

Bald nach dem Tode B.s wurden, besonders in der italienischen Presse, plumpe Angriffe gegen den Toten gerichtet. Was davon zu halten sei, war

jedem, der ihn gekannt, klar. Es seien hier nur die Worte angeführt, die sein früherer Lehrer, der Direktor des Seminars für Orientalische Sprachen in Berlin, Prof. Sachau, in diesem Zusammenhange geschrieben hat:

»Ganz entschieden muß ich auf Grund meiner genauen Kenntnis B.s die von einem Teil der italienischen Presse gegen ihn erhobenen Anklagen zurückweisen, daß die rohe Behandlung, die er den Eingeborenen habe zuteil werden lassen, diese zur Verzweiflung gereizt habe, aus der heraus schließlich der Mord geschehen sei. Auch die Unterstellung, B. sei ein politischer Agent gewesen, ist nichts als eine gemeine und plumpe Lüge. Er war ein Mann der Wissenschaft, der zu Liebe er große pekuniäre Opfer brachte. Seine sämtlichen Reisen, die zum Teil recht bedeutende Summen verschlangen, führte er ohne jede Beihilfe von wissenschaftlichen Instituten oder Stiftungen auf eigene Kosten aus. Mit ihm ist allzu früh einer der würdigsten Vertreter der deutschen Forschung dahingegangen.«

Zwei Vorträge über seine Reisen, die B. in den Jahren 1902 und 1906 in der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin gehalten hat, sind in den entsprechenden Jahrgängen der Zeitschrift dieser Gesellschaft abgedruckt. — Einen Aufsatz über »Die Juden in Persien« (mit 10 Illustrationen) veröffentlichte er in »Ost und West«, VI. Jahrgang, 1906, Heft 2. •

E u g e n M i t t w o c h.

**v. Holstein, Friedrich August Karl Ferdinand Julius**, Wirklicher Geheimer Rat, Staatsmann, \* 24. April 1837 zu Schwedt a. Oder, † 8. Mai 1909 zu Berlin. — Fritz von H. entstammte einer dem mecklenburgischen Uradel angehörigen Familie, woraus er das Recht ableitete, sich Baron H. zu nennen. Seinen Vater verlor er früh, und zwar infolge eines Unglücksfalles. Die Mutter erzog den einzigen Sohn mit hingebendster Zärtlichkeit. Er besuchte das Köllnische Gymnasium zu Berlin, das er 1853 absolvierte, studierte, nachdem der Gedanke an die Offizierslaufbahn aufgegeben war, 1853—1856 an der Universität Berlin die Rechte und wandte sich, nachdem er als Auskultator und Referendar an dem damaligen Stadtgericht Berlin gearbeitet hatte, im Dezember 1860 der diplomatischen Laufbahn zu, in die er als Attaché bei der preußischen Gesandtschaft in Petersburg unter Otto von Bismarck und Kurd von Schlözer eintrat. Vom Jahre 1863 an wurde er nach bestandener diplomatischer Prüfung als Legationssekretär in Rio de Janeiro, London, Washington, Stuttgart, Florenz und Kopenhagen verwendet. Zwischenhinein finden wir ihn in amtlicher Mission bei den verbündeten Truppen in Holstein. Eine andere Unterbrechung seiner diplomatischen Tätigkeit, die Folge eines dienstlichen Konfliktes, benützte er zu Jagdfahrten in den amerikanischen Prärien. 1870 war er zunächst im Hauptquartier, dann in der politischen Abteilung des Auswärtigen Amtes beschäftigt, von wo er zu Anfang des Jahres 1871 nach Versailles berufen wurde. Für seine Tätigkeit im »mobilen Auswärtigen Amt« wurde er mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet. Nach dem Abschluß des Waffenstillstands und der Rückkehr Bismarcks wurde er dem General von Fabrice zugeteilt, nach dem Friedensschluß der Botschaft in Paris beigegeben, wo er im November 1871 zweiter Botschaftssekretär wurde. Im Mai 1872 zum Legationsrat befördert, kehrte er nach dem Sturz des Grafen Arnim im April 1876 in die politische Abteilung des Auswärtigen Amtes zurück, wurde

1878 Wirklicher Legationsrat und Vortragender Rat, 1880 Wirklicher Geheimer Legationsrat mit dem Range der Räte erster Klasse, 1885 Stellvertreter des Unterstaatssekretärs, am 31. Dezember 1891 Wirklicher Geheimer Rat mit dem Titel Exzellenz. Nach einer Reihe anderer Auszeichnungen erhielt er am 27. Januar 1901 den Roten Adlerorden 1. Klasse mit Eichenlaub, wenige Tage vor seinem Rücktritt im April 1906 sodann noch die Brillanten zu diesem Orden. v. H. war unvermählt und so gut wie familienlos. Er hat sich Vertrauten gegenüber selbst als ein Kind diskreter Geburt bezeichnet. Die Todesanzeige unterzeichnete eine Cousine Frau von Stülpnagel-Dargitz, geb. von Holtzendorff, eine Tochter der mit Eduard von Holtzendorff vermählten Schwester seines Vaters, Minna von Holstein († 1874).

Außerhalb der engeren politischen und diplomatischen Kreise bis in die letzte Zeit auch nicht einmal dem Namen nach bekannt, hat v. H. während der vollen 30 Jahre seiner Zugehörigkeit zum Auswärtigen Amt einen stillen aber ungewöhnlich bedeutenden Einfluß auf die Leitung der Reichsgeschäfte geübt. Zunächst als einer der begabtesten Mitarbeiter Bismarcks, dann als der hervorragendste Träger der großen Traditionen in der nachbismarckschen Zeit. Gegen das Ende seiner amtlichen Tätigkeit wurde sein Name sehr wider seinen Willen in die Öffentlichkeit gezogen, und es entspann sich eine überaus scharfe und vielfach gehässige Erörterung über die Wirksamkeit des Mannes, welchem man die Schuld an allen vermeintlichen Mißerfolgen der auswärtigen Politik des Reichs aufbürden und den man vereinzelt geradezu als den bösen Dämon des Auswärtigen Amts angesehen wissen wollte.

Das Geheimnis seines Einflusses lag zweifellos zunächst in seiner außerordentlichen Tüchtigkeit. Schon im Jahre 1862 rühmt Bismarck von ihm, daß er ein recht guter und fleißiger Arbeiter zu werden verspreche und wohl imstande sei, Herrn von Schlözer als seinen Vertreter wirksam zu unterstützen. Als ein hoher Vertrauensbeweis darf sodann seine Berufung nach Versailles und namentlich in die delikate Mission betrachtet werden, zu deren Erfüllung Fürst Bismarck ihn dem Grafen Harry von Arnim an die Seite stellte. In den Kreisen des Grafen Arnim hat man auf H. um der Rolle willen, die er damals in Paris und später in den Prozessen spielte, bitteren Haß geworfen, und wenn H. späterhin stets davor zurückschreckte, in die erste Reihe zu treten und den Gang der auswärtigen Politik mit seiner eigenen Verantwortung zu decken, seinen Namen in die Tafeln der Geschichte zu schreiben, statt sich mit der versteckten Paraphe des Dezernenten zu begnügen, so hat dabei sicherlich auch der Gedanke mitgewirkt, daß die Feindschaft dieser Kreise sofort ihre Pfeile gegen ihn richten würde, wenn er aus der Stille seiner Arbeitsstube herausträte. In den Augen seines Chefs aber, dem er in leidenschaftlicher Anhänglichkeit und Bewunderung zugetan war, hatte er sich die diplomatischen Sporen verdient. Zu erneuter Bewährung in hochbedeutsamer Tätigkeit gab ihm wenige Jahre später der Berliner Kongreß (1878) Gelegenheit, zu dessen Sekretären er gehörte. Das bekannte Bild Anton v. Werners läßt diese nur im Hintergrund agieren, es ist aber Tatsache, daß auf den Schultern jedes dieser Herren in mancher Stunde mehr Arbeit und Verantwortung lag, als auf denen der Hauptakteure. Auch in den entscheidungsvollen Gasteiner Tagen (1879) finden wir H. an des Reichskanzlers Seite. Diese Erprobung festigte zugleich die persönliche Stellung H.s im Hause des Fürsten Bismarck. Man weiß, daß für die

Möglichkeit, dem Kanzler menschlich näher zu treten, die Sympathie oder Antipathie der Fürstin oft von ausschlaggebender Bedeutung war. Bei H. kam hinzu, daß ihm die auch für das Mutterherz wichtige Aufgabe zufiel, den älteren Sohn des Hauses, den Grafen Herbert, in die Logik des väterlichen Systems einzuführen und die Methoden der glänzenden Schule, die er selber genossen hatte, nun seinerseits bei dem Sohne seines unvergleichlichen Lehrers anzuwenden, eine Aufgabe, deren er sich mit großem Erfolg erledigte. So stand er tatsächlich von der Mitte der 70er bis gegen das Ende der 80er Jahre dem Hause Bismarck näher als die meisten übrigen Mitarbeiter von erstem Range. Und das wurde er erst recht, als nach dem Berliner Kongreß die innere Politik die Kräfte des Reichskanzlers mehr und mehr in Anspruch zu nehmen begann (man braucht nur an die Umkehr der Wirtschaftspolitik, die Beilegung des Kulturkampfes und die veränderte Stellung der Parteien zur Regierung sowie an die sozialpolitische Botschaft vom 17. November 1881 zu erinnern); der Fürst mußte nun einen Mitarbeiter um so höher schätzen, auf dessen unermüdliche Arbeitskraft er sich eben so verlassen konnte, wie auf seine unbedingte Treue, und der bereits den Beweis erbracht hatte, daß er imstande sei, die auswärtige Politik des Reichs nach den gegebenen Richtlinien weiter zu führen.

Es will gegenüber diesem Vertrauen wenig besagen, wenn vereinzelt auch ungünstige Stimmen über ihn laut wurden; so z. B. wiederholt diejenige Lothar Buchers, den eine auf Wesensverschiedenheit und starke Gegensätze der Welt- und Lebensauffassung begründete, aber wohl auch von Eifersucht nicht freie starke Abneigung gegen H. erfüllte. Nach den Aufzeichnungen von Moritz Busch, der übrigens H. zu Beginn der Versailler Zeit als ungemein lebenswürdigen, sehr fleißigen und dienstbereiten Mann bezeichnet, hat Bucher gelegentlich das Urteil eines russischen Diplomaten (Nesselrode) zitiert, der von H. gesagt habe: „*Ce jeune homme sait une foule de choses, mais il n'est pas capable de faire une seule*«. Bucher selbst hat einmal geäußert, kaum sei Unterstaatssekretär Busch weg gewesen, so habe sich H. an seine Stelle gesetzt und dirigieren wollen, eine Lächerlichkeit, da er nichts Ordentliches verstehe, höchstens zu einer Gesandtschaft taugte, und auch da nur als Galopin. In Wahrheit war H. keine schöpferische Natur, kein Genie, aber ein großes Talent; vor allem ein Arbeiter allerersten Ranges mit den strengsten Anforderungen an sich und andere. Ein energischer Woller und ein ebenso glänzender wie scharfer Kritiker. Alle diese Eigenschaften kamen um so mehr zur Geltung, als er sie in ganz ungewöhnlichem Maße auf sein unmittelbares Arbeitsgebiet konzentrierte. Er war so sehr Spezialist für die auswärtige Politik und die Diplomatie, daß er ohne das Gefühl, damit eine Schwäche einzugestehen, frei heraus erklärte, von innerer Politik verstehe er nichts. Für sein eigenstes Gebiet aber war er mit einer Fülle namentlich historischen Wissens ausgestattet, das ihn befähigte, aufs eindringlichste zu argumentieren und jedes Bedenken mit einem Hauch seines beredten Mundes wegzufegen. Dazu kam eine ungewöhnliche Begabung für die Ausnutzung fremder Fehler und für die blitzschnelle Erfassung des Augenblicks. Die sittlichen Ideen aber, in deren Dienst er alle seine Kräfte stellte, waren Vaterland und Königstum. Maximilian Harden, sein durch persönlichen Umgang bekehrter früherer Gegner, sagt von ihm, daß er sein Preußen und sein Deutschland geliebt habe, wie eine Mutter und wie eine

Braut, jeden Augenblick bereit, alles für das Vaterland hinzugeben, das solche Treue mit knausernder Hand und mürrischer Miene lohnte. Dazu kam indes ein starker Ehrgeiz, der darum nicht weniger entwickelt war, weil er im allgemeinen äußeren Glanzes nicht beehrte, sondern sich aus verschiedenen, teils äußeren, teils inneren Gründen mit der Rolle eines ungekrönten Königs begnügte. Er war auf den Wunsch Kaiser Wilhelms II. eine Zeitlang durch einen eigenen Draht mit dem Monarchen verbunden; aber der Mittelpunkt seines Lebens war sein Schreibtisch, auf dem alle Aktenstücke aus dem ganzen Erdenrund zusammenliefen, seine entlegene Kanzlei, in der alle Beamten des auswärtigen Dienstes, die Anspruch auf Beachtung machten, bei vorübergehendem Aufenthalt zuerst vorzusprechen pflegten; hier war das Orakel und zugleich die Kraftstation für jeden diplomatischen Feldzug. Von der offiziellen Geselligkeit hielt er sich grundsätzlich und gänzlich fern. In dem Bewußtsein, mit seinem Menschenarm bewegend oder hemmend in das Rad der Weltgeschichte einzugreifen, zum Heile Deutschlands, dessen Interesse ihm jedes Mittel heiligte, fand er volles Genügen und reichen Ersatz für alles, worauf er verzichtete. Er, der jahrzehntelang über den ganzen Apparat der Reichsdiplomatie verfügte, Botschafter ernannte und abrief, zeigte in seiner stolzen Armut niemals die mindeste Unzufriedenheit mit dem knappen Sold, der ihm persönlich nur eine Existenz von bescheidenstem bürgerlichen Durchschnitt gestattete.

Zum großen Teil waren ihm die Männer des auswärtigen Dienstes schon dadurch verbunden, daß sie ihm ihre Ernennung verdankten, und in der Tat gehörte zu den wichtigsten Äußerungen und Quellen seines Einflusses seine entscheidende Mitwirkung bei der Auswahl der Männer für all die großen und glänzenden Stellungen, nach denen er selber nicht verlangte. Von ganz vereinzelt Ausnahmen abgesehen, dürften jahrzehntelang alle diese Ernennungen auf ihn zurückzuführen sein, und zwar schon zu Bismarcks Zeiten. Er war es jedenfalls, der 1888 den Freiherrn von Marschall als Staatssekretär vorschlug. In den anderthalb Jahrzehnten nach Bismarck hat H. das gewichtige Personalreferat des Auswärtigen Amtes vollständig beherrscht. Eine Ausnahme bildet indes die Berufung Bernhard von Bülows nach Berlin. Der Staatssekretär von Bülow (Vater) hatte H. gebeten, sich seines Jungen ein bißchen anzunehmen, wenn er tot sei, und H. hatte diese Bitte treulich erfüllt, indem er dem Sohne durch die Entsendung nach Bukarest und Rom den Weg zur großen Karriere bahnte. Dagegen war nach Hardens Erzählung die Berufung Bülows nach Berlin Eulenburgs Werk. H. hatte ihm sogar geraten, lieber wegzubleiben, wenn er einmal Kanzler werden wolle. Als Staatssekretär habe noch keiner Seide gesponnen. Durch persönliche Freundschaft nahe verbunden war er von seinen Berufsgenossen wohl nur mit dem Grafen Paul Hatzfeldt und Herrn von Kiderlen-Waechter. Eine Zeitlang gehörte wohl auch Philipp Eulenburg zu seinen Vertrauten. Aber die phantastische »operettenhafte« Botschafterpolitik Eulenburgs war nicht nach seinem Geschmack, und so ließ er ihn fallen, freilich nicht, ohne allerlei üble Folgen dieser zerrissenen Freundschaft zu spüren.

Die erste große Krisis seines amtlichen Lebens hatte aber der Rücktritt Bismarcks für ihn gebracht. Sein lange Jahre hindurch ungewöhnlich inniges Verhältnis zum Hause Bismarck erlitt durch den Rücktritt des Kanzlers einen völligen Riß.

Man warf H. in Friedrichsruh ohne weiteres zu den Verrätern, ein Urteil, das insbesondere in den Veröffentlichungen Maximilian Hardens in der »Zukunft« einen Widerhall fand. Als dann H. speziell Harden gegenüber aus seiner Zurückhaltung herausgetreten war, nahm er auch Anlaß, die auf diesen Bruch bezüglichen Anschuldigungen zu widerlegen. Er hat, wie Harden erzählt, hundertmal beteuert, er habe Bismarcks Rücktritt nie gewünscht. Als das Verhältnis des jungen Kaisers zu dem alten Kanzler kritisch wurde, habe er den Grafen Herbert beschworen, seinen Vater schnell nach Berlin zu rufen, da sonst eine Explosion unvermeidlich sei. In einem langen, vom Krankenbett aus geschriebenen Brief an den Grafen Herbert habe er ausgeführt, der Fürst möge dem Kaiser alles Nötige schonungslos sagen, aber unter vier Augen, vor Zuhörern vertrage es der Kaiser nun einmal nicht. Dem Grafen Herbert selbst riet er dringend, im Amte zu bleiben: »Seine Majestät wird Sie wie ein rohes Ei behandeln, schon um Ihren Vater nicht noch mehr zu reizen; der wird Ihnen natürlich jede Frage beantworten, und am Ende kommt er wieder zurück. Ihre Stellung kann also nur besser werden. Sie werden hier wie ein Statthalter regieren.« Trotzdem schied auch Graf Herbert von H. in offener Feindschaft, anscheinend weil dieser versäumt hatte, die Aushändigung des Rückversicherungsvertrages mit Rußland, an dem er als grundsätzlicher Gegner nicht mitarbeitete, an den Reichskanzler von Caprivi zu verhindern. H. hatte in diesem Vertrag immer eine Versündigung an dem Geiste des Bündnisses mit Österreich gesehen, und außerdem ernste Zweifel an seiner praktischen Bedeutung gehegt. Etwas Greifbares, meinte er, sei davon nicht zu erwarten, komme die Sache aber an die Öffentlichkeit — sie ist bekanntermaßen nachher von Bismarck selbst in den »Hamburger Nachrichten« publiziert worden —, seien wir als falsche Kerle blamiert. Graf Herbert dagegen, der angeblich beabsichtigte, die letzten Tage seines Amtslebens zur Erneuerung des Vertrags zu benutzen, habe in seiner Preisgabe eine Dummheit und zugleich den Beweis gesehen, daß H. ihn bereits für einen toten Mann halte. Im übrigen hatten die Beziehungen zwischen H. und dem Grafen Herbert anscheinend schon während des letzten gemeinsamen Wirkens, d. h. während der Zeit, wo Graf Bismarck als Staatssekretär waltete, eine Trübung erfahren; der Graf hatte ein starkes Selbstgefühl und Selbstständigkeitsbedürfnis, das sich sogar seinem Vater gegenüber nicht verleugnete, auf den alten Lehrmeister aber vollends keine Rücksicht nahm, was dessen Empfindlichkeit stark verletzte. Der völlige Bruch war indes, wie bei so manchem anderen, doch eine einseitige Folge des unversöhnlichen Grolles, mit dem der Kanzler diejenigen unter seinen früheren Mitarbeitern bedachte, die sich der unbedingten Heeresfolge, auch wenn es gegen den Kaiser ging, weigerten. Aus dieser Stimmung erklären sich die überaus scharfen Äußerungen des Gestürzten über den nur im Souterrain zu brauchenden Gehilfen, der eigentlich mehr Arnims Schüler gewesen sei als sein eigener, über den Mann mit den Hyänenaugen, den Mann des Dunkels, der jeden für einen Kujon halte und denke, wenn ich ihm kein Bein stelle, stellt er mir eins; über den Raubvogel, der seine Eier heimlich in fremde Nester legt, über den Menschen mit Flecken auf der inneren Iris, und wie die Ehrentitel alle heißen, die Maximilian Harden anscheinend auf Grund von Friedrichsruher Unterredungen aufgezeichnet hat. Für H. war Bismarck auch dann noch der größte Mann des Jahrhunderts, und er erklärte, es niemand



verargen zu können, wenn er ihm glaube. Vom Sohne schien er jedoch immerhin die Einhaltung gewisser Grenzen verlangen zu wollen. So war am 6. März 1894 in den »Hamburger Nachrichten« zu lesen: »In der »Neuen Freien Presse« wird aus Berliner parlamentarischen Kreisen berichtet, der Wirkliche Geheime Legationsrat v. H. habe dieser Tage zwei hochadlige Kartellträger zu dem Grafen Herbert v. Bismarck gesandt mit der Aufforderung, zu erklären, ob er der Urheber der Angriffe des Kladderadatsch sei, beziehungsweise eine Forderung annehme. Graf Herbert Bismarck habe darauf erklärt, er habe mit dieser Sache nichts zu schaffen. Wir sind ermächtigt, zu konstatieren, daß diese Darstellung unrichtig ist. Der Sachverhalt ist vielmehr der, daß vor mehreren Wochen infolge von Preßangriffen gegen Herrn v. H. Freunde desselben auf seine Veranlassung mit dem Grafen Herbert Bismarck in Besprechungen eingetreten sind. Diese Besprechungen haben, da Graf Herbert aus eigener Initiative versicherte, daß er in keinerlei Beziehungen zu jenen Preßangriffen stehe, zu einer zufriedenstellenden Erledigung der Angelegenheit geführt.«

Politische Gegensätze und Meinungsverschiedenheiten haben offenbar bei diesem Zerwürfnis kaum eine Rolle gespielt. H. war zwar nicht mit allen Phasen der Bismarckschen Politik einverstanden, wenigstens soll er nachträglich den Berliner Kongreß, die Vermittelung in China zugunsten Frankreichs, die Verhinderung eines Zusammenstoßes zwischen England und Rußland in Afghanistan und die ganze trakassierende Politik mit Rußland als Fehler bezeichnet, den Plan, Österreich gänzlich im Stich zu lassen, geradezu als verächtlich bekämpft haben. Aber die eigentlichen Wurzeln des Konfliktes lagen offenbar in den persönlichen Verhältnissen. In den durch das Erscheinen der »Gedanken und Erinnerungen« entfachten Kampf einzugreifen, hat H. verschmäht. Er wollte den dritten Band abwarten. Für den Fall seines Todes vor dem Erscheinen dieses Bandes wollte er aber eine geeignete Persönlichkeit beauftragen, seinen Nachlaß zu veröffentlichen. Dieser Nachlaß, der einen umfangreichen Briefwechsel mit Bismarck, Hatzfeldt, Abeken, Schlözer, Bucher, Hohenlohe, Waldersee, Eulenburg, Bülow, Mühlberg, Monts, Marschall, Stumm und Tattenbach enthalten soll, dürfte, wenn er je an die Öffentlichkeit kommt, als eine der reichsten Fundgruben der ganzen Zeit sich erweisen, und dann erst wird sich auch volles Licht über H.s eigene politische Persönlichkeit verbreiten, die jetzt noch in ein geheimnisvolles Halbdunkel gehüllt erscheint, nur hin und wieder vom Haß wie von der Verehrung und vor allem von der Selbstverteidigung mit scharfen Lichtern unterbrochen. 4

Was H. von gegnerischer Seite besonders vorgeworfen wurde, nachdem die leidenschaftlichen Erregungen zweier Krisen — der politischen, die sich an den Namen Marokko, und der persönlichen, die sich an den Namen Eulenburg knüpfte — ihn zu seinem lebhaften Bedauern in den Mittelpunkt einer leidenschaftlichen Erörterung gerückt hatten, war, daß er den Krieg mit Frankreich wolle und zugleich das Zustandekommen eines geordneten Verhältnisses mit England verhindere. Beide Vorwürfe haben ihn sehr empfindlich berührt, speziell auch die Diskreditierung seiner politischen Absichten in England, die seltsamerweise mit dem Vorwurf übertriebener Hinneigung zu England Hand in Hand ging. Das Krüger-Telegramm vom 3. Januar 1896 war ihm als ein schwerer politischer Fehler erschienen, weil es doch deutlich erkennen lasse, daß Deutschland gegen England zu haben wäre, und er begriff nicht, wie der

Staatssekretär den Satz: »ohne an die Hilfe befreundeter Mächte zu appellieren« habe durchlassen können. Mit seinem Willen wäre auch die Bagdadbahn, »der trockene Weg nach Indien« nie als politische Angelegenheit behandelt worden und die antienglischen Reden im Reichstag erscheinen ihm als äußerst inopportun. Allerdings war er auch nicht für die Annahme der Bündnisvorschläge, mit denen Chamberlain 1899 und 1901 der britischen Politik den Weg nach Südafrika freizumachen suchte. Er war und blieb immer ein Gegner Rußlands, nicht bloß des Rückversicherungsvertrags, und es ist bezeichnend, daß unter den zahlreichen Orden, die seine Brust schmückten, das Zarenreich nur mit dem Stanislausorden III. Klasse vertreten war; niemals aber war er der »geschworene Feind Frankreichs«, zu dem man ihn insbesondere in der Marokkofrage stempeln wollte und als den ihn seine Gegner insbesondere auch beim Kaiser diskreditiert haben sollen. Er war sogar ein begeisterter Freund der französischen Kultur und hatte aus seinem erfolgreichen amtlichen Verkehr mit Staatsmännern wie Thiers und Gambetta sehr sympathische persönliche Erinnerungen. Tatsächlich war seine Marokkopolitik bestimmt vor allem durch ein uneingeschränktes Vertrauen auf das deutsche Heer als Faktor der politischen Macht; sodann wollte er nie daran glauben, daß England seine Stellung in Marokko und insbesondere die in früheren Zeiten so hoch bewertete Position von Tanger vollständig aufgegeben habe. Wenn er im übrigen Wert darauf legte, daß bis Ende Februar 1906, d.h. bis zum Ende seines Anteils an der Marokkopolitik alle wichtigeren Direktiven in dieser Frage nicht nur die Unterschrift des Reichskanzlers getragen hätten, sondern auch vorher mit ihm erörtert worden seien, so richtet sich das gegen die Unterstellung, als ob er eine von den verantwortlichen Persönlichkeiten nicht im vollen Umfange gebilligte und gedeckte Sonderpolitik von scharf antifranzösischem Charakter getrieben hätte, nicht aber gegen die Annahme, daß er tatsächlich bis zu dem genannten Zeitpunkt der *spiritus rector* der deutschen Marokkopolitik gewesen sei. Das ist ebenso unzweifelhaft, wie die Tatsache, daß er schließlich mit seiner Politik in einer Art Sackgasse angelangt war. Die Landung des Kaisers in Tanger war nicht sein Gedanke, hätte sich aber in seinen politischen Plan eingefügt, wenn die kaiserlichen Kundgebungen sich genau an die H.schen Richtlinien gehalten hätten. Das war aber nicht der Fall; es zeigte sich eben, daß der Kaiser nicht als Schachfigur in dem nächsten besten strategischen Spiel zu brauchen war. Nachher war es wohl zugleich ein Stück bismarckischer Tradition und persönliche Verdrossenheit, wenn er die weit gehenden Verständigungsvorschläge Rouviers ablehnte mit der oberflächlichen Motivierung, daß man doch nicht mit Frankreich verhandeln könne, wenige Wochen, nachdem der Kaiser erklärt habe, nur mit dem souveränen Sultan verhandeln zu wollen.

Von mindestens ebenso starkem Einfluß wie die sachlichen Schwierigkeiten scheint die schon erwähnte Trennung von Philipp Eulenburg, der von 1894—1900 den Botschafterposten in Wien bekleidete, auf H.s Leben und Laufbahn gewesen zu sein. Aber es ist hier noch schwieriger, die volle Wahrheit zu sehen. H. hatte jedenfalls den Eindruck, daß er seit dieser Trennung dem Kaiser als weltfremder Dickschädel und versteinertes Bürokrat geschildert worden sei, und er war ganz der Mann, Haß mit Haß zu vergelten. Er hat in Eulenburg einen der Urheber seines Sturzes gesehen und sich

durch dessen gegenteilige Versicherungen nicht überzeugen lassen. Aber er ist empört darüber, daß man ihn als den Inspirator der schmutzigen Kinädenkampagne bezeichnet und daß diese Lüge, noch vergiftet durch die Verdächtigung, als ob er seinem persönlichen Haß zuliebe Amtsgeheimnisse verletzt und ausgeplaudert hätte, selbst zu den Ohren des Kaisers dringen konnte. Man gewinnt indes den Eindruck, als ob H. in dieser kritischen Periode erlebt hätte, daß eine stark hervortretende Eigentümlichkeit seines Wesens, sein fast nach allen Seiten hin offenes Mißtrauen, das in jeder abweichenden Meinung eine tückische Bosheit sah und in jedem gegnerischen Preßartikel Intrigue und Verrat witterte, sich rächend und zerstörend gegen ihn selber kehrte. Auch in dem Zwist, der nach Harden den unmittelbaren Anlaß zu seinem Rücktritt gab, scheint dieses Mißtrauen eine Rolle gespielt zu haben. In seiner Marokkotonot soll H. nämlich gefunden haben, daß ihn die Preßabteilung des Auswärtigen Amtes gänzlich im Stich lasse, was deren Leiter, Geheimrat Hammann, mit der Bemerkung motiviert habe, das deutsche Volk sei für H.s Marokkopolitik noch nicht reif. H. habe darauf durch ein Abschiedsgesuch die Unterstellung der ganzen politischen Abteilung einschließlich des Pressebureaus unter seine Leitung erzwungen.

Nun war aber im Jahre 1906 ein Wechsel in der Leitung des Auswärtigen Amtes erfolgt und Herr von Tschirschky als Staatssekretär an die Stelle des Freiherrn von Richthofen getreten, und mit diesem Vorgesetzten vertrug sich H. nicht. So habe er am 2. April an den Fürsten Bülow geschrieben, das Auswärtige Amt sei für Tschirschky und ihn zu eng. Auf den Rat des Reichskanzlers, auszuharren, habe er mit der Mitteilung geantwortet, daß ein Duplikat des Abschiedsgesuchs formell an das Auswärtige Amt gegangen sei, weil es »für meine Würde und Ihre Ruhe das beste ist, ein Ende zu machen«. Noch einmal habe der Kanzler versucht, das Gesuch aufzuhalten, indem er es einschließen und dem Staatssekretär sagen ließ, daß er es persönlich erledigen werde. Dann aber kam die Erkrankung des Reichskanzlers, während deren das Gesuch hervorgeholt und genehmigt worden sei.

H. schied aus dem Amte als ein Grollender, aber es war ihm noch eine Periode der Genugtuung und Versöhnung beschieden, als er wenigstens noch mit seinem Rate die neue Epoche der deutschen auswärtigen Politik begleiten durfte, die durch die bosnische Annexionskrise bezeichnet wird. Für diese Periode ist ihm Harden, zu dem ihn gemeinsamer Haß, aber auch das gute Recht und die Pflicht der Selbstverteidigung geführt hatte, ein liebevoller Biograph geworden.

Er hatte immer gesagt, daß man kein Genie brauche, um mit 4 Millionen Soldaten gute Politik zu machen, sondern nur Mut und ruhige Nerven. Nun schrieb er an den Reichskanzler Fürsten Bülow einen langen Brief mit der feierlichen Mahnung, sich diesmal nicht von der eingeschlagenen Bahn abdrängen zu lassen, und empfahl ihm als geeignetsten Mitarbeiter für die Durchführung der brennenden Aufgabe des Tages den damaligen Gesandten in Bukarest, den jetzigen Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, v. Kiderlen-Waechter, den er aus jahrzehntelanger Freundschaft und Arbeitsgemeinschaft aufs genaueste kannte; »wenn wir jetzt fest bleiben, ist der Zweck der ganzen Einkreisungspolitik endgiltig verfehlt«. So erfüllte es ihn mit hoher Begeisterung, daß der Kaiser die Zeichen der Zeit erkannte, und daß dem Deutschen Volke

damit eine Ernte erblühte, wie er sie immer ersehnt hatte. War sein Leben Mühe und Arbeit gewesen, hatte insbesondere auf seine letzten Jahre die schwere Last der gehässigen Befehdung gedrückt, die von allen Seiten auf ihn eindrang, so durfte er nun zum letzten Ende einen hellen, frohen Sonnentag schauen, der ihm wie eine strahlende Rechtfertigung seines ganzen Wirkens und Schaffens, als ein weltgeschichtlicher Beweis für das Recht seines Glaubens an Deutschlands Kraft und Größe erscheinen mußte. Er war geschmäht worden, weil er in schlaffer Friedenszeit an das letzte Mittel der Fürsten und Völker zu erinnern wagte, weil ihm wie seinem Lieblingsdichter Schiller die Nation nichtswürdig schien, die nicht alles freudig an ihre Ehre setzte. Nun brachten seine letzten Lebenstage diesen gewaltigen Aufschwung nationalen Empfindens und den vollen großen Erfolg, der einem solchen Aufschwung immer beschieden ist. So liegt es wie große feierliche Versöhnung über seinem Tod.

Die Krankheit, der er nach langem schmerzvollen Kampfe unterlag, war ein Herzleiden. Seine Beerdigung fand am 11. Mai von der Kapelle des Augustahospitals nach dem Kirchhofe des Invalidenhauses statt. An der Spitze der Leidtragenden schritten der Reichskanzler Fürst Bülow und Gemahlin, der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes Frhr. von Schoen und der Staatssekretär Stemrich, der frühere Botschafter von Holleben und eine große Anzahl anderer hervorragender Persönlichkeiten des Reichsdienstes. An dem offenen Grabe sprach der Prediger Professor Dr. Scholz den Wunsch aus, daß es dem Vaterlande nie an Männern fehlen möge, die wie der Heimgegangene Großes zu wirken imstande seien.

Was seine äußere Erscheinung anbelangt, so wird er in seinen jüngeren Jahren als eleganter Weltmann geschildert, wovon allerdings die ungewöhnlich unkleidsame Uniform auf dem bekannten Versailler Bilde des Auswärtigen Amtes nichts erkennen läßt. In den Äußerungen über die gespannten Beziehungen, die zwischen ihm und Lothar Bucher bestanden, wird aber vielfach gerade auf die Gegensätzlichkeit des persönlichen Wesens hingewiesen, die zwischen dem weltgewandten, vornehmen, zurückhaltenden jungen Legationssekretär auf der einen und dem auf äußere Formen wenig achtenden alten Revolutionär und Journalisten von vornherein eine gewisse Kluft öffnete. Das schon erwähnte Bild des Berliner Kongresses zeigt H. als elegante, etwas streng männliche Erscheinung. Ein Jagdunfall, der die Sehkraft seines einen Auges fast vernichtete — hierauf bezieht sich die Bismarcksche Äußerung über Hyänenaugen und der Name »Polyphemus« — hatte indes dauernde Spuren hinterlassen. In den späteren Jahren seines Lebens scheint der Junggeselle vielleicht in demselben Maße, wie er sich aus der Gesellschaft in die Einsamkeit seines Bureaus zurückzog, auf seine äußere Erscheinung weniger Wert gelegt zu haben. Harden schildert seinen ersten Eindruck von ihm folgendermaßen: Ein Professor, ziemlich groß und hager, dunkler, unmodischer Sackanzug, breite Wandertiefel, im 69. Lebensjahre noch kein Greis. Die seltenen Bilder, die aus dieser Zeit von ihm erhalten sind, zeigen in besonderem Maße die mächtige Stirn, einen starken, streng geschnittenen weißen Vollbart, der als ein Wahrzeichen seines knorrigten unbeugsamen Charakters sich geltend macht. Im übrigen ist das ein einseitiges und schiefes Urteil, das ihn zu einem eiskalten Menschenfeind in finsterner Vereinsamung stempelt. Maximilian Harden

entwirft auf Grund der in mehrjährigem Verkehr gewonnenen eigenen Eindrücke ein ganz anderes, auch menschlich außerordentlich sympathisches Bild von H. Er findet vor allem den Grundzug und Grundton seines Wesens keineswegs finster und unfreundlich, sondern im Gegenteil heiter, von einer Art egmonischer Daseinsfreude, die auch den äußeren Genüssen des Lebens keineswegs verschlossen ist. Er erscheint ihm klug, kultiviert, witzig, voll männlichen Humors, galant im alten Stil, ein Freund geistreicher Plauderei mit schönen und geschickten Frauen, dabei voll Wahrheitsliebe und höchster innerer Reinlichkeit. Auch seine Güte wird gepriesen, insbesondere auch gegen seine Untergebenen, deren Wohl ihm stets am Herzen lag und deren manchem er persönlich geholfen hat, wie er es andererseits dem Staatssekretär von Tschirschky nie verzieh, daß er nach seiner Überzeugung sich der treuen Beamtenschaft des Auswärtigen Amtes gegenüber den Angriffen im Reichstag und in der Presse viel zu wenig angenommen hatte. Das Gesamturteil aber wird lauten: daß H. wohl nicht der Mann war, die Schicksale einer Nation in seine Hand und auf sein Gewissen zu nehmen; sonst hätte er auch die Kraft und die Freudigkeit haben müssen, einmal die äußere Verantwortung auf sich zu laden. Daß er davor immer wieder zurückgeschreckt ist — zunächst, als Caprivi ihm das Staatssekretariat anbot, teilweise mit Rücksicht auf das Haus Bismarck, dann, als Bülow diesen Antrag erneuerte, unter Hinweis auf seine mangelhafte rhetorische Schlagfertigkeit, auf seine unzureichende Kenntnis handelspolitischer Angelegenheiten usw., — so ist nicht zu verkennen, daß es sich dabei nicht um eine Laune handelte, in letzter Linie auch nicht um die schon erwähnte Angst vor den Feindschaften aus Arnimscher Zeit, oder seine Abneigung gegen äußere Repräsentationspflicht, die ihm Bülow übrigens abzunehmen versprach, sondern um wirkliche Grenzen seiner Persönlichkeit, über die er nicht hinaus konnte. Und darin liegt das tragische Moment in seinem Wesen und Schicksal.

Quellen: Maximilian Harden, Köpfe; Verlag von Erich Reiß, Berlin. Nachrufe von A. Zimmermann und vom Rath.

Dr. Hermann Diez.

**v. Perponcher-Sedlnitzky, Friedrich Wilhelm Karl August, Graf,** Königlich Preuß. General der Kavallerie *à la suite* der Armee und Obergewandkammerer, \* Berlin, 11. August 1821, † ebendasselbst 21. März 1909. — Graf Friedrich P. entstammt einem niederländischen Geschlecht. Sein Vater Heinrich Georg stand bis 1810 in englischen Diensten, kommandierte 1814—15 die niederländische Division und war später niederländischer Gesandter in Berlin. 1822 wurde er in den niederländischen Freiherrenstand, 1825 in den Grafenstand aufgenommen; 1853 wurde der Grafenstand in Preußen anerkannt und auf die drei Söhne: Wilhelm, Friedrich und Ludwig ausgedehnt. Der zweite Sohn Friedrich trat mit 19 Jahren beim Garde Kürassier-Regiment ein; im Jahre 1846 wurde er zum militärischen Begleiter und 3 Jahre später zum persönlichen Adjutanten des Prinzen Georg von Preußen ernannt. Nachdem er 1861 zum Major in der Adjutantur befördert worden war, trat er 1864 zu den beurlaubten Offizieren der Kavallerie 2. Aufgebots über. Kurz darauf wurde er Hofmarschall König Wilhelms I. und begleitete, 1866 zum Oberstleutnant, 1868 zum Oberst befördert, den König in die beiden Kriege. 1873 erhielt er den Charakter des Generalmajors, 1879 den als Generalleutnant, 1904 den als

General der Kavallerie. Um die Mitte der achtziger Jahre wurde Graf P. als Nachfolger des Grafen Pückler zum Oberhof- und Hausmarschall und Intendanten der Königl. Schlösser ernannt, eine Stellung, die alle Zweige des Kaiserlichen Haushalts in seine Hand vereinigte und ihn zum Vertreter des Kaisers als Hausherrn gegenüber dem gesamten Hofstaat machte. Nach dem Hinscheiden des Kaisers wurde er Chef der Hofhaltung der Kaiserin Augusta und bekleidete diesen Posten bis zu deren Ableben. Graf Friedrich P. hat nie eine politische Rolle gespielt oder ambitioniert, sich dagegen hohen und allgemeinen Ansehens erfreut und zwar nicht nur dank seiner einflußreichen und verantwortungsvollen Stellung in unmittelbarer Nähe des ersten Deutschen Kaisers, sondern auch infolge der Liebenswürdigkeit und Menschenfreundlichkeit seines Wesens. So oft man seinen Namen in den zeitgenössischen Erinnerungen findet, nie wird er auch nur mit dem leisesten Anflug jener Abneigung erwähnt, deren Gegenstand die Männer des Hofes bei denen des Schwertes wie der Feder nicht allzuseiten sind. Seine hohe, echt hofmännische und soldatische Erscheinung mit der hohen kahlen Stirn, dem um die Schläfen etwas gewellten Haar, dem kokett gewickelten kleinen Schnurrbart und dem freundlichen Lächeln machte ihn zu einer auch bei der Bevölkerung der Hauptstadt wohlgekannten und gern gesehenen Persönlichkeit.

Am 28. April 1867 hatte sich Graf P. mit der Gräfin Wanda von Moltke (aus dem vormals württembergischen Hause) vermählt. Aus dieser Ehe sind drei Söhne, die Grafen Wilhelm, Fredy und Egon hervorgegangen.

Dr. Hermann Diez.

**Holle, Ludwig, Dr.**, Preuß. Staatsminister, \* 27. Juni 1855 zu Schwelm i. Westfalen, † 12. Dezember 1909 zu Godesberg a. Rhein. H.s Vater, Wilhelm Holle, Königl. preuß. Geh. Justizrat, war ein hochangesehener Rechtsanwalt und Ehrenbürger der Stadt Dortmund, wo er am 19. Oktober 1909, also wenige Wochen vor seinem Sohne, starb. H.s Mutter Emilie, geb. v. Viebahn überlebte ihn um zwei Jahre. L. H. besuchte in Dortmund die Volksschule und das Gymnasium, trat nach vollendetem Universitätsstudium 1878 in den Justizdienst, wurde 1883 Gerichtsassessor, ging jedoch 1894 zur landwirtschaftlichen Verwaltung über und war zunächst als Spezialkommissar in Höxter tätig; 1889 zum Regierungsrat befördert, wurde er 1890 als Hilfsarbeiter in das Landwirtschaftsministerium berufen, in welchem er 1892 zum Geheimen Regierungsrat und vortragenden Rat, 1895 zum Geheimen Oberregierungsrat avancierte. Im März 1900 trat er als Landeshauptmann seiner Heimatprovinz Westfalen zu der provinziellen Selbstverwaltung über, kehrte jedoch im Dezember 1904 in den Staatsdienst zurück, und zwar als Unterstaatssekretär im Ministerium der öffentlichen Arbeiten und Leiter der Bauabteilung dieses Ministeriums. Im Jahre 1907 wurde er sodann als Nachfolger Dr. v. Studts zum Minister der geistlichen Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten und zugleich für Herrn von Bethmann Hollweg zum Mitglied des Staatsrats ernannt. Es zeigte sich jedoch bald, daß seine Gesundheit den gewaltigen Anforderungen, die das neue Amt und seine eigene Gewissenhaftigkeit an ihn stellten, nicht mehr stand hielt. Er war genötigt, einen Urlaub zu erbitten, von dem er trotz gelegentlicher Schwankungen in seinem Befinden nicht mehr zurückkehren sollte. Am 16. Dezember wurde er in Dortmund bestattet.

Als glücklichste Periode seiner Amtstätigkeit hat L. H. selbst die Jahre bezeichnet, in denen er als Landeshauptmann an der Spitze der Selbstverwaltung seiner geliebten Heimatprovinz stand. Nur ungern folgte er der Berufung in das Ministerium der öffentlichen Arbeiten und die Ernennung zum Kultusminister war für ihn selbst eine große und keineswegs rein freudige Überraschung. Trotzdem hatte es den Anschein, als ob er seinen geschichtlichen Beruf und die wahre Krönung seines Lebenswerkes in seinem Ministeramte finden sollte.

Diese Überzeugung herrschte namentlich bei der preußischen Volksschullehrerschaft. Mit freudigerer Erwartung, so konstatierte später fast einmütig die Fachpresse der liberalen Lehrer, war noch nie ein Kultusminister begrüßt worden. Die Hand des Ministeriums Studt hatte ziemlich schwer auf der Lehrerschaft gelegen und namentlich der berüchtigte Erlaß, der es den städtischen Verwaltungen zur Pflicht gemacht hatte, in der Aufbesserung der Lehrergehälter innezuhalten, hatte viel böses Blut gemacht. So freute man sich schon des Wechsels als solchen. Aber H. schien auch in der Art, wie er sein Ministeramt an- und auffaßte, wie durch die Grundtendenz seiner Politik ganz und gar der Mann, die sehnlichst erwarteten besseren Zeiten für die preußische Lehrerschaft heraufzuführen. Die Wirkungen des Bremserlasses wurden gestoppt, der Minister empfing wieder persönlich Abordnungen der Lehrer und erkundigte sich angelegentlich und unermüdlich nach deren Wünschen. Bei der Einweihung des Lehrervereinshauses in Berlin und ebenso bei der Enthüllung des Denkmals für seinen zweiten Vorgänger, Dr. Bosse, in Schreiberhau, fand er herzliche Worte, welche die Herzen der Lehrer eroberten. Und es blieb nicht etwa bei schönen Worten; am 13. Januar 1908 kündigte er auf dem Gebiet der fachmännischen und hauptamtlichen Schulaufsicht und ebenso auf dem der Dezentralisation der Schulverwaltung durch Verbindung der Ortsschulaufsicht mit den Rektorstellen weittragende Reformen an, die der begeisterten Zustimmung des größten Teils der Lehrerschaft von vornherein sicher waren. Ein anderes großes und schönes Reformwerk, das er allerdings schon in weit fortgeschrittenem Zustande aus den Händen seines Vorgängers übernommen hatte, an dem er aber mit ganzem Herzen weiter arbeitete, und das er mit großer stolzer Freude vollendet sah, ist die hochbedeutsame Reform des Mädchenschulwesens vom 18. August 1908. Auf den anderen Gebieten sollte es aber leider zum großen Teil bei den vielverheißenden Anfängen bleiben. Sein Versuch, sich in den weitverzweigten Bereich seines Ministeramtes persönlich einzuarbeiten und so an die Stelle des konstanten allmächtigen Geheimratswillens die persönliche unmittelbare Direktive des Staatsministers zu setzen, die bei seiner Gewissenhaftigkeit doch nur auf der gründlichsten Sachkenntnis beruhen konnte, bedeutete eine ungeheure Arbeitslast, der seine Kräfte nicht mehr gewachsen waren. Charakteristisch für diese seine Auffassung des Ministeramts und der Ministerverantwortlichkeit ist der in seine kurze Amtszeit fallende Rücktritt des mächtigen Leiters der preußischen Universitätsverwaltung, des Geheimrats Althoff. Althoff hatte es als eine selbstverständliche Sache angesehen, daß er den neuen Minister *einlernen* würde, wie er seine Vorgänger eingelernt hatte, und daß ihm der dankbare Schüler auf seinem eigensten Gebiet keinerlei Schwierigkeiten bereiten würde. Er täuschte sich aber schon in dem ersteren Punkte und zog es darum vor, seinerseits vom Schauplatz abzutreten. Dieser

Rücktritt, der einen Markstein in der preußischen Universitätsgeschichte bedeutet, kann als ein sicherer Beweis dafür gelten, daß das Ministerium H., wenn ihm eine längere Dauer beschieden gewesen wäre, auch mit schweren Widerständen und ernstern Gegnerschaften zu rechnen gehabt hätte, wie denn schon seine Schulpolitik selbstverständlich in konservativen Kreisen vielfach mit größtem Mißtrauen betrachtet wurde. Auf der anderen Seite beweist aber gerade dieser Fall, daß er mit den höchsten Anforderungen an sich selber an die Spitze seines Ministeriums trat. Sein früher Tod an den schönen Ufern des Rheins, wo er Genesung von einem alten Herzleiden zu finden gehofft hatte, bedeutete das Grab vieler Hoffnungen. Ehrevoller ist aber kaum ein Minister vor ihm oder nach ihm gefallen.

Auf die Nachricht von seinem Tode telegraphierte der Kaiser an die Witwe: »Mit aufrichtigem Beileid empfangen ich die schmerzliche Nachricht von dem Ableben Ihres auch von mir hochgeschätzten Gatten. Ich betraure mit Ihnen den frühen Heimgang dieses vortrefflichen Mannes, der ohne die tückische Krankheit, die ihn dahingerafft, mir und dem Vaterlande noch ausgezeichnete Dienste hätte leisten können.« H. war, wie schon sein Verhältnis zur Lehrerwelt zeigt, eine außerordentlich gewinnende Persönlichkeit, frohsinnig und hilfsbereit, glücklich und beglückend, schlicht und zuverlässig. — Aus seiner im Jahre 1887 geschlossenen Ehe mit Anna geb. Melchior, Tochter des Geh. Justizrats M. in Dortmund, ist ein Sohn hervorgegangen.

Dr. Hermann Diez.

**v. Hompesch, Alfred Philipp Ludwig Polykarp**, Graf von, \* 16. September 1826 auf Schloß Voordt in Belgien, † zu Berlin am 21. Januar 1909, deutscher Parlamentarier und Großgrundbesitzer. — Graf Alfred H. war der älteste Sohn des am 3. August 1857 gestorbenen Grafen Hermann Philipp von Hompesch-Rurich. Seine Mutter Oktavie Philippine, geborene Gräfin von Aerschot-Schoonhaven, starb zehn Jahre nach dem Tode ihres Gatten zu Nancy als Nonne im Kloster zum heiligen Herzen Mariä. Graf Alfred H. besuchte die Gymnasien in Düsseldorf, Aachen und Dortmund, studierte von 1847 bis 51 an den Universitäten Heidelberg und Berlin und war einige Jahre Offizier bei den Deutzer Kürassieren, um sodann die Verwaltung der väterlichen Güter zu übernehmen, und zwar mit dem Sitz auf Schloß Rurich bei Linnich im Kreise Erkelenz. Als Vertreter seines heimatlichen Wahlkreises gehörte er dem Norddeutschen Reichstage an, seit 1874 dem Deutschen Reichstag für den Wahlkreis Düren-Jülich. Ohne politisch besonders hervorzutreten, gehörte er dank der aufrechten Vornehmheit und der jovialen Liebenswürdigkeit seines Wesens zu den angesehensten und einflußreichsten Mitgliedern der Zentrumsfraktion, die ihn im Jahre 1893 nach dem Rücktritt des Grafen Ballestrem zu ihrem Vorsitzenden wählte. Als solcher hatte er die Aufgabe, am 23. März 1895 die ablehnende Haltung des Zentrums gegenüber dem Antrag auf Beglückwünschung des 80jährigen Bismarck zu motivieren; im übrigen war er der geborene und allverehrte Vorsitzende des Zentrumsstammtisches im Berliner Löwenbräu. In den letzten Jahren seines Lebens war er der Senior des Reichstags. Dem preußischen Herrenhaus gehörte Graf H. als Vertreter des Grafenverbands der Rheinprovinz an. Außerdem war er Ehrenbailli und



Großkreuz des souveränen Malteser Ritterordens, dessen Angelegenheiten er sein lebhaftes Interesse zuwandte, Königlich preußischer Kammerherr und zwar der Kaiserin Augusta, und Inhaber hoher preußischer, belgischer und päpstlicher Ordensauszeichnungen. Vermählt hatte er sich am 20. Januar 1855 mit Olga Gräfin Mengden geb. am 18. März 1824, gest. zu Rurich am 2. Januar 1902. Da die Ehe kinderlos geblieben war und auch seine zwei ihm im Tode vorangegangenen Brüder Graf Emil und der protestantisch gewordene Graf Adolf der männlichen Nachkommenschaft entbehrten, ist mit dem Tode des Grafen Adolf H. das gräfliche Haus Hompesch-Rurich im Mannesstamme erloschen.

Dr. Hermann Diez.

**Wickhoff, Franz**, Professor der Kunstgeschichte in Wien, \* 7. Mai Steyr 1853, † 6. April Venedig 1909. — W. stammte aus einer Steyrer Patrizierfamilie. Alte Familienkultur verknüpfte sich bei ihm mit einer hohen allgemeinen Bildung und mit einer Freude an geistigen Errungenschaften, die das goldene Zeitalter des deutschen geistigen Lebens im 18. und 19. Jahrhundert in erster Linie charakterisiert. Nicht nur als Gelehrter, sondern auch der Breite und Tiefe seiner geistigen Interessen und nicht zuletzt seiner literarischen Begabung nach schließt er sich als einer der letzten jenen Männern an, die die führende Stellung der deutschen Literatur und Wissenschaft begründet haben.

Über seine äußeren Lebensschicksale ist wenig zu berichten. Er war im Jahre 1853 geboren, studierte in Kremsmünster, Krems und Wien, wurde nach Vollendung seiner Studien am Österreichischen Museum angestellt und wirkte vom Jahre 1882 an der Wiener Universität. Im Jahre 1909 ist er in Venedig einer langjährigen Krankheit erlegen.

So arm an äußeren Erlebnissen, so reich war W.s Leben an innerer Entwicklung, die in folgenden Zeilen, soweit sie für W.s Bedeutung für die Wissenschaft in Betracht kommt, in den Hauptzügen zusammengefaßt werden soll.

Es ist bezeichnend für W.s Wesen, daß, obwohl er sich auf der Universität dem Studium der Kunstgeschichte zugewandt hat, doch nicht die damaligen Lehrer dieses Faches in Wien, Thausing und Eitelberger, den entscheidenden Einfluß auf ihn gewonnen haben. Sie waren beide interessante Erscheinungen: der eine ein geistvoller Schriftsteller, der andere ein bedeutender Organisator, doch W. fühlte sich auch, nachdem er Kunsthistoriker geworden war, stets in erster Reihe zu Lehrern hingezogen, die sich nicht nur durch individuelle Vorzüge auszeichneten, sondern in denen zugleich eine sachliche und erkenntnistheoretische Vertiefung der historischen Wissenschaften verkörpert war. Die Studienjahre W.s fallen in die Periode des größten Tiefstandes der kunstgeschichtlichen Forschung, in den sie, nachdem sie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Rumohr zu einer relativ großen Höhe erhoben hat, durch den Anschluß an die antiquarische Altertumskunde einerseits, und an konstruierte von ephemeren künstlerischen, sentimentalen, nationalen und sozialen Strömungen abhängige Stillehre andererseits verfallen war. Deshalb hatten nicht Kunsthistoriker den entscheidenden Einfluß auf W.s Lehrjahre, sondern Conze und Sichel; der erste ein Vertreter der auf alter Überlieferung beruhenden wissenschaftlichen Reife der Archäologie, der andere einer der hervorragendsten Begründer der exakten historischen Forschung. Bei Conze lernte W. die philologische archäologische Interpretation der Denkmäler

kennen, bei S i c k e l die Grundsätze der modernen historischen Kritik; jene zwei Quellen der Erkenntnis, die zu den wichtigsten Errungenschaften der neuzeitlichen geistigen Entwicklung gehören und denen wir es zu verdanken haben, daß das historische Wissen nicht nur über die zufällige Überlieferung hinaus vertieft und erweitert, sondern auch eine kritische Ermittlung der Tatsachen ermöglicht wurde, die an objektiver Begründung die historische Forschung zur Höhe der experimentellen Wissenschaften erhoben hat.

Nichts kann oberflächlicher sein, als wenn man, wie dies zuweilen geschieht, die historische Betrachtung der Kunstwerke der Vergangenheit in einen Gegensatz zu der künstlerischen stellt, als ob das Wissen und das Sehen sich gegenseitig schädigen würden. W. verfügte wie wenige über die beglückende Gabe des künstlerischen Sehens und Empfindens, diese Gabe war jedoch bei ihm von einem nicht geringeren Verständnis für wissenschaftliche Probleme und Errungenschaften begleitet, so daß ihm schon in den Studienjahren die der Kunstgeschichte gegenüber unvergleichlich höhere wissenschaftliche Durchbildung der Archäologie und der allgemeinen historischen Forschung nicht nur nicht verborgen blieb, sondern schon damals für seine ganze weitere Entwicklung bestimmend wurde, für die in allen ihren Etappen das unermüdliche Bestreben, die Kunstgeschichte zur Höhe der übrigen historischen Wissenschaften emporzuheben, charakteristisch war.

Außer der Einschachtelung in bestimmte unter dem Einflusse der historisierenden Architektur entstandene Stilbegriffe war es die sogenannte Ikonographie, die der deutlichste Beweis des Verfalles der Kunstgeschichte war. Ihr Wesen bestand darin, daß man sich das Fortleben bestimmter Kompositionen und Typen zum Vorwande nahm, auf das schwierige und hohe Bildung erfordernde Studium der ununterbrochenen Beeinflussung der Kunst durch geistige Strömungen wie auch der komplizierten Stilentwicklung zu verzichten und sie durch eine zumeist geradezu kindische Typenvergleichung und ikonographische Statistik ersetzte, ein Vorgehen, das in der Archäologie, die auf der Vereinigung des Studiums der Literatur und Kunst beruhte, nicht denkbar gewesen wäre, ja jeder Einsicht in das Wesen des künstlerischen Schaffens widersprach, die sich in hohem Maße W. schon in jungen Jahren durch literarische Studien angeeignet hat.

So führte aber das Studium der Archäologie W. dazu, daß er in geistvollen Studien, die bis in seine Studienzeit herabreichen und zu denen er immer wieder zurückkehrte — so wichtig waren sie ihm — das Verhältnis berühmter Kunstwerke zu literarischen Strömungen und zum ganzen geistigen Leben ihrer Zeit untersuchte, wie z. B. in seiner berühmten Abhandlung über Raffaels Gemälde in der *Stanza della Segnatura*, die jeder Gebildete lesen sollte (Die Bibliothek Julius II., Jahrbuch der preußischen Kunstsammlungen XIV. 1893), in der er den unzähligen vorangehenden willkürlichen Interpretationsversuchen ein Ende bereitet oder in einer nicht minder glänzenden Untersuchung über Giorgiones Bilder zu römischen Heldengedichten (l. c. XVI. 1895), in der er den stofflichen Inhalt der sagenumspunnenen Werke des merkwürdigen Meisters aus Castel Franco erklärt hat. (Es sei noch auf folgende Abhandlungen hingewiesen: Sacchis Restauration der sterbenden Mutter des Aristides, Jahrbuch der kunsthist. Sammlungen des Allerh. Kaiserhauses XIX. 1898. Die Bilder der weiblichen Halbfiguren aus der Zeit und Umgebung Franz' I. von Frankreich,

Jahrbuch der kunsthist. Sammlungen des Allerh. Kaiserhauses XXII. 1901. Venezianische Bilder, Jahrbuch der preuß. Kunstsammlungen XXIII. 1902. Der Apollo von Belvedere als Fremdling bei den Israeliten, Festgabe für Adolfo Mussafia 1905. Die Hochzeitsbilder Sandro Boticellis, Jahrb. der preuß. Kunstsamml. XXVII. 1906.) Wie tief er die Beziehungen zwischen der Literatur und Kunst erfaßte, die in allen Zeiten durch eine einheitliche Entwicklung der bildlichen Vorstellungen verbunden waren, kann man besonders aus seinen geistvollen Essais über »Die Gestalt Amors in der Phantasie des italienischen Mittelalters« (daselbst XI. 1890), und über »den zeitlichen Wandel in Goethes Verhältnis zur Antike dargelegt am Faust« (Jahreshefte des österreichischen archäologischen Instituts I. 1899) ersehen. Für W. war die Beschäftigung mit großen Dichtern, insbesondere mit Goethe nicht bloß eine »Erholung nach des Tages Mühen«, sondern ein integrierender Teil seiner ganzen geistigen Entwicklung, die dadurch zu einer Reife und Klarheit der Auffassung künstlerischer Werte gelangte, die man nicht anders als klassisch in höchster Bedeutung des Wortes bezeichnen kann.

Außer der literarischen Interpretation war es die feine Ausbildung der deskriptiven Analyse und Bestimmung der Kunstwerke, die die Archäologie von der damaligen Kunstgeschichte unterschieden hat, der ersteren vor der letzteren eine solidere wissenschaftliche Basis verleihend. Diese eigentlich archäologische Methode konnte freilich nicht einfach bei Kunstwerken des Mittelalters und der Neuzeit angewendet werden, die unter ganz anderen künstlerischen und historischen Voraussetzungen entstanden und auf uns gekommen sind, mußte aber einen Forscher, dem es so ernst wie W. um die Wissenschaftlichkeit der Kunstgeschichte zu tun war, zu der Erkenntnis führen, daß eine ähnlich exakte kunsthistorische Methode gesucht und gefunden werden muß, wenn sich die Kunstgeschichte über antiquarische Krämereien erheben soll. Und da hat ihm die neue historische Forschung den Weg gewiesen.

Der Fortschritt der historischen Wissenschaften im 19. Jahrhundert, zu dessen wenigen großen Ruhmestiteln er zu zählen ist, beruhte in erster Linie auf einer neuen Behandlung der Quellen und Denkmäler, die man systematisch in ihrer Vollständigkeit zu sammeln und zu untersuchen, wie dies vorbildlich in dem großen Unternehmen der Monumenta Germaniae historica geschehen ist, wie auch auf Grund einer neuen, auf objektiven Kriterien aufgebauten Methode auf ihre Echtheit und Glaubwürdigkeit zu prüfen begonnen hat, worin der zweite Lehrer, der auf W.s Studien den größten Einfluß ausübte, S i c k e l, bahnbrechend gewirkt hat. Wie weit war aber die Kunstgeschichte (und ist es zum großen Teil noch heute) davon entfernt. Mit Ausnahme der Kunstwerke der italienischen Renaissance, um deren fast lückenlose photographische Veröffentlichung sich weniger die Gelehrten als das reisende Publikum und die großen photographischen Verlage verdient gemacht haben, waren von allen Kunstwerken nur einzelne Specimina bekannt, deren Klischees aus einem Buche ins andere wanderten, und die albernsten Anekdoten, die abgedroschensten Gemeinplätze, von irgendeinem Skribenten des 17. oder 18. Jahrhunderts erzählt, wurden als bare Münze genommen. Jeder Taufe eines Kunstwerkes aus Zeiten, die darin ganz skrupellos waren, schenkte man Glauben. Große systematische Publikationen zu veranstalten, war zunächst nicht möglich, es mangelte das Interesse dafür, das die Voraussetzung der Bewilligung der

notwendigen Mittel gewesen wäre, und so mußte sich W. darauf beschränken, in einzelnen kritischen Untersuchungen und Studien den Weg zu weisen, wie kunsthistorische Quellen und Denkmäler mit einer den Anforderungen des modernen historischen Kritizismus entsprechenden Exaktheit und Gewissenhaftigkeit zu behandeln sind. Seine Untersuchung über das Zeitalter des Guido da Siena (Mitteilungen des Institutes für österr. Geschichtsforsch. X. 1889) ist ein bleibendes vorbildliches Meisterstück einer scharfsinnigen Analyse kunsthistorischer literarischer Quellen und deren Verwendung für die richtige Einschätzung einzelner Monumente und ganzer Kunstperioden. Zum erstenmal ist in dieser Jugendarbeit Ws. eine Kritik der kunsthistorischen Überlieferung mit allen Hilfsmitteln und mit der ganzen Subtilität der modernen historischen Methode, zugleich aber mit so glänzendem Erfolge durchgeführt worden, daß die Arbeit wie eine erlösende Tat hätte wirken müssen, wenn die Kunstgeschichte für ein solches Ereignis reif gewesen wäre, was noch lange nicht der Fall war. Unermüdlich bemühte sich W. auch in späteren Arbeiten, wie z. B. in seinen verschiedenen Studien zur Geschichte der altchristlichen und italienischen Kunst (Beispielsweise nenne ich folgende Aufsätze: Die Fresken der Katharinenkapelle in S. Clemente in Rom. Ein Beitrag zu ihrer Datierung. Zeitschrift für bildende Kunst XXIV. 1889. Das Apismosaik in der Basilika des hl. Felix von Nola, Römische Quartalschrift III. 1890. Das Speisezimmer des Bischof Neon von Ravenna, Repertorium für Kunstwissenschaft XVII. 1894) die neue Quellenkritik weiter auszubilden, zu der er als zur wichtigsten Grundlage des kunstgeschichtlichen Wissens und der kunstgeschichtlichen Forschung stets auch seine Schüler erzogen hat, doppelt bewunderungswürdig bei einem Manne, den ein sprühender unerschöpflicher Geist so leicht hätte dazu verleiten können, die ernste, mühsame und oft wenig amüsante Seminararbeit durch wirkungsvolle Kausereien, denen so viele zustreben, die pädagogische Aufgabe durch momentanen Erfolg zu ersetzen.

Er beschränkte sich aber dabei durchaus nicht auf die Anwendung der Grundsätze der neuen historischen Kritik auf kunstgeschichtliche Forschungen. Noch wichtiger als die Kritik der äußeren historischen Überlieferung war, wenn die Kunstgeschichte zu einer exakten Wissenschaft erhoben werden sollte, eine Vertiefung der Kritik des der Kunstgeschichte eigentümlichen Quellenmaterials, nämlich der Kunstwerke selbst. Die Geschichte der Kunst wurde verhältnismäßig so spät in den Kreis der historischen Interessen einbezogen, daß sich uns die Mehrzahl ihrer Denkmäler ohne gesicherte Überlieferung über die Zeit der Entstehung und den Urheber erhalten hat. Wohl entwickelte sich allmählich mit der Entstehung der Museen und mit der Beliebtheit kunstgeschichtlicher Forschungen auf Grund von Erfahrungen einzelner Personen eine gewisse Übung im Bestimmen von Kunstwerken, die jedoch ganz subjektiver Natur war und schwer kontrolliert werden konnte. Solange aber in dieser Beziehung eine so große Unsicherheit herrschte, war die Kunstgeschichte eine Wissenschaft «für Schwätzer und Dilettanten», nicht wert, daß sich ein ernster Mann mit ihr beschäftigt. W. empfand diesen Mangel besonders schwer, und so schloß er sich mit Freude und Begeisterung *Giovanni Morelli* an, der in seinen unter dem Pseudonym *Lermoloeff* erschienenen Studien über einzelne Galerien diesem Mangel abzuhelfen versuchte. In diesen Studien bemühte sich Morelli alte Gemälde auf Grund von objektiven

Kriterien zu bestimmen, indem er darauf hingewiesen hat, daß sich bei jedem Künstler in der Wiedergabe einzelner Formen, wie z. B. der Ohren oder Hände, bestimmte charakteristische Merkmale ausbilden, die ähnlich unbewußt und mechanisch sind wie der individuelle Schriftcharakter und deshalb als die untrügliche Signatur eines Künstlers betrachtet werden können. Diese Methode schien W. die Frage zu lösen, wie Kunstwerke objektiv und überprüfbar bestimmt werden können. Es ist heute, wo eine allgemeine Verflachung die Kunstgeschichte wiederum zu bedrohen beginnt, Mode geworden, Morellis Methode als überwunden, wenn nicht gar als eine Verirrung hinzustellen, während sie in der Wirklichkeit nur weiter ausgebaut wurde. Es ist selbstverständlich richtig, daß es ein Rezept, eine einfache Formel, nach der alte Kunstwerke bestimmt werden könnten, nicht gibt und nie geben wird, doch das Prinzip Morellis, auf Grund des ganzen Materials objektive Kriterien festzustellen (die freilich bei verschiedenen Kunstperioden und Kunstgattungen verschieden sind), ist von entscheidender Bedeutung für die Entwicklung der Kunstwissenschaft geworden, in der es sich allmählich immer mehr Geltung verschaffte und zu einem wissenschaftlich begründeten Kennertum führte, zu dessen Vertiefung und Bereicherung W. unendlich viel beigetragen hat.

Es war ein unsterbliches Verdienst Morellis, weit wichtiger als das, was man im speziellsten Sinne als seine Methode bezeichnet, daß er das Studium der Handzeichnungen, in denen sich die Eigenart der Meister viel auffälliger und unverfälschter als in den ausgeführten Kunstwerken erhalten hat, konsequent den Bestimmungsfragen zugrunde legte. Darin folgte ihm W., der bald die erhaltenen Schätze an Handzeichnungen alter Meister wie kein zweiter beherrschte, wie bereits der in den Jahren 1891—1892 erschienene große kritische Katalog der italienischen Handzeichnungen der Albertina in Wien bewiesen hat (Jahrbuch der kunsthistor. Sammlungen des Allerhöchst. Kaiserhauses XII, XIII). Wie wäre unsere Kenntnis der alten Malerei fundiert, wenn man W.s Beispiele gefolgt und die übrigen Sammlungen von alten Handzeichnungen in ähnlichen kritischen Verzeichnissen veröffentlicht hätte, was auch heute noch nicht geschehen ist.

Man kann täglich beobachten, wie groß die Gefahr ist, daß einzelne Kunstforscher oder auch die ganze Kunstforschung sich mit einer bestimmten Summe von Kenntnissen begnügt, um autoritativ die Bestimmungsfragen zu lösen, wogegen der wissenschaftliche Fortschritt nur dadurch gefördert werden kann, daß, wie jede literarische Quellenkritik auch die Denkmälerkritik in jedem konkreten Falle als ein Problem für sich wissenschaftlich untersucht und nach Möglichkeit gelöst wird. Bis an sein Lebensende hat W. in einer Reihe von Studien dafür Vorbilder geschaffen, die man an Subtilität der Beweisführung, und Erudition mit de Rossis Untersuchungen vergleichen kann, denen sie freilich an Großzügigkeit der Gesichtspunkte weit überlegen sind. Untersuchungen, wie die über die Petersstatue in der Peterskirche (Zeitschrift für bild. Kunst. 1890), oder über die Wachsbüste in Lille (Mitteilungen des Institutes für oesterr. Geschichtsforschung VI Ergänzungsband 1901), waren wahre Meisterwerke der wissenschaftlichen Untersuchung und Beweisführung von programmatischer Bedeutung für die moderne Stilkritik. (Zu nennen wären da noch folgende Aufsätze: *Les écoles italiennes au Musée Impérial de Vienne, Gazette des beaux Arts. 1893.* Beiträge zur Geschichte

der reproduzierenden Künste: Marc Antons Eintritt in den Kreis der römischen Künstler, Jahrbuch der kunsthist. Sammlungen des Allerhöchst. Kaiserhauses. 1899. Über einige italienische Zeichnungen im *British Museum*, Jahrbuch der preuß. Kunstsamml. 1899. Aus der Werkstatt Bonifazios, Jahrb. der kunsthist. Samml. des Allerhöchst. Kaiserhauses. 1903.)

W. betrachtete diese Arbeiten nur als Prolegomena. Seit Jahren beschäftigte er sich mit zwei Projekten, die die Summe aller Erfahrungen, Beobachtungen und Ideen auf dem Gebiete der Attributionsprobleme zusammenfassen sollten. Er wollte ein Korpus sämtlicher Zeichnungen Raffaels und seiner Schule herausgeben, die besonders geeignet sind als Beispiel zu dienen, wie die geläufigsten Schwierigkeiten der Bestimmungsfragen, die Unterscheidung der Meister- und Schülerhand, der Nachzeichnungen und Nachahmungen von Originalen zu lösen sind. Ein vorläufiger Rechenschaftsbericht, den W. über die geplante Publikation in den Schriften der Wiener Akademie veröffentlichte (Anzeiger der phil.-hist. Klasse der kais. Akademie der Wissenschaften, Wien 1903), gibt nur das Gerippe des geplanten Werkes wieder, dem eine Einleitung über die Entwicklung der Zeichnung in Italien vorangeschickt werden sollte und das für die Gemäldekunde von einer ähnlich grundlegenden Bedeutung geworden wäre, wie Sickels *Acta Carolinorum* für die historischen Hilfswissenschaften. Vielleicht noch wichtiger wäre die geplante Arbeit über Giorgione und die venezianische Malerei seiner Zeit geworden, an der W. mit besonderer Liebe hing. Es gibt kaum ein zweites Gebiet, wo durch Fabeleien und Kunsttheorien, Gewissenlosigkeit der Berichterstatte und Willkür der Bestimmungen der historische Sachverhalt ähnlich verworren und verunstaltet worden wäre, wie in den Darstellungen der Geschichte der venezianischen Malerei zu Beginn des 16. Jahrhunderts. Dieses Chaos zu lösen und zugleich ein Paradigma einer kritischen kunstgeschichtlichen Monographie, bei der die mannigfachsten Schwierigkeiten zu bewältigen waren, zu schaffen, war ein Plan, mit dem sich W. lange Zeit beschäftigte. Alle Vorarbeiten dafür waren fertig, und wie sehr das Werk ihm am Herzen lag, kann man daraus ersehen, daß er, als ihm die fortschreitende Krankheit die Hoffnung auf die Durchführung der übrigen Projekte genommen hat, wenigstens dieses Testament, wie er das Werk nannte, niederzuschreiben sich bemühte. Auch da kam er über Bruchstücke nicht hinaus.

Es war unerläßlich, von diesen Projekten zu reden, denn wenn auch der frühzeitige Tod W. und die Wissenschaft um die Früchte der jahrelangen Arbeit beraubte, so ist sie doch nicht nutzlos geblieben. W. war ein Lehrer im höchsten Sinne des Wortes, bei dem die eigene Entwicklung und die Erziehung der Schüler identisch war, so daß das Fortschreiten seines Geistes, seiner Anschauungen und Ideen auch ohne in abgeschlossenen Werken niedergelegt zu werden, einen großen Einfluß ausübte. Er geizte nie mit seinen Gedanken und diesem segensreichen Charakterzuge ist es zu verdanken, daß, wenn auch nicht die speziellen Ergebnisse, so doch die wesentlichen neuen Gesichtspunkte, die sich aus diesen Arbeiten entwickelten, auf seine Schüler und Freunde eingewirkt haben, sie zu einer bestimmten Richtung in der Kunstgeschichte, zu einer Schule verbindend, der er als Vermächtnis nicht etwa eine Theorie, eine dogmatische Auffassung der Kunstgeschichte, sondern einzig und allein die streng wissenschaftliche Rigorosität der kritischen

Anforderungen hinterlassen hat. »Es kommt alles darauf an«, sagte er einmal, »daß die Quellen mit Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit untersucht werden, daß alles Akzidentielle, was verwirren könnte, ausgeschieden wird und der Schluß ohne Vorurteil, ohne Rücksicht für seine etwaige Schädlichkeit oder Nützlichkeit ausgesprochen wird. Der Forscher wird dabei nicht anders vorgehen, wie der Arzt oder der Richter, mit denen er dieselbe sittliche Verantwortlichkeit teilt.« Die Ermittlung des Tatsächlichen ist freilich nicht nur ein Gebot, sondern auch ein Wissen und Können, das von W. tausendfach bereichert wurde. Wer das Glück hatte, mit ihm über kunsthistorische Forschungen zu reden oder Kunstwerke betrachten zu können, weiß den Abstand zu beurteilen, der die in ihm verkörperte Kunstforschung von der bei seinen Vorgängern und bei den meisten seiner Zeitgenossen üblichen Art der Behandlung kunsthistorischer Fragen trennte. Und dennoch hat er stets darauf hingewiesen, daß eine dauernde und allgemeine wissenschaftliche Vertiefung der Kunstgeschichte nur dann begründet werden kann, wenn man sich nicht mit dem individuellen Pfadfinden allein begnügt, sondern ähnlich wie es in den übrigen historischen Wissenschaften geschieht und wie er es in der von ihm begründeten Publikation der österreichischen Miniaturhandschriften versuchte, vollständige und methodische Ausgaben der bildlichen Quellen veranstaltet werden, durch die sich die Kenntnis der vergangenen Perioden der Kunst über approximative Urteile, wie sie heute üblich sind, erheben würde und an denen eine neue Generation von Gelehrten zur strengen Wissenschaftlichkeit erzogen werden könnte.

Einem aufmerksamen Beobachter wird es nicht entgehen, daß zwischen allen Wissenschaften, mögen sie auch auf den ersten Blick noch so disparat erscheinen, ein enger innerer Konnex besteht, so daß die größten Männer einer bestimmten Disziplin in bewußter oder unbewußter Verbindung mit den führenden Geistern anderer Wissenschaften stehen. Der größte Fortschritt, der sich im menschlichen Wissen und Forschen im 19. Jahrhundert vollzogen hat, bestand darin, daß große Männer bestimmte Wissensgebiete dadurch ganz umgestaltet haben, indem sie entdeckt und gelehrt haben, wie darin das unfruchtbare spekulative Denken durch empirische Erkenntnisse ersetzt werden kann. Zu diesen großen Reformatoren gehörte auch W., und man fragt sich nur, warum sein Wirken nicht ähnlich schon zu seinen Lebzeiten die ganze kunstgeschichtliche Forschung umgestaltet hat, wie etwa Mommsens Einfluß die Erforschung der Geschichte des Altertums, Sickels die des Mittelalters und Rankes die der Neuzeit. Es verknüpften sich da mehrere Ursachen. Zunächst war es W. unmöglich, eine ähnlich intensive organisatorische Tätigkeit zu entfalten, wie die genannten Männer. Dazu gehört nicht nur Genialität, sondern auch unverwüstliche Arbeitskraft, über die W. nicht verfügte. Denn eine schwere qualvolle Krankheit, mit der er seit seinen Jugendjahren zu kämpfen hatte, raubte ihm die meisten Arbeitstage, und mühsam mußte er seine Werke seinem Leiden abringen. In einer anderen Wissenschaft hätten vielleicht auch die Anregungen genügt, um das Reformwerk durch andere Arbeitskräfte ins Werk zu setzen, dazu war aber die Kunstgeschichte als Wissenschaft viel zu wenig entwickelt. Es beherrschten sie wie die allgemeine Geschichte im 18. Jahrhundert noch immer aprioristische Doktrinen: eine starre kulturhistorische Theorie einerseits und ein ästhetischer Dogmatismus ander-

seits, die dadurch, daß so große Schriftsteller wie Taine und Burckhardt ihre Wortführer waren, und dadurch, daß sie auf allen Universitäten gelehrt wurden, derart eingewurzelt waren, daß man für eine andere Kunstgeschichte, als die, deren Aufgabe darin bestand, den durch jene Doktrinen gezogenen Rahmen durch Künstlermonographien und Schilderungen der äußeren Begebenheiten der territorialen Kunstentwicklung auszufüllen, kein Interesse und kein Verständnis hatte. Da auf der einen Seite das alte Humanistenmärchen von der absolut gültigen Kunst eines goldenen Zeitalters, der gegenüber alles Vorgehende nur Vorbereitung, alles Folgende nur Verfall bedeutet, auf der anderen Seite eine feste, auf literarischen und künstlerischen Strömungen der Aufklärungszeit und Romantik beruhende Stillehre die Kunstgeschichte beherrschte, hatte man keine Veranlassung, den dornenvollen Weg der exakten Wissenschaften einzuschlagen. Darin lag aber, wie einem tieferen Geiste nicht entgehen konnte, die Existenzfrage der wissenschaftlichen Kunstgeschichte.

Denn die neuen wissenschaftlichen Methoden waren zu allerletzt überall nur das Ergebnis einer neuen Auffassung des naturgeschichtlichen und historischen Werdens, die spekulative Thesen und Voraussetzungen durch empirisch ermittelte Tatsachen und Evolutionsreihen ersetzte, so daß eine Disziplin, deren Geschichte nach der allgemeinen Auffassung nicht durch fortlaufende natürliche Evolution, sondern durch prädestinierte Werte und Tatsachen bestimmt war, ebensowenig auf die Dauer zur Wissenschaft zu zählen war, wie theologische geschichtliche Systeme oder sozialpolitische geschichtliche Konstruktionen. Solange es einen kunstgeschichtlichen Glauben gab, konnte von kunstgeschichtlichen Forschungen ernstlich nicht die Rede sein. Die strenge methodische Forschung war, so lange ein solches Kredo bestand, nicht minder sinnlos, wie wenn man sie in der Astrologie angewendet hätte. Das wußte W. und empfand es schwer. »Gelingt es nicht«, so schrieb er einmal an Riegl, »die sakrosankten Kunstideale und Stilbegriffe zu beseitigen, bleibt alles nur eine Spielerei.« Doch allmählich vollzog sich im neuen Kunstleben eine Wandlung, die mächtiger als historische Argumente den alten Fetischglauben widerlegte. Es war dies in erster Linie die Entstehung der modernen Malerei, bei der, obwohl sie mit den vermeintlich allein gültigen stilistischen Normen und Vorbildern kaum etwas zu tun hatte, doch niemand Einsichtsvoller an ihrer Berechtigung, ja an ihrer Größe zweifeln konnte. W. schilderte oft den großen Eindruck, den dieses Ereignis auf ihn ausgeübt hat. Viele, die sich mit der alten beschäftigten, mochten diese Freude an der neuen Kunst mit ihm geteilt haben, doch in seinem philosophisch und historisch hoch organisierten Geiste verband sich das Erlebnis mit den grundlegenden Problemen der kunsthistorischen Forschung und führte ihn zu der Erkenntnis, daß nicht nur die zeitliche, lokale und persönliche Provenienz der Kunstwerke, sondern auch ihr gemeinsames Substrat, die Geschichte der künstlerischen Probleme, des künstlerischen Wollens und Könnens nicht auf Grund allgemeiner Annahmen, sondern historisch in entwicklungsgeschichtlichen Untersuchungen festzustellen ist.

Dieser Erkenntnis verdanken wir aber das größte und wichtigste Werk W.s, die Einleitung zu der von ihm gemeinsam mit W. v. Härtel veranstalteten Ausgabe der Wiener Genesis (Jahrbuch der kunsthist. Sammlungen des



Allerhöchst. Kaiserhauses, Beilage zum XV. und XVI. Band 1895). Der berühmte altchristliche Kodex der Wiener Hofbibliothek enthält Bilder, die vom Standpunkte der alten griechischen Kunst, die man für die allein berechnete und schöpferische im Altertum hielt, höchstens als ein Kuriosum einiges Interesse erwecken konnten. W. versuchte aber ihren ganz auf malerischen Valeurs beruhenden Stil genetisch zu erklären, indem er in der Einleitung zu der Ausgabe in großen Zügen und in lapidarischer, hinreißender Darstellung die Fortschritte in der Bewältigung der künstlerischen Probleme schilderte, die sich nach der Diadochenzeit in der Kunst des klassischen Altertums vollzogen haben. Man hat bis dahin auf die Kunst dieser Periode mit Verachtung herabgesehen, weil man, künstlerischen Universalismus mit Kunstlosigkeit verwechselnd und ohne Verständnis für ihre neuen Ziele, der römischen Kunst jede Originalität abgesprochen hat. Die Entdeckung dieser römischen Kunst verdanken wir W., der nachgewiesen hat, daß sie nicht, wie man in kunsttheologischer Blindheit vermutete, ein bloßer Nachklang der griechischen, sondern eine grandiose Weiterentwicklung bedeutet, die, durch ein halbes Jahrtausend fortdauernd, nicht weniger bedeutsam war, als die Entwicklung der klassischen Kunst der älteren Periode und für uns noch von einer besonderen Bedeutung ist, da sie zu der Entwicklung, die sich in der Kunst seit dem 16. Jahrhundert vollzogen hat, viele Analogien aufweist. Mit einem Schlage ist unser Gesichtskreis um eine große Kunst bereichert worden, die eine unerschöpfliche Fülle von Kunstwerken und darunter auch solche geschaffen hat, die zu den größten aller Zeiten gezählt werden müssen. Ohne Zweifel wird W.s in großen genialen Umrissen entworfene Geschichte der Kunst des römischen Reiches in manchen Einzelheiten durch weitere Forschungen überholt werden, doch als Ganzes, als geistige Tat wird sie stets zu den allerbedeutendsten wissenschaftlichen und literarischen Leistungen des vorigen Jahrhunderts gehören. Nicht nur deshalb, weil eine Kunst, an der die vorangehenden Jahrhunderte achtlos vorbeigegangen sind oder wenn sie sie beachteten, nur das Traditionelle, nicht das Neue in ihr gesehen haben, für alle Zeiten neu erschlossen wurde, sondern nicht minder der neuen Horizonte wegen, die sie überall der Kunstgeschichte eröffnete. Es hat wohl auch die Entwicklung der modernen Kunst direkt dazu geführt, daß man für Künstler und Kunstperioden sich zu interessieren begann, denen man früher höchstens der lexikalischen Vollständigkeit halber Beachtung schenkte. Doch W.s befreiende Tat führte dazu, daß die zufälligen Entdeckungen und zaghaften Zugeständnisse durch ein volles historisch begründetes Verständnis für künstlerische Werte und Entwicklungsmomente ersetzt wurden, denen man bis dahin verständnislos gegenüberstand. Die subjektiv willkürliche oder die dogmatisch ästhetische Bewertung alter Kunstwerke ist durch eine entwicklungsgeschichtliche ersetzt worden, was für alle Kunstperioden von Bedeutung wurde, dem Kunstgenusse eine Fülle von neuen Sensationen, der Kunstforschung aber neue ungeahnte Probleme und Aufgaben eröffnete und auch in den generellen Fragen eine modern wissenschaftliche Basis verliehen hat.

W. blieb dabei nicht stehen. Nachdem der Bann der absoluten Ästhetik gebrochen war, eröffnete sich der Kunstgeschichte die Möglichkeit einer neuen Universalgeschichte der künstlerischen Probleme, deren Verlauf, da er nicht, wie man früher angenommen hat, zufällig oder prädestiniert war, vom Stand-

punkte einer einheitlichen Evolution untersucht werden mußte, die unserer heutigen Auffassung das Grundgesetz des historischen Werdens bedeutet. In einem weitausblickenden Aufsätze »Über die historische Einheitlichkeit der gesamten Kunstentwicklung« (Festgabe für Büdinger. 1898) hat W. das neue Problem klar formuliert, das ihn von da an mehr interessierte als alles andere. Da die allmähliche, vom beiläufigen Erinnerungsbilde zur exakten Wiedergabe des Netzhautbildes fortschreitende Bewältigung der Natur in erster Linie der Inhalt der fortschreitenden Evolution der Kunst war, wollte W. eine Geschichte des Naturalismus in der bildenden Kunst schreiben. Er sammelte durch Jahre dafür das Material, und wer das Glück hatte, sein Kolleg über das Thema zu hören, weiß, daß das Werk in seinem Geiste fertig war, ein Werk, das die Kunstgeschichte zur führenden Stellung in den historischen Wissenschaften erhoben hätte.

Er hat die Niederschrift hinausgeschoben, weil etwas dazwischen kam — in solchen Zwischenfällen, denen er ohne Zögern die Früchte jahrelanger Arbeit opferte, zeigte sich besonders deutlich der hohe wissenschaftliche Ethos, der ihn beseelte. Trotz der ideellen Fortschritte in einzelnen Werken und Publikationen vertiefte sich in den letzten zwanzig Jahren nicht das wissenschaftliche Niveau der Kunstgeschichte, sondern sank im Gegenteil von Jahr zu Jahr. Die Welle des Kulturniederganges, die, wie in allen Zeiten auch im 19. Jahrhundert der Emanzipation der bis dahin kulturlosen sozialen Schichten folgend, das allgemeine Kunstverständnis auf ein Minimum herabdrückte, machte sich auch in der Kunstgeschichte geltend, in der Dilettanten und Zeitungsschreiber die Führung übernommen haben und jedem wissenschaftlichen Fortschritte den Weg versperrten. Diesem wachsenden Übel zu steuern, hat W. eine kritische Revue: die »Kunstgeschichtlichen Anzeigen« begründet und ihnen den größten Teil der in den letzten Jahren seines Lebens durch Krankheit immer mehr verkürzten Arbeitszeit gewidmet. Er geißelte darin die Oberflächlichkeit und Verlogenheit der heutigen kunstgeschichtlichen Literatur in Referaten, die weit mehr sind als gelegentliche Besprechungen, in welchen nach jeweiligem konventionellem Maßstab Lob und Tadel verteilt werden und unter der Maske einer objektiven Sachlichkeit sich Mangel einer tiefer gehenden wissenschaftlichen Überzeugung und oft auch Verstellung zu verbergen pflegt. W. zählte in seinen vehementen geistsprühenden Rezensionen nicht Druckfehler, sondern ging den Wurzeln des niedrigen Standes der Kunstgeschichte nach, um sie schonungslos bloßzulegen. Man hat ihm zuweilen vorgeworfen, daß er dabei »allzu persönlich« war, doch nur schematisierende Mittelmäßigkeit versteckt sich bei der Bekämpfung von Mißständen hinter eine falsche objektive Sachlichkeit und geht salbungsvoll den Schuldtragenden aus dem Wege. Jedenfalls wirkte W.s Auftreten wie ein reinigendes Gewitter. »W. war unser aller Gewissen«, sagte mir ein Fachgenosse, der selbst eine wenig schmeichelhafte Behandlung in den Anzeigen erfahren hat, und er konnte kaum treffender die Wirkung dieser Dokumente der unbedingten und ungeschminkten Wahrheitsliebe W.s bezeichnen, denen wir es vielleicht noch mehr als seinen vorbildlichen Schriften zu verdanken haben, daß sich eine Scheidung der Geister und eine vollständige Umwertung der Kunstgeschichte zu vollziehen begonnen hat, nach deren Vollendung wir W.s Größe erst ganz werden übersehen können.

Wickhoffs gesammelte Schriften werden in nächster Zeit in Meyer u. Jessens Verlag in Berlin erscheinen.

M a x D v o ř á k.

**Stöcker, Adolf**, \* 11. Dezember 1835 zu Halberstadt, † 8. Februar 1909 in Bozen-Gries. — Sein Vater, der Sohn eines Tagelöhners aus Langeln bei Wernigerode, hatte von Haus das Schmiedehandwerk gelernt, war nun aber Wachtmeister im 7. Kürassierregiment; in seinen späteren Lebensjahren (seit 1851) Gefängnisinspektor. Er war ein guter Soldat und ein treuer Beamter, der in seiner Familie eine einfache schlichte Frömmigkeit, vaterländischen Sinn und gewissenhafte Berufstreue pflegte. Seine Frau, eines Schneiders Tochter, war nicht ohne Ehrgeiz für ihre Kinder (3 Söhne und 1 Tochter), aber nur ihr Sohn Adolf hat es weiter im Leben gebracht; ein anderer Sohn war Seemann, der dritte Kaufmann; beide sind wie auch die Tochter früh gestorben. Im Elternhause, auf dem Kasernenhofe wie auch bei Verwandten wuchs St. also zunächst in den Verhältnissen kleiner Leute auf und lernte ihre Anschauungen und Nöte kennen. Der Besuch des Gymnasiums aber, das ihm die Liebe und der Fleiß seiner treuen Mutter zu besuchen ermöglichte, brachte ihn früh auch in die vornehmeren Familien der Stadt hinein, zunächst durch Freundschaft mit andern Schülern, dann auch durch zahlreiche Nachhilfestunden, durch welche er sein Brot und Schulgeld selbst zu erwerben half. So fand er in den Primanerjahren Eingang in das Haus des Geh. Justizrats Krüger, das ein Mittelpunkt für die zu einem lebendigen Christentum erweckten Kreise war. Die Pflege von Musik und anderen idealen Interessen verband sich hier mit einem sehr tätigen und bekenntnisfreudigen, besonders auch für die Mission interessierten, evangelischen Christentum von pietistischer Art in gutem Sinn. St. wurde bald ganz in diesen Kreis hineingezogen. Daher datierte in ihm der Anfang bewußten christlichen Glaubens mit der ganzen Innigkeit und Echtheit, die jenen Kreisen eigen war, freilich auch nicht frei von der Einseitigkeit, mit der man dort »Gläubige« und »Ungläubige« zu unterscheiden, und alles, was damals »liberal« hieß, zu verurteilen pflegte. St. selbst sagte später, daß ihm ernste Zweifel am christlichen Glauben nicht mehr gekommen seien. Die Form des Christentums, in die er hier hineinwuchs, blieb ihm für sein Leben selbstverständliche Grundlage. Wir sehen also, wie Elternhaus und Vaterstadt ihm dauernd Wirksames für seine Entwicklung mitgaben: Einen einfachen, geraden, schlichten Sinn mit konservativen Grundanschauungen, zunächst noch von kleinem Horizont und deshalb nicht frei von der Neigung, die Gegensätze einfach und massiv aufzufassen, dazu eine gute klassische Schulbildung, begleitet von den Anregungen der idealen Interessen des besten gebildeten Bürgertums, und zuletzt ein lebendiges, tatenfrohes Christentum, das seine Kraft vorerst in der Stärke positiven Glaubens, nicht aber in der vollzogenen Auseinandersetzung mit den geistigen Anschauungen des Zeitalters hatte.

Leider wurde St., auch auf der Universität, die er Ostern 1854 in Halle bezog, nicht tiefer in die Bekanntschaft mit der theologischen Wissenschaft hineingezogen. Tholuck gab ihm nach dieser Richtung wenig und abgesehen von einigen ernsten alttestamentlichen Studien hat er von Halle mehr Interesse für klassische und philologische Fragen mitgebracht als für tiefere theologische Probleme. In Berlin hat er dann bei Nitzsch, Twesten, Strauß und Lehnert mehr Interesse am theologischen Studium gefunden, aber nirgends findet sich ein Zeichen davon, daß es ihn über das Maß eines tüchtigen Examenswissens in die innere Beschäftigung mit theologischen Fragen hineingeführt hätte. Die Hauptsachen standen seinem christlichen Glaubensbewußtsein fest, und im

übrigen war sein ganzer Sinn mehr auf die Lösung praktischer Schwierigkeiten gerichtet. Er scheint sich schon damals mit der »Not der evangelischen Kirche« beschäftigt zu haben und er machte sein Oberlehrerexamen in dem Gedanken, um, wenn er in Konflikt mit der Kirche käme, nicht hilflos zu sein; die Möglichkeit solcher Konflikte lag aber sicherlich nicht auf dogmatischem, sondern auf praktischem Gebiet.

Zur Vergegenwärtigung der Grundelemente seiner Charakterbildung darf endlich seine Aktivität in dem Hallenser Korps Neoborussia nicht unerwähnt bleiben. Durch große körperliche Gewandtheit und energischen Mut ausgezeichnet, war er schon hier wie später im politischen Kampf ein gefürchteter Schläger. Sein tatkräftiges Auftreten führte auch damals schon zu einem Konflikt und zu einer eigenen Neugründung, dem Korps Borussia; auch der Zensur der vorgesetzten Behörde fiel er zum Opfer. Er wurde in Halle mit einer vierzehntägigen Karzerstrafe und Relegation bestraft, sich dabei persönlich schuldlos fühlend und durch das Ehrenkomitat seiner Kommilitonen reichlich entschädigt. Das war seine Jugend.

Was ihm etwa an wissenschaftlicher und theologischer Durchbildung abging, das ersetzten ihm nun reiche Wanderjahre in vielseitiger Umschau im Kultur- und Menschenleben. Nachdem er beide theologische Examina mit Auszeichnung bestanden — er war in dieser Zeit Hauslehrer auf einem märkischen Rittergut —, nahm er eine Stelle als Erzieher im Hause des Grafen Lamsdorff in Rinseln (Kurland) an. Dieser Aufenthalt befestigte ihn in konservativ-christlichen Grundanschauungen, ganz losgelöst von den besonderen Interessen der heimatlichen Landeskirche und ebenso frei von jeder dogmatischen Schablone — sie zeigten ihm andere wirtschaftliche und soziale Verhältnisse, die damals noch christlich-autoritativ und zugleich sozial-friedliche waren, gaben ihm aber vor allem die Sicherheit und Gewandtheit der Formen und die Vielseitigkeit der Bildung, die wir später bei ihm bewundern. Die dort in drei Jahren gemachten Ersparnisse ermöglichten ihm dann noch eine Reise an den Rhein, nach der Schweiz und nach Italien. Nirgends versäumte er sich über die kirchlichen Verhältnisse zu orientieren und besonders die der freien Waldenser erregten seine Aufmerksamkeit. In Rom und Neapel lernte er die deutsch-evangelischen Gemeinden kennen. Dagegen konnte er sich nicht entschließen, eine ihm in Rom angebotene Hilfspredigerstelle anzunehmen. Er kehrte nach vierjährigem Aufenthalt im Auslande im Jahre 1862 in die Heimat zurück, wo ihm zunächst auf drei Jahre die Pfarrstelle in Seggerde (Altmark), dann die zu Hammersleben (in der Börde) anvertraut wurde. Die erstere stellte ihm die Aufgaben eines Privatpatronatspfarrers auf dem Lande mit einer nicht immer leichten Vermittlung zwischen Patron und Gemeinde. In Hammersleben hatte er einen energischen Kampf gegen die katholische Propaganda zu führen. Überall bewies er größte Treue und regsten Eifer; er setzte Bibel- und Missionsstunden durch, auch wo sie vom Patron nicht gern gesehen wurden, er schaffte einen unsozialen Gebührentarif ab, er schloß einen zum Trunk geneigten, reichen Bauern vom Abendmahl aus, er kämpfte gegen das Versprechen katholischer Kindererziehung und beseitigte Volkssitten, wo sie dem christlichen Geist widersprechen. Bei alledem kannte er keine anderen Rücksichten als die seines Amtes. — Im Jahre 1866 verheiratete er sich mit Anna Krüger, der Tochter des Kommerzienrats Krüger in Brandenburg, mit der er bis zu seinem Tode in

glücklichster Ehe lebte. Schon von Hammersleben aus begann dann seine Beteiligung an der »Neuen Evangelischen Kirchenzeitung«; im Jahre 1869 besuchte er den Stuttgarter Kirchentag, wo ihn die Besprechung des Verhältnisses von Staat und Kirche und die Konfirmationsfrage besonders interessierten. Das Jahr 1871 brachte ihm dann die Berufung nach Metz, wo er bis 1872 als Divisionspfarrer eine außerordentlich rege Tätigkeit entfaltete. Er setzte den Bau einer neuen Garnisonkirche durch, schuf eine Herberge zur Heimat, richtete eine Volksküche ein und organisierte die erste deutsche höhere Töchterschule. Dabei beschäftigten ihn damals schon fortgesetzt soziale und kirchenpolitische Probleme. Getragen von der patriotischen und zugleich tief religiösen Bewegung, welche der Krieg mit sich brachte, wurde das Ideal eines christlich-deutschen Volkes in ihm lebendig. Die Kirche frei von den hemmenden Fesseln des Staates, das christliche Volk frei von den Mächten des Umsturzes und des Unglaubens — das waren seine Ideale, als das durch seine in Metz gehaltenen Predigten geweckte königliche Vertrauen ihn im Jahre 1873 zum Hofprediger nach Berlin berief.

Aus dem Gesagten geht hervor, welche hervorragenden Eigenschaften er auf den neuen Schauplatz seiner Taten mitbrachte — vor allem eine außerordentlich lebhafte und tiefempfundene evangelische Glaubensgesinnung, treueste Vaterlandsliebe, Begeisterung, brennende Liebe dem Volk zu helfen, Verständnis für die Nöte des kleinen Mannes, dabei eine umfassende Bildung, eine packende Beredsamkeit, Gewandtheit und Mut, gepaart mit einer goldenen Rücksichtslosigkeit. Dazu kam eine angeborene Lust zur Tat, zum Kampf, zur Agitation. Seine Beurteilung der kirchlichen und politischen Situation war dabei von vornherein von einer massiven Auffassung der Gegensätze beherrscht. Weder für die neuere theologische Arbeit und die mit ihr zusammenhängenden inneren Probleme, noch für die berechtigten Wünsche des politischen Liberalismus hat er je ein tieferes Verständnis gehabt. Überhaupt sah er mehr die großen Ziele als die Schwierigkeiten auf dem Wege. Er kam nach Berlin in der Zeit des Kulturkampfes, als auch die evangelische Kirche unter des Staates starker Hand mitzuleiden hatte und er fand in der rasch wachsenden Hauptstadt eine Vernachlässigung der kirchlichen und sozialen Nöte, wie sie niemand für möglich gehalten hätte.

So trat er, voll der Liebe zur Kirche und voll von Mitleid mit ihrer schwierigen Lage, in den Kampf um die Gestaltung evangelischer Kirchenverfassung mit hinein und wurde zunächst unter R. Kögels Führung, dann auch selbständig, ein Führer in den kirchenpolitischen Kämpfen, mit dem Ziel, eine »freie Volkskirche« schaffen zu helfen. Dann eröffnete er den Kampf gegen die Sozialdemokratie und gründete die christlich-soziale Partei. Darauf begann er den Kampf gegen das Judentum und wurde der Führer der christlich-konservativen Antisemiten, bis dann die Zahl der Gegner so groß wurde, daß selten ein Mann im politischen Leben das Wort »viel Feind viel Ehr« so auf sich anwenden durfte.

Der ganze Mann ist aber in seiner Wirksamkeit nur zu verstehen aus den starken leitenden Grundideen, die ihn immer beherrscht haben. Er wollte ein christlich-deutsches Volksleben schaffen und, was er für dessen Feinde hielt: Umsturz, Judenpresse, ungläubige Wissenschaft, das bekämpfte er und, was ihm in diesem Kampfe im Wege war, ob Minister oder Parteien, Zeitungen oder Menschen, Staats- oder Kirchenbehörden, dem trat

er rücksichtslos entgegen in der ihm einfach selbstverständlichen Annahme, daß jeder, der ihm widerstrebte, bewußt oder unbewußt ein Hindernis sei für die christlich-deutsche Sache, für die Seelsorge an der Volksseele, wie er auch seine politische Tätigkeit wohl bezeichnete. Eine eigentümliche Tragik liegt deshalb über seinem Leben, die doch der Größe nicht entbehrt. Er kämpfte wirklich für christliche Ideale; aber Mut und Tatkraft haben ihm nie die besonnene Einschätzung der Wirklichkeitsfaktoren ersetzen können, für die er das politische Augenmaß nicht hatte.

Die ersten Jahre in Berlin waren einer sehr intensiven seelsorgerischen Arbeit in der Domgemeinde gewidmet, die ihn in alle Teile der Stadt führte und ihn mit den traurigsten Verhältnissen in Berührung brachte. Er war bis in die innerste Seele erschrocken über das Maß kirchlicher Verwahrlosung und Entfremdung weiter Kreise. Die im Jahre 1877 übernommene Leitung der Berliner Stadtmission bestärkte ihn nur in diesen Eindrücken, und es bildete sich ihm die feste Überzeugung, daß hier mit Einzelarbeit nichts geholfen sei, das M i l i e u müsse geändert, an der ganzen Volksseele müsse gearbeitet werden. So organisierte er nicht nur die Stadtmission im großen Stil, sondern er fing an, in der Presse, in den Synoden, in Vorträgen für eine energische Geltendmachung des Christentums im öffentlichen Volksleben zu wirken. Von diesem Grundgedanken war auch seine kirchenpolitische Tätigkeit geleitet. Die neue evangelische Kirchenverfassung erschien ihm als ein doppeltes Unglück — einmal, sofern sie die enge Verbindung der Landeskirche mit dem Staat anstatt sie zu lockern, fester zu knüpfen schien, dann auch, weil die Mitwirkung des Laienelements in den Synoden ihm vom Berliner Gesichtswinkel aus, wie eine Auslieferung der Kirche an den »Liberalismus« erschien. Deshalb trennte er sich schon 1876 mit Kögel von den liberaler gesinnten Gliedern der sog. »Positiven Union« (die Kögelsche Gruppe eignete sich nun diesen Namen an) und wurde einer der leidenschaftlichsten Vorkämpfer für »Selbständigkeit der Kirche«, Schutz des Bekenntnisses und Einschränkung der akademischen Lehrfreiheit.

Solange er dem synodalen Leben angehört hat, erneuerten sich von seiner Seite die Anträge auf eine Mitwirkung der Kirche bei der Berufung theologischer Professoren, auf Stärkung der Macht der auf Wahlen beruhenden Synodalausschüsse gegenüber dem Kirchenregiment und im Unterschied von Kögel und andern Parteifreunden hat er nie ein Hehl daraus gemacht, daß die Trennung von Staat und Kirche behufs Schaffung einer volkstümlichen Freikirche ihm das liebste gewesen wäre. In diesen Kämpfen, die ihn besonders mit Willibald Beyschlag in scharfe Auseinandersetzungen führten, unterschätzte er m. E. die Lebensbeziehungen von Kirche und Kulturleben, war ungerecht scharf gegen den national gesinnten Liberalismus, der mit andern Mitteln auch für die evangelische Kirche zu gewinnen gewesen wäre, und zeigte am wenigsten ein Verständnis für die freie Entwicklung der theologischen Wissenschaft. Hier blieb er zeitlebens in der massiven Auffassung der Gegensätze stecken, wie er sie in seiner Jugend nur kennen gelernt. So hat er die kirchlichen und theologischen Parteigegensätze fortgesetzt verschärft, weil jeder Kompromiß und jede Vermittlung ihm als ein Verrat an der heiligen Sache des Evangeliums erschien. Das hat dem glaubensstarken Zeugnis des mutigen Mannes ungewollt die unheilvoll zerspaltende und den Kampf verbitternde Macht gegeben, die

letztlich mehr erregt und zerstört als aufgebaut hat. Sie hat auch das tiefe Mißtrauen und die Leidenschaft der Gegnerschaft gegen solche Dinge hervorgerufen, in denen er Recht hatte. Die Liberalen sahen bald in ihm nur noch einen orthodoxen Fanatiker, und viele treue und edle Männer der Kirche versagten ihm Vertrauen und Mitarbeit auch da, wo sie im tiefsten Grunde mit ihm einig waren in den letzten Zielen der Arbeit. Heftige Preßfehden und unermüdlicher Kampf in den Synoden brachten ihn schon um einen Teil von Kredit, noch ehe überhaupt seine große Rolle im öffentlichen Leben begann.

Dies geschah im Anfang des Jahres 1878. Aus dem innersten Mitleid mit dem Volke heraus, von Glaubenskraft und Liebe getrieben, ging er mitten hinein in die sozialdemokratische Bewegung und faßte den Stier bei den Hörnern. Mit packender Beredsamkeit und heldenhaftem Mut stand er hier in den sog. Eiskellerversammlungen gegen den Sozialisten Most seinen Mann und schuf durch die Gründung der christlich-sozialen Arbeiterpartei einen Krystallisationspunkt für alle die Bestrebungen, die dem einfachen Mann Vaterland und Christentum bewahren, zugleich aber seinen wirtschaftlichen und politischen Interessen verständnisvoll entgegen kommen wollen. Aber freilich der Strudel des politischen Kampfes zog ihn nun immermehr in seine Gewalt, der ganze Zauber volkstümlicher Redeerfolge nahm ihn ein; er wußte im Wahlkampf selbst, daß seine Anhänger das Maß nicht einhielten, aber wollte auch dieses Odium um der großen Sache willen auf sich nehmen. Ein vorübergehender Mißerfolg in den Wahlen schreckte ihn nicht, die Bewegung ging voran, und faßte sie auch weniger die Masse der sozialdemokratischen Fabrikarbeiter, so gewann er doch Handwerker, kleine Beamte und nicht organisierte Arbeiter ohne Zahl, und nicht zum wenigsten die nationalgesinnte akademische Jugend. Es gehörte freilich wohl zu den vielen Illusionen, mit denen er stets die Bedeutung dieser »Berliner Bewegung« beurteilt hat, daß er auch die Kaiserliche Botschaft von 1881 über die soziale Reform als einen Erfolg derselben buchte — aber, wie man die Dinge auch ansehen mag, der erste und wirkungsvollste Prophet energischer Sozialreform ist St. gewesen, und in der sozialen Erziehung der christlich gebildeten Kreise wie auch in der Sammlung der konservativen Elemente des kleinen Mittelstandes hat sein Auftreten epochemachend gewirkt.

Es kann nun nicht der Zweck dieses Rückblickes sein, alle die Phasen des sozialpolitischen Kampfes der beiden letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts hier zu zeichnen — St. ist sich in dieser ganzen Zeit darin gleich geblieben, daß er christlichen Glauben und Vaterlandsliebe zugleich mit einer Besserung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse als eine Grundvoraussetzung schaffen wollte für die Wiederherstellung eines gesunden christlichen deutschen Volkslebens. Sein Gegner war im ersten Jahre fast allein die Sozialdemokratie. Dann warf er sich von 1879 ab mit derselben Rücksichtslosigkeit dem fortschrittlichen Judentum entgegen. Er eröffnete den Kampf durch seinen berühmt gewordenen Vortrag vom 19. September 1879 »Unsere Forderungen an das moderne Judentum«. Überall begegnete ihm deshalb nicht nur der Widerstand, nein auch der Hohn der gegnerischen Presse. Ja bis weit in die Kreise des nationalen Liberalismus hinein fehlte jedes Verständnis für Ziele und Motive dieses Mannes. Kein Wunder, daß bei der einseitigen Antipathie, die er als schlichter konservativer Volksmann von Hause aus schon gegen alles, was »liberal« hieß, mitbrachte, seine Polemik eine sehr

scharfe wurde. Dazu trugen ihn die Wellen der von seiner Beredsamkeit entfesselten antisemitischen Leidenschaften des Volkes mit der Zeit viel weiter, als es seinen eigenen christlichen Grundsätzen eigentlich entsprach. Seine besten Freunde mißbilligten oft seine Kampfweise. Fürst Bismarck veranlaßte ein Einschreiten des Kaisers, und St. selbst hatte oft Mühe, sich von der Verantwortung für antisemitische Leidenschaften frei zu machen, wie es z. B. der Verlauf der Judendebatte im preußischen Abgeordnetenhaus vom 20. November 1880 zeigte. Er nahm den politischen Kleinkampf mit tief unter ihm stehenden Gegnern auf und so geschah es in der Folge, daß er in Preß- und Redefchden, ja auch in Prozesse verwickelt wurde, in denen die Gegner mehr wie einmal wenigstens äußerlich siegten, weil er sich Blößen gab und doch wieder durch christliches Anstandsgefühl in der Wahl wirksamer Gegenmittel gebunden war. In diesen Kämpfen (vgl. besonders den Prozeß Bäcker) wurde er zum Meineidigen und Lügner gestempelt — er wurde in der liberalen öffentlichen Meinung nicht nur gehaßt, sondern auch verachtet. Blickt man aber vorurteilslos auf diese Kleinkämpfe und Prozesse zurück, so sieht man nicht nur in eine Welt gemeiner Intrigue und Verleumdung gegen St. hinein, sondern man sieht auch, daß St. subjektiv immer ehrlich war, freilich oft in unbegreiflicher Weise von der Besonnenheit und dem Gedächtnis verlassen. Der Psychologe wird aber unschwer die autosuggestive Macht des starken Willens zur Gewinnung der Schlacht als Erklärung objektiver Unstimmigkeiten herbeiziehen. Edle Männer, die ihm persönlich nahe standen und bei der ihm zuteil gewordenen Behandlung in seiner Seele mitlitten, werden doch recht behalten, wenn sie eine naive Unbesonnenheit, sich in den Kampf mit allzu gefährlichen Gegnern einzulassen, als Hauptursachen für vorübergehende moralische Niederlagen ansehen. Weil es so stand, sind diese Niederlagen auch immer vorübergehende gewesen. Die Geschichte wird geringen Wert auf diese Kleinkämpfe zu legen haben — viel schwerer wiegt es, daß von St. selbst in den politischen und kirchlichen liberalen Parteien lebensberechtigte Faktoren gering geachtet und als »ungläubig« oder »zerstörend« gewertet wurden. Er kämpfte für konservative Ziele mit demokratischen Mitteln und für christlichen Glauben mit menschlicher Parteileidenschaft. Deshalb brachte ihn nicht seine Sache, sondern seine Kampfsmethode zu Fall. Die großen Hauptangriffe brachten ihm den tödlichen Haß der Sozialdemokraten und den Verlust des Vertrauens in allen liberalen Kreisen — beides hätte er tragen können. Aber er lernte die Kampfart dieser Gegner — das mußte ihm auch den Rückhalt am Hof und bei den Behörden, endlich auch bei der konservativen Partei selbst nehmen. Er hat sich in den Schädigungen, die er da erfuhr, meist als Opfer von Intriguen und Gehässigkeiten Einzelner angesehen — mögen solche oft eine Rolle in der Herbeiführung der Katastrophe gespielt haben, die eigentlichen Konfliktursachen lagen tiefer. Oder waren es nicht auf die Dauer völlig unvereinbare Gegensätze: eine Stellung am Hofe und der tägliche Tumult der Volksversammlung, seine eigene innere Antipathie gegen landeskirchliche Behörden und die fortgesetzte Notwendigkeit, sich den Gesamtinteressen des landeskirchlichen Dienstes fügen zu müssen? Die im Grunde freikirchliche Tendenz seiner ganzen Wirkungsweise und seine nach breiter Volkstümlichkeit strebenden politischen Ziele waren sachlich unvereinbar mit der Staatsregierung und Kirchenpolitik der Zeit, in der er wirkte. St. war auch stets ein energischer Feind jeder Kartell-



oder Blockpolitik — das wollte aber heißen, daß er achtunggebietende Wirklichkeiten des Lebens einfach übersah — alles sollte nur seinen Weg gehen. Wären nicht zugleich die persönlichen Grundmotive und die letzten idealen Ziele stets einer wohlwollenden Anerkennung seiner ehrenhaften Gegner begegnet, so wäre sein Fiasko noch viel schneller gekommen. So aber schützte ihn lange Zeit Kögels Macht, Bodelschwings Liebe und Hermes' Kirchenpolitik. Bei Hof dauerte es lange, bis das reiche Wohlwollen des alten Kaisers und später das ehrliche Vertrauen des jungen Kaiserpaares aufgebraucht war. St. selbst hat nie ganz verstanden, wie er es verloren hat, aber es war diese Entwicklung einfach unvermeidlich.

Mehr wie einmal wurde ihm die klare Wahl zwischen dem Beruf des Hofpredigers und dem des politischen Volksmannes angeboten — er ging ihr so lange aus dem Wege, bis die Entscheidung gegen seinen Willen kam. In den Jahren 1878, 1879, 1880, 1883, 1885, 1887 erhielt er teils vom Kaiser selbst, teils vom Ev. Oberkirchenrat ernstliche Verwarnungen. Sein Gegensatz gegen Bismarcks Kartellpolitik zog ihm auch den Unwillen dieses Mannes zu, der ihn in einem früheren Konflikt einmal gerettet hatte. Nach der sog. Waldseeversammlung (1887) spitzte sich dieser Gegensatz noch schärfer zu. Es handelte sich auch dabei nicht etwa um Intriguen gegen einen Unschuldigen, sondern um den Gegensatz zwischen dem Machtwillen St.s, die vom Prinzen Wilhelm beabsichtigte Aktion zur Beseitigung kirchlicher Notstände seiner »Bewegung« dienstwillig zu machen, und dem entschiedenen Willen des Prinzen und seiner Berater, auf breiter Grundlage mit verschiedenen kirchlichen und politischen Richtungen zusammen zu arbeiten. Des neuen Kaisers Regierungsantritt brachte deshalb auch bald St.s Entlassung, einfach, weil das Festhalten seiner politischen und kirchenpolitischen Agitation in sachlichem, unversöhnlichem Widerspruch mit der sammelnden Politik des Kaisers stand. Am 29. Oktober 1889 wurde St. als Hofprediger verabschiedet, und damit war für sein weiteres Wirken freie Bahn geschaffen. Seine Freunde schufen ihm in der neuen Stadtmissionskirche eine Predigtstätte, der Ev. Oberkirchenrat ließ ihn hier frei gewähren und die segensreiche, auch von seinen kirchenpolitischen Gegnern immer anerkannte Arbeit der Stadtmission wurde auch von der Generalsynode weiter unterstützt, obwohl die für St. selbstverständliche enge Kombination von Stadtmissionsarbeit und seiner Art, christliches Volksleben auch politisch zu pflegen, die notwendig neutrale Stellung dieser Liebesarbeit oft genug beeinträchtigt hat.

St. fing nun seine Wirksamkeit gleichsam von neuem an, jetzt unbehindert durch amtliche Rücksichten. Trotzdem kehrte derselbe Zwiespalt zwischen seinen konservativ-christlichen Grundideen und seiner demokratischen Kampfsmethode in neuen Formen wieder. Zunächst stellte er sich von 1890 ab auf einen breiteren Boden. Er überwindet seine Antipathie gegen den kirchlichen und politischen Liberalismus und arbeitet, gleichsam auf Zeit, mit Ad. Harnack und andern liberalen Männern im Evangelisch-sozialen Kongreß zusammen. Aber ebensowenig hier wie in der Generalsynode war es auf die Dauer möglich, mit St. nach der Richtung einer die Parteien zusammenhaltenden Politik zu arbeiten. Er mußte kämpfen, wo andere sammeln wollten. Das brachte ihn in Gegensatz zu andern Mitgliedern des Aktionskomitees im Evangelisch-sozialen Kongreß und in der »Positiven Union«. Es war weder die »Intoleranz des

Liberalismus« noch »der Byzantinismus in der Generalsynode«, der den Frieden störte, sondern der innere Widerspruch, den St. in sich trug, der alles vereinigen und doch allein die Richtung bestimmen wollte. Dazu kamen wieder zahllose kleine Vorfälle, die ihm den Vorwurf persönlicher Unaufrichtigkeit eintrugen — obwohl es sich im Grunde um nichts anderes handelte, als daß er Unvereinbares vereint festhalten wollte. Am schärfsten ist das deutlich geworden und hat auch seine Seele am schmerzlichsten bewegt, als die demokratische Entwicklung der christlich-sozialen Presse, über die er die Macht verlor, in unversöhnlichen Gegensatz zur konservativen Partei trat. Lange Jahre hatte er dem Elferausschuß dieser Partei angehört; der tiefe Fall des Freiherrn von Hammerstein, mit dem zusammen er für die »Selbständigkeit der evangelischen Kirche« gekämpft hatte, hatte aber auch sein Ansehen erschüttert, weil er — aus edlen Freundschaftsmotiven der Treue — den moralisch verlorenen Mann länger zu halten suchte, als es die Geradheit und Klugheit geboten hätte. Die eigentliche Ursache seines Austritts, der im Jahre 1896 erfolgte, war aber, daß er der demokratischen, direkt antikonservativen Polemik der christlich-sozialen Presse nicht Einhalt gebieten konnte oder wollte. So mußte er gezwungen werden, die Konsequenzen seiner eigenen politischen Entwicklung zu ziehen, obwohl er noch immer glaubte, konservative Politik und eine durchaus demokratisch gerichtete Sozialreform vereinigen zu können. Er selbst war freilich immer überzeugt, ein treu konservativer christlicher Mann zu sein mit einer im wahren Sinn konservativen Politik — aber es war sein Unglück, daß ihm zu solcher Politik der Sinn fehlte. Allein ein Kartell oder irgend eine andere Vereinigung der national und christlich gesinnten Kreise auf breiterer Grundlage hätte ihm dazu den Stützpunkt geben können. So wie er seine Politik trieb, hatte er es zuletzt geradezu mit allen größeren politischen und kirchlichen Gruppen verdorben, mochten auch viele Einzelne ihm treu bleiben und eine große Zahl ihn lieb behalten und verehren. Seine parlamentarische Tätigkeit setzte er im Reichstage sowohl wie in der Generalsynode fort. Sein mutiges Zeugnis für die Ehre christlichen Glaubens und christlicher Sitte blieb nie ohne Eindruck und zumal da, wo es galt, hohe sittliche Güter des christlichen Lebens gegen Schmähung und Verdächtigung zu verteidigen, stand er wieder auf der Höhe wahrhaft prophetischer Wirksamkeit. Aber nie hörte auch der advokatorische Kleinkampf gegen Liberalismus, ungläubige Theologie, Judentum u. a. auf, der ihm Lebensbedürfnis war, und doch auch im öffentlichen Leben nicht zur Ehre des christlichen Namens beitrug. Sein letzter politischer Stützpunkt blieb, nachdem er den Boden in Berlin verloren hatte, sein Wahlkreis im Sieger Land, den er bis zuletzt behauptete; er mußte es freilich noch erleben, daß er seiner Partei verloren ging, nachdem er selbst im Jahre 1908 das Mandat niederlegt hatte.

In der Generalsynode kämpfte er seine alten Kämpfe weiter, für die Selbständigkeit der Kirche, für ihre Beteiligung an den sozialen Kämpfen, gegen die moderne Theologie u. a. Sein Einfluß stieg noch einmal, aber einen wirksamen Einfluß auf den Gang der Kirchenpolitik hat er nie wieder gewonnen, seitdem im Jahre 1891 Barkhausen Präsident des Evangelischen Oberkirchenrats geworden war und die Sammlung der zur Mitarbeit bereiten Kräfte aus allen Parteien anstrebte.

So könnte man urteilen — und es ist vielfach so geurteilt worden, daß St.s Gesamtwirksamkeit überall mit einem Fiasko geendigt habe. Und doch wäre diese Meinung nicht gerecht. Es ist wahr: eine Erneuerung des christlich-deutschen Volkslebens im großen Stil ist ihm nicht gelungen und auch, was er »Berliner Bewegung« nannte, war viel agitatorische Schaumschlägerei. Auch die Wiederbelebung kirchlicher Arbeit und kirchlichen Lebens war nicht allein sein Werk — er hat ihr vielleicht, ohne es zu wollen, durch die Verschärfung der kirchenpolitischen Parteileidenschaften mehr geschadet als genützt. Die Imponderabilien treuer Einzelarbeit in den kirchlichen Gemeinden waren für das Wachstum neuen kirchlichen Lebens auch in Berlin wichtiger als alle Volksversammlungen und öffentliches Aufsehen erregende Wirkungen. Aber es bleibt ihm nicht nur das Verdienst einer machtvollen Entfaltung der Berliner Stadtmission zur Rettung von Entfremdeten und Verlorenen, sondern das Wichtigste ist, daß er für weite Kreise unseres Volkes erst den Sinn und das Verständnis für soziale Arbeit geweckt hat. Trotz seiner verfehlten Kampfmethoden bleibt es sein Verdienst, gekämpft zu haben. Er hat so durch prophetisches Wort den Sinn für die Arbeit geweckt, die freilich nun andere nach ihm tun müssen.

Seine christlich-sozialen Bestrebungen haben in den Arbeiterkreisen erst dann Früchte getragen, als stille konkrete langwierige Einzelarbeit durch sachverständige Angehörige dieses Standes begann. Auch die soziale Begeisterung in den kirchlichen Kreisen hat erst jetzt festeren Boden gefaßt, nachdem die kirchlich-soziale Konferenz aus den rhetorisch-agitatorischen Bahnen St.s unter R. Seebergs Leitung in die ruhigeren Bahnen der Lösung konkreter Einzelaufgaben eingetreten ist. Seine anregende, aber auch stets aufregende Rückwirkung in der Generalsynode wird nur dann Konkretes zur Folge haben, wenn man entschlossen ist, auf breiter Grundlage eine Politik der Sammlung aller wahrhaft positiv arbeitenden Elemente zu versuchen. — Seiner Gesamtpersönlichkeit wird man erst aus weiterer Zeitferne gerecht werden können. Aber das dürfen auch seine Zeitgenossen von ihm sagen, daß er ein hochbegabter und wirkungsvoller Zeuge evangelischen Glaubens und christlicher Tatkraft gewesen ist. Nie hat er etwas anderes gewollt als seinem deutschen Volke helfen durch das, was er für das beste hielt: die heiligende und durchdringende Kraft des Evangeliums. Aber die geschichtliche Entwicklung ging ihm viel zu langsam. Staat und Landeskirche versagten seinem schnellen Schritt den Dienst und die Tragik seines Lebens war, daß er, der immer nur das Große wollte, in den Maschen des Kleinkampfes und der Einzelgefechte hängen blieb. So gleicht er wohl einem kühnen Freischaarenführer im Befreiungskriege des deutschen Volkes gegen undeutschen Geist. Er bleibt ein edler Streiter bis in den Tod, aber die entscheidenden Schlachten wurden da geschlagen, wo besonnene Feldherrnkunst die zu vereinigenden Kräfte sammelte. Muß dies das Urteil bleiben über seine öffentliche Wirksamkeit, so gibt es unter denen, die ihm im Privatleben näher standen, nur eine Stimme: hier ist er immer der treue Christ, der warmherzige Freund, der hilfsbereite Berater gewesen; auch hatte er ein weitherziges Verständnis für die Meinung anderer, ja vielleicht nur allzuviel Optimismus in der Beurteilung der Menschen. Weil die innersten Motive seines Handelns ideale waren, wurde er so oft das Opfer von solchen, die niedriger dachten. Seine gute Vermögenslage gestattete ihm, vielen zu helfen. Im

Reinthaler Hof bei Partenkirchen hatte er nicht nur selbst eine Stätte der Erholung, sondern richtete auch eine solche für andere ein. Hier hat er noch kurz vor seinem Tode mit seinem alten Freunde Bodelschwingh Tage der gegenseitigen inneren Förderung erlebt; hier hat er auch, gepflegt von seiner Gattin, noch den letzten Sommer verlebt, bis er in Bozen-Gries am 8. Februar 1909 abberufen wurde. Seine Beisetzung erfolgte in Berlin unter größter Beteiligung weiter Kreise am 13. Februar von der Stadtmissionskirche aus. Noch einmal erwachte in der Presse der Haß der unversöhnlichen Gegner, aber stärker war doch der Chor derer, die in bewundernder Hochachtung am Grabe dieses Mannes standen, dessen Leben im politischen und im kirchlichen Leben Deutschlands für Zeiten eine große Bedeutung gehabt hat.

Als Hauptquelle für sein Leben kommt die Biographie von Dietrich von Oertzen in Betracht: Adolf St., Lebensbild und Zeitgeschichte, 2 Bände, Berlin 1910. Das Buch ist unglaublich schnell, aber auch ebenso oberflächlich gearbeitet, enthält jedoch die wichtigsten Materialien, vor allem die von Ad. St. selbst aufgezeichnete Jugendgeschichte. Eine kritische Bearbeitung dieses Lebensbildes wird freilich mit ganz anderer Unparteilichkeit geschrieben werden müssen. Am Schluß gibt das Buch eine dankenswerte Übersicht über die gesamte St.-Literatur. Aus den von ihm selbst verfaßten Schriften seien hier nur hervorgehoben: Christlich-sozial, Reden und Aufsätze, Berlin 1890; Wach auf, evangelisches Volk: Aufsätze über Kirche und Kirchenpolitik, Berlin 1893; Dreizehn Jahre Hofprediger und Politiker, Berlin 1890, und außerdem eine große Reihe von Predigtsammlungen und Tagesbroschüren, die bei v. Oertzen verzeichnet sind.

Wittenburg i. Wpr.

Prof. D. Ed. von der Goltz.

**Scala, Artur von**, \* 1845 in Wien, † auf Gut Lanna in Tirol 1909. — Als Sohn eines Beamten im Finanzministerium geboren, absolvierte S. die Realschule, studierte mehrere Jahre am Wiener Polytechnikum und wendete sich dann an der Wiener Handelsakademie kommerziellen Fächern zu. Bereits in jungen Jahren begab er sich auf Reisen nach Deutschland und in die Schweiz und nahm dann einen längeren Aufenthalt in den Industriebezirken Belgiens, Frankreichs und Englands, wo er sich gleichzeitig die Sprachen dieser Länder aneignete. 1867 bestellte ihn das Handelsministerium zum Berichterstatler über Textilindustrie auf der Pariser Weltausstellung. — Eine weitere Förderung seiner Weltkenntnis brachte ihm die österreichische Expedition nach Ostasien unter Kontreadmiral von Petz und Generalkonsul von Scherzer, dem er vom Handelsministerium als Berichterstatler beigegeben worden war. Auf dieser Reise erhielt S. lebhaftere Eindrücke vom geschäftlichen Leben in Indien, Siam, China und Japan und nahm auch an der Abfassung des Scherzerschen Werkes über die Expedition teil. Bei der Wiener Weltausstellung vom Jahre 1873 war er als Sekretär des Komitees für den Orient und Ostasien mit tätig. Anlässlich der Gründung des Orientalischen Museums (später Handelsmuseum) wurde S. mit der Leitung dieses Institutes betraut und 1875 zum Ministerialsekretär des Handelsministeriums und Direktor dieses Museums ernannt. In diese Zeit fallen zwei große, von ihm veranstaltete Ausstellungen und mehrere sich daran knüpfende Publikationen. Die eine war die orientalische-keramische Ausstellung, worauf die Herausgabe einer Sammlung von keramischen Objekten des nahen und fernen Orients folgte, die andere eine Ausstellung orientalischer Teppiche, die der Ausgangspunkt für das große, 1908 unter dem Titel *Altorientalische Teppiche* fortgesetzte Teppichwerk war. Andere Publikationen

waren die altorientalischen Glasgefäße und »Japanische Vogelstudien«. Seine letzte Tat im Handelsmuseum war eine Ausstellung von Originalen und Imitationen englischer Möbel. In dieser Zeit wurden durch ihn die Namen Sheraton, Chippendale, Hepplewhite und die Möbelformen bis zurück in die Jacobean-Zeit in Wien geläufig. Die »englischen Möbel« führten eine neue Richtung im Wiener Kunstgewerbe herbei, die von der Regierung mächtig gefördert, bald zu durchgreifender Bedeutung emporwuchs und schwere Kämpfe im kunstgewerblichen Leben der Hauptstadt herbeiführte. Die Minister Gautsch, Latour, Bylandt und Hartel wurden zu mächtigen Protektoren des Fortschrittes auf diesem Gebiete, und die gleichzeitig auftretende Wiener Sezession belebte mit frischem, erquickendem Hauch den bereits in bedenklicher Weise stagnierenden Kunstbetrieb. Am 4. Juni 1897 wurde S., der inzwischen zum Hofrat avanciert war, zum Direktor des Österreichischen Museums für Kunst und Industrie ernannt. Mit der vollen Kraft seiner Persönlichkeit warf sich S. auf die schwierigen Aufgaben, die ihm seine neue Stellung brachte. Sein Sinn war stets auf das Praktische gerichtet und das Kunstgewerbe seiner Zeit zu fördern und zu beleben sein eifrigstes Bemühen. Er führte eine durch die zahlreichen Neuerwerbungen unter den vorangegangenen Direktoren bereits sehr notwendig gewordene Neuaufstellung der Sammlungen durch, gründete die Museumszeitschrift »Kunst und Kunsthandwerk« und stellte die Winterausstellungen des heimischen Kunstgewerbes, deren Veranstaltung in den letzten Jahren fast ganz in die Hände des Kunstgewerbevereins geraten war, auf ganz neue Basis. Gleichzeitig suchte S. durch Veranstaltung einer Reihe größerer und kleinerer historischer Ausstellungen neue Anregungen zu geben. Die bedeutendsten dieser Ausstellungen waren die Spitzenausstellung, die Ausstellung von Alt-Wiener Porzellan, der das von Folnesics und Braun verfaßte Wiener-Porzellan-Werk folgte, die der Goldschmiedekunst, eine Bucheinbandausstellung und eine Ausstellung österreichischer Volkskunst und Hausindustrie. Einen außerordentlich reichen und wertvollen Zuwachs erfuhren die Sammlungen des Museums durch Übernahme des kunstgewerblichen Teiles der Sammlungen des Handelsmuseums. Diese Bereicherung war ein ganz persönliches Verdienst S.s und eine Folge seiner engen Beziehungen zu dem Institute, dessen langjähriger Leiter er gewesen war. S.s letzte Tat war die Inangriffnahme und teilweise Fertigstellung des Museumszubaus. — S. kam mit allem, was er dachte und tat, aus dem Leben, aus der Welt. Keine Schultradition, keine Theorie oder Methode hemmte seine Absichten noch seinen Willen. Getragen von sicherem Selbstvertrauen stellte er sich im heftigen Kampfe in die vorderste Reihe und verstand es, sich eine führende Stellung zu erobern. In ihm lebte ein Temperament und eine Tatenlust, die vor nichts zurückschrak und sich gelegentlich auch nicht scheute, Bewährtes beiseite zu schieben. Ohne Zweifel hat die aufreibende Tätigkeit seiner zwölf letzten Lebensjahre sein Ende beschleunigt. Im April 1909 sah er sich, bereits infolge seines schlechten Gesundheitszustandes, genötigt, in den Ruhestand zu treten, und bereits am 25. Oktober desselben Jahres ist er auf dem Gute Lanna in Südtirol gestorben.

J. Folnesics.

**Barth, Theodor**, \* 16. Juli 1849 in Duderstadt, † in Baden-Baden 2. Juni 1909. — B. hat das Licht der Welt erblickt als jüngster von drei Brüdern. Kardinal Kopps Mutter, zu jener Zeit dort Hebamme, hat bei seiner Geburt

hilfreiche Hand geleistet. B.s Mutter, eine geborene Plathner, war in erster Ehe mit dem Apotheker Wenkebach verheiratet. Nach dem Tode des ersten Gatten verpachtete sie die Apotheke an den Provisor Carl Barth, der der stillen klugen Frau bald näher trat und ihr in ihren mannigfachen Sorgen beistand. 1843 führte er die um 3 Jahre ältere Frau als Gattin heim. Die Familie der Mutter stammte ursprünglich aus Stolberg i. H. Der 1490 geborene Tilemann Plathner, ein Freund Melanchthons, war dort der erste evangelische Superintendent. Seine Nachkommen stellten seit 1461 viele Mitglieder des sitzenden Rats und Bürgermeister Stolbergs; einer derselben war im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts Stadtsyndikus zu Goslar, später preußischer Hofrat. Sein Urenkel heiratete eine Katholikin Josephine Wedekin aus Hildesheim; alle 13 Kinder folgten der Religion der Mutter; das vierte dieser Kinder, Mathilde Juliane, war die Mutter B.s. Des Vaters Familie stammte aus Hallgarten bei Rüdesheim. Der 1777 geborene Matthäus Valentin Barth konnte, durch die Unruhen der Napoleonischen Kriege hin und her geworfen, erst spät ein eigenes Heim gründen, nachdem die Franzosen aus Deutschland vertrieben waren. Er starb früh als Gartendirektor in Minden. Seine Witwe, die nur den einzigen Sohn hatte, zog, als dieser heiratete, zu ihm.

Der Apotheker Wenkebach hatte die Apotheke stark verschuldet hinterlassen. Carl Barth brachte Ordnung in die verworrenen Verhältnisse, zahlte die Schulden ab und sorgte in uneigennützigster Weise für die Stiefkinder. Der Wunsch, dem Stiefsohn nach beendeter Lehrzeit die Apotheke zu übergeben, mehr noch die Nörgeleien der katholischen Geistlichkeit der strenggläubigen katholischen Mutter gegenüber, die darein gewilligt hatte, daß die Kinder erster wie zweiter Ehe der protestantischen Religion der Väter folgten, verleiteten ihm den Aufenthalt in Duderstadt. In der Familie selbst haben freilich die konfessionellen Verschiedenheiten nie zu einem Konflikt geführt. In ihrer feinen, vorurteilsfreien Art ließ Frau Barth jeden gewähren; war doch schon im Haus ihrer Eltern Toleranz eine unbedingte Notwendigkeit gewesen; ihre älteste Schwester Aloise wurde Nonne und später Äbtissin eines Ursulinerinnenklosters; eine andere Schwester heiratete einen protestantischen Geistlichen; das hinderte nicht, daß alle Geschwister in herzlicher Eintracht einander zugetan waren. Die Achtung vor jeder ehrlichen religiösen Überzeugung hat denn auch Th. B. aus dem Elternhaus ins Leben mitgenommen und sie bei eigener, völlig freigeistiger Auffassung stets bewahrt. Als Student hat er in Rom zwar seine scharfen Bemerkungen über den Gesichtsausdruck von Papst und Bischöfen bei einer kirchlichen Zeremonie sowie darüber gemacht, daß das Publikum viel Neugierde, aber wenig Andacht verriet, aber doch in der Peterskirche durch den Papst der Mutter einen Rosenkranz weihen lassen, den sie bis zu ihrem Tod als einen Schatz bewahrte.

Als sich in dem aufblühenden Bremerhaven die Gelegenheit zum Erwerb einer Apotheke bot, griff B.s Vater trotz erneutem Staatsexamen rasch zu. Die Übersiedlung aus der alten in die neue Heimat waren die frühesten Erinnerungen des damals vierjährigen Theodor, der sich in der am Marktplatz gelegenen Apotheke und dem großen Garten bald heimisch fühlte, noch lieber aber Streifzüge nach dem Hafen und dem Deich unternahm, die mit vollen Segeln dem Hafen zusteuern oder ausfahrenden Schiffe, ihr Aus- und Einladen betrachtete und die Phantasie mit den Wundern fremder Weltteile belebte.

Anfangs genoß er dort noch voll die goldene Freiheit, nur die älteren Stiefschwestern erprobten ihre pädagogischen Künste an ihm, erklärten aber: »Theodor ist zu dumm, er wird nie etwas lernen«. Auch in der Schule wurden ihm die Anfangsgründe des Lesens und Schreibens und ebenso der sehr zeitig einsetzende lateinische Privatunterricht, besonders die Vokabeln, nicht leicht. Aber tapfer blieb er beim Buch bis er seine Lektion kannte, mochten die Kameraden auch zu Spielen und Streifzügen locken. Bei schlechtem Wetter und zur Winterszeit hockte er gern hinter den Büchern. Walter Scotts Romane begeisterten ihn; mit den Kameraden klebte er sich Rüstungen und Schilde aus Pappe und im Garten wurden die Turniere ausgefochten. Seinen Kindern erzählte er mit Entzücken von diesen Spielen. Ostern 1862 kam er nach Hildesheim aufs Gymnasium und zu Freundinnen seiner Mutter in Pension. Er machte es glatt, meist auf den ersten Plätzen sitzend, ohne Schwierigkeiten durch; doch haften ihm aus dieser Periode seines Lebens keine lebhafteren Erinnerungen. Erst das letzte Schuljahr brachte ein wichtiges Ereignis, eine Reise nach Paris und dem Rhein, die er, wohl unter Führung eines Lehrers, mit sechs Schulkameraden unternahm. Ein ausführliches Tagebuch zeigt, wie vortrefflich er die knappe Zeit vom 2. bis 11. Juli 1867 ausnützte, um die Weltausstellung, wie die Sehenswürdigkeiten von Paris und Umgegend kennen zu lernen und einen Begriff von dem Leben und Treiben der Bevölkerung zu gewinnen. Skulpturen und Gemälde fesselten gleichmäßig seine Aufmerksamkeit. Der Reise war sorgfältige Vorbereitung vorangegangen; die fremde Sprache scheint ihm keine Schwierigkeiten bereitet zu haben. Schon hier zeigte er die bei Deutschen nicht gerade häufige Eigenschaft des leichten Erlernens und vollen Beherrschens fremder Sprachen, die es ihm später ermöglichte, seine Reisen ins Ausland so nutzbringend zu gestalten, den Verkehr mit bedeutenden Männern anderer Nationen zu pflegen, ihre Literatur und Politik mit Verständnis zu verfolgen. Französisch, Italienisch, Englisch beherrschte er vollständig. Charakteristisch für den angehenden Politiker ist aus dem Tagebuch der Vergleich der französischen Kammerverhandlung — er hatte ein mehrstündiges Rededuell zwischen Rouher und Jules Favre über die Expedition nach Mexiko angehört — mit denen des preußischen Abgeordnetenhauses in der Konfliktszeit; noch mehr aber der Mangel an Respekt vor gekrönten Häuptern; weder der Sultan, das »kleine Männchen mit schwarzem Vollbart und aufgedunsenem Gesicht«, noch Napoleon III., der damals im Zenith seines Ruhmes stand, nötigten ihm das geringste Interesse ab. Dabei war er schon damals frei von nationaler Einseitigkeit und willig, die große Überlegenheit der französischen bildenden Kunst vor der deutschen anzuerkennen. Auf der Rückreise, die ihn an den Rhein führte, empfand er tief die Poesie des herrlichen Stromes und das Wohlgefühl wieder im Vaterland zu sein.

Ostern 1868 bestand er glänzend die Reifeprüfung und entschloß sich zum Studium der Rechte und Staatswissenschaften. Das Sommersemester brachte er in Heidelberg zu, die nächsten beiden Semester in Leipzig, das Wintersemester 1869/70 in Berlin. Von seinen Universitätslehrern ist ihm nur Roscher nähergetreten; dessen Seminarübungen machte er auch nach bestandnem Doktorexamen weiter mit. Allem Verbindungswesen war er abhold; er wählte sich seine Gesellschaft selbst, ließ sie sich nicht oktroyieren. Im übrigen hat er von seiner Studienzeit nur selten und wenig gesprochen. Um so lieber

erinnerte er sich der fünfwöchigen Reise, die er Ostern 1878 nach Italien machte.

Er hatte in der Lotterie 100 Taler gewonnen und schrieb seinem Vater, daß er dies Geld hätte verjubeln können, ohne ihm etwas davon zu sagen; er glaube es besser zu einer Reise nach Italien anwenden zu können, wozu ihm freilich der Vater mindestens den gleichen Betrag zur Verfügung stellen müsse. Dieser war einsichtig genug, diesen Wunsch zu erfüllen. Über München, Verona, Venedig, Florenz ging es nach Neapel; »mit der italienischen Sprache geht es unter Assistenz des Französischen ganz vorzüglich«, schreibt er den Eltern. Das ermöglichte es ihm, auch das Volk und die politischen Zustände zu studieren. Die Italiener imponierten ihm freilich nicht, am wenigsten die Neapolitaner. Der Schmutz, die Häßlichkeit, vielfach die Verkommenheit, die massenhaften Spelunken fielen ihm unangenehm auf. Aber er erkannte den Fleiß der Ackerbauer und die Fortschritte an, die das Land seit der Befreiung von der Fremdherrschaft und seit der Einigung machte. Rom sah er noch unter päpstlicher Herrschaft. Natur, Bauten, Altertümer entzückten ihn. »Sonst aber hat Schiller völlig recht, wenn er Rom ein Grab der Vergangenheit nennt. Während das übrige Italien den Eindruck entschiedenen Emporkommens macht, stagniert hier alles weiter fort, ein Spiegelbild der Campagna, die auch seit ewigen Zeiten versumpft ist. Und doch ist der Römer selbst viel nobler und großartiger als sonst der Italiener. Das schwarze Priestergewand ist entschieden das Leichentuch, unter dem ein besseres Rom begraben liegt«, schrieb der 20jährige an die Eltern. In Rom tagte gerade das große Konzil; die Festlichkeiten der Osterwoche fielen daher noch weit großartiger als sonst aus; die Farbenpracht, das Gewimmel der verschiedenartigsten Völker, Trachten, Ordenskleider, Uniformen usw. entzückten wohl das künstlerisch geschulte Auge B.s, aber die religiösen Zeremonien ließen ihn kalt. Am 26. April 1870 traf er nach fünfwöchiger Reise in Leipzig ein. Die beiden Reisen nach Paris und Italien sind für B. von größter Bedeutung gewesen: für den späteren Politiker wie für den späteren Herausgeber der »Nation.«

In Leipzig begab er sich energisch ans Arbeiten; am 12. Juli 1870, also kurz vor seinem 21. Geburtstag bestand er das Doktor-Examen. Er blieb noch das Wintersemester in Leipzig, um namentlich bei Roscher Vorlesungen zu hören und in seinem Seminar zu arbeiten. Als 1892 eine neue Auflage seiner Geschichte der Naturlehre der Monarchie, Aristokratie und Demokratie erforderlich wurde, sandte Roscher diese mit einer freundlichen Widmung an B., der gerade dieses Kolleg im Wintersemester 1870/71 bei ihm gehört hatte. Auch später blieb Roscher mit ihm in freundschaftlichen Beziehungen und war bis zu seinem Lebensende ein eifriger Leser der »Nation.«

Bei Ausbruch des Krieges stellte B. sich sofort zum Militär, aber seine schon damals recht erhebliche Kurzsichtigkeit führte zu seiner Zurückweisung. Am 15. März 1871 legte B. beim Oberappellationsgericht der Hansastädte zu Lübeck die juristische Staatsprüfung ab und ließ sich als Advokat in Bremen nieder. Dort war B. die Betätigung mit öffentlichen Dingen von Anfang an Herzenssache; so gründete er mit einigen Freunden, u. a. Dr. Albert Gröning, den Konsumverein in Bremen. Im Sommer 1872 wurde ihm die Vertretung des erkrankten Amtsassessors in Bremerhaven und nach dessen Tode das Amt definitiv übertragen, das ihm das für damalige Verhältnisse nicht unerhebliche



Gehalt von 4650 M. brachte; er wohnte dort bei seinen Eltern. Justiz und Verwaltung waren damals noch nicht getrennt, die Tätigkeit eines Amtsassessors also eine sehr vielseitige, wodurch B. einen Einblick in die mannigfaltigsten Verhältnisse erlangte. Schon in dieser Zeit betätigte er sich warm in der Bekämpfung sozialer Mißstände. Durch zurückkehrende Auswanderer waren ihm Mitteilungen darüber geworden, daß gewissenlose Agenten unter falschen Vorspiegelungen Arbeiter nach Brasilien gelockt und sie dort aufs unerhörteste ausgebeutet hatten. Krank und deprimiert, von Mitteln entblößt, kamen sie zurück. In lebhaften Farben schilderte B. in der »Gartenlaube« die Verhältnisse. Der Artikel erregte großes Aufsehen, die Unternehmer verklagten Verfasser und Zeitschrift; diesen aber glückte es, den Wahrheitsbeweis so zu erbringen, daß die Klage abgewiesen wurde. Es war das einzige Mal, daß er als Beklagter vor Gericht zu erscheinen hatte.

Seine Amtstätigkeit füllte ihn, trotz ihrer Vielseitigkeit, nicht aus; er half eine Stadtbibliothek gründen und hielt zugunsten des dafür zu schaffenden Fonds Vorträge, so über »Die amerikanische Verfassung«, über »Zentralisation, Dezentralisation und Partikularismus«; einen weiteren: »Soll der Bruch des Arbeitsvertrages kriminell bestraft werden?« Auch literarische Themata behandelte er; so sprach er über »Molière«, über »Freytag, Spielhagen und Heyse als Romanschriftsteller«; selbst über ein philosophisches Thema »Ethischer Darwinismus«. Von früh an war er eben kein »Nurpolitiker«, sondern ein Mann, der an dem ganzen Geistesleben regsten Anteil nahm. Auch fehlte ihm die poetische Ader nicht; außer einer Reihe kleinerer Gedichte verfaßte er damals ein Lustspiel: »Aufrichtig wider Willen« und das fünfaktige Drama »Sulla und Sertorius«, das in der »Weserzeitung« beifällig kritisiert wurde. Mit Laube in Wien wurden wegen einer Aufführung eingehende Verhandlungen gepflogen, doch scheiterten sie daran, daß er sich nicht zu der verlangten Änderung des Schlusses verstehen wollte. Später hat er noch ein satirisches Lustspiel geschrieben, das im Freundeskreis aufgeführt wurde, wobei ein späterer regierender Bürgermeister Bremens eine der Hauptrollen darstellte. Wenn in den letzten Jahren seines Lebens auf diese seine literarische Tätigkeit die Rede kam, sprach er scherzhaft davon als »von seiner Jugendsünden Maienblüte«, aber Maienblüte war es gewesen, und das Feuer, der Humor und die edle Sprache des Dichters waren ihm geblieben.

Die kleinen Verhältnisse Bremerhavens wurden ihm bald zu eng; als die Stelle des Syndikus der Handelskammer Bremen frei wurde, bewarb er sich darum und wurde am 26. März 1876 gewählt. Er kam in interessante Tätigkeit und Zeit: Bismarck vollzog gerade seine Schwenkung in der Steuer- und Wirtschaftspolitik. Ende 1877 erschien das Projekt des Tabakmonopols auf der Bildfläche, das gerade für Bremen — nächst Amsterdam dem Haupthandelsplatz für Tabak — von gefährlichster Bedeutung war. B. arbeitete 1878 unterstützt von dem späteren Senator Nebelthau eine eingehende Denkschrift der Handelskammer aus, in der er die vitale Schädigung von Bremens Handel und Schifffahrt durch das Monopol, sowie dessen Unzweckmäßigkeit bei der ausgebreiteten deutschen Zigarrenfabrikation in klarster Weise darlegte; die damals in der »Weserzeitung« darüber erschienenen Artikel entstammen seiner Feder. Gegen eine mäßige Erhöhung der Tabaksteuer wie des Tabakzolles wurden Einwendungen nicht erhoben. Bei der Tabakenquêtekommission 1878

arbeitete B. eifrig mit und war zu diesem Zweck Monate lang in Berlin, wo er Bamberger, Stauffenberg, Forckenbeck, Kapp, Alexander Meyer u. a. m. kennen lernte. Die Arbeit war nicht vergeblich; das Tabakmonopol wurde schließlich vom Reichstag abgelehnt und bis zu der unglücklichen Finanzreform von 1909 hat sich die Tabakbesteuerung in dem 1878 von der Bremer Handelskammer vorgezeichneten Rahmen bewegt.

Der erste Schritt Bismarcks auf dem neuen Wege war das Betreiben des Zollanschlusses Hamburgs und Bremens an das deutsche Zollgebiet. Der Bremer Senat setzte zur Prüfung dieser Frage eine Deputation nieder; das von B. verfaßte Gutachten der Handelskammer erwog in rein sachlicher Weise die Vorteile und Nachteile eines Anschlusses; die letzteren überwogen weit, doch verhielt man sich nicht ablehnend, sondern stellte die Einbeziehung der Stadt in den Zollverein bei gleichzeitiger Ausscheidung eines Freihafens zur Erwägung.

Als Bismarck mit seinem bekannten Weihnachtsbrief 1878 die Umkehr der Wirtschaftspolitik einleitete, begriff B. sofort die Größe der Gefahr und versuchte in Schrift und Wort dagegen anzukämpfen. Die Hansestädte vertrat damals im Bundesrat der in Zollfragen nicht genügend versierte Senator Stahmer. B. wurde ihm als Assistent für die Verhandlungen der vom Bundesrat unter Vorsitz v. Varnbülers niedergesetzten Reichstarifkommission beigegeben. Varnbüler wollte von vornherein die Gegner der neuen Zollpolitik ausschalten, übertrug Stahmer die unwesentlichsten Referate und verweigerte B. das Wort. Stahmer erkrankte daraufhin diplomatisch und beantragte bei den Senaten der Hansestädte B. als seinen Vertreter zu bestellen, was alsbald geschah. Dieser entwickelte in der Kommission eine intensive Tätigkeit. Die Berichte, die er den Senaten sandte, gehören zu den interessantesten Dokumenten der damaligen inneren Politik; sie werfen ein grelles Schlaglicht auf die Art, wie im Bundesrate Gesetze vorberaten wurden, und sind geeignet, gründlich mit der Illusion aufzuräumen, als ob dort nach sachlichen Gründen entschieden werde. Bei den Holzzöllen erklärte ein Vertreter des Reichskanzlers B. unter der Hand, daß er mit seinem Korreferat durchaus einverstanden sei, stimmte aber öffentlich für den Holzzoll. Ein Vertreter des preußischen Finanzministers wurde von seinem Chef genötigt, in einer späteren Sitzung höhere Zölle zu beantragen, als in seinem Referat geschehen war; er leitete das mit den Worten ein: »Ich habe den Auftrag erhalten«. Manche Kommissare dankten B., wenn er das sagte, was sie nicht sagen durften. »Wozu erst debattieren — meinte Varnbüler — es hat doch jeder seine Instruktion in der Tasche, wie er stimmen solle.« B. erkannte sofort, daß der Schlüssel der ganzen Frage die Getreidezölle seien. Fielen sie, so mußte das Bismarck so verstimmen, daß er das Ganze fallen ließ. Aber Bayern fiel um, als »als Anerkennung für die Liebenswürdigkeit des bayrischen Bevollmächtigten«, wie v. Tiedemann erklärte, der Gerstenzoll nur ganz niedrig normiert wurde, und das sonst völlig freihändlerische Mecklenburg »akzeptierte freundlich das dargebotene Geschenk der Getreidezölle«. Die Kommission mußte diese auf Verlangen Bismarcks von 1 M. auf 50 Pf. herabsetzen, um die öffentliche Meinung zu beschwichtigen; sie weiter zu erhöhen, sei Sache des Reichstags. Menschenhaare, berichtete B. scherzhaft den Senaten, wurden mit einem Zoll von 50 M. per Zentner belegt, »nachdem man sich überzeugt hatte, daß niemand in der Kommission eine Perücke

trage«. Den von Tiedemann beantragten Nettozoll auf wilde Tiere brachte er durch eine drastische Schilderung der Annehmlichkeit der Nettoverwiegung wilder Bestien zu Fall, ebenso den auf Fische und Geflügel, nicht aber den Eierzoll, »weil die Kommission zeigen wollte, daß sie die Tarifreform *ab ovo* angefangen habe«. B. hatte sich — wie er in seinem Schlußbericht ausführte — durchweg auf den Standpunkt gestellt, das Reich durch indirekte Steuern finanziell zu stärken, aber alle weitergehenden Schutzzollbestrebungen zu bekämpfen: nie aber habe er das Fallenlassen bestehender Schutzzölle beantragt, da das zur Zeit von Krisen nicht indiziert sei. Um die üble Phrase vom Egoismus der Hansestädte zu bekämpfen, habe er nie deren Interessenstandpunkt vertreten, sondern seinen Widerstand gegen die Zölle konzentriert, die eine Schädigung allgemein deutscher und preußischer Interessen erwarten ließen. Nie hatte er notwendig, eine Erklärung abzugeben, die seiner Überzeugung nicht voll entsprochen hätte. Kaum hatte die Kommission ihre Arbeiten beendet, so genas Stahmer; B. kehrte in sein Amt als Syndikus zurück und nahm sofort den Kampf gegen die Umkehr der Handelspolitik in und außer dem Amt in Wort und Schrift auf.

In den »Volkswirtschaftlichen Zeitfragen« erschien 1879 sein glänzender polemischer Aufsatz: »Zur Entwicklungsgeschichte der heutigen reaktionären Wirtschaftspolitik«, in dem er geistvoll den Umschwung im deutschen Volk von idealer Gedankenwelt und wissenschaftlicher Vertiefung bei politischer Ohnmacht durch Bismarcks energisches Vorgehen zum Gipfel politischer Macht und zur gleichzeitigen Verachtung von Wissenschaft und idealen Gütern schilderte, wie er sich am drastischsten in der am meisten bejubelten Stelle in der Festrede eines Leipziger Pfahlbürgers ausdrückte: »Jetzt soll noch mal jemand sagen, daß wir Deutsche das Volk der Dichter und Denker sind.«

Der Widerstand der Seestädte gegen das neue handelspolitische Evangelium wurde mit der Phrase von deren Egoismus verfolgt. Der Abg. Mosle aus Bremen, ein unklarer, schwacher Mann, den der Händedruck des Fürsten Bismarck aus einem freihändlerischen Saulus in einen protektionistischen Paulus umgewandelt hatte, wollte die Segnungen dieser Handelspolitik den deutschen Seestädten und der deutschen Schifffahrt in den *surtaxes d'entrepôt* und *surtaxes de pavillon* zukommen lassen. Für die holländischen und belgischen Häfen, damit für die Rheinschifffahrt und den ganzen Westen und Süden würde das ein schwerer Schlag gewesen sein, während ein Teil des ihnen verloren gehenden Verkehrs Bremen zugefallen wäre. Aber der ersteren Schädigung würde die längere Aufrechterhaltung einer solchen Maßregel verhindert haben. Die Bremer Handelskammer stellte sich nach dem Vorschlag von B. einmütig auf einen ablehnenden Standpunkt. Es ist sein Verdienst, in einer subtilen Untersuchung den Nachweis geführt zu haben, wie alle diese Maßnahmen im Verein mit der Schutzzollpolitik den Rückgang der französischen Handelsflotte wie ihrer Häfen und ihres Seehandels nicht nur nicht aufgehalten, sondern zum guten Teil herbeigeführt haben. In der Broschüre »Die Besteuerung der indirekten Einfuhr« (Berlin 1880) gab B. eine so gründliche historische und kritische Untersuchung der gesamten Materie, daß damit der Gedanke, auch Deutschland auf diesen gefährlichen Weg zu führen, aus der ernsthaften Diskussion verschwand. In den »Volkswirtschaftlichen Zeitfragen« veröffentlichte er 1880 einen in der Volkswirtschaftlichen Gesellschaft in Berlin gehaltenen Vortrag »Die

handelspolitische Stellung der deutschen Seestädte«, in dem er den frivolen Angriffen der Schutzzöllner entgegentrat.

Am 1. Februar 1880 hatte sich B. mit Fräulein Henny Dreyer aus Bremen verlobt. Schon 1876 hatte er seine Braut flüchtig kennen gelernt, war ihr aber erst im Winter 1879/80 im Hause seines Freundes Franz Tecklenborg näher getreten. Schon sieben Wochen nach der Verlobung fand die Hochzeit statt; die Hochzeitsreise ging über Heidelberg, Bern, Genf nach Italien; bei der Rückkehr fanden sie das nach Bremer Art gekaufte Einfamilienhaus von den sorglichen Eltern völlig eingerichtet vor. Das junge Paar pflegte regen Verkehr mit B.s Freundeskreis, der Tafelrunde der Stadt Frankfurt; aber auch von den Berliner politischen Freunden sprach ein und der andere vor; so namentlich der Abgeordnete Lipke — Schwiegervater des späteren Staatssekretärs v. Tirpitz —, mit dem bis zu seinem Tode ein herzlicher freundschaftlicher Verkehr aufrechterhalten wurde.

B. war Mitglied des nationalliberalen Reichsvereins in Bremen, in dem er bald nach seiner Rückkehr von Berlin einen Vortrag über »Die neue Zolltarifvorlage« hielt. Er wurde in kurzem eines seiner einflußreichsten Mitglieder. Da er sich in der politischen Welt durch seine umfassenden Kenntnisse und eine glänzende Rednergabe rasch einen Namen gemacht hatte, wurde er nach vielen Orten als Redner berufen. 1880 hielt er zu Hamburg einen höchst durchdachten Vortrag: »Über die Notwendigkeit der Aufnahme des Freihandelsprinzips in das Programm einer liberalen Partei«. Darin wandte er sich gegen die Unklarheit der Bennigsenschen Politik, der sich namens eines großen Teils der nationalliberalen Partei bereit erklärt hatte, den Zolltarif pure anzunehmen, wenn nur die Frankensteinsche Klausel verworfen würde. Die nationalliberale Partei, meinte B., sei fast dahin gekommen, bei irgend einer konstitutionellen Schnurre geschlossen für liberale Ideen einzutreten und bei jeder wirklich wichtigen Frage auseinanderzulaufen. Diese den Politiker B. kennzeichnende Rede zeigte die gespannte Situation innerhalb der nationalliberalen Partei, die wenige Monate später zur Sezession führte. Am 13. September nahm der Reichsverein in Bremen Stellung dazu; B. war Referent. Er schilderte, was die nationalliberale Partei geleistet habe, anerkannte ausdrücklich die Notwendigkeit von Kompromissen und kritisierte dann ihre unklare Haltung beim Zolltarif, bei der Eisenbahnverstaatlichung und den kirchenpolitischen Gesetzen im preußischen Abgeordnetenhaus. Es würde ein Unglück sein, wenn die entschiedeneren Liberalen in der Fortschrittspartei aufgehen wollten, die nach ihrer Vergangenheit jeden Kompromiß als politischen Makel betrachte und dadurch ihren Einfluß auf den Gang der Dinge wesentlich vermindere. Eine zwischen beiden stehende Partei werde nach beiden Richtungen Anziehungskraft ausüben. Mit 91 gegen 55 Stimmen beschloß der Reichsverein den Anschluß an die Sezession.

Während der nächsten Monate entwickelte B. eine äußerst rege publizistische Tätigkeit; zahlreiche Artikel der »Weserzeitung« entstammen seiner Feder; daneben gehen solche in anderen Zeitungen und Zeitschriften meist über Fragen der Handelspolitik, des Finanz- und Steuerwesens, der Eisenbahnverstaatlichung und des Versicherungswesens. In einer Artikelserie des Bremer Handelsblattes »Zur Kritik der Zollregulative« machte er wichtige Vorschläge

zur Vereinfachung des Abfertigungsverfahrens und zeigte damit, daß die Politik ihn nicht abhielt, seinem Amte eine minutiöse Arbeit zu widmen. Die erwähnten Vorschläge sind im Laufe der Zeit nahezu sämtlich durchgeführt worden.

Bei der für den Herbst 1881 bevorstehenden Reichstagswahl wurde in mehreren Wahlkreisen der Wunsch laut, B. möchte dort kandidieren, so in Dessau-Zerbst, Braunschweig und Gotha, wo namentlich Emminghaus und Aldenhoven für ihn eintraten. Er entschied sich für Gotha. Sein Gegenkandidat, ein Handwerksmeister, schillerte als angeblich nationalliberaler Mittelständler in allen Farben. Die Kampfweise der Gegner war unehrlich und wenig anständig. B. verschmähte es schon damals, die kleinen Wünsche und Sorgen einzelner Erwerbsstände zu berücksichtigen; er wandte sich ans Allgemeine. Auch dem Vorwurf, das Ziel der liberalen Führer sei nur darauf gerichtet, Minister zu werden, begegnete er mit der Auseinandersetzung: »Jede gesunde parlamentarische Opposition muß darauf gerichtet sein, die von ihr vertretenen Ideen zur Herrschaft zu bringen. Die Aussicht, die in der Opposition gemachten Vorschläge später in der Regierung vertreten zu müssen, habe das englische Volk vor der Herrschaft der Extremen bewahrt«. Seine Gothaer Rede schloß er mit den Worten: »Für mich ist der Liberalismus kein Mäntelchen, das man bei feierlichen Gelegenheiten anzieht, um es während der Wochentage in den Schrank zu hängen; vielmehr bestimmt der Sinn für freies Wesen und freie Anschauung meine gesamte politische Auffassung. Ich kann mich nicht dazu bekehren, in politischen Dingen liberal zu sein und in wirtschaftspolitischen oder kirchenpolitischen Dingen der Reaktion durch die Finger zu sehen. Ein großes, hochsinniges, freies Volk, wie ich mir unsere Nation wünsche, sollte in allen Dingen frei denken und fühlen, in der Wirtschaftspolitik die Kleinlichkeit und den Interessenschacher verachten, in religiösen Dingen Toleranz üben und in konstitutionellen Fragen auch den mächtigsten Männern keinen krummen Rücken zeigen.« Schon damals verlangte B. für den Abgeordneten die Freiheit der Entschließung im Einzelfall. »Ein Reichstagsabgeordneter kann und soll den Wählern seine politischen und wirtschaftlichen Grundanschauungen klarlegen, die Zielpunkte, auf deren Erreichung sein politischer Kompaß stets gerichtet bleiben wird, sollte er auch genötigt sein, wegen widriger Winde hin und her zu kreuzen, um sich dem vorgesteckten Ziel zu nähern.«

Am 28. November 1881 hielt B. im Reichstag seine Jungfernrede über den Zollanschluß Hamburgs, den das Reich mit einem Zuschuß zur Veränderung der Hafeneinrichtungen von mehr wie 40 Millionen Mark zu bezahlen hatte. Nachdem die Regierung erklärt hatte, daß, wenn ihre Vorlage abgelehnt würde, sie so lange mit einer neuen kommen würde, bis diese angenommen würde, mußte auch B. zugeben, daß gegenüber einer derartigen, jede gesunde Entwicklung hemmenden Unsicherheit der Zollanschluß trotz seiner enormen Kosten das kleinere Übel sei. Im wesentlichen beschränkte er sich daher darauf, die törichtesten Gründe zu widerlegen, die für den Anschluß ins Feld geführt wurden.

Seine Hauptaktion in diesem Jahr war der Kampf gegen die Tabakmonopolvorlage. Trotzdem bereits bei der ersten Lesung die Ablehnung der Vorlage feststand, wurde sie einer Kommission überwiesen. B. wurde ihr Berichterstatter; sie hielt nur drei Sitzungen ab und lehnte die Vorlage mit 21 gegen 3 Stimmen ab. B. hatte es für seine besondere Aufgabe in der Kommission gehalten, die auf-

gemachten Rechnungen über die aus dem Monopol zu erwartende Rentabilität einer eingehenden Kritik zu unterziehen. Der von ihm erstattete Kommissionsbericht, der die zahlenmäßigen Angaben der Begründung zerpflückte und ein höchst anschauliches Bild der Kommissionsverhandlungen gab, löste bei den Freunden der Vorlage und den Vertretern der verbündeten Regierungen Wutschreie aus. B. konnte sich gegen den Vorwurf mangelnder Objektivität darauf berufen, daß der Bericht einstimmig genehmigt worden sei und auch die Bundesratsvertreter nicht die geringste Änderung verlangt hätten. Der Vorwurf gegen die Kommission, welchen Bismarck, der Minister v. Scholz und der Abgeordnete v. Minnigerode erhoben, daß sie die Vorlage nicht gründlich geprüft und nur einen oberflächlichen einseitigen Bericht erstattet hätten, veranlaßte B., seine Verteidigung von Kommission und Bericht mit dem Gegenangriff zu schließen, daß die Regierungsvorlagen im Gegenteil vielfach so mangelhaft begründet seien, daß man nur das Wort aus Ariost darauf anwenden könne: »Der Herr befahl's und dieser Grund genügte«. Dieser bei einem Berichtersteller allerdings ungewöhnlich scharfe Ausfall löste bei den Betroffenen und den konservativen Anhängern der Vorlage helle Empörung aus. Doch der § 1 der Vorlage — für die sich übrigens sogar in dem *ad hoc* geschaffenen Volkswirtschaftsrat keine Mehrheit gefunden hatte — wurde mit 277 gegen 43 Stimmen bei 12 Stimmenthaltungen abgelehnt.

Bismarcks Rache ließ nicht lange auf sich warten. Am 11. Mai 1883 wurde B. durch ein Schreiben des ihm persönlich nahe befreundeten Bürgermeisters Dr. Gildemeister zu einer vertraulichen Rücksprache gebeten, in der ihm dieser eröffnete: in dem Verhältnis des Reichskanzlers zu Bremen zeige sich eine Kälte, die es unmöglich mache, in wichtigen Angelegenheiten wie Zollanschluß, Weserkorrektion, Eisenbahnvertrag usw. vorwärts zu kommen. Der Ministerresident der Hansestädte, Krüger, führe dies auf die Opposition zurück, welche B. seit Jahren dem Kanzler mache. Der Finanzminister v. Scholz, der Generalsteuerdirektor Burchard hätten ihm wie auch den Abg. H. Meier und Senator Nebelthau gegenüber daraus kein Hehl gemacht; der Senat habe es daher für nötig erachtet, ihm vertraulich die Frage vorzulegen, ob er — gleichsam als patriotisches Opfer — seine parlamentarische Tätigkeit von der als Syndikus trennen wolle. B. antwortete: »Das Opfer seines Rücktritts habe keine Bedeutung, wenn nicht weitere Opfer der Gesinnung folgten, wie sie ohne Verlust der politischen Ehre nicht vorgenommen werden könnten. Trotzdem würde er sich überlegen, ob er bei der Stimmung im Senat nicht doch sein Amt niederlegen würde. Sein Mandat aufzugeben, würde er für einen Akt politischer Feigheit halten«. Nachträglich erfuhr er, daß Krüger, um den Senat zu bestimmen, persönlich in Bremen gewesen sei und daß ihm Bismarck vor Antritt der Reise habe sagen lassen: Er danke ihm, daß er des fraglichen Zweckes wegen die Reise mache, und er hoffe, daß Bremen in Zukunft mehr Verständnis für seine Politik haben werde. Von Senator Nebelthau erfuhr B. ferner, daß Krüger ihn selbst, Papendieck, Dr. Marcus und H. H. Meyer vergeblich angegangen habe, die Vermittlerrolle bei B. zu übernehmen, daß die Handelskammer nach wie vor fest zu ihm halte, doch beginne in der Bevölkerung wie in der Kaufmannschaft unter dem Druck der Verhältnisse die Widerstandskraft zu erlahmen. Unter diesen Umständen erklärte B. seinen Rücktritt, der, solange er die Handelskammer hinter sich habe, formell und materiell

ein freiwilliger Akt sei. Am 15. Mai kündigte er zum 15. November seine Stellung. Die Kammer bedauerte das unlegitime Vorgehen des Senats und noch mehr den Rücktritt B.s, dem sie ihre vollste Anerkennung für die aufopfernde siebenjährige Tätigkeit als Syndikus aussprach und dabei hervorhob, »wie es ihm in so hohem Grade gelungen sei, die gemeinsamen, allbewährten, für Freiheit von Handel und Verkehr eintretenden Anschauungen mit Geschick und Energie zur Geltung zu bringen«. Schließlich dankte sie ihm noch für seine erfolgreichen Bemühungen zur Bekämpfung des Tabakmonopols, sie stellte ferner B. 10 000 M. zur Verfügung mit der Anheimgabe, darüber im Interesse der gemeinsamen handelspolitischen Ziele zu verfügen. Wenig vornehm benahm sich die Reichsbank, in deren Bremer Ortsausschuß B. als Bankkommissar mit 900 M. in Quartalsraten *praenumerando* zahlbarem Gehalt fungierte. B. reichte am 19. Mai seine Entlassung für den 1. Oktober ein und erhielt den Bescheid, daß ihm diese vom Kaiser zum 1. August erteilt sei, er also noch für zwei Monate bereits empfangenes Gehalt zurückzuzahlen habe. Für B. bedeutete das Aufgeben dieser Ämter eine Einkommenseinbuße von 10 250 M. jährlich. Bismarck war es gelungen, seinen parlamentarischen Gegner finanziell schwer zu schädigen, freilich auf eine Art, die für ihn selbst eine moralische Einbuße bedeutete und die ihm nichts nützte.

Für B. galt es, eine neue Tätigkeit zu finden; schon seit den Tagen des Zolltarifs beschäftigte ihn der Plan einer politischen Wochenschrift vornehmen Stils, welche den Gedanken des Individualismus, der wirtschaftlichen und politischen Freiheit in vertiefterer Weise, als das der Tagespresse möglich ist, vertreten sollte. Es gehörte freilich Mut dazu; kurz vorher war die mit ebenso großen Hoffnungen wie Opfern begründete Tageszeitung der Sezession »Die Tribüne« zu Grabe getragen worden. Bamberger, den B. sofort von den Bremer Vorgängen und seinen Plänen unterrichtete und der bei der »Tribüne« ein hübsches Vermögen zugesetzt hatte, schrieb ihm traurig, daß er diese gehalten hätte, wenn B. ein Vierteljahr früher freigeworden wäre. Er stand dessen Unternehmen recht skeptisch gegenüber, da er die Deutschen für eine vornehme politische Wochenschrift nicht reif und eine Tageszeitung für wirksamer hielt. Am wenigsten zufrieden war Rickert: »Zehn erworbene Reichstagssitze sind mehr wert als zehn Wochenschriften, die nur die oberen Zehntausend lesen.« Aber alle waren doch bereit, das Unternehmen durch Werben von Abonnenten und durch eigene Mitarbeit tatkräftig zu unterstützen. Namentlich Bamberger, Stauffenberg, Th. Mommsen, Georg v. Bunsen waren darin unermüdlich. B.s Vater stellte seinem Sohne eine Summe zur Verfügung, so daß er ohne allzu drückende Sorgen seinem neuen Ziel zuschreiten konnte. Das Aufgeben der Bremer Stellung hatte die Übersiedelung nach Berlin zur Folge. Nach seiner Wahl in den Reichstag war B. namentlich im Winter 1883 monatelang in Berlin und da seine Gattin durch die Pflege des Kindes an das Haus gefesselt war, so wurde auch ihr der Abschied von der Vaterstadt und dem Verwandten- und Freundeskreise nicht schwer, als er seine Stellung bei der Bremer Handelskammer aufgab. Lipke machte ihn auf die Wohnung Tiergartenstraße 37 aufmerksam. Dr. Georg Siemens hatte das Haus gekauft; er und sein Schwager, der Buchhändler Ferd. Springer, Heinr. Rickert und Friedrich Kapp wohnten darin. Diese Wohnung hat er bis zu seinem Tod innegehabt; auch heut noch wird sie von seiner Witwe bewohnt.

Vier Reichstagskollegen ein und derselben Fraktion im selben Haus — dem Sezessionshaus — das gab von vornherein angeregten Verkehr; dazu kamen die anderen Fraktionsfreunde, in erster Linie Bamberger, der ein treuer Freund der Familie wurde. Karl Braun-Wiesbaden, Otto Michaelis, Theod. Mommsen, Franz v. Stauffenberg, Georg v. Bunsen, Forckenbeck, Heinrich Dohrn, Brömel, Alexander Meyer, Karl Schrader waren häufige Gäste des Hauses; später kamen Konstantin Bulle und L. v. Bar. Zahlreiche auswärtige Gäste erfreuten durch ihren Besuch, so Otto Gildemeister, Karl Schurz, Andrew D. White, James Bryce, Phelps u. a. m. Als Henry Villard ein Jahr in Berlin lebte, entwickelte sich mit ihm und seiner Familie ein lebhafter Verkehr, der auch auf die zweite Generation übergang und noch weiter besteht. Kaum ein Fraktionsgenosse, der nicht in dem freundlichen Hause Gastfreundschaft genossen und unvergeßliche Stunden im angeregten Verkehr dort verlebt hätte. Und nicht auf die politischen Freunde beschränkte sich die Gastlichkeit: bedeutende Gelehrte, Schriftsteller, hervorragende Juristen, führende Männer der Presse fanden sich dort zusammen zu edelster Geselligkeit.

Der Ehe sind insgesamt fünf Kinder, drei Töchter und zwei Söhne, entsprossen, die sämtlich noch am Leben sind. In seiner Gattin hatte B. eine Lebensgefährtin gefunden, die ihm nicht nur eine behagliche Häuslichkeit schuf und ihm die kleinen Sorgen des Tages fern hielt, sondern die auch allen seinen politischen und sonstigen geistigen Bestrebungen mit regstem Interesse und feinem Verständnis folgte, und die, als sein Augenleiden ihm es mehr und mehr erschwerte, zu lesen, seine Vorleserin und sein verständnisvoller Privatsekretär, ja seine Mitarbeiterin wurde.

Die erste Nummer der »Nation« erschien am 6. Oktober 1883. Sie sollte ein Kampforgan für den Individualismus gegen den Sozialismus sein. Die e i n e Weltanschauung wolle, der Staat solle als irdische Vorsehung die Geschicke des einzelnen lenken und besser als er selbst für die vernunftgemäße Erfüllung seiner Lebenszwecke sorgen — die andere erwarte in dieser Hinsicht wenig vom Staat, um so mehr von der Selbsthilfe, der Privatinitiative, der freien Genossenschaft. Dort für bürokratische Bevormundung, hier für Selbstverwaltung, dort für Beschränkung des Unternehmungsgeistes, hier für seine Entfesselung, dort für Zwangsverbände, hier für freie Genossenschaften, dort die Lehre vom beschränkten Untertanenverstand, hier das Verlangen der Mitbeteiligung des Volkes an der Regierung, dort die Tendenz zur Macht, hier die Tendenz zur Freiheit.

Es gelang B. von vornherein der »Nation« einen Stamm hervorragender Mitarbeiter zu sichern; so finden wir bereits im ersten Jahrgang darin vertreten von Parlamentariern: Bamberger, Baumbach, G. v. Bunsen, Dohrn, Brömel, Fr. Kapp, Alexander Meyer, Th. Mommsen, Rickert, Schrader, Stauffenberg, Virchow, N. M. Witt, Dr. Witte-Rostock; aus dem Ausland berichteten in eingehenden Aufsätzen Frhr. v. Kübeck über Österreich, Alfred Milner über England, G. Vogt aus der Schweiz, Villari über Italien, Poultney-Bigelow über Amerika. Von Männern der Wissenschaft waren außer den als Parlamentariern bereits Genannten von Anfang an Mitarbeiter: Alfr. Stern, Const. Bulle, Ernst Engel, Pettenkofer, Brugsch. Über Kunst und Kunstwissenschaft berichteten Aldenhoven, Fritz Mauthner, Arth. Fitger, Dr. Aug. Foerster. Dazu von den Bremer Freunden noch E. Fitger, Alb. Groening, Lammers und



vor allem Otto Gildemeister; letzterer solange er im Amt war unter dem Pseudonym: Giotto. Bat er doch sogar »bei den jetzigen harten Zeitläuften für den brieflichen Verkehr Kuverts zu verwenden, welche nicht den staatsgefährlichen Namen Dr. Th. Barth an der Stirn oder vielmehr am Hinterteil tragen.« Im II. Jahrgang traten u. a. noch hinzu: Carl Abel, L. v. Bar, Anton Bettelheim, Otto Brahm, Ludwig Fulda, Ludwig Geiger, Kurd Laßwitz, Jul. Lippert, Viktor Mataja, Munckel, Hugo Preuß, Emil Schiff, Paul Schlenther, der Kammergerichtsrat Schröder, Sello und Alb. Träger. Auch der spätere Agrarier Dr. G. Ruhland fehlte nicht mit einem gänzlich antiagratischen Artikel. Von späteren Mitarbeitern seien u. a. noch erwähnt: James Bryce, Karl Helfferich, Morley, Henry Villard, Karl Schurz und R. Springer (Karl Renner), (mit glänzenden Aufsätzen über die österreichischen Verhältnisse), Gabr. Monod, Anatole France, Bernh. Shaw, Ernst Zahn, Marie v. Bunsen, Georg Brandes, Homberger, Welti, Widmann, von deutschen Politikern Conr. Haußmann, Rud. Breitscheidt, H. v. Gerlach, G. Gothein, Fr. Naumann, Pachnicke, Karl Schrader, Fr. Weinhausen; von Gelehrten u. a. Brentano, Eulenburg, Otto Hirschfeld, W. Lotz, Th. Gomperz, Liebreich, v. Schulze-Gaevernitz, Th. Noeldeke, Steinthal u. a. m.

Von Anfang an stand ihm Dr. Paul Nathan als eifriger Mitarbeiter in den Redaktionsgeschäften wie auch als Schriftsteller bei. Von 1902 ab wurde Ernst Heilborn Mitglied der Redaktion. Die »Proteus« gezeichneten Parlamentsberichte waren von Alexander Meyer verfaßt, als »Junius« fungierte wohl B. selbst, wenn er bereits durch einen seinen Namen tragenden Artikel in derselben Nummer vertreten war. Ebenso verwendete er dann das Pseudonym Ferd. Svendsen. Die politische Übersicht war meist das Werk von Nathan. Die Reihe glänzender Autoren, die geschickte Redaktion erweckten der »Nation« zahlreiche Freunde; aber ihrer politischen Richtung war die Zeit nicht günstig; mehr als 3000 Abonnenten hat sie kaum je gezählt. Eine Erwerbsquelle ist sie für B. nie gewesen, im Gegenteil, er hat wohl, während er seinen Mitarbeitern, wenn auch nicht glänzende, so doch anständige Honorare zahlte — für seine eigenen Aufsätze, geschweige für seine Redaktionsarbeit, nie ein Entgelt bezogen, überdies noch jährliche Zuschüsse geleistet. Trotz der geringen Abonnentenzahl ist die »Nation« für das politische Leben in Deutschland von größter Bedeutung gewesen. In einer Zeit des fast beispiellosen Niedergangs selbständigen politischen Denkens, wo selbst die Tagespresse der Opposition ihre Aufgabe mehr in der Abwehr der Angriffe Bismarcks und der verrohten offiziösen Presse als in der Vertiefung der Forderungen des Liberalismus sah, war es von höchstem Wert, eine Zeitschrift zu haben, in der von seinen Führern im Verein mit anderen geistig hochstehenden Zeitgenossen die politischen Probleme tiefgründig erörtert wurden. Die »Nation« mußte in scharfem Gegensatz zu Bismarck stehen. B. machte daraus auch nie einen Hehl. Prinzipielle Opposition war ihm Opposition gegen gewisse Prinzipien der Politik, nicht Opposition aus Grundsatz gegen eine Person, aber der Bismarck dieser Periode verkörperte eben in seiner Politik alles, was die wirklich Liberalen und Individualisten bekämpfen mußten; sie kämpften für den Bismarck von 1867 bis 1876 gegen den späteren Bismarck.

»Der gemäßigte Freihandel hatte einem krassen Protektionismus, der Individualismus dem Sozialismus, die freie Entwicklung mehr und mehr der

Bevormundung Platz gemacht. Ausnahmegesetze, Massenausweisungen, die rücksichtslose Interessenpolitik, die Kapitulation vor dem Papst, die Wiederaufrichtung der Zunftschranken, der Kolonialschwindel und ähnliche Errungenschaften waren ihm die charakteristischen Erscheinungen der zweiten Hälfte.« Keineswegs verlangte er aber, daß die Opposition bei jeder Kleinigkeit einsetze; im Gegenteil immer wieder betonte er, die Liberalen sollten um die großen Fragen, nicht aber um kleinliche Budgetposten kämpfen. Die Verweigerung der 20 000 M. für den dritten Direktor im Auswärtigen Amt hat er entschieden bekämpft. War er auch Gegner der Dampfersubventionen, so lohnte ihm so etwas doch nicht, eine Kardinalfrage daraus zu machen; der Kolonialpolitik in ihren maßvollen Anfängen stand er keineswegs feindlich gegenüber. Den Schutz des Reiches wollte er gern jedem deutschen Pionier im Ausland, auch in herrenloser Wildnis gewähren.

Bei der enormen Popularität Bismarcks einerseits, dem sehr gering entwickelten politischen Verständnis andererseits war es für einen Mann der liberalen Opposition damals sehr schwierig, es den Wählern recht zu machen. B. machte zudem den Fehler, den Wahlkreis nicht genügend zu bearbeiten, sich auf wenige Versammlungen vor den Wahlen zu beschränken, während sein sozialdemokratischer Gegner Bock eine intensive Kleinarbeit durch lange Monate hindurch aufwandte und seine Stimmzahl trotz des Sozialistengesetzes von 1500 im Jahr 1881 auf 7500 in 1884 zu steigern wußte; der Mittelständler brachte es nur auf 3500 Stimmen, die aber, da offen die Parole ausgegeben wurde für Bock gegen B., fast vollzählig auf ersteren übergingen, der damit gewählt war. Es war die Zeit, wo »Fürst wünscht Sabor!« maßgebend war.

Nicht lange blieb B. dem Reichstag fern. Georg von Bunsen war parlamentsmüde und zunehmende körperliche Leiden legten ihm bei 62 Jahren den Wunsch nahe, sich zurückzuziehen. Er empfahl B. den Wählern seines Wahlkreises Hirschberg-Schönau als »einen selten begabten Politiker und Parlamentarier, einen durch und durch sympathischen Mann«. B. stellte sich vor, gefiel und wurde gewählt. Bereits im Dezember 1885 betätigte er sich wieder im Reichstag.

Die Verhältnisse im Reichstag waren unerquicklich; die Fusion mit der Fortschrittspartei war erfolgt und Eugen Richters energische Persönlichkeit hatte die Führung der Partei übernommen; der politische Kampf vollzog sich vorwiegend in erbitterten Streitigkeiten um einzelne Budgetposten und um Fragen, die es nicht lohnten. Der Umstand, daß die Opposition nie in die Lage kam, durch Übernahme der Regierung zu erweisen, was sie zu leisten vermöge, trieb sie auf dieses Gebiet, wo weder Lorbeern noch Popularität zu holen waren. B. war stets ein ausgesprochener Gegner dieser unfruchtbaren Kampfweise. Wohl bewunderte er Richters glänzende Dialektik in den Septennatskämpfen: »Er hatte in jeder Beziehung recht, nur darin nicht, daß er eine Frage, die in sachlicher Hinsicht wenig oder nichts bedeutete, zum Objekt eines politischen Kampfes auf Leben und Tod werden ließ« schrieb er später im Nachruf für ihn. Aber schon damals war ihm bei diesem Kampf nicht wohl zumute, so unsinnig ihm das Septennat an sich erschien. Als die Mehrheit des Reichstags Bismarck den Gefallen tat, es abzulehnen, wurde B. in seinem Wahlkreis zwar wiedergewählt, aber die Freisinnige Partei ging aus den Neuwahlen bis zur Ohnmacht geschwächt hervor. In der »Nation« hat er dann in einer glänzenden Satire

»Der nationale Mann« die Gesinnungslosigkeit, das Aufgeben jedes eigenen Urteils zugunsten von Bismarck scharf geißelt, hat die unwürdigen und staatsgefährlichen Mittel, mit denen Bismarck die Wahlen beeinflusste — die erbetene Einmischung des Papstes, das Drohen mit der Kriegsgefahr, das Boulangers Stellung geradezu befestigte und damit ernsthaft den Frieden gefährdete, das Inaussichtstellen des Großen Belagerungszustandes in Elsaß-Lothringen usw. aufs schärfste gerügt; aber wenn auch die sozialdemokratischen Stimmen um fast  $\frac{1}{4}$  Million trotz Sozialistengesetzes und patriotischen Tamtams zunahm, alle Wahlen in Elsaß-Lothringen protestlerisch ausfielen, so hatte Bismarck doch seinen Kartellreichstag, mit dem er nahezu jede reaktionäre Maßregel durchsetzen konnte, während gleichzeitig Puttkamer die gesamte Staatsmaschine in Preußen in den Dienst der konservativen Partei stellte. Gegen die von diesem Reichstag bewilligten weiter erhöhten Zölle auf Getreide und Holz, das Verbot der Fleischeinfuhr aus Amerika, gegen die Liebesgaben auf Branntwein und die Zuckerelexportprämien hat B. eine glänzende Tätigkeit im Parlament wie in der Presse entwickelt. Und gleichzeitig kämpfte er gegen die Züchtung der moralischen Korruption im Beamtentum, gegen die Unterdrückung der freien Kritik durch unzählige Majestäts-, Bismarck- und Beamtenbeleidigungsprozesse, gegen die gekünstelten Zergliederungen des inkriminierten Wortlauts und die gesuchten scharfsinnigen Interpretationen neben härtesten Strafen. Selbst vor Maßregelung freisinniger Richter schreckte man nicht zurück. Die amtlichen Wahlbeeinflussungen wuchsen sich zu einem Skandal aus, so daß Kaiser Friedrich sich veranlaßt sah, der öffentlichen Moral durch Verabschiedung dieses Ministers Rechnung zu tragen. Aber an dem System wurde nichts geändert. B. hat mit schonungsloser Offenheit die Hetze der offiziösen Presse gegen den sterbenden Kaiser, gegen die Kaiserin Friedrich und deren Mutter in ihrer gefühllosen Roheit und Taktlosigkeit an den Pranger gestellt, den Immediatbericht über das Tagebuch Kaiser Friedrichs und die Verfolgung Geffckens als schweren politischen Fehler, diktiert von blinder Rachsucht, bezeichnet. Jedes ungerecht Verfolgten sich anzunehmen, gleichgültig ob er Arbeiter oder Kaiser sei, erklärte er für die vornehmste Aufgabe des Liberalismus. Immer wieder wies er auf das Unrecht und das Verfehlt des Sozialistengesetzes, auf die Schädigung des deutschen Erwerbslebens durch die Verteuerung der Lebensbedürfnisse und die Erschwerung des Absatzes deutscher Industrieerzeugnisse infolge der wachsenden gegenseitigen Absperrung hin. Wie Wenige hat er damit zu dem politischen Umschwung beigetragen, der sich in den Wahlen von 1890 äußerte, bei denen die alten Kartellparteien über 1 Million Stimmen verloren. Die Wahl war ein Verdikt gegen das Sozialistengesetz und die Zollpolitik und damit gegen die Bismarcksche Politik überhaupt. Dessen Rücktritt war die logische Folge des Wahlausfalls. »Nur eine anekdotenhafte Geschichtschreibung würde den Grund in den Mißhelligkeiten zwischen ihm und dem Kaiser sehen; der tiefere Grund war, daß das Bismarcksche System abgewirtschaftet hatte.«

B. trat ins politische Leben als ein begeisterter Anhänger und Bewunderer Bismarcks ein und er ist das in bezug auf die bis 1877 reichende Periode Bismarcks stets geblieben. Als dieser aber mit dem Sozialistengesetz die Bahnen einer Gewaltpolitik auch im Innern betrat, in der Zollpolitik die entgegengesetzte Richtung einschlug und um diese durchzusetzen das Zentrum in den

Sattel hob, die Verhetzung der einzelnen Parteien untereinander betrieb, um den Einfluß der Volksvertretung lahm zu legen und über alle zu herrschen statt sich auf eine zu stützen, wurde er sein schärfster und konsequentester Gegner. Aber er blieb stets bemüht, ihn zu verstehen und objektiv zu beurteilen. Er hat ihn dahin charakterisiert, daß in ihm der Diplomat, dessen Kunst sich in der Politik von Fall zu Fall erschöpft, weitaus den Staatsmann überwiege.

B. zollte dem großen Gegner bei seinem Scheiden aus dem Amt die Anerkennung für seine auswärtige Politik und seine Friedensbestrebungen nach 1870; aber sein gewalttätiges Bevormundungssystem habe eine solche Armut an Talenten und Charakteren zurückgelassen, daß man einen General als Nachfolger wählen mußte; die größte Aufgabe der nächsten Zeit sei die Sorge, daß das öffentliche Leben in allen seinen Teilen von selbstbewußten und selbständigen Charakteren getragen werde.

B. hat dann öfters in scharfen Worten gegen die Art Front gemacht, in der Bismarck seinen Nachfolgern Knüppel zwischen die Beine warf, aber als der Gewaltige aus dem Leben schied, hat er seine Größe in einem bedeutsamen Nachruf anerkannt.

♦Bismarck ist durchaus ein Revolutionär, ein politischer Künstler, ein Meister auf jenem politischen Felde, wo mit Machtmitteln und nicht mit *principles* gestritten wird; seine Erfolge lagen daher auf dem Gebiet der auswärtigen, nicht auf dem der inneren Politik.♦ Gegenüber der bequemen Rede auch ohne Bismarck würde der Ausschluß Österreichs und die Gründung des Reichs gekommen sein, sagte B.: »Wir sehen uns vergeblich nach dem Mann um, der dieser innern Notwendigkeit zur gestaltenden Tat verholfen hätte, wenn Bismarck nicht dagewesen wäre. — Aber bei seinem Tode, acht Jahre nach seiner Verabschiedung, ist der Blick unbefangener geworden. »Die Mängel seiner Staatskunst, die kleinen Züge seines Charakters traten mehr zurück und das Gewaltige des Mannes und seiner Tat beherrscht das Gesamturteil.«

Daß der Nachfolger Bismarcks dessen Politik nicht fortsetzen konnte, war B. klar, aber auch begreiflich, daß man den Systemwechsel nicht schroff erscheinen lassen wollte. Die Beziehungen des neuen Kanzlers zu den Freisinnigen waren anfangs keineswegs freundlich. Aber seine ganze Politik im Reiche, das Fallenlassen des Sozialistengesetzes ohne auch nur den Versuch zu machen, es zu erneuern, das Aufhören der Verhetzung der Parteien, schließlich die Handelsvertragspolitik, die, wenn ihre Resultate anfangs auch nicht groß erschienen, doch völlig in der Richtung der Forderungen der Freisinnigen lagen, führten notwendig zur Annäherung. Mehrfache persönliche Unterredungen zwischen Caprivi und B. förderten sie. Der Kampf, den die Freisinnigen gegen den Zedlitzschen Schulgesetzentwurf zu führen gezwungen waren, unterbrach die sich anbahnenden Beziehungen. B. hat diesen stets für den größten Mißgriff Caprivis gehalten, der seinen Sturz früher oder später nach sich ziehen müsse. Es zeigte sich, daß man mit Erfolg nur eine einheitliche Politik, nicht aber eine liberale Wirtschafts- und eine reaktionäre Schulpolitik treiben konnte.

Um so mehr wäre es Aufgabe der freisinnigen Partei gewesen, die Position Caprivis durch Unterstützung seiner liberalen Bestrebungen zu stärken. B. gab sich die größte Mühe, die freisinnige Fraktion zur Verständigung über die allerdings mit einer beträchtlichen Heeresverstärkung verbundene zweijährige Dienstzeit zu bestimmen. Gleichzeitig drängte er den Reichskanzler zum Ent-

gegenkommen, da Neuwahlen, die eine Schwächung der Linken brächten, ihm den Rückhalt im Reichstag rauben würden. Und der eigenen Fraktion stellte er die große Gefahr von Auflösung und Neuwahlen wegen einer Militärvorlage vor. Seine Verständigungsversuche — er hatte aus wiederholten Unterredungen mit Caprivi die Überzeugung gewonnen, daß dieser ehrlich gewillt sei, den Liberalen soweit, als ihm in seiner Stellung möglich, entgegenzukommen — scheiterte an der Hartnäckigkeit Eugen Richters, der von den Neuwahlen 93 sichere freisinnige Mandate erhoffte. Das Verlangen Richters, die 6 Fraktionsgenossen, die für die Regierungsvorlage gestimmt hatten, auszuschließen, führte zur Trennung der Partei.

Tatsächlich hatten seit der Fusion Streitigkeiten in der Fraktion bestanden, die weniger in sachlichen Gegensätzen als in solchen des Temperaments, der Kampfweise, des Geschmacks ihre Ursache hatten; nach der Wahl von 1890 verstärkten sich die persönlichen Differenzen zwischen Eugen Richter und einer größeren Anzahl von Abgeordneten. Als die Mehrheit der Fraktion die versöhnliche Persönlichkeit Schraders zum Vorsitzenden wählte, machte das Richter durch die Drohung einer Spaltung der Partei rückgängig; seitdem rissen die Streitigkeiten nicht mehr ab. Dazu kam die verschiedene Auffassung über die ganze politische Kampfsmethode.

Entgegen der Abrede begann schon während der Wahl eine unerfreuliche Hetze gegen die, welche zu Konzessionen bezüglich der Mannschaftszahl bereit gewesen waren; sie wurden als Wadenstrümpfer, Rückgratlose und Schwächlinge hingestellt, was ihnen natürlich den Wahlkampf sehr erschwerte. Der Ausfall der Wahl bestätigte B.s Befürchtungen; die beiden freisinnigen Parteien verloren 30 Sitze; die freisinnige Vereinigung zählte nur 14, die Volkspartei 24 Abgeordnete.

Die Wahlen hatten für die Heeresreform entschieden; es galt die zweijährige Dienstzeit zu retten, die die Konservativen nicht wollten. B. hatte in der Wahlbewegung ausgesprochen, daß die Regierung als Gegenleistung für die Heeresverstärkung die gesetzliche Festlegung der zweijährigen Dienstzeit zu gewähren habe. Nachdem diese Forderung nicht an der Regierung, sondern an einer Mehrheit von Freunden und Gegnern gescheitert war, Caprivi aber freiwillig namens der verbündeten Regierungen eine sie sichernde Erklärung abgegeben hatte, hielt sich B. mit seinen Freunden für verpflichtet, der Vorlage zuzustimmen. Man hat ihm daraus den Vorwurf gemacht, sich in Widerspruch zu dem seinen Wählern gegebenen Versprechen gesetzt zu haben. Auch in einer Vertrauensmännerversammlung seines Wahlkreises war die Mehrheit dieser Ansicht. B. erklärte sich darauf hin sofort bereit, sein Mandat niederzulegen, nachdem er den Tatbestand seinen Wählern in öffentlicher Versammlung klargelegt hätte, erhielt aber die Antwort, daß auch die Vertrauensmänner, welche in seiner Abstimmung einen Widerspruch gegen seine früheren Erklärungen gefunden hätten, um keinen Preis gewünscht hätten, ihm ein Mißtrauensvotum zu geben und ihn dadurch dem Wahlkreise, der ihm treu zugetan sei, zu entziehen.

B. hat es daraufhin unterlassen, sofort in den Wahlkreis zu gehen und im Herbst trat er eine mehrmonatige Reise nach Amerika an. Inzwischen erweiterte sich die Kluft zwischen den beiden freisinnigen Richtungen; das einzige liberale Organ des Wahlkreises stellte sich auf den Boden der Volkspartei und beteiligte sich eifrig an der Verketterung der Freisinnigen Vereinigung, wodurch

eine Entfremdung zwischen B. u. seinen Wählern herbeigeführt wurde. Darüber ging ihm sein alter sicherer Wahlkreis verloren, vielfach blieb er dem Reichstag fern und verlor damit bis zu einem gewissen Grade die stete Fühlung mit den alten politischen Freunden und den Einfluß auf sie.

Für die Entwicklung des deutschen Liberalismus war der Gegensatz zwischen Richter einerseits, Rickert, B., Bamberger andererseits ein verhängnisvoller. Mit Richter war eine Vertändigung auch über politische Ziele für B. schwer möglich, aber nur in der Abwehr griff er ihn an. Bei der Flottenverstärkung warf ihm Richter vor, er sei bereit für Kähne Freihandel oder gar Liberalismus einzuhandeln. B. replizierte, daß, wenn es zu haben wäre, er es sich gern eine ganze Anzahl Kähne kosten lassen wolle, jedenfalls verwerfe er eine Vorlage nicht ohne sie zu kennen. Für B.s Haltung gegenüber der Sozialdemokratie fehlte Richter das Verständnis, ebenso dafür, daß man in Zeiten, wo man für eine gemeinsame Sache streitet, die sonst vorhandenen Gegensätze zurückdrängen muß. So hat Richter B. während der heftigsten Kämpfe gegen den berüchtigten Antrag Kardorff beim Zolltarif auf das bitterste angegriffen, ohne für eine unerhörte gerade vorher gehaltene Rede Kröchers nur ein Wort der Erwiderung zu finden. B. hat trotz dessen kurz darauf die Initiative zu einer Verständigung mit der Volkspartei über die nächsten Wahlen ergriffen und damit bewiesen, wie er stets die Sache über die Person stellte. In einem würdigen Nachruf hat er versucht, Richter gerecht zu werden. Versöhnend schloß B.: »Es lag Größe in der Herbheit dieses Charakters, in der Geschlossenheit seines Wesens. Ein mächtiger Wille beherrschte dieses Leben«.

B. hat die Politik Caprivi auch weiterhin unterstützt. Aber nach den unglücklichen Wahlen schätzte er seine Amtsdauer auf nicht mehr lange ein; je größer seine handelspolitischen Erfolge waren, um so stärker hatte er es bei den Konservativen verschüttet. Er hörte nicht auf, Caprivi vor deren Intriguen, wie vor denen Eulenburgs und Miquels zu warnen und machte ihm zum Vorwurf, daß er nicht sichere Vertrauensleute in der Umgebung des Monarchen untergebracht habe. Die Intrigue der Gegner, Caprivi zur Einbringung einer Umsturzvorlage zu verführen, hat B. zeitig erkannt; wahrscheinlich hat er mit ihm eingehend darüber gesprochen; es ist bekannt, wie Caprivi, unmittelbar nachdem er in dieser Frage im preußischen Ministerium ebenso wie im Bundesrat über Eulenburg einen vollen Sieg erfochten und den Kaiser auf seine Seite gebracht hatte, von den Eulenburgs in Liebenberg gestürzt wurde. B. hat Caprivi, auf dessen Politik er nicht ohne Einfluß gewesen war, obgleich dieser wohl überschätzt worden ist, aufrichtige Verehrung und Bewunderung gezollt. Gegenüber der nahezu allseitigen Undankbarkeit, die der zweite Kanzler nach seinem Sturz erfuhr, hat er die großen Verdienste, die er sich um Deutschland erworben, stets aufs wärmste verteidigt.

Hatte B. während dieser Periode sich einmal als Mann der Regierungspartei fühlen können, so wurde er nun wieder in die Opposition gedrängt. Nicht in eine persönliche gegen den Fürsten Hohenlohe, den er im Gegenteil durchaus schätzte, aber er war sich klar, daß dieser, der bei Übernahme des Kanzleramts bereits das 75. Lebensjahr überschritten hatte, nicht mehr die Kraft besitzen könnte, um sich sowohl gegen den Kaiser, wie gegen die Agrarier durchzusetzen. Vergeblich kämpfte B. gegen die Verschlechterung der Zuckersteuer und die

Exportprämien, gegen die törichte Börsengesetzgebung, gegen die Erschwerung der Einfuhr von Vieh und Fleisch; er vermochte Deutschland nicht davor zu bewahren, sich mit der Anregung einer internationalen Währungskonferenz eine Blamage zu holen. Mehr Erfolg hatte er in dem Kampf gegen die Umsturzvorlage wie gegen das Tabaksteuergesetz; er setzte eine Enquête über die Wirkung der Caprivischen Handelsverträge durch, für die sich auch der Staatssekretär v. Marschall aussprach; aber kurz darauf gelang es der Reaktion, diesen wie die Staatssekretäre v. Bötticher und Hollmann zu stürzen und der Vertrauensmann der Agrarier, Miquel, wurde Vizekanzler, so daß B. im Interesse Hohenlohes dessen Rücktritt als wünschenswert erklärte, nachdem er seine wertvollsten Gehilfen nicht vor dem Sturz hätte bewahren können und in die Rolle des Merowingers gedrängt sei. Bei dem reaktionären preußischen Vereinsgesetzentwurf, den er natürlich aufs entschiedenste bekämpfte, war B. der Ansicht, daß Hohenlohe sein Scheitern spätestens im Herrenhaus vorausgesehen und sich für Erfüllung seiner Zusage, der Aufhebung des Verbindungsverbots freie Hand im Reichstag habe schaffen wollen.

Bei der Reichstagswahl 1897 kandidierte B. in Rostock und stand in aussichtsreicher Stichwahl, aber bei dieser gingen so viel konservative Stimmen auf seinen sozialistischen Gegner über, daß er nicht gewählt wurde. 1898 bis 1903 vertrat er Kiel-Neumünster im preußischen Abgeordnetenhaus und hat darin eine lebhaftige Tätigkeit entfaltet; namentlich bekämpfte er die kleinliche und gehässige Germanisierungspolitik gegen Dänen und Polen, geißelte mit köstlichem Sarkasmus die Theaterzensur, trat für die fakultative Feuerbestattung ein, führte einen energischen Kampf gegen die bildungsfeindlichen Bestrebungen von Konservativen und Klerikalen, die Volksschule der Kirche auszuliefern. Mit Nachdruck trat er für den Mittellandkanal ein und versuchte vergeblich, die Regierung zu einer energischeren Haltung gegenüber den verkehrsfeindlichen Bestrebungen der Agrarier zu bestimmen. Die Maßregelung der »Kanalrebell« mißbilligte er. Vor allem forderte er aber Beseitigung des Dreiklassenwahlsystems, auf dem die Herrschaft der Reaktion in Preußen und durch Preußen im Reich beruhte; er verglich es gern mit dem Pferdebild, auf dem sämtliche Fehler, die ein Pferd nur haben kann, dargestellt sind.

In der Erkenntnis, daß die Beseitigung dieses Wahlrechts vom bürgerlichen Liberalismus nur gemeinsam mit der Sozialdemokratie möglich sei, verlangte er eine Verständigung mit ihr über die Wahlkreise. Aber der Terror der unter der Fuchtel der Konservativen stehenden Behörden war selbst in den meisten Großstädten zu groß, als daß der Gedanke in größerem Umfang praktisch durchzuführen gewesen wäre. Darüber kam es zwischen B. und einem Teil seiner Kieler Wähler zu Meinungsverschiedenheiten; trotz dieser stellten ihn die Vertrauensmänner des Wahlkreises wieder auf, doch trat er selbst von der Kandidatur zurück, da er den etwaigen Verlust des Wahlkreises nicht verantworten wollte. Er bewies damit aufs neue, wie sehr ihm die Idee über das Mandat ging.

Nach dem im Herbst 1901 erfolgten Tode seines Freundes Georg v. Siemens wurde er in Wittenberg-Schweinitz in den Reichstag gewählt. B. hat in den erbitterten Kämpfen gegen den Bülow'schen Zolltarif eine führende Rolle gespielt. Es war sein Stolz, daß seine Fraktion den Ehrenschild des Liberalismus in diesen Kämpfen blank erhalten und den Kampf gegen die Brotverteuerung

nicht der Sozialdemokratie überlassen habe. Der Vorwurf, durch Obstruktion der Mehrheit die Waffe des Geschäftsordnungsbruchs in die Hand gedrückt zu haben, ist haltlos. B. war von vornherein Gegner jeder Obstruktion; erst nach der ungesetzlichen Vergewaltigung der Minderheit hielt er es für eine Ehrensache, sich mit allen geschäftsordnungsmäßigen Mitteln gegen die Brutalisierung zu wehren.

Bei den Neuwahlen 1903 kandidierte B. in Kolberg-Köslin und stand in aussichtsreicher Stichwahl. Durch ein in letzter Stunde von den Konservativen aus dem Landratsamt heraus verbreitetes, verleumderisches Flugblatt, in dem B. das Verbrechen des Stimmenkaufs und ein den Sozialdemokraten angeblich gegebenes Versprechen, jede Wehrvorlage abzulehnen, vorgeworfen wurde, gelang es, ihn zu Falle zu bringen. Verfasser und Verbreiter dieses Flugblatts — Vorsitzender des konservativen Wahlkomitees war der erste Staatsanwalt zu Köslin — konnten nicht ermittelt werden. Die Justiz versagte vollständig. Auch bei der nächsten Wahl gelang es B. nicht, den Wahlkreis zu erobern. Die Blockwahlen waren einem so entschiedenen Gegner der Paarung konservativen und liberalen Geistes nicht günstig.

B. hat Bülow von Anfang an nicht getraut. Schon als Bülow das Staatssekretariat des Auswärtigen übernahm, charakterisierte er ihn als einen Mann »von jener äußerlichen Vorurteilslosigkeit, die sich nicht immer mit innerer Vorurteilslosigkeit deckt. — Ein *ami de tout le monde et de sa belle mère* ist stets mit einiger Vorsicht zu behandeln, mit um so größerer, je klüger er ist«. Er traute ihm »jenen politischen Opportunismus zu, für den die Machtfrage allein entscheidend ist«. Als kommender Kanzler sei »nicht ein geistreicher Diplomat, sondern ein zäh energischer Staatsmann mit gesundem Menschenverstand« vonnöten. Daran, daß Bülow nicht der Mann sei, den Kampf mit den Agrariern aufzunehmen, zweifelte er keinen Augenblick. Bülows Redegewandtheit imponierte ihm nicht; als Bülow eine blendende Rede gegen die Sozialdemokratie gehalten hatte, schrieb B.: »Fürst Bülow hat der Sozialdemokratie ein glänzendes Gefecht geliefert. Jeder Schuß traf; aber es handelte sich um Schüsse aus einer Salompistole auf einen Walfisch«.

Als der Reichstag wegen Nichtbewilligung des Nachtrags für die Unterdrückung des Hereroaufstandes aufgelöst wurde, zweifelte B. nicht, daß der Kampf nur nominell gegen das Zentrum, tatsächlich gegen die Sozialdemokratie geführt werden würde, daß deren Schwächung eine solche der ganzen Linken in sich schließen und daß Bülow schließlich mit einer sicheren konservativ-klerikalen Mehrheit regieren werde. Dabei hat er allerdings die Tiefe des Konflikts zwischen Bülow und dem Zentrum unter-, die Festigkeit seiner Position überschätzt. Die Konservativen vollzogen das Bündnis mit dem Zentrum, indem sie ihn opferten. B. hat Bülow die Vergewaltigungspolitik gegen Polen und Dänen zum schwersten Vorwurf gemacht. Nationale Verschiedenheiten ließen sich nicht durch den Polizeistock aus der Welt schaffen. Daß die Mehrheit der Freisinnigen, um das Vereinsgesetz durchzubringen und den Zerfall des Bülowblockes zu verhindern, sich bewegen ließen, dem Sprachenparagrafen zuzustimmen, wurde für ihn der Anlaß, aus der Partei auszuscheiden. Mit einigen jüngeren Freunden u. a. von Gerlach und Dr. Breitscheidt gründete er die »Demokratische Vereinigung«. Mit den ihm



nahestehenden früheren politischen Freunden hielt er auch nach dem Ausscheiden aus der Partei die alten persönlichen Beziehungen aufrecht.

B. sah durch den Bülowblock das in unabsehbare Ferne gerückt, was ihm als der einzige gangbare Weg zur Überwindung der Reaktion erschien, ein Block der Linken einschließlich der Sozialdemokratie. Als überzeugter Individualist, als ausgesprochener Gegner des Sozialismus trat er ins politische Leben. Mit scharfer Kritik griff er den Kollektivismus an. Seine 1878 erschienene Schrift »Der sozialistische Zukunftsstaat«, 1890 fast unverändert als »Die sozialdemokratische Gedankenwelt«, als Heft 95/96 der »Volkswirtschaftlichen Zeitfragen« herausgegeben, ist noch heute mit Genuß zu lesen. Die »Nation« hat er als Kampforgan gegen den Sozialismus begründet. Aber nur mit geistigen, nie mit Machtmitteln wollte er diesen Kampf geführt wissen. Schon 1878 hat er in einer Versammlung in Bremen das Sozialistengesetz bekämpft als die wirksamste Propaganda für die Sozialdemokraten, die man zu Märtyrern mache. Die Zahl der Reden, die er dagegen gehalten, der Artikel, die er dagegen geschrieben, ist Legion. Sozialdemokraten von Ämtern auszuschließen, sie zu verfolgen, erschien ihm ebenso töricht wie ungerecht. Nur durch vollste Gerechtigkeit, nur durch Beseitigung aller ihrer gerechtfertigten Beschwerden sei sie zu überwinden.

Der Krankenversicherung der Arbeiter hat B. anfänglich opponiert aus der doktrinären Erwägung, daß der Zwang des freien Mannes nicht würdig sei. Die Unfallversicherung wollte er durch Ausdehnung des Haftpflichtgesetzes auf alle nicht vorsätzlich herbeigeführten Betriebsunfälle für die Arbeiter weit günstiger gestalten, als es das Gesetz getan hat. Er bekämpfte die Zwangsorganisationen der Berufsgenossenschaften als bürokratisch, kostspielig und für weite Erwerbszweige unmöglich. Weder für die Land- und Forstwirtschaft noch für das Baugewerbe hat sich diese Organisationsform anwenden lassen. Er konzedierte den Versicherungszwang, aber nicht die Zwangsorganisation als Versicherungsträger. An dem Unlogischen der Alters- und Invalidenversicherung hat er eine glänzende Kritik geübt, wie denn überhaupt alle seine Reden wie Aufsätze über diese Materie von einer erstaunlichen Sachkenntnis sind. War er doch bereits auf dem volkswirtschaftlichen Kongreß 1882 Referent über die Verstaatlichung des Versicherungswesens. Daß der Bismarcksche Plan einer Verstaatlichung der Feuerversicherung nicht zur Ausführung gekommen ist, ist nicht zuletzt B. zu danken. Den weiteren Problemen der Arbeiterversicherung, so der Arbeitslosen- wie auch der Witwen- und Waisenversicherung, hat er lebhaftes Interesse entgegengebracht. B. bekämpfte in der heutigen Arbeiterversicherung im wesentlichen nur die schwerfällige, überaus kostspielige Form und die geringe Mitwirkung der Versicherten an der Verwaltung. Daß sich wesentlich einfachere Formen dafür finden lassen, hat inzwischen die Entwicklung der Arbeiterversicherung in anderen Ländern gezeigt.

Zum eigentlichen Kollektivismus hat er sich nie bekehrt, aber er lernte einsehen, daß gewisse Betriebe besser von der Allgemeinheit — Reich, Staat, Gemeinde — zu verwalten sind als von Privaten. Das war für ihn keine Frage des Prinzips, sondern eine der Zweckmäßigkeit. Freilich das Abhängigwerden der Beamten und Arbeiter von der jeweils im Gemeinwesen herrschenden politischen Richtung hat ihm stets schwere Bedenken verursacht. Den Arbeiter

und Beamten im Staats- wie im Privatbetriebe gegen politische Beeinflussung zu sichern, erachtete er für eine der wichtigsten Aufgaben des Liberalismus. Voraussetzung dafür war, ihn zum gleichberechtigten Faktor im Arbeitsverhältnis zu machen, für das er die konstitutionelle Basis ebenso verlangte, wie für das Staatswesen. Nach dem Muster von Kanada forderte er bei Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitern den Verhandlungszwang, ohne daß die Verhandelnden an einen Schiedsspruch gebunden seien. Das gegenseitige Aussprechen war ihm wertvoller als ein ungerne angenommener Zwangsspruch. Die Organisation der Arbeiter war ihm die Vorbedingung für das konstitutionelle Arbeitsverhältnis und er freute sich ihres Wachstums, welcher Partei sie auch nahestehen mochten. Der Abschluß von Tarifverträgen sichere den Frieden im Arbeitsverhältnis für die Vertragsdauer; aber das Strikerecht müsse den Arbeitern auch bei mißbräuchlicher Anwendung unverkürzt gewahrt werden als unentbehrliche Waffe im Lohnkampf.

Den Arbeiterschutz durch Verbot der Verarbeitung gesundheitsschädlicher Stoffe (weißer Phosphor, Bleiweiß), durch Schutzvorrichtungen gegen Unfälle oder gesundheitsschädliche Einwirkungen, den sanitären Maximalarbeitstag für Frauen und Jugendliche sowie in gesundheitsschädlichen Betrieben, die starke Einschränkung ja das Verbot der Kinderarbeit hat er von jeher gefordert. Aber bis zuletzt lehnte er den gesetzlichen Achtstunden-Arbeitstag als einen zu weitgehenden und zu schematischen Eingriff in die Vertragsfreiheit ab. Das Ziel sei erstrebenswert, aber es müsse durch die Arbeiterorganisationen, nicht durch die Gesetzgebung erreicht werden. Von einer behördlichen Festsetzung der Löhne hat er nie etwas wissen wollen.

B. hat selbst offen zugegeben, daß sich im Lauf der Jahre sein Verhältnis zum Sozialismus geändert habe, aber ohne dem Goetheschen Wort: »Höchstes Glück der Erdenkinder sei doch die Persönlichkeit« untreu geworden zu sein. Die Prinzipien des Individualismus und Sozialismus könnten mit der Entwicklung des Menschengeschlechts zu einer höheren Einheit verknüpft werden. Mit dieser Entwicklung B.s verschwand natürlich der Gegensatz zu den Kathedersozialisten; in den meisten Fragen wurden sie Kampfgenossen. Unter B.s eifriger Mitwirkung vollzog sich nach den Kämpfen gegen den Bülowtarif die Angliederung der von Fr. Naumann geführten Nationalsozialen an die Freisinnige Vereinigung. Mit nichts glaubte B. sozialer zu wirken als mit der Beseitigung aller Verteuerungszölle auf Lebensmittel; Cobden und Bright erklärte er bis zuletzt für die größten Sozialreformer.

Die Entwicklung, welche gleichzeitig die deutsche Sozialdemokratie genommen hatte, hat B. in der Broschüre »Liberalismus und Sozialdemokratie« (Berlin 1908) charakterisiert. Die Ausnützung des allgemeinen Stimmrechts, Beteiligung an Seniorenkonvent und Kommissionen, an Gemeinde- und Landtagswahlen, an Konsumvereinen, Gewerkschaften und Tarifverträgen habe die reformistische Minderheit allmählich gegen die orthodoxe Mehrheit durchgesetzt. Das kollektivistische Programm sei in die Ecke gestellt, die deutsche Sozialdemokratie kämpfe heut für die Forderungen eines fortgeschrittenen und sozialempfindenden Liberalismus. Wenn Disraeli von Peel gesagt habe, er habe die Liberalen beim Baden überrascht und ihre Kleider angezogen, so steckten heut die Sozialdemokraten in den Kleidern der Liberalen, nur den Schnitt hätten sie geändert. Von Militär und Marine abgesehen, gebe es kaum

eine aktuelle Frage mehr, in der entschiedener Liberalismus und Sozialdemokratie nicht denselben Standpunkt verträten. Schon 1889 hatte B. Ähnliches konstatiert und erklärt, man könne ein gutes Stück Weges zusammengehen. Zeitiger als anderen wurde ihm klar, daß nur durch ein gemeinsames Vorgehen von Freisinn und Sozialdemokratie bei den Wahlen die Reaktion in Deutschland zu überwinden sei, und er hat ein solches seit Ende der 80er Jahre anzubahnen versucht. Im Wahlverein der Liberalen, der Parteiorganisation der Freisinnigen Vereinigung, setzte er 1903 eine Resolution durch, die eine Verständigung für die preußischen Landtagswahlen anheimgab, ohne daß bei dem Terrorismus der Behörden und der Mißstimmung des liberalen Bürgertums über die Rüpelszenen auf dem Dresdener sozialdemokratischen Parteitag ein praktischer Erfolg damit erreicht wurde. Dagegen hatte die sogenannte Barth-Naumannsche Taktik bei den Landtagswahlen in Baden, wo der Block der Linken auch die am weitesten rechtsstehenden Nationalliberalen mitumfaßte, einen vollen Erfolg, während in Bayern, wo die Liberalen die Zweifrontentheorie befolgten, das Zentrum einen entscheidenden Sieg erfocht. »Wir Illusionspolitiker haben recht behalten« meinte B. Gegenüber den Anfeindungen vieler alter Freunde, wie denen der orthodoxen Sozialdemokratie, gehörte der ganze Optimismus und die ganze großzügige Auffassung der Politik B.s dazu, trotz wiederholter Mißerfolge, an der Richtigkeit seiner Idee nicht wankend zu werden.

Nach den Blockwahlen von 1907 gab B. die »Nation« auf, »da die Idee einer politischen Kooperation weder im Liberalismus noch in der Sozialdemokratie tief genug Wurzel gefaßt hatte, um die *incompatibilité d'humeur* zu überwinden. Zureden hilft bei einem solchen Zustand der Geister nicht viel, reizt oft mehr als es heilt. Hier müssen Zeit und böse Erfahrungen helfen. Die »Nation« geht nicht ein, weil sie dieses Ziel nicht mehr für erstrebenswert hielt, sondern weil sie den Weg nicht mitwandeln will, von dem sie glaubt, daß er in die Irre führt. Dies Abwarten bedeutet keinen Verzicht auf späteres Weitermarschieren. Es gibt auch ein *reculer pour mieux sauter*«.

Wie kein zweiter ist B. der Vermittler der Ideenwelt zwischen dem nordamerikanischen Volk und dem deutschen gewesen. Viermal — 1886, 1893, 1896 und 1907, und jedesmal mehrere Monate — ist er in der neuen Welt gewesen. Seine, teils in der »Nation«, teils in der »Frankfurter Zeitung« veröffentlichten Reiseskizzen sind mit einer Anschaulichkeit und Lebendigkeit geschrieben, zeugen von einem so verständnisvollen Erfassen von Land und Leuten, wie sie auch in den ausführlichsten Schilderungen anderer Autoren nicht zu finden sind. Die kolonialisatorischen Taten früherer Jahrhunderte erschienen ihm gering gegen das siegreiche Fortschreiten der Union während der letzten Jahrzehnte; ihr Volk habe der Zivilisation — wenn man darunter die Unterwerfung der Natur unter den Willen des Menschen verstehe — größere Dienste geleistet, als irgend ein anderes.

Ein so begeisterter Bewunderer Amerikas B. auch war, so wenig blind war er gegen die großen Mißstände. Das Unwesen der Parteibosse, die damit verbundene Korruption, die Ursachen dieser Zustände hat er ohne Beschönigung gezeichnet. B. hat den großen Wahlkampf zwischen Silberwährung und *sound money*, zwischen Bryan und McKinley mit-

gemacht, und da er als Ausländer Zutritt zu den führenden Politikern beider Lager hatte, einen Einblick in die treibenden Kräfte gewonnen wie wenige. In diesem »Erziehungsfeldzug« hat er die politischen Eigenschaften des amerikanischen Volkes erst recht schätzen gelernt. Noch bevor die Entscheidung gefallen war, schrieb er: »Die Vorzüge der Demokratie liegen nicht in der größeren Weisheit der Regierungen, sondern in der erzieherischen und belebenden Kraft der Selbstverwaltung«.

Durch zahlreiche Interviews über die Währungsfrage hat B. indirekt in diesem Kampf mitgeholfen und sich um Amerika damit ein wesentliches Verdienst erworben. Hatte er doch die Freude, daß die Deutsch-Amerikaner, bei denen er in besonders hohem Ansehen stand, fast ausnahmslos für *sound money* eintraten. Aber auch den deutschen Kapitalmarkt bewahrte er durch regelmäßige Kabeldepeschen über die Aussichtslosigkeit eines Sieges der Silberleute vor großen Verlusten.

1893 war B. nach dem Zusammenbruch der *Northern Pacific Railroad* als Vertreter einer der drei Komitees der deutschen Bondsbesitzer in Amerika und befuhr mit Roland-Lücke von der Deutschen Bank die Haupt- und Nebensrecken der Bahn. In seinem dem Komitee erstatteten Bericht bewies B., daß er auch in schwierigen geschäftlichen Verhältnissen seinen Mann stehe. Als Sekretär dieses Komitees fungierte damals Bernhard Dernburg, der spätere Staatssekretär des Reichskolonialamts.

Ganz besonders hat B. stets interessiert, wie die Vereinigten Staaten als großer Völkerschmelztiegel alle Nationalitäten der weißen Rasse zu einer einheitlichen Nation zusammenschmelzen vermochten, ohne daß auch nur der geringste staatliche Zwang bezüglich der Sprache oder auf sonstigem Gebiet dafür ausgeübt wurde. Das Verlangen, die Deutschen sollten sich in gesonderter Nationalität zusammenschließen, hat er stets — zuletzt noch 1907 in der Festrede zur Enthüllung des Schillerdenkmals in St. Paul — energisch bekämpft.

B. hat auf seinen wiederholten Reisen nach Amerika die meisten der prominenten Männer der Vereinigten Staaten und Kanadas kennengelernt, und sein Urteil über sie war höchst treffend. So charakterisierte er Roosevelt als den populären Agitator, der der Bevölkerung verspricht, den plutokratischen Drachen zu töten, ohne sich selbst klar darüber zu sein, was er an positiven Maßregeln dafür vorzuschlagen habe. Und B. sagte voraus, daß er an dem Widerspruch die Trusts zu bekämpfen und ihre Nährmutter, die Schutzzölle, zu erhalten, scheitern werde.

Jede Amerikafahrt — die letzte, die er gemeinsam mit der Gattin unternahm, führte ihn nach Kanada, dessen großartige Entwicklung er in Aussicht stellte — war für B. ein Jungbrunnen. Das quirlende Leben dort übte stets den gleichen Zauber auf ihn aus. Den Amerikanern war er die Verkörperung des deutschen demokratischen Idealismus. Als solchen bezeichnet ihn auch das Diplom, mit dem ihn die *Harvard University* zum Ehrendoktor promovierte. Als er 1907 nach Amerika kam, veröffentlichte der frühere amerikanische Botschafter in Berlin Andrew D. White in der »*New York Evening Post*« einen Begrüßungsartikel, in dem er B.s Verdienste als Abgeordneter wie als Herausgeber der »*Nation*« hervorhob, seine Landsleute zum Verständnis Amerikas zu erziehen.

Nicht minder eifrig ist B. für ein freundschaftliches Verhältnis zu England eingetreten. Er war ein ausgezeichneter Kenner seiner Geschichte, Verfassung, seiner parlamentarischen und wirtschaftlichen Verhältnisse und unterhielt zu namhaften englischen Politikern der liberalen Partei — namentlich zu Alfred Milner, James Bryce, John Morley, aber auch zu Winston Churchill, Reid, Asquith, Lloyd George, John Burns — freundschaftliche Beziehungen, die er durch häufige Reisen nach England lebendig erhielt.

B. unterschied streng zwischen den in England vorhandenen politischen Richtungen, deren eine eine Machtpolitik ohne Rücksicht auf das innere Recht wollte, während die andere sich von sittlichen Beweggründen leiten ließ. Gegen den Einfall Jamesons in Transvaal hatte er scharfe Worte und freute sich des Mißlingens, wenn er auch das Telegramm Kaiser Wilhelms an Präsident Krüger nicht billigte. Bald nach der Annexion der Burenrepubliken trat er für eine politische Annäherung beider Völker ein, wenn ihm auch eine wohltemperierte Freundschaft ohne Obligo völlig ausreichend erschien und er den Gedanken eines Bündnisses weit abwies.

B. anerkannte, daß die imperialistisch-protektionistische Politik Chamberlains auch für Deutschland nachteilig sein würde, aber sie sei nie durchzusetzen. Und er sagte den Sturz Chamberlains nach dem afrikanischen Abenteuer als sicher voraus, dem gesunden Sinn des englischen Volkes traute er die Abwendung vom Freihandel nicht zu, erwartete vielmehr einen entscheidenden und dauernden Sieg der *free trade* Partei. Noch vor den ihn herbeiführenden Neuwahlen forderte er James Bryce auf gegen die deutsche chauvinistische Presse, eine Erklärung in der »Nation« abzugeben, das Maß seiner Flottenrüstungen vorzuschreiben. Bryce schrieb: »Kein vernünftiger Engländer denkt daran Deutschland das Maß seiner Flottenrüstungen vorzuschreiben und keiner wünscht mit Deutschland in Konflikt zu kommen. Nicht nur die Liberalen, sondern auch die Mehrheit der Tories seien für *free trade, peace and goodwill among nations*; beiden Parteien liege der Gedanke Gewalt zur Begegnung kommerzieller Konkurrenz anzuwenden völlig fern«. Diese Erklärung hatte um so größere Bedeutung, als sie von Campbell Bannerman, dem kommenden Premierminister und von Lord Spencer ausdrücklich gebilligt worden war.

B. begrüßte das neue englische Kabinett wie den gewaltigen Wahlsieg der Liberalen aufs freudigste und forderte die deutsche Politik auf, die Situation zur Herstellung freundschaftlicher Beziehungen zu England auszunutzen. Je weniger geschickt sich die offizielle deutsche Politik zeigte, das gute Verhältnis zu England herzustellen, um so mehr war B. darauf bedacht, durch gegenseitiges Sichkennenlernen eine Annäherung herbeizuführen. So kam die Einladung der deutschen Pressevertreter nach England zustande. Seine eingehende Kenntnis Englands, die virtuose Beherrschung der Landessprache und seine geistige Überlegenheit machten B. ganz von selbst zu ihrem geistigen Führer. Besonders lebhaft Zustimmung fand sein Toast auf dem Whitehall-Bankett. Und auf dem Frühstück im Mansion House erwiderte B. auf die Rede des Ministers James Bryce, daß ein Krieg zwischen England und Deutschland keinem von beiden Teilen Vorteil bringen könne, sondern lediglich die Abdankung Europas zugunsten der Vereinigten Staaten bedeuten würde, die dann die Führung der Welt übernehmen würden. »Deutschland und England

erwarten von den Repräsentanten der Presse, daß sie ihre Pflicht tun in der Herbeiführung des Friedens und in der wohlwollenden Behandlung anderer Völker.

Das letzte Mal war er zu dem in London stattfindenden Freihandelskongreß in England; längst war er Ehrenmitglied des Cobdenklubs und seine sachlichen Ausführungen erregten dort nicht minderen Beifall, als seine epigrammatisch scharf zugespitzten Toaste. Dankbar schlossen die »*Daily news*« ihren Nachruf für B. mit den Worten: »In dem wirbelnden Staube der Politik wird kein Name heller und dauernder leuchten als der Theodor Barths.«

B. hat an den Regierungsantritt Wilhelms II. keine Hoffnungen geknüpft, im Gegenteil für den Liberalismus schwere Kämpfe erwartet. Das Verhalten des Kaisers gegenüber der Sozialdemokratie hat er einer scharfen Kritik unterzogen; erst die Unterschätzung der Bewegung, mit der er geglaubt habe allein fertig zu werden, die Hoffnung, sie durch einige sozialpolitische Gesetze bewältigen zu können; wegen der Meinungsverschiedenheit hierüber die Trennung von Bismarck, später der umgekehrte Kurs: die Entlassung Caprivi's, weil dieser die alte Politik des Kaisers der Sozialdemokratie gegenüber fortzuführen für notwendig hielt. Erst Fallenlassen des Sozialistengesetzes, dann Umsturzvorlagen, erst Empfang von Bergarbeiterdelegierten und Versprechungen an diese, später Verfolgung und Beschimpfung der Sozialdemokraten; erst die Forderung, den christlich-sozialen Gedanken mehr als bisher zur Geltung zu bringen, dann das Telegramm an Stumm: »Christlich-sozial ist Unsinn und führt zur Selbstüberhebung und Unduldsamkeit«. »Gewiß — meinte B. — hat ein Monarch das Recht sich zu einer besseren Einsicht zu bekehren; allein nicht zweckmäßig ist es für das monarchische Ansehen, wenn der Wandel der Anschauungen durch eine Kritik von solcher Schärfe gegen die eigene Vergangenheit dokumentiert wird.«

Später wies er darauf hin, wie die Unberechenbarkeit der Intentionen des Monarchen von den Intriganten für ihre Zwecke ausgebeutet werde, wie die Beunruhigung aus dem Volke überhaupt nicht mehr verschwinde und die Minister bei der Unsicherheit ihrer Stellung auch vor dem Parlament nichts bedeuten könnten.

Die Vorgänge bei der Übertragung des Oberbefehls der Chinaexpedition an den Grafen Waldersee, bevor die anderen Großmächte ihre Zustimmung dazugegeben hatten, entlockten ihm einen Schmerzensschrei. Immer wieder verlangte er von den leitenden Staatsmännern, daß sie ihre Demission gäben, wenn die unverantwortliche, rein persönliche Politik nicht endlich aufhöre und bereits Jahre, bevor der Reichstag sich dazu entschloß, bezeichnete er es als Pflicht des Reichstages, mit Entschiedenheit darauf zu dringen. Als endlich in den Novembertagen 1908 Reichstag und Kanzler Front gegen die persönliche Politik machten, begrüßte das B. wohl als dankenswert, aber er glaubte nicht an einen Dauererfolg, da die Hauptursache: der Mangel eines konstitutionellen Systems, nicht behoben sei.

B. ist einer der eifrigsten Förderer der Friedensbewegung wie der interparlamentarischen Kongresse gewesen und hat auf ihren Versammlungen eine führende Rolle gespielt. Ganz besonders trat er für Schiedsgerichtsverträge und für ein internationales Schiedsgericht ein.

Der Frauenbewegung stand B. freundlich und fördernd gegenüber. Den Frauen die volle Gleichberechtigung zu gewähren, war ihm ein selbstverständliches Ziel eines fortgeschrittenen Liberalismus. Daß es in Deutschland nur schrittweis erreicht werden könne, war ihm klar, und er verhehlte den Führerinnen dieser Bewegung nicht, daß sie die Geister der Frauen erst ganz anders revolutionieren müßten, ehe sie einen Erfolg erreichen würden.

Den Antisemitismus sah B. als einen Rückfall in die traurigsten Zeiten des Mittelalters an. Sein Gerechtigkeitsgefühl veranlaßte ihn, gemeinsam mit seinem Freunde Rickert den Verein zur Abwehr des Antisemitismus zu gründen, dessen Vorsitz er nach Rickerts Tode übernahm.

B. gehörte dem Vorstand der Volkswirtschaftlichen Gesellschaft zu Berlin an, hat in ihr eine große Zahl von Vorträgen über aktuelle wirtschaftspolitische Fragen gehalten und sich an den Diskussionen lebhaft beteiligt. Ebenso war er Vorstandsmitglied des Vereins für Volksbildung und wandte in den letzten Jahren noch sein tatkräftiges Interesse der Gründung von Volkstheatern zu, die in Großstädten dauernd, in Mittel- und Kleinstädten periodisch dem Volk zu billigen Preisen ermöglichen, in tüchtigen Theatervorstellungen gute Stücke zu sehen.

B. erfreute sich die längste Zeit seines Lebens einer trefflichen Gesundheit. Abgesehen von einer Influenza, deren Folgen er rasch überwand, ist er kaum jemals ernstlich krank gewesen. Stark kurzsichtig war er von Kindheit an. Mitte der 90er Jahre stellten sich häufiger Schmerzen und Ermüdung der Augen ein. Auf Bambergers Rat konsultierte er Professor Liebreich in Paris, der einen Akkomodationskrampf feststellte, der sich durch eine besonders geschliffene Brille beseitigen ließ. 1903 stellte sich eine Lockerung der Netzhaut ein, die die größte Schonung der Augen bedingte, sich aber nach einigen Jahren besserte, so daß er schließlich bisweilen auch abends wieder zu lesen wagte. 1907, nach Aufgeben der »Nation«, war er noch in vollster Frische in Amerika und ertrug alle Strapazen mit Leichtigkeit. Auch das Jahr 1908 verlebte er in voller Gesundheit, machte häufig Reisen, u. a. nach dem Lago maggiore, nach England, Dänemark usw., hielt zahlreiche Vorträge und war literarisch eifrig tätig. Im Winter 1909 machten sich Verdauungsstörungen, Appetitlosigkeit und Kräfteverfall bemerkbar. Eine Sanatoriumskur in Heidelberg war von Erfolg, doch wollte die Mattigkeit nicht weichen. Trotzdem ging er Ostern zum Parteitag der Demokratischen Vereinigung und hielt dort die Hauptrede. Dann ging er, da die Ärzte ein weiteres Ausspannen verlangten, nach Baden-Baden, wo der Zustand sich wenig veränderte. Die Mattigkeit drückte auf seine Stimmung, doch verfolgte er die politischen Vorgänge des In- und Auslandes bis zuletzt mit lebhaftem Interesse. Am 31. Mai sprach er noch die Absicht aus, seine Memoiren zu schreiben. In der Nacht vom 2. zum 3. Juni machte ein Gehirnschlag seinem Leben ein Ende.

B. war ein ungemein liebenswürdiger Gesellschafter, ein köstlicher Erzähler, ein geistvoller und graziöser Plauderer, ein witziger, die Worte epigrammatisch zuspitzender Tischredner. Als Parlamentarier ein beredter, ungewöhnlich kenntnisreicher Redner mit großen Gesichtspunkten, ein schlagfertiger, treffsicherer, oft sarkastischer Debatter, in großen Fragen von mühsam gebändigter Leidenschaftlichkeit. Ein Volksredner von hinreißender Wucht.

Immer belehrend, nie lehrhaft. Als Journalist aber vereinigte er alle diese Eigenschaften zum Künstler. Und er dachte groß von der Journalistik.

»Als ob die Journalistik nicht den höchsten geistigen Flug gestatte! — schrieb er in der »Nation«. — Man muß nur fliegen können. Aber wie selten sind Journalisten vom Schlage eines Lucian, Addison, Macaulay, Sainte Beuve, Ad. Hillebrandt, Th. Mommsen! Die Kunst der Journalistik ist nicht an Grenzen des Berufs oder der Nationalität gebunden. Es ist im eigentlichen Sinne des Worts eine freie Kunst, deren feinste Blüten nur aus dem Zusammenwirken höchst seltener Eigenschaften hervorgehen und nur von einem künstlerischen Geschmack voll gewürdigt werden können.«

Nie hat er nach Popularität gehascht. Und wenn er seinem Freund Alexander Meyer zum 70. Geburtstag in einem Gratulationsartikel das Zeugnis ausstellte: »Allerdings haben Sie die Unvorsichtigkeit begangen, sich an keiner Modenarrheit, an keiner populären Geschmacklosigkeit, an keiner eigennützigen Politik und an keinem Aberglauben zu beteiligen. Sie haben nie Vernunft und Wissenschaft verachtet und deshalb nur sehr selten dort gestanden, wo der Beifall am lautesten ertönt. Sie glauben weder an die Gebetswunder der Mrs. Eddy noch an die Heilwirkungen des Protektionismus. — Das Unklare, Preziöse, Gespreizte derer, die viel wollen und wenig können, ist Ihnen ein Greuel und deshalb haben Sie auf breite Erfolge verzichten müssen. Sie verstanden wohl die Kunst, aber nicht das Geschäft des Journalismus«, so traf das mindestens in gleichem Maße auf ihn selbst zu.

»Die Bedeutung der Politik liegt vielmehr in der Erziehung des Volkes als in der Gesetzesproduktion« schrieb er in der »Nation« und dafür bot die Presse noch bessere Gelegenheit als die Tribüne. Ob er nun von einer seiner Reisen berichtete oder mit markanten Strichen einen politischen Charakterkopf zeichnete, ob er schilderte, was einem Menschen in Deutschland passiert, der das Unglück hat, einen Taler zu finden, ob er ein neues Buch besprach oder zu einer politischen Frage Stellung nahm, in allem wirkte er als Erzieher des Volkes. Nie mit pädagogischer Aufdringlichkeit, meist in fesselndem, geistvollem Plauderton, mit köstlichem Humor, aber auch, wo es die Sache erforderte, mit scharfem Sarkasmus, mit elementarer Wucht. Die Sprache paßte er künstlerisch dem Gegenstand an. Sein Stil war frei von pedantischem Purismus. Wie sein großer Gegner Bismarck flocht er gern englische und französische Worte oder Sätze ein, wo sie einen Gedanken plastischer ausdrückten, als die eigene Muttersprache. Denen, die die fremde Sprache nicht beherrschten mag dadurch die Lektüre bisweilen erschwert worden sein, dem gebildeten Leser wurde der Genuß dadurch nur gesteigert. Und in Volksreden oder wo er für weitverbreitete Tageszeitungen schrieb, wußte er seine Rede dem Verständnis des großen Publikums durchaus anzupassen.

Man kann es vielleicht bedauern, daß die besten Früchte seiner literarischen Tätigkeit in einer Zeitschrift von verhältnismäßig nicht großer Verbreitung erschienen <sup>1)</sup>, aber der Leserkreis setzte sich doch aus den für die liberale Gedankenwelt wichtigsten Kreisen zusammen, und schließlich kann keine vorwärtstrebende Partei auf die Dauer eine Zeitschrift entbehren, die, ohne für die breiten Massen bestimmt zu sein, der Vertiefung ihrer Politik dient.

<sup>1)</sup> Eine Auswahl seiner Porträts gab B. im Verlage von Georg Reimer heraus.



In letzter Linie kam B.s Lebenswerk doch diesen zugute, ihrer politischen Freiheit und der Möglichkeit ihre Individualität zu entwickeln. In allem, was er tat und schrieb, war er ein Freiheitskämpfer. Kein Wort liebte er mehr als das von ihm oft zitierte, das Ch. James Fox 1793 inmitten eines scheinbar hoffnungslosen Kampfes für die politische Freiheit an seinen Neffen schrieb: »Ich glaube, die Liebe zur Freiheit ist kein Irrtum; aber wäre sie es auch, ich bin sicher, daß mich niemand von ihm abbringt. Ist sie eine Illusion, so ist sie jedenfalls eine solche, die mehr von den besten Eigenschaften und Kräften des menschlichen Geistes zutage gefördert hat, als alle anderen Ursachen zusammengenommen«. Zeit seines Lebens hat er die konservative Weltanschauung bekämpft, für die liberale gestritten: »Konservativ sein heißt Beharren auf einem bestimmten Entwicklungszustand. Wie ich beharre, bin ich Knecht«. Freiheit ohne Vorwärtstreben gibt es nicht. Eine Partei ist nur so lange wirklich liberal, so lange sie geistig elastisch genug ist, jede fortschrittliche Idee im Staatsleben aufzunehmen. Alles Erreichte darf für sie nur eine Etappe auf dem unendlichen Wege der Fortentwicklung des Menschengeschlechts sein.«

Eine solche energisch vorwärtstürmende Natur mußte auch in den eigenen Reihen Widerstand finden. Und B. hat wohl den unter liberalem Namen einherziehenden Parteien ein Tempo der Entwicklung zugemutet, das bei der Natur der Schichten, aus denen sie sich vorwiegend rekrutierten, nicht verlangt werden konnte. Ein treuer Freund mahnte ihn, wenn er unwillig über die Philisterhaftigkeit solcher Kreise schalt: »Bedenkt, Ihr habet weiches Holz zu spalten!« Daß es ihm nicht gelang, die breiten Massen des liberalen Bürgertums bei seinem hohen Flug politisch mit sich zu reißen, war das Tragische in seinem Leben. Und doch war er ein glücklicher Mensch! Die Bewegung — die politische Arbeit — war ihm alles, und er glaubte an die Entwicklung der Menschheit.

Dem Parlamentarier, wenn es ihm nicht gelingt, selbst die Führung der politischen Angelegenheiten in die Hand zu bekommen, flieht die Nachwelt keine Kränze. Und doch ist die, wenn auch zunächst erfolglose, Tätigkeit, den kulturellen Fortschritt vorzubereiten, die dialektische Arbeit, auf der sich spätere weltgeschichtliche Taten aufbauen, nicht minder wichtig. Der Artikel des Journalisten ist für den Augenblick geschrieben und meist vergängliche Ware. Aber die echten Perlen darunter haben dauernden Wert, und gar manchmal würdigt sie eine spätere Zeit besser als eine Gegenwart, der das ihr vorgehaltene Spiegelbild nicht gefällt.

Georg Gothein.

---

## Ergänzungen und Nachträge.

---

**Auer, Hans Wilhelm,**<sup>1)</sup> \* 26. April 1847 in Wädenswil am Zürichsee, † 30. August 1906 in Konstanz. — Seine Schuljahre verbrachte er in Zürich und zum Teil in St. Gallen. Nachdem er dann ein Jahr lang in einem Baugeschäft Zürichs eine Praxis durchgemacht hatte, bezog er 1864 die Bauschule des Eidgenössischen Polytechnikums der gleichen Stadt. Dort lehrten in jenen Jahren Gottfried Semper, der den tiefsten Eindruck auf A. ausübte und für sein ganzes späteres Schaffen bestimmend war, Friedrich Theodor Vischer, dem er jene Neigung zur theoretischen Ästhetik verdankt, die sich oft in seinen Schriften geltend macht, der Kunsthistoriker Wilhelm Lübke, der ungemein anregende Historiker Johannes Scherr und im letzten Jahre seines Aufenthalts noch Gottfried Kinkel. 1867 verließ A. das Polytechnikum mit einem Diplom als Architekt und mit einem ersten Preis für eine von der Schule gestellte Preisaufgabe.

Nachdem er kurze Zeit auf dem Stadtbauamt Schaffhausen tätig gewesen war, begab er sich 1869 zu seiner weitem Fortbildung nach Wien. Dort trat er 1870 in das Atelier des Architekten Theophil Hansen ein, der früher byzantinisch-maurischen und andern frühmittelalterlichen Stilen gehuldigt hatte und gerade damals nach einem Aufenthalt in Athen eine klassische, zwischen griechischem und Hochrenaissancestil sich bewegende Richtung einschlug, die dem jungen Semperschüler durchaus gefallen mußte. A. wurde Bauleiter am Reichsratsgebäude, war bei den andern großen Bauten Hansens dessen rechte Hand und stand ihm auch als Assistent bei seinem Unterricht an der Kunstakademie bei. Von 1885 bis 1888 wirkte er dann als Professor für Baufächer an der Staatsgewerbeschule in Wien. In diese Zeit fällt der Bau des Sanatoriums von Dr. Eder, das, sehr bezeichnend für jene Zeit und für A., nicht als schlichter Nutzbau, sondern als prunkender Renaissancepalast mit Kuppelvestibül erstellt wurde.

Als dann 1885 die Konkurrenz für ein Verwaltungs- und Parlamentsgebäude für die Schweiz ausgeschrieben wurde, erhielt er für das Parlamentsgebäude den zweiten Preis und für das Verwaltungsgebäude die Ausführung zugesichert. Später bekam er auch das Parlamentsgebäude. Er reiste zur Besorgung dieses gewaltigen Auftrags nach Bern, wo er an der Universität eine Professur für Architektur und Plastik erhielt.

Das Bundeshaus ist die bedeutendste Schöpfung, recht eigentlich das Lebenswerk A.s. Wir fühlen bei seinem Anblick eine Bewunderung vor der Gelehrsamkeit seines Schöpfers und erhalten den Eindruck einer gewissen eigenwilligen, nicht nach rechts und nicht nach links schauenden Größe. Aber am tiefsten empfinden wir die Tragik einer Kunstrichtung, die im Staunen vor den Alten so tief befangen ist, daß sie nicht zu kühner, eigener Schöpfung gelangen kann. A. hat eine Studie über die Gassen Berns geschrieben und darin be-

---

<sup>1)</sup> Totenliste 1906, Band XI 6\*.

wiesen, daß er durchaus nicht ohne Sinn für deren eigenartige Schönheit und für die besondere Prägung des Stadtbildes von Bern war. Und doch hat er nicht den Schimmer eines Versuchs gewagt, sich diesem Bilde einzuschmiegen. Mit harten Linien ist das Bundeshaus vom Stadtbild abgegrenzt, als Fremdkörper steht es in Stadt und Landschaft. Gewiß, A. mußte auf das alte, 1854 gebaute Bundeshaus Rücksicht nehmen, das wie ein florentinischer Palast nicht von Florenz sondern von der Ludwigsstraße in München aussieht. Daß er diesen Bau am rechten Flügel wiederholt und das Parlamentsgebäude als Mittelmotiv herausarbeitete, lag auch durchaus in der Natur der Sache. Daß er aber den Weg von dieser fremden Architektur zu den herrlichen Regierungsbauten Berns aus dem achtzehnten Jahrhundert nicht zurückfand, sondern zur prunkenden Pose einer Pseudohochrenaissance weiterschritt, das mag seine Zeit begriffen haben; uns ist es nicht faßbar. Dieser Mittelbau schließt mit einer Kuppel auf rechteckiger Basis, die reich mit goldenen, mit der Konstruktion kaum noch zusammenhängenden Ornamenten geschmückt ist. Die Giebfelder sind verkniffen, ganz aus den Verhältnissen geraten. Daß das Innere den mangelnden Reiz an Farbe und Stimmung durch überwucherndes Ornament zu ersetzen sucht, ist nicht die alleinige Schuld A.s; wenige haben zu seiner Zeit anders gehandelt.

Bis zu seinem Tode war dann A. der Hofarchitekt des Schweizer Bundesrats, immer der Vorsitzende von Kommissionen und Preisgerichten, wo es sich um Architektur oder sonst um Kunst handelte. Er erstellte noch das Postgebäude in Solothurn, wo er wieder in eine lokal eigenartige Bauart und ein schönes, rhythmisch bewegtes Stadtbild auf einen künstlich langweilig gemachten Platz ein landfremdes, anmut- und kraftloses Bauwerk hinstellte. Er erbaute auch die Post in Liestal und das Verwaltungsgebäude der Gotthardbahn in Luzern. Von 1903 an war er im Dienst der Bundesbahnen.

A. gilt heute, fünf Jahre nach seinem Tode, noch als Prophet, wo die Bundesverwaltung etwas zu erstellen hat. Die Architektur ist weiter geschritten; die Bundesverwaltung blieb bei A. stehen. Vom akademischen Rezept, das nicht auf den Nachbar schaut, oder nur, um ihn zu überschreien und unterzukriegen, das von der Hochrenaissance alle möglichen Formen und Schemen genommen hat, aber nicht ihre feierliche Ruhe und festgewurzelte Kraft, von ihm allein erwartet man dort noch das Heil. Und man fragt sich, was den gewaltigen Einfluß dieses Mannes verursacht hat, zu dessen Kunstwirken wir heute kein Verständnis mehr finden können.

Neben seinem einwandfreien Charakter und seinem überlegenen Verstand war es die damalige Auffassung der Architektur als einer Wissenschaft. Daß A. in dieser Wissenschaft ganz Bedeutendes geleistet hat, beweisen seine mehr durch Schärfe und Tiefe als durch Umfang glänzenden Abhandlungen. In Lützows Zeitschrift für bildende Kunst und der Zeitschrift des österreichischen Ingenieur- und Architektenvereins schrieb er über die Bedeutung der Triglyphen, über Palladio, über den Einfluß der Konstruktion auf die Entwicklung der Baustile, über die Quaderbossen in der italienischen Renaissance, über die Rekonstruktion des Hauses und des Tempels der Vestalinnen am Forum Romanum. In Hiltys Jahrbuch veröffentlichte er Aphorismen über Kunst. Zuletzt schrieb er einen Essai über die Erziehung der Jugend zum Kunstverständnis, im Grund eine Streitschrift gegen die Moderne. Daß ihm die philosophische

Fakultät der Universität Basel den Ehrendoktor verliehen hat, war eine wohlverdiente Anerkennung seiner wissenschaftlichen Tätigkeit.

Neben seinen Bauten sind auch Entwürfe von ihm publiziert worden; so für ein Theater, ein Kasino und die akademischen Kunstsammlungen in Bern und für die Seequai-Anlagen in Zürich. Kurz vor seinem Tode erhielt er den Auftrag, einen Entwurf für den Friedenspalast im Haag auszuarbeiten.

Er starb in der Nacht auf den 30. August 1906 in Konstanz, wohin er sich für eine Kur zurückgezogen hatte. Die einen sagten, der Verdruß über die Kritik am Bundeshaus hätte seine letzten Jahre verbittert, andere behaupten, die Erkenntnis, daß sein Lebenswerk der eigenen Kritik nicht standgehalten habe, habe seine Kraft gebrochen.

Nähere Literaturangaben im *Schweiz. Künstlerlexikon*, Artikel Auer, und in der *Schweiz. Bauzeitung*, Bd. 48, S. 112, wo auch sein Porträt zu finden ist.

Albert Baur.

**Hantel, Georg**, Sanitätsrat und Stabsarzt der Landwehr a. D., \* 20. Septbr. 1845 zu Frauenburg, Ostpr., † 27. Februar 1908 zu Rosenheim in Bayern. Er besuchte das städt. Gymnasium zu Danzig, ging 1866 zum Studium der Medizin auf die Universität Bonn, 1868 nach Würzburg, darauf nach Königsberg und promovierte zum Dr. med. 1870 zu Berlin. Beim Ausbruch des Krieges wurde er Feld-Assistenzarzt im 2. Hannöverschen Dragoner-Regiment und nahm an verschiedenen Schlachten, darunter Mars la Tour, St. Privat, Le Mans teil. Nach der Rückkehr studierte er wieder in Königsberg, bestand sein Staatsexamen und ließ sich 1877 in Elbing als Arzt nieder. Etwa 1 ½ Jahre vor seinem Tode gab er seine Praxis auf und suchte in Süddeutschland Heilung von körperlichem Leiden, dem er zu Rosenheim erlag. Bestattet wurde er in seiner Vaterstadt. Das Offizierkorps zu Marienburg widmete ihm einen Nachruf, in dem es hieß, es verliere in ihm »einen treuen Kameraden, einen tapfern Feldzugssoldaten, der später in uneigennütziger Weise seine reichen Gaben gern in den Dienst der Allgemeinheit stellte und sich in hervorragender Weise um die Organisation und Förderung des Sanitätskolonnenwesens verdient gemacht hat.« Von seinen zahlreichen poetischen Beiträgen seien nur folgende genannt: Von Kaiser und Reich. Einige patriotische Gedichte und Lieder. Elbing (1884); Aus dem Sieges-Jahre 1870—71. Kriegsfahrten eines Truppenarztes. Elbing 1885 (in Prosa); Kahlberger Strandgut. Ein Lieder-Kranz von Baltischen Gestaden. Elbing 1885; Weihelied. Den Andernachern zur Erinnerung an die Grundsteinlegung des Belvedere Krahenburg bei Andernach gewidmet. Elbing 1885; Elbinger Bismarck-Feier- und Trauerklänge. 2. Aufl. Elbing 1898.

Autobiographische Mitteilungen von ihm bei A. Boldt, *Elbinger Geistesleben im neunzehnten Jahrhundert*. Mohrungen (1894) S. 86—93. Gelegentlich seines Todes Angaben in der *Elbinger Zeitung* 1908, Nr. 51—55 u. *Altpreußischen Zeitung* 1908, Nr. 52. 54.

**Wurmb, Karl**,<sup>1)</sup> *Dr. techn. h. c.*, Sektionschef und Eisenbahnbaudirektor, \* 18. September 1850 in Neumarkt in Oberösterreich, † 30. Januar 1907 in Wien. — Seine erste Schule war die Werktagsschule im bayerischen Städtchen Straubing, die er 1861 verließ, um im selben Orte die Kgl. bayerische Landwirtschafts- und Gewerbeschule zu besuchen. Er verblieb dort bis 1865 und bezog dann, kaum 15 Jahre alt, das Polytechnikum in Zürich, dem er bis 1868

<sup>1)</sup> Totenliste 1907, Band XII 96\*.

angehörte. Als blutjunger Ingenieur wandte er sich sofort der Praxis zu und fand zunächst Beschäftigung bei der Südbahn, die ihn der Bausektion Brixen der Brennerbahn zuteilte. 1869 wurde er Ingenieureleve und als solcher der Trassierungsabteilung für die Linie Villach-Franzensfeste zugeteilt. Der Bau der Linie Villach-Tarwis veranlaßte ihn 1872 den Dienst der Südbahn zu verlassen, nachdem er 1871 zum Ingenieurassistenten ernannt worden war. Nach zweijähriger Tätigkeit bei diesem Bau trat W. in den österreichischen Staatsdienst über, und zwar in die k. k. Generalinspektion der österreichischen Eisenbahnen, deren Tätigkeitsgebiet gegenwärtig nicht so ausgedehnt ist, wie zu jener Zeit, wo die großen Eisenbahnlinien noch nicht verstaatlicht waren. W. wurde der Bausektion Raibl zugeteilt und trassierte 1875 am Arlberg die Strecke Klösterle—St. Jakob.

Als die k. k. Direktion für Staatseisenbahnbauten geschaffen wurde, kam W. für kurze Zeit in das Bureau für Oberbau und Fahrbetriebsmittel; doch schon im Herbst 1876 ist er wieder mit Feldaufnahmen beschäftigt; zunächst mit den Detailprojekten der Wasserleitungen für die Städte Spalato und Sebenico und ihre Bahnhöfe, dann mit den Vorarbeiten für die Wasserversorgung der Linien Kriegsdorf-Römerstadt und Tarvis-Pontafel. 1877 wurde er Ingenieurstellvertreter. Zwei Jahre später übertrug ihm die Generalinspektion die Ausführung der geodätischen Vorarbeiten am Arlberg und 1880 erhielt er den Auftrag, Studien über die Kraftwasserbeschaffung und die Installation auf beiden Seiten des zur Ausführung bestimmten Arlbergtunnels anzustellen. Nach Inangriffnahme des Baues wurde er mit der Bauführung im Tunnel und für die Installationsarbeiten an der Westseite betraut, und er verblieb dort bis 1882, bis ihn Krankheit zwang den anstrengenden Tunneldienst aufzugeben. Bis 1883, der Vollendung des Tunnels war er in Bludenz mit geodätischen Verifikationsarbeiten für die Festlegung der Tunnelachse beschäftigt.

Beim Bau des Tunnels drang sein Name zum ersten Male in weitere Kreise durch seine Anregung, zwischen St. Anton und Langen einen schiefen Stollen bis zur Tunnelsohle zu legen, um neue Angriffspunkte für die Bohrmaschinen zu gewinnen. Die Ausführung unterblieb, weil beim normalen Vertrieb für die damalige Zeit ungewöhnliche überraschende Arbeitsfortschritte erzielt wurden.

Nach fünfzehnjähriger Dienstzeit, so schlecht waren damals die Vorrückungsverhältnisse der Ingenieure, wurde W. 1883 Ingenieur dritter Klasse und 1884 erhielt er, als Anerkennung seiner vorzüglichen Dienstleistung beim Bau des Arlbergtunnels das goldene Verdienstkreuz mit der Krone. Schon 1883 trat er vom Bau zum Betrieb über — aber der eintönige Bureau dienst behagte ihm nicht. Sein Lebenlang war er ein Freund der Berge und der Natur, ein leidenschaftlicher Jäger und kühner Bergsteiger, und so zog es ihn wieder in die Natur hinaus. Er nahm für zwei Jahre Urlaub um im Dienste des Comte Ceconi, des bedeutenden italienischen Bauunternehmers, der auch den Arlberg gebaut hatte, Trassestudien für eine Durchquerung der Tauern anzustellen und er löste die Aufgabe mit glänzendem Erfolg. Zwanzig Jahre später wurde beim Baue der Tauernbahn jene Trasse gewählt, die er damals als günstigste in Vorschlag gebracht hatte. Diese Studien brachten ihn auch zum ersten Male mit jenen Eisenbahnprojekten zusammen, deren Ausführung sein Lebenswerk bildete. In den Staatsdienst zurückgekehrt, war W. zunächst im Studienbureau, später im Bureau für Oberbau und Stationsanlagen der k. k. General-

direktion beschäftigt, von 1888 bis 1890 widmete er sich nahezu ausschließlich den Redaktionsarbeiten an Dr. Rölls Enzyklopädie des Eisenbahnwesens, für die er auch zahlreiche wertvolle Artikel beigesteuert hat.

Im April 1890 trat W. in den Dienst des steiermärkischen Landesauschusses, wo er 1892 zum Direktor vorrückte und eine außerordentlich fruchtbringende Tätigkeit entfaltete. Unter seiner Leitung entstand eine ganze Reihe von Lokalbahnen, bei denen er insbesondere die Schmalspur zur Anwendung brachte und die für viele andere Länder vorbildlich wurden. Diese Tätigkeit lenkte die Aufmerksamkeit des Grafen Wurmbbrand auf ihn und als er Handelsminister wurde, ernannte er W. zum Ministerialrat und übergab ihm die Leitung des österreichischen Lokalbahnamtes. Hier zeigten sich seine fachliche Tätigkeit und sein Organisationstalent derart, daß er, als 1896 das Eisenbahnministerium neu geschaffen wurde, das Departement für den Bau von Lokalbahnen und Bahnen niederer Ordnung erhielt, welche Stellung er bis 1901 innehatte.

Um diese Zeit begann in Österreich der seit Jahrzehnten eifrig erwogene und verfolgte Plan einer zweiten Schienenverbindung mit Triest greifbare Gestalt zu gewinnen. Nahezu vierzig Jahre wurde aus wirtschaftlichen Gründen, um die Bedeutung Triests zu heben und es den nördlichen Provinzen durch Abkürzung des Weges näherzubringen, gleichzeitig aber aus strategischen Rücksichten der Bau der sogenannten Alpenbahnen gefordert, und es lag dem Ministerium eine ganze Reihe von Vorschlägen, generellen Projekten und Studien vor, an denen ja auch W. zum Teil durch seine Trassierungsarbeiten beteiligt war. Die politischen Wirren und nationalen Kämpfe im Parlament begünstigten merkwürdigerweise die Ausführung.

Als Dr. v. Körber ans Ruder kam, faßte er den Plan, die Obstruktion vor eine Reihe großer, wirtschaftlich wichtiger Vorlagen zu stellen, denen sich diese unmöglich feindlich gegenüberstellen konnte: auf dem Felde der Arbeit sollten sich die Parteien begegnen und so allmählich eine Überbrückung der tiefen Gegensätze zwischen den Parteien herbeigeführt werden. In der Sitzung vom 22. Februar 1900 entwickelte der Eisenbahnminister v. Wittek das Programm einer großzügigen Investitionspolitik und kündigte u. a. die Vorlagen für die Tauernbahn, die Pyhrnbahn, die Karawanken- und Wocheinerbahn an, welche Bahnen zusammen die zweite Eisenbahnverbindung mit Triest darstellen. Die Kosten dieser Bahnen waren auf Grund von generellen Projekten, denn andere waren zur Zeit der Vorlage nicht vorhanden, mit 178,000,000 Kronen veranschlagt. Am 1. Juni 1901 wurde das Gesetz vom Abgeordnetenhaus, kurz darauf auch vom Herrenhaus angenommen und am 6. Juni erhielt das Gesetz die kaiserliche Sanktion. Zur Durchführung der Eisenbahnbauten wurde im Ministerium eine eigene Geschäftsstelle, die »Eisenbahnbaudirektion« errichtet, und an ihre Spitze W. gestellt, dessen Name mit der Geschichte dieser Bahnen dauernd verbunden bleibt.

Eine außerordentlich schwierige Aufgabe war es, die W. mit begeisterter Hingabe übernahm. Schon die generellen Projekte ließen die Schwierigkeiten voraussehen, mit denen man zu kämpfen haben würde. Die Detailprojekte, die für manche Strecken erst nach der parlamentarischen Bewilligung ausgearbeitet werden konnten, machten nicht selten eine Änderung des Bauprogramms nötig — die Ausführung übertraf an vielen Orten noch die Be-

fürchtungen. Da bedurfte es der »leidenschaftslosen Beharrlichkeit«, der außerordentlichen Arbeitskraft und der zwingenden Persönlichkeit W.s, aller dieser Hindernisse Herr zu werden. In dieser Zeit, da er persönlich ratend und helfend an allen gefährdeten und schwierigen Baustellen erschien, war er wie selten ein Vorgesetzter geliebt, geschätzt und bewundert.

Von tausenden Schwierigkeiten gehemmt, rückten die Arbeiten vorwärts — aber sie erforderten weit größere Mittel, als man vorausgesehen hatte. Erweiterungen des Bauprogramms, die sprunghafte Erhöhung der Löhne und Baumaterialpreise, gleichzeitig aber die umfangreichen Sicherungsanlagen, ergaben eine außergewöhnliche Überschreitung des Präliminaries, und die Regierung sah sich genötigt im Jahre 1904 das Parlament um einen Nachtragskredit von 159,000,000 Kronen anzusprechen. Als diese Vorlage im Jahre 1905 zur Verhandlung kam, begegnete sie schärfster Opposition. Ein eigener Untersuchungsausschuß wurde gebildet und von diesem auch W. einvernommen. Obzwar sich die Opposition ausschließlich gegen Dr. v. Wittek richtete, konnte W. die nüchterne und zerfasernde Kritik seines Lebenswerkes und das verkleinernde Urteil über seine Mitarbeiter nicht ertragen — in einer Aufsehen erregenden Sitzung gab er dem Ausschusse seine Demission. Er ließ sich zwar, da nach der Verfassung der Minister die Verantwortung trägt, bewegen, sein Demissionsgesuch zurückzuziehen, aber nur für die kurze Zeit, bis sein Nachfolger ernannt war. Die Vollendung der Alpenbahnen sah ihn zwar nicht mehr im Amte, aber der Tag der Eröffnung brachte ihm dennoch eine Fülle von Anerkennung. Unter dem begeisterten Jubel der Teilnehmer nannte ihn der Eisenbahnminister in seiner Rede »den wahren Schöpfer der Alpenbahnen«, und die Wiener Technische Hochschule ernannte ihn zu ihrem Ehrendoktor.

W. zog sich grollend in seine Alpenwelt zurück. Auf dem hohen Tauern erwarb er das Tauernhaus, das er zu einem großen modernen Hotel umgestalten wollte. Er kam nicht zur Ausführung dieses Planes — mit der Übersiedlung von Wien nach Salzburg beschäftigt, erlag er einer Lungenentzündung, von allen die ihn kannten und in seiner Nähe arbeiteten, wahrhaft betrauert. Kurz vorher hatte die Deutsche Volkspartei, der er nahe stand, beschlossen, ihm ein Mandat anzubieten.

In Kürze wird sich in Salzburg sein Denkmal erheben, von Freunden gewidmet, von Meisterhand geschaffen.

»Neue freie Presse« 30. Januar u. 1. Februar 1907. Österreichische Wochenschrift für öffentlichen Baudienst 16. März 1907. Geschichte der Eisenbahnen der österr.-ungarischen Monarchie 6. u. 7. Bd.

*Dr. Ing. H. Fuchs.*

**Stern, Adolf,**<sup>1)</sup> *Dr. phil.*, Professor der Literaturgeschichte an der Technischen Hochschule in Dresden, Geheimer Hofrat, \* 14. Juni 1835 in Leipzig, † 14. April 1907 in Dresden. A. St. hieß eigentlich Adolf Ernst und war der Sohn eines Gelbgießermeisters und späteren Beamten im sächsischen Eisenbahndienst. Da die Eltern in traurige Vermögensverhältnisse gerieten, mußte der Sohn fünfzehnjährig die Thomas-Schule verlassen und zunächst als Setzer in der Brockhausschen Druckerei arbeiten. Durch frühe, zähe journalistische Tätigkeit erwarb er die Mittel, seine Bildung zu vollenden, bestand das Doktor-examen, lebte als Schriftsteller und Dozent in Dresden und Jena und wurde

<sup>1)</sup> Totenliste 1907, Band XII 83\*.

im Jahre 1869 zum Professor der Literaturgeschichte und daneben der Kulturgeschichte an der Technischen Hochschule in Dresden ernannt, wo er vordem kurze Zeit die einst so bekannte Dresdner Abendzeitung redigiert hatte. Er hatte das Glück, schon in jungen Schriftstellerjahren mit dem von ihm aufs tiefste verehrten Friedrich Hebbel, mit Otto Ludwig, Peter Cornelius und Franz Liszt in Beziehung zu kommen, auch mit Hermann Hettner, seinem nachmaligen Amtsgenossen, viel zu verkehren, dessen Lebensgeschichte er geschrieben hat, ebenso wie er die Gesammelten Dichtungen seines Freundes Cornelius später herausgab und sein Interesse für die jungdeutsche Musik durch die Abfassung des Aufrufs für Bayreuth bewähren durfte. In erster Ehe war St. von 1863 bis 1877 mit der Landschaftsmalerin Malwine Krause, einer Schülerin des älteren Preller, in zweiter Ehe 1881 bis 1899 mit der Klaviervirtuosin Margarete Herr, einer Schülerin Liszts, verheiratet. — St. hat feine und warme lyrische Gedichte geschrieben, unter denen die seiner toten zweiten Frau gewidmeten Margaretelieder sich in besonderem Maß durch den Kammerton ganz durchempfunder Poesie auszeichnen. Seinem ersten Epos »Jerusalem« (1858) rühmte Hebbel nach, daß es keine platonische Dialoge, sondern unmittelbar menschliche Gespräche enthielte. Seine historischen und modernen Romane sind ernsthafte, langsam, vielleicht nur etwas zu bewußt gesteigerte Werke von positivem Gehalt, voller Tendenz gegen eine »ohne Ideale« draufloslebende Welt und Gesellschaft. Die Meisterschaft erreicht er in der Poesie doch erst mit seinen Novellen. Ohne großes Wortgedränge weiß er da die Stimmung zu geben, in der seine Handlungen sich bewegen, so überall in den Venezianischen Novellen (1886), so geradezu glänzend in dem Eingang der Novelle »Vor Leyden«. Die große dichterische Kraft, uns eine eigenartige und zunächst rätselhafte Situation genau so allmählich erfassen zu lassen, wie sie der miterlebende Zuschauer erfassen müßte, übt er da mit Meisterstärke aus, wie er ähnlich fein und echt geschichtliche Umkreise und Empfindungen im »Weihnachtsoratorium« oder in der wie ein Lichtbild über Schnee huschenden »Flut des Lebens« vor uns hinstellt. Unter den Dichtern der historischen Novelle in Deutschland steht St. sicherlich mit obenan, was in der Generation, die von Riehl über Heyse bis zu Meyer geht, gewiß viel sagen will. Und an Heyse wird man am ehesten denken, wenn man neben die geschichtlichen St.s römische Novelle »Maria vom Schiffchen« stellt, die in ihrer schweren Stimmung Herbe und Süße restlos vereint.

Als Literarhistoriker gewinnt St. seine besondere Bedeutung für die Wissenschaft und das von ihr aus befruchtete Leben nicht durch seine mannigfachen geschichtlichen Entdeckungen — er hat den Verfasser der »Insel Felsenburg« wie Goethes »Schöne Mailänderin« zuerst festgestellt. Seine Größe beruht vielmehr vor allem darin, daß er durch alle Jahrzehnte seiner ausgebreiteten literarhistorischen Tätigkeit immer wieder auf die hohen, von dem Deutschland nach 1870 vergessenen Meister des Realismus der fünfziger und sechziger Jahre hingewiesen hat: auf Hebbel und Ludwig, auf Alexis, auf Storm, Keller und Fontane, längst bevor die Mode wurden, auf Raabe, dem er denn auch — es war einer der Höhepunkte seines Lebens — am 8. September 1901 in Braunschweig die ausgezeichnete Festrede halten durfte. In einer umfänglichen »Geschichte der neueren Literatur«, in der knappen, wegweisenden »Geschichte der deutschen Nationalliteratur seit Goethes Tode« und in drei ungemein reichen



Essaybänden vor allem hat St. das Ergebnis seiner ästhetischen Forschungen niederge'eg, den Umkreis des Erfassten dabei in diesen Studienbänden weit hinaus bis zu Maupassant und Strindberg gestreckt. Lief ihm, wie billig (etwa gegenüber Bodenstedt), eine Überschätzung mit unter, so hat er doch überall unbeirrt durch Tagesmeinungen danach gestrebt, das Echte und Dauernde aus der immer stärker strömenden Menge unserer Dichtung emporzuheben. Er baut in gewöhnlich recht breitem Rahmen langsam das Bild des Dichters auf und malt es Zug um Zug aus, immer bestrebt, so viel charakteristisches Material wie möglich heranzuschaffen. Er ist kein Meister der Pointe, aber ein Darsteller von großem Zug, dessen Bilder insbesondere da bis heute völlig haltbar, ja, für die Beurteilung grundlegend sind, wo sie jenem von ihm noch miterlebten Geschlecht des deutschen Realismus gelten. Sein Meisterstück gerade hierfür legte er in der umfänglichen Lebensbeschreibung Otto Ludwigs ab, einer der besten Dichterbiographien, die wir überhaupt besitzen, einem Werk, das zugleich die Epochen lebhaft genug vorzuführen weiß, innerhalb deren Ludwigs Kunst ihren Aufschwung nahm und ihre tragische innere Kampfzeit bis zum Ende durchmachte.

Als Professor an einer technischen Hochschule nicht in der Lage, eigentliche Schüler heranzubilden, hat St. doch stark auf jüngere Literarhistoriker gewirkt, er ist nicht nur oft genug ausgeschrieben worden, sondern sein Einfluß ist auch positiv spürbar bei Lebenden, die sich, wie Adolf Bartels, Hermann Anders Krüger, Karl Reuschel, Heinrich Loebner, dankbar zu ihm bekennen. Er hat persönlich bis in unsere Tage hinein die Verbindung zwischen dem Geschlecht Hebbels und dem unseren würdig und fein dargestellt.

Ausgewählte Werke, 8 Bände, bei C. A. Koch in Dresden. — Ausgewählte Novellen ebda. — Gedichte, IV. Auflage, bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Die Deutsche Nationalliteratur vom Tode Goethes bis zur Gegenwart, neu bearbeitet von K. Reuschel und H. Loebner, bei N. G. Elwert in Marburg. — Studien zur Literatur der Gegenwart, 2 Bde., und Zwölf Jahre Dresdner Schauspielkritik, herausgeg. von Chr. Gähde, bei Koch. — Die Biographie Ludwigs, II. Aufl. 1906 mit Ludwigs Werken (von A. St. u. Erich Schmidt) bei Grunow. — Der nachgelassene Roman »Die Ausgestoßenen« 1911 im Xenien-Verlag (herausgeg. von K. Reuschel). — Vgl.: Fr. Hebbels Briefwechsel mit Freunden, herausgeg. von F. Bamberg II; Ad. Bartels, A. St. Dresden 1905; R. Stiller, A. St. und seine dichterischen Werke, Dresden 1901; H. A. Krüger, A. St. (Eckart I); K. Reuschel, A. St. ebd. II; H. Spiero, A. St. (Deutsche Geister, Leipzig 1910); F. Bernt, Einl. zu zwei Novellen Sts. in Reclams Un.-Bib.; H. Loebner, desgl. in Hesses Volksbücherei.

Heinrich Spiero.

**Vogel, Hermann Karl,**<sup>1)</sup> \* Leipzig 3. April 1841, † Potsdam 13. August 1907. — Ein Bruder des 1859 in Wadai ermordeten Afrikaforschers Eduard V. und der als Jugendschriftstellerin rühmlichst bekannten Elise Polko, wurde V. als jüngster Sohn des Bürger- und Realschuldirektors Dr. Karl Vogel, eines Pädagogen von bedeutendem Rufe, geboren, erhielt den ersten Unterricht an der Schule seines Vaters und trat 1860 in das Polytechnikum in Dresden ein. Als er 1862 das Unglück hatte, rasch nacheinander seine beiden Eltern zu verlieren, kehrte er 1863 nach seiner Vaterstadt zurück und vollendete unter mannigfachen Entbehrungen seine Studien an der Universität, wurde 1865

<sup>1)</sup> Totenliste 1907, Band XII 90\*.

als Assistent an der dortigen Sternwarte angestellt und im Jahre 1870 zur Leitung der vom Kammerherrn v. Bülow in Bothkamp (bei Kiel) erbauten Privatsternwarte berufen. Diese kleine Sternwarte erlangte durch V.s Arbeiten sehr schnell einen so bedeutenden Ruf in der wissenschaftlichen Welt, daß er, als 1874 die Errichtung eines astrophysikalischen Observatoriums auf dem Telegraphenberg bei Potsdam beschlossen wurde, als Leiter dieser Anstalt ins Auge gefaßt und vom Ministerium ihm der Auftrag erteilt wurde, bei den Plänen und der instrumentalen Ausrüstung des Observatoriums mitzuwirken. Während des Baues des Observatoriums wohnte V. in Berlin und beschäftigte sich an der dortigen Sternwarte hauptsächlich mit der Bestimmung der Absorption der die Sonne umgebenden Gashülle mittels spektralphotometrischer Messungen der Helligkeitsabnahme von der Mitte der Sonnenscheibe nach dem Rande hin. Die Resultate dieser Arbeit, die noch heute die Grundlage unserer Kenntnisse in dieser Forschungsrichtung bilden und bisher noch nicht durch genauere Werte ersetzt werden konnten, wurden 1877 in den Monatsberichten der Berliner Akademie veröffentlicht. 1877 siedelte V. nach Potsdam über und wurde 1882 zum Direktor des Observatoriums ernannt. In dieser Eigenschaft entfaltete er durch fünf Lustren eine rastlose, ungemein fruchtbare, in vielen Richtungen bahnbrechende Tätigkeit, bis ihn neuerdings ein schweres inneres Leiden, an dem er schon mehrere Jahre vorher einmal erkrankt war, befiel und seinem Leben ein Ziel setzte.

V. hat fast in allen Zweigen der Astronomie eine fruchtbare Tätigkeit entfaltet. Noch während seiner Studienzeit führte er an der Sternwarte in Leipzig Positionsmessungen von 132 Nebelflecken und Sternhaufen aus, deren Ergebnisse 1870 als Dissertationsschrift zur Erlangung des Doktorates an der Universität Jena publiziert wurden. Bald aber wendete V. sich dem Gebiet der Spektralanalyse zu, die er in der verschiedensten Richtung weiter ausbildete und vervollkommnete. 1876 gab ihm das Auftauchen eines neuen Sternes im Schwan Gelegenheit zu eingehenden Untersuchungen über dessen Spektrum, wobei es ihm gelang, den Übergang desselben aus einem kontinuierlichen in ein Nebelspektrum zu konstatieren. Ebenso entdeckte er am großen Kometen des Jahres 1882 bei seiner Annäherung zur Sonne das Auftreten der hellen Natriumlinien in dessen Spektrum. Noch wichtiger war aber seine Entdeckung der spektroskopischen Doppelsterne, die den Schlüssel zur Erklärung der sonderbaren Lichtkurve der variablen Sterne vom Algol-Typus gaben. Nicht minder bahnbrechend sind V.s Arbeiten über die Bewegung der Gestirne im Visionsradius.

Eine sehr verdienstliche, mühsame und zeitraubende Arbeit war V.s spektroskopische Durchmusterung des Himmels innerhalb der Zone —  $1^{\circ}$  bis  $+20^{\circ}$  Deklination für alle (etwa 4000) Sterne dieses Gürtels bis einschließlich der Größe 7.5. Diese Arbeit führte ihn zur Einreihung der Sterne in vier Spektraltypen, an die er scharfsinnige Untersuchungen über das Alter und Entwicklungsstadium der Sterne dieser Typen anschloß.

Bei seinen Untersuchungen unterstützte ihn ein selten scharfes und für schwache Lichteindrücke ungemein empfindliches Auge und eine große Geschicklichkeit in der Konstruktion und Verbesserung der Beobachtungsmittel, wie ihm namentlich die Spektralapparate mehrfache wesentliche Verbesserungen verdanken.

Bei so großen Verdiensten um die Wissenschaft konnte es V. an Anerkennung nicht fehlen. Eine große Anzahl von Orden schmückte seine Brust, unter denen er den *Pour le mérite* am höchsten schätzte. Außer der Berliner Akademie der Wissenschaften zählten ihn eine Reihe anderer Akademien der Wissenschaften zu ihrem Mitgliede. V. hatte einen ausgesprochenen Hang zur Abgeschlossenheit, der vielleicht darin wurzelte, daß ein Verlöbniß in seiner Jugendzeit, das äußerer Verhältnisse wegen gelöst wurde, wie ein leichter Schatten über seinem ganzen Leben hing. Er sah daher auch in seinem behaglich eingerichteten Heim nie eine größere Gesellschaft und nur selten einen engen Kreis von Freunden um sich. Hingegen war er ein begeisterter Freund der freien Natur, in der er seine freie Zeit zubrachte und dabei eifrig Käfer sammelte. Nicht minder liebte er Musik und hatte sich in seinem Hause eine kleine Orgel bauen lassen, die er meisterhaft spielte. •

Nach dem Almanach der Wiener Akademie der Wissenschaften. Nekrolog von E. Weiß.

**Loewy, Maurice (Moritz),**<sup>1)</sup> \* am 15. April 1833 in Wien, † in Paris 15. Oktober 1907. — L. absolvierte seine Gymnasial- und Universitätsstudien in seiner Vaterstadt und war von 1856 an der Wiener Sternwarte mit unermüdlichem Eifer und großem Erfolge tätig. Da es aber in jener Zeit unter der Herrschaft des Konkordates in Österreich für einen Israeliten aussichtslos war, eine Staatsanstellung zu erhalten, folgte er 1860 einem Rufe Le Verrier's an die Pariser Sternwarte, an der er schon im folgenden Jahre zum *Astronome adjoint* befördert wurde. Beim Tode Le Verrier's wurde er 1878 zum Vizedirektor und nach dem Tode von Tisserand 1896 zum Direktor der Pariser Sternwarte ernannt.

Die ersten, auf das Jahr 1857 zurückreichenden astronomischen Arbeiten L.s, welche in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie erschienen, betreffen Bahnberechnungen von Planeten und Kometen. In Paris setzte er anfänglich diese Arbeiten fort, wendete sich aber bald darauf verschiedenen Gebieten der Astronomie zu und leistete in dieser Beziehung namentlich in Verfeinerung der Methoden zur Bestimmung der Instrumentalkorrekturen und astronomischen Konstanten Rühmliches.

Nach dem Tode von Mouchez nahm er die Organisation der Herausgabe der photographischen Himmelskarte in die Hand und verstand es, alle Schwierigkeiten, die sich einem gedeihlichen Fortschreiten dieser Riesearbeit entgegenstellten, zu überwinden, so daß die Vollendung derselben innerhalb relativ kurzer Zeit völlig gesichert erscheint.

Ein anderes Feld wertvoller Tätigkeit ist sein in Gemeinschaft mit Puiseux herausgegebener photographischer Mondatlas, von dem bisher 7 Lieferungen mit 42 Karten erschienen sind. In den beiliegenden Erläuterungen zu den Karten eröffnet er vielfach neue Gesichtspunkte zur Erklärung der Bildungsart der vielen rätselhaften Gebilde auf der Mondoberfläche.

Die schon von Arago begonnene Wiederbeobachtung der Lalandischen Sterne führte er nicht nur im beobachtenden Teile zu Ende, sondern ermöglichte auch deren Publikation in einem umfangreichen Kataloge, der uns mehrere hundert bisher unbekannte Eigenbewegungen von Fixsternen erkennen ließ.

<sup>1)</sup> Totenliste 1907, Band XII 53\*.

Als Mitglied des *Bureau des Longitudes* reorganisierte er die *Connaissance des temps* vollständig und gestaltete sie zu dem reichhaltigsten astronomischen Jahrbuche um.

Die Pariser Akademie wählte ihn schon 1873 zu ihrem Mitgliede und der Wiener gehörte er seit 1889 an. Er wurde noch in voller Rüstigkeit vom Leben abberufen, als er sich eben in einer Versammlung des Unterrichtsrates zu einer Rede erhob.

Nach dem Almanach der Wiener Akademie. Nekrolog von Hofrat Edmund Weiß. — Zu vgl. auch Franz Nissels Autobiographie.

**Mayer, Adolph,**<sup>1)</sup> Mathematiker, \* 15. Februar 1839 in Leipzig, † 11. April 1908 in Gries bei Bozen. — Er entstammte einer im 17. Jahrhundert aus St. Gallen eingewanderten Familie, deren Glieder, seitdem sie in Leipzig ansässig waren, stets dem Kaufmannsstand angehört und zwar meistens sich dem Bankfach gewidmet hatten. Seine Mutter ist ihm früh gestorben. Wissenschaftliche Begabung und Neigung wiesen ihn auf ein Universitätsstudium hin, und er wandte sich, nachdem er die Thomasschule absolviert hatte, nach Heidelberg, ursprünglich in der Absicht, Chemie zu studieren. Von Anfang an dehnte er dort seine Interessen auf Mathematik und Mineralogie aus. Er besuchte zwischendurch auch die Universität Göttingen, wo er besonders bei dem Mathematiker Stern hörte, und promovierte in Heidelberg mit einer mathematischen Arbeit. Es war vor allem die Anregung, die er an diesem Ort durch Otto Hesse erfahren hatte, die ihn bestimmte, sich von nun an ganz der Mathematik zu widmen, wobei er aber die mathematische Physik nicht vernachlässigte.

M. brachte nach der Promotion ein Semester in Leipzig zu, wandte sich dann nach Heidelberg zurück, siedelte aber im Herbst 1862 nach Königsberg über. In dem Kreis des Franz Neumannschen mathematisch-physikalischen Seminars, in den er dort eintrat, und der auch persönlich eng zusammen hielt, hat M. manchen Freund gewonnen. Bis August 1865 blieb er in Königsberg. Hier hörte er auch die Vorlesungen von Richelot, und es ist eine von Richelot gegebene Anregung gewesen, die ihn auf das der Variationsrechnung angehörende Thema seiner Habilitationsschrift gebracht hat, mit der er sich im Jahr 1866 in Leipzig die *venia legendi* erwarb.

Im Dezember 1871 wurde er zum außerordentlichen Professor befördert. Die Vorlesung, die er beim Antritt seiner Professur gehalten hat, handelte von der Geschichte des mechanischen Prinzips der kleinsten Aktion. Bald nach der Ernennung zum Extraordinarius, im Jahre 1872, hat M. mit Margarete Weigel den Ehebund geschlossen, der für die ganze Folgezeit die Grundlage seines Lebensglücks und damit auch seiner fortgesetzten Schaffensfreude gewesen ist. Nicht lange nachher erhielt er einen Ruf nach Freiburg. Es war teils die Anhänglichkeit an die Universität Leipzig, der er auch später treu geblieben ist und in deren Interesse er stets in der uneigennützigsten Weise gewirkt hat, vor allem aber die zarte Rücksicht gegen seinen alternden Vater, die ihn veranlaßte, dem Ruf zu entsagen. 1881 wurde er ordentlicher Honorarprofessor, im Jahre 1890 Ordinarius.

Im Frühjahr 1900 wurde M. auf sein Ansuchen dauernd beurlaubt. Kurze Zeit hat er dann nur seinen wissenschaftlichen Arbeiten gelebt; bald aber nahm

<sup>1)</sup> Totenliste 1908, Band XIII 61\*.

er die ihm lieb gewordenen Vorlesungen wieder auf und hielt auch wieder Übungen ab. In den Übungen pflegte er auch seinen Schülern persönlich näher zu treten, denen er ein hilfreicher Freund war. Im Anfang des Jahres 1908, mitten im Semester, mußte er seine Wirksamkeit einstellen. Er suchte im Süden Heilung von einem Leiden, das ihn schon längere Zeit bedrückte.

M.s wissenschaftliche Tätigkeit bewegte sich im wesentlichen in den Gebieten der Differentialgleichungen, der Variationsrechnung und der Mechanik.

Sucht man den Einfluß festzustellen, den andere Mathematiker oder deren Werke auf M. ausgeübt haben könnten, so findet man diesen Einfluß nicht gerade bei denen am größten, deren Vorlesungen er gehört hat. Die Arbeitsweise M.s stimmt am meisten mit derjenigen analytischen Richtung überein, die Jacobi in seinen berühmten Vorlesungen über Dynamik innegehalten hat. Auf die Wahl der Stoffe seiner Untersuchungen hat wohl auch die nahe Beziehung gewirkt, die er in den letzten Jahren von Clebsch zu diesem unterhalten hat, während er die Eleganz, mit der er seine Probleme behandelte, neben seiner eigenen Begabung wohl dem Vorbild seines ersten Lehrers Hesse verdankt.

Bis 1877 widmete er sich den verschiedenen Integrationstheorien der partiellen Differentialgleichungen erster Ordnung und den damit zusammenhängenden Theorien.

1876 hat M. eine andere Integrationsmethode der partiellen Differentialgleichungen erster Ordnung, die älter ist als die seinige, die aber mehr Operationen zur Durchführung erfordert, näher untersucht. Es war dies die Weilersche Methode, auch, wie M.s eigene, eine Vereinfachung der zweiten Jacobischen Methode. M. stellte das Weilersche Verfahren in verschiedenen Punkten richtig und gab zum erstenmal eine wirklich klare Darstellung des Verfahrens.

Nach dem Jahr 1877 hat sich M. weniger mit den Differentialgleichungen beschäftigt, doch hat er in dieser Zeit auch außer der schon erwähnten Arbeit über die infinitesimalen Berührungstransformationen noch einige andere veröffentlicht, die sich in dem mit den Differentialgleichungen unmittelbar zusammenhängenden Gebiet bewegten. So hat er 1880 das Pfaffsche Problem behandelt.

Ich wende mich jetzt den Arbeiten zu, die der Variationsrechnung angehören. Die Habilitationsschrift aus dem Jahr 1866, die hierher gehört, ist bereits kurz erwähnt worden.

1877 hat M. die Kriterien des Maximums und Minimums bei den isoperimetrischen Problemen untersucht. Um dabei die Resultate der Habilitationsschrift anwenden zu können, faßt er die isoperimetrischen Probleme, in denen Integralbedingungen vorgeschrieben sind, als spezielle Fälle des allgemeineren Problems auf, in dem die Bedingungen in Form von Differentialgleichungen gegeben sind. Die Multiplikatorenmethode kommt auch hier wieder zur Anwendung; es ergibt sich aber hier sofort, daß die Multiplikatoren, die beim allgemeinen Problem Funktionen der unabhängigen Veränderlichen sind, sich auf Konstanten reduzieren. Darauf, daß eine solche Konstante in einem Fall, in dem Unstetigkeiten der Differentialquotienten der zu bestimmenden Funktionen zugelassen sind, nicht in verschiedenen Intervallen verschiedene Werte haben kann, hat M. ausdrücklich hingewiesen.

Integrale mit variablen Grenzen hat er zuerst im Jahr 1884 betrachtet. Er ging dabei von der bekannten Auffassung aus, daß in diesem Fall das Problem in zwei Teile geteilt werden kann, indem zuerst, geometrisch gesprochen, die zu bestimmende Kurve — im einfachsten Fall — zwischen ihren Endpunkten denselben Vorschriften zu genügen hat, die gelten müßten, wenn das Problem eines Extremums bei festgehaltenen Endpunkten gestellt wäre, und dann noch eine Aufgabe des gewöhnlichen Maximums oder Minimums zur Bestimmung der nicht bekannten Endpunkte selbst zu lösen ist. M. fand, daß diese zweite Aufgabe sich leicht behandeln läßt, wenn man die Differentialgleichungen, die sich aus dem ersten Teilproblem ergeben, durch Zurückführung auf ihre Hamiltonsche partielle Differentialgleichung integriert hat. M. ging dabei auf die Größen zweiter Ordnung der Entwicklungen ein und setzte voraus, daß auch hinsichtlich der diese Größen betreffenden Kriterien das Problem durch seine Teilprobleme gleichwertig ersetzt werden kann. Er hat erst später, im Jahr 1896, die Frage nach der Berechtigung der Zerlegung der Aufgabe aufgeworfen und durch eine doppelte rechnerische Durchführung des Problems, einerseits nach der Zerlegungsmethode und andererseits in ungeteilter Behandlung, gezeigt, daß sich dabei dieselben Kriterien ergeben.

Im Jahr 1885 hat M. einen Beweis der Lagrangeschen Multiplikatorenmethode erbracht; es ist dies für den allgemeinen Fall, in dem Bedingungsdifferentialgleichungen vorgeschrieben sind, die erste Begründung der Methode, die gegeben worden ist.

Die Arbeiten M.s über die gewöhnlichen Maxima und Minima möchte ich im Anschluß an die Variationsrechnung erwähnen. Er hat im Jahr 1881 eine Untersuchung über die Frage veröffentlicht, unter welchen Bedingungen ein von einem Punkt auf eine krumme Oberfläche gefällttes Lot wirklich einen größten oder kleinsten Abstand des Punkts von der Oberfläche darstellt. M. fügte hier den bekannten Resultaten, die sich auf die Krümmungsradien beziehen und sich aus der Betrachtung der Glieder zweiter Ordnung in den benutzten Entwicklungen ergeben, einige neue und elegante Sätze hinzu, zu deren Beweis die Glieder dritter Ordnung beigezogen werden müssen. Er zeigte zugleich, daß die Resultate, wenn sie analytisch gefaßt werden, sich auf den Fall von beliebig vielen Variablen ausdehnen lassen. Es ist dies die einzige geometrische Arbeit M.s.

Noch einige Male ist er auf die Theorie der gewöhnlichen Maxima und Minima zurückgekommen. Von diesen Arbeiten möchte ich besonders die im Jahr 1892 verfaßte hervorheben, in der er die schwierigen Fälle untersucht hat, in denen die Glieder zweiter Ordnung in der Entwicklung der Funktion, die ein Extremum werden soll, eine semidefinite Form bilden.

In einer früheren Arbeit (1889) hat M. die Reziprozitätsgesetze entwickelt, die im Gebiete der gewöhnlichen Maxima und Minima bestehen und die den von ihm in der Variationsrechnung bei den isoperimetrischen Problemen gefundenen Gesetzen analog sind.

M.s erste mechanische Arbeit war historischer Art und wurde durch seine Antrittsvorlesung veranlaßt. Diese Untersuchung der Geschichte des Prinzips der kleinsten Aktion ist erst im Jahre 1877 gedruckt worden. Er hat hier namentlich die Anfänge des Prinzips völlig klargelegt und insbesondere das Verdienst Eulers in das richtige Licht gesetzt, der zuerst ein präzises Prinzip,

allerdings für einen speziellen Fall, aufgestellt hatte, während Maupertuis' Formulierungen ganz vager Natur waren. Hinsichtlich der Form, die Lagrange dem Prinzip gegeben und nicht ganz deutlich gefaßt hatte, kam er zu dem Ergebnis, daß Lagrange das von uns nach Hamilton benannte Prinzip gemeint haben müsse. Diese Auffassung hat M. später als nicht zutreffend erkannt und unumwunden zurückgenommen.

Mit dem kinetischen Potential, d. h. mit dem Fall, daß das Potential von Massen nicht nur von ihren Lagen, sondern auch von ihren Geschwindigkeiten abhängt, hat er sich mehrfach beschäftigt. In der ersten dieser Untersuchungen aus dem Jahre 1877 hat er den allgemeinsten Ausdruck des kinetischen Potentials unter der Voraussetzung bestimmt, daß zugleich das Prinzip der Gleichheit von Wirkung und Gegenwirkung erfüllt ist, d. h. daß die Kräfte so beschaffen sind, daß sie im Gleichgewicht sein würden, falls das System starr wäre. Viel später (1896) hat M. die von v. Helmholtz aufgestellten Bedingungen bewiesen. Während Helmholtz für den Beweis seiner Formeln nur angedeutet, und Königsberger für den Beweis einen anderen Weg angegeben und zugleich die Formeln bedeutend verallgemeinert hatte, benutzte M. in der erwähnten Arbeit ein besonderes Jacobisches Variationsverfahren, durch das dann auch die interessanten Königsbergerschen Formeln mit äußerst wenig Rechnung vollständig hergeleitet werden.

Aus dem Jahre 1879 stammt eine Arbeit über die relative Bewegung eines Systems irgendwie verbundener materieller Punkte um ihren Schwerpunkt. Hier bestimmte M. die Anzahl und Ordnung der Operationen, die im Sinne der Theorie der gewöhnlichen Differentialgleichungen nötig sind, um die Bewegung, die relativ zum Schwerpunkt statt hat, auf bloße Quadraturen zurückzuführen. Dabei wird vorausgesetzt, daß für diese relative Bewegung das Prinzip der Erhaltung der lebendigen Kraft und die drei Flächensätze gelten. Dies ist eine Untersuchung ganz im Geist der Jacobischen Dynamik, die sich mit den Vorteilen beschäftigt, »welche man bei der Integration der Differentialgleichungen der Bewegung aus der besonderen Form dieser Gleichungen ziehen kann.« In ähnlichem Sinne hat M. 1893 die Bewegung eines materiellen Punktes auf einer rauhen Kurve oder einer rauhen Fläche und 1902 die vollständige Bestimmung der Rotation eines starren Körpers unter der Voraussetzung, daß seine Winkelgeschwindigkeit schon gefunden ist, erörtert.

In den Jahren 1898 bis 1902 hat sich M. ausschließlich mit Mechanik und zwar hauptsächlich mit dem Stoß und der Reibung beschäftigt. In einer Arbeit aus dem Jahr 1898 hat er gewisse Sätze verallgemeinert, die Routh gegeben hatte, und die erlauben, die sämtlichen nach einem Stoß eintretenden Geschwindigkeiten durch eine Minimumsaufgabe zu finden, falls der Stoß nur darin besteht, daß gewissen Punkten des materiellen Systems bestimmte Geschwindigkeitsänderungen oder dem ganzen System bestimmte, vorher nicht vorhandene Verbindungen plötzlich aufgezwungen werden. M. setzte diese Sätze mit dem Gaußschen Prinzip des kleinsten Zwangs in Verbindung, für das er eine besondere Vorliebe hatte.

1899 hat er den Fall betrachtet, daß ein materielles System Ungleichungen unterworfen ist, und hat einen Trugschluß, der sich in die bekannten Arbeiten Ostrogradskys eingeschlichen hatte, und der von Study zuerst bemerkt worden

war, ausführlich dargelegt. Zugleich hat er auch die Stöße unter der Voraussetzung behandelt, daß dabei Ungleichungen gelten.

In den eben erwähnten Arbeiten hatte M. von Reibung vollständig abgesehen. 1901 fing er an, die Gesetze der gleitenden Reibung in ihren Konsequenzen zu untersuchen. Er beschränkte sich auf den Fall, daß die Reibung nur in einem Punkte wirkt. Dabei richtete er sein Augenmerk besonders auf einen solchen Moment, in dem Ruhe herrscht, während in dem unmittelbar darauf folgenden Zeitintervall ein Gleiten eintritt. Er stellte sich nun eine besondere Frage, die vorher noch nicht aufgeworfen worden war. Handelt es sich z. B. darum, daß ein und derselbe Punkt des materiellen Systems auf einer festen Kurve oder Fläche gleitet, so wird dieser Punkt in dem betrachteten kleinen Zeitintervall aus der Ruhe heraus eine kleine Geschwindigkeit bekommen, die mit seiner Beschleunigung gleiche Richtung hat; es wird deshalb die Reibung in dem Zeitintervall der Beschleunigung entgegengesetzt und absolut gleich dem vollen Produkt von Normaldruck und Reibungskoeffizient sein. Nimmt man nun die Reibungskraft gleich diesem Produkt in irgendeiner Richtung an, so ergeben die Differentialgleichungen der Bewegung zusammen mit den Bedingungsgleichungen des Systems den Normaldruck samt der Größe und Richtung der Beschleunigung des Punktes. Falls nun diese Richtung nicht der angenommenen der Reibung entgegengesetzt herauskommt, kann diese der angenommenen Richtung entgegengesetzte nicht die wahre Bewegungsrichtung des Punktes sein. Es ist möglich, daß auf diese Weise jede angenommene Richtung auf einen Widerspruch führt, und sich somit die Bewegung des Punktes als unmöglich erweist. M. stellte sich nun die Frage, ob in jedem Fall, in dem jene Differentialgleichungen die Bewegung als unmöglich erscheinen lassen, die Gesetze der Reibung, so wie sie für die Ruhe formuliert werden, wirklich den Ruhezustand als möglich ergeben, d. h. also, ob nicht in den Gesetzen der Reibung selbst ein Widerspruch enthalten ist. Er gelangte zu dem Resultat, daß im allgemeinen kein Widerspruch auftritt. Außerdem hat er noch die Frage beantwortet, wann bei einem starren Körper, der sich auf rauher Unterlage bewegt, der Normaldruck, den der Körper auf die Unterlage ausübt, unabhängig von der Reibung ist.

Im Jahre 1902 hat M. den Zusammenstoß zweier Körper unter Berücksichtigung der gleitenden Reibung untersucht, wobei er die Methoden, die von Darboux und Routh in der Behandlung dieser Frage benutzt worden sind, mit einander verbunden hat.

Nach diesen Arbeiten erschienen als letzte Veröffentlichungen M.s in den Jahren 1903—1905 die Untersuchungen über den Hilbertschen Unabhängigkeitssatz.

Überblicken wir A. M.s wissenschaftliche Lebensarbeit, so bietet sich ein überaus einheitliches und zugleich reiches Bild dar. Er hat drei nahe zusammenhängende und doch weite Felder der Wissenschaft mit großem Erfolge bebaut. Arbeiten anderer auf diesen Gebieten hat er genau verfolgt und vielfach eigene Untersuchungen an sie angeknüpft. Es lag in seiner Natur, daß er nur bei der gewissenhaftesten Durchführung seiner Arbeiten Befriedigung empfand, und so hat er von Anfang an nach Exaktheit und Vollständigkeit gestrebt und stets nach den Ausnahmen der »im allgemeinen« geltenden Sätze gesucht. War er von einer mehr formal eleganten analytischen Richtung ausgegangen, so ent-



wickelte er sich nach der strengeren Seite hin, indem er mehr und mehr dazu kam, Annahmen, die er früher ohne weiteres zugelassen hatte, zu beweisen. Er war aber nicht geneigt, durch solche Anforderungen der Strenge sich zu sehr aufhalten zu lassen; nicht überall ging er auf die Grundlagen der Analysis zurück und er hat es öfters ausgesprochen, daß Annahmen nichts schaden, wenn sie nicht stillschweigend gemacht werden. Fand er an einer seiner Arbeiten etwas zu verbessern, so hob er ausdrücklich hervor, was ihm an seinem früheren Standpunkte nicht mehr genügte. Seinem aufrichtigen und bescheidenen Charakter wurde dieses Zugeständnis nicht schwer.

Die geschilderten Grundzüge seines wissenschaftlichen Wesens kamen auch seinen Schülern zu gute in den Vorlesungen, die er auf das sorgfältigste ausarbeitete und in denen er niemals Schwierigkeiten verschleierte und umging, sondern die Zuhörer dahin zu bringen suchte, die Schwierigkeiten zu überwinden.

Wir aber dürfen ihn in seiner Sorgfalt, in seiner Aufrichtigkeit, in der Bescheidenheit, Einfachheit und Selbstlosigkeit, die ihn in seiner wissenschaftlichen und amtlichen Wirksamkeit wie im Leben ausgezeichnet haben, als ein leuchtendes Vorbild betrachten.

Verzeichnis der im vorstehenden nicht angeführten Arbeiten Meyers. 1870. Der Satz der Variationsrechnung, welcher dem Prinzip der kleinsten Wirkung in der Mechanik entspricht, Math. Annalen, Bd. 2, S. 143. — 1871. Über die Integration simultaner partieller Differentialgleichungen der ersten Ordnung mit derselben unbekanntem Funktion, Annalen, Bd. 4, S. 88. — 1872. Zur simultanen Integration linearer partieller Differentialgleichungen, Gött. Nachr. S. 315. — 1872. Zur Theorie der vollständigen Lösungen und der Transformation der partiellen Differentialgleichungen erster Ordnung, ebenda S. 405. — 1873. Zur Integration der partiellen Differentialgleichungen erster Ordnung, Gött. Nachr. S. 299. — 1877. Über den Multiplikator eines Jacobischen Systems, Math. Ann. Bd. 12, S. 132. — 1880. Über die allgemeinen Integrale der dynamischen Differentialgleichungen und ihre Verwertung durch die Methoden von Lie, Math. Ann. Bd. 17, S. 332. — 1883. Über die Ableitung der singulären Lösungen eines Systems gewöhnlicher Differentialgleichungen aus den Differentialgleichungen selbst, Ann. Bd. 22, S. 368. — 1887. Über ein Bewegungsproblem, Ber. der sächs. Ges. d. W. Bd. 39, S. 123. — 1889. Zur Theorie des gewöhnlichen Maximums und Minimums, ebenda Bd. 41, S. 122. — 1890. Zur Theorie der vollständigen Lösungen der Differentialgleichungen erster Ordnung zwischen zwei Variablen, Ann. Bd. 37, S. 399. — 1899. Die Gleichgewichtsbedingungen reibungsloser Punktsysteme und die verschiedenen Arten des Gleichgewichtes, Leipziger Programm. — 1899. Zur Theorie der Bewegung von Punktsystemen unter dem Einfluß von Potentialkräften, Ber. Bd. 51, S. 1.

Auszugsweise nach O. Hölders Nekrolog (vgl. Ges. der Wissenschaften Leipzig. Sitzung vom 14. Nov. 1908).

**Scheibner, Wilhelm,**<sup>1)</sup> Mathematiker, \* am 8. Januar 1826 zu Gotha, † 8. April 1908 zu Leipzig. Sein Vater, Großherzoglicher Rat, war Beamter für das Rechnungswesen an der Lebensversicherungs-Gesellschaft zu Gotha. Sch. besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, studierte 1844—45 in Bonn, sodann aber 1845 bis 1848 in Berlin, wo es ihm vergönnt war, in nähere Beziehung zu treten zu den berühmten Mathematikern Jacobi, Dirichlet und Steiner. 1848 wurde er von der Universität Halle zum Doktor promoviert. Sodann kehrte er in

<sup>1)</sup> Totenliste 1908, Band XIII 80\*.

seine Vaterstadt zurück. Hier erregte er durch seinen wissenschaftlichen Eifer und durch seine Begabung die Aufmerksamkeit des berühmten Astronomen Hansen. Und die Freundschaft und die wissenschaftlichen Anregungen dieses ausgezeichneten Mannes sind für seine weitere Zukunft, namentlich für seine wissenschaftlichen Arbeiten von größter Bedeutung gewesen.

1853 habilitierte sich Sch. an der Leipziger Universität als Privatdozent. 1856 wurde er Professor extraordinarius. Und 1868 erfolgte seine Ernennung zum ordentlichen Professor der Mathematik.

Wirft man einen Blick auf Sch.s wissenschaftliche Arbeiten, so wird es heutzutage fast befremdlich erscheinen, daß dieselben nur zum Teil mathematischer Natur, zum andern Teil aber astronomischen und physikalischen Inhalts sind. Denn im Laufe der Zeit ist der Prozeß der Arbeitsteilung leider so weit vorgeschritten, daß man vom Mathematiker eigentlich nur noch mathematische, und vom Physiker nur noch physikalische Arbeiten erwartet. Das war früher anders. Newton, Euler, die Bernouillis, Lagrange, Fourier, Cauchy, Green, Gauss, Jacobi, Dirichlet, Riemann haben nicht nur rein mathematische Arbeiten geliefert, sondern gleichzeitig auch in astronomische und optische, überhaupt in physikalische Untersuchungen sich vertieft. Zu jener Schule der alten Mathematiker gehört auch Sch. Auch seine Arbeiten beziehen sich nur zum Teil auf die reine Mathematik, zum andern Teil aber auf Astronomie und Optik. Und einige kleinere Aufsätze lassen erkennen, mit welchem regem Interesse er auch den elektrostatischen und elektrodynamischen Untersuchungen zu folgen bemüht war. Und, wenn man heutzutage behauptet, die Mathematik sei eine Welt für sich, die völlig auf sich selber beruhe, die ganz selbständig nach ihren eignen Gesetzen sich entwickele, die Alles aus sich selber schöpfe und keiner äußeren Anregungen bedürfe, — so ist das eine Ansicht, der Sch. durchaus nicht beipflichtete. Zeuge dessen sind Sch.s Arbeiten, die auf 'das Störungsproblem oder andere astronomische Probleme Bezug haben. Sch.s Arbeiten dehnen sich aus fast über sämtliche Teile der Mathematik: Geometrie und Algebra, unendliche Reihen und Kettenbrüche, Zahlentheorie und Funktionentheorie, bestimmte Integrale und Potentialtheorie. Von besonderer Schönheit ist Sch.s Arbeit über die Gammafunktion, als deren Ausgangspunkt eine gewisse sehr einfache Funktionalgleichung zu bezeichnen ist. Eine große Anzahl der Sch.schen Arbeiten bezieht sich auf die elliptischen und Abelschen Integrale, auf die Thetafunktion, sowie auch auf die Weierstraßsche Sigmafunktion. Unter Sch.s Arbeiten sind einige von theoretischer Wichtigkeit, andere aber von mehr praktischer Bedeutung. Diese praktische Bedeutung besteht nicht allein in ihrer Anwendbarkeit auf Aufgaben der Mechanik und Astronomie, der Physik und Technik, sondern namentlich auch darin, daß sie, durch eine geeignete Zusammenstellung und Vervollständigung des bereits in der Wissenschaft Vorhandenen, eine gute und sichere Grundlage liefern für weitere theoretische Forschungen.

Charakteristisch für Sch.s mathematische Arbeiten ist das Bestreben, mit den allereinfachsten Mitteln auszukommen. Vielleicht hat ihn dieses Bestreben hin und wieder etwas zu weit geführt, indem er das schon von andern Mathematikern Gefundene von neuem, aber mit einfacheren Hilfsmitteln zu erreichen sich bemühte. Charakteristisch für Sch. ist ferner seine eminente Begabung sowohl für analytische, wie auch für numerische Operationen. In-

folge dieser Begabung, und infolge der ihm angeborenen Vorsicht dürfte in seinen Arbeiten wohl schwerlich ein Fehler zu entdecken sein. Und unter den hervorragenden Mathematikern, die viel publiziert haben, dürfte es wohl nur sehr wenige geben, von denen man Ähnliches behaupten kann.

Charakteristisch für Sch. war ferner die Teilnahme an den Arbeiten seiner Freunde, sein reges Interesse auch für solche Teile der mathematischen Wissenschaft, die ihm verhältnismäßig fern lagen.— Er besaß (was man leider nicht hinreichend anerkannt hat) jene innere Höflichkeit, jene Höflichkeit des Herzens, die es liebt, den Freunden behilflich zu sein, und ihnen schwierige Arbeiten zu erleichtern. Ja diese wahre Höflichkeit ging bei ihm so weit, daß sie zuweilen sogar, auf Kosten seiner eigenen wissenschaftlichen Überzeugung, sich betätigte,

Charakteristisch für Sch. ist endlich aber auch die gar zu große Kürze seiner Ausdrucksweise. Diese außerordentliche Kürze hat leider zur Folge gehabt, daß die Sch.schen Abhandlungen viel zu wenig bekannt geworden sind, und daß es häufig recht schwer ist in einer solchen Abhandlung die eigentlichen Grundzüge seiner schönen Untersuchungen herauszufinden.

Auszug aus C. Neumann, Nekrolog, Verhandl. der kgl. sächs. Ges. der Wissenschaften zu Leipzig 1908. Math.-phys. Klasse 1908.

**Mauthner, Max**, Freiherr von, Großindustrieller, \* 22. Juli 1838 zu Prag, † 28. Dezember 1904 zu Wien.<sup>1)</sup> Nach Absolvierung des akademischen Gymnasiums in Wien trat M. in das Großhandlungsgeschäft seines Vaters (J. Mauthner u. Sohn) ein. 1864 erwarb er als Teilhaber die Fünfhauser Brauerei bei Wien, nach deren Verkauf im Jahre 1874 die Wienersdorfer Malzfabrik (bei Baden, N.-Ö.). Im Laufe der Jahre beteiligte er sich an einer ganzen Reihe von Industrie- und Handelsunternehmungen. Er besaß kleine Sensengewerke, er trat als Vertreter der Regierung in die Verwaltung des österr. Lloyd ein, fungierte als Vize-Präsident der österr. Zentral-Boden-Kredit-Bank, war Verwaltungsrat der k. k. priv. österr. Kredit-Anstalt für Handel und Gewerbe, der Versicherungsgesellschaft »Anker«, der Hirtenberger Patronen-Fabrik und der I. öst. Aktiengesellschaft zur Erzeugung von Möbel aus gebogenem Holz (Jakob u. Josef Kohn) usw. Seine hervorragende Befähigung für das öffentliche Auftreten führte ihn bald in die ersten Reihen der Vertreter von Handel und Industrie im öffentlichen Leben und dort errang er seine großen Erfolge und wurde zu einer der markantesten Erscheinungen. Kaum hatte er das wahlfähige Alter von 30 Jahren erreicht, als er bei den Neuwahlen in die Wiener Handels- und Gewerbekammer im Jahre 1869 als Vertreter des ersten Wahlkörpers der Gewerbe-Sektion gewählt wurde. Dies war die erste Wahl, die auf Grund des neuen Handelskammergesetzes vom Jahre 1868 stattfand, das den österreichischen Handelskammern ihre erweiterte und vorbildliche Organisation brachte. M., welcher einer jungen aufstrebenden Partei in der Kammer angehörte, eine elegante Erscheinung mit leuchtenden Augen und lockigem Haar, ein schlagfertiger Redner mit Witz und Humor, errang sich sofort eine führende Stellung in der Kammer und ihrer Rechts-Sektion, wo er bald die interessantesten und schwierigsten Referate übernahm. Nach kaum 10jähriger Tätigkeit wurde er von der Kammer in den niederösterreichischen Landtag ent-

<sup>1)</sup> Totenliste 1904, Band X 73\*.

sendet (1878) und erhielt schon im nächsten Jahre ein Reichsratsmandat der Kammer, das er durch 20 Jahre bekleidete, bis er 1899 ins Herrenhaus berufen wurde. Im Jahre 1891 sehen wir ihn als Vizepräsidenten der Kammer, und nach dem unerwarteten Hinscheiden Rudolf Jsbarys wurde er im Jahre 1892 zum Präsidenten der Handelskammer gewählt, welche Stelle er bis wenige Monate vor seinem Hinscheiden bekleidete; alljährlich wurde er von allen Parteien wiedergewählt. Fast alle Stellen, auf deren Besetzung die Kammer Einfluß hatte, übertrug sie ihm im Laufe der Jahre und überall hatte er sich in hervorragender Weise betätigt. Durch fast 15 Jahre war er Handelsgerichtsbeisitzer, dann Aufsichtsrat der Kunstgewerbeschule des österreichischen Museums, Mitglied des Eisenbahnschiedsgerichts, der Permanenzkommission für Handelswerte, Kurator des österreichischen Museums für Kunst und Industrie und des Handelsmuseums. Ein ganz besonderes Vertrauen genoß er auch als Mitglied des Staatseisenbahnrates und des Industrierates. Als Fachmann bewährte er sich in den verschiedenen Ausstellungskommissionen, denen er als Präsident oder Vizepräsident der österreichischen Kommission angehörte (so in Brüssel 1888, Chicago 1893, Paris 1900, Glasgow 1901). Stets war die Kammer bestrebt, M. einen äußeren Wirkungskreis zu schaffen, der auch ihr zu Ehren gereichte. In all diesen Funktionen, die ihm die Kammer übertrug, und in jenen, die ihm als Präsident oblagen oder zufielen, fühlte er sich als Repräsentant dieses Instituts, das seiner Organisation und seinem Umfange nach unter allen gleichartigen aller Länder die erste Stelle einnahm. Durch sein gewinnendes Wesen, sein heiteres Gemüt, gepaart mit scharfem Blick und rascher Auffassung, durch das nie fehlende treffende Wort, die Leichtigkeit, mit welcher er die verwickeltesten Fragen rasch zu lösen verstand, unterstützt von einem verlässlichen Gedächtnis und einem reichen positiven Wissen auf allen Gebieten, errang er nicht nur für sich im öffentlichen Leben und in der Wiener Gesellschaft eine feste Position, sondern auch für die Wiener Kammer. Bei jeder Repräsentation stand er im Vordergrund, bei Hofe eine *persona grata*, in Beamtenkreisen eine hochgeachtete und mitunter auch gefürchtete Persönlichkeit, wußte er stets seine Stellung als Handelskammerpräsident zum Ausdruck zu bringen. Wie kaum anderen gelang es ihm ebenso zaghafte Gemüter zum Entschluß zu bringen als auch selbst die Lösung der schwierigsten Angelegenheiten vorzubereiten, Richtung zu geben und die kleinen Hemmnisse der bürokratischen Verwaltung beiseite zu schieben. Klar und präzise, ohne Weitschweifigkeit und doch gründlich gearbeitet waren die Referate, die er in der Kammer erstattete. Im besonderen befaßte er sich mit den organisatorischen Fragen und galt als eine Autorität in Steuersachen. Auf die Gestaltung der neuen österreichischen Personaleinkommenbesteuerung hatte sein Referat manchen Einfluß, insbesondere aber der unter seinem Vorsitz abgehaltene sechste Handelskammertag, der sich im Jahre 1892 ausschließlich mit dem Personaleinkommensteuer-Regierungsentwürfe befaßte und vielen Änderungen zum Siege verhalf. Das erste Gesetz über Steuerbegünstigungen für Arbeiterwohnungen entsprang einem von ihm im Abgeordneten Hause im Vereine mit dem Abgeordneten Dr. Winterholler gestellten Initiativantrage. Alle speziellen Erfolge auf diesem Gebiete sind auf diese erste Anregung zurückzuführen, die M. auch veranlaßte, sich in nachdrücklicher Weise an der Begründung der 1896 entstandenen Kaiser Franz Joseph I. Jubiläumstiftung

für Volkswohnungen und Wohlfahrtseinrichtungen zu beteiligen, deren Oberkuratorium er bis zu seinem Austritte aus der Handelskammer als geschäftsführender Oberkuratorstellvertreter angehörte. Auch an anderen legislativen Aktionen auf sozialpolitischem Gebiet, an dem Gesetz über die Unfallversicherung und die Krankenversicherung nahm er als Referent der Kammer in den ersten Stadien Anteil.

Im Jahre 1900 aber ergriff er die Initiative zu einer gemeinsamen Betätigung aller österreichischen Handelskammern im Vereine mit dem Zentralverbande der Industriellen Österreichs behufs Vorbereitung des Zolltarifes und der Handelsverträge, nachdem er schon früher Berichte über die Zolltarifrevisionen in den Jahren 1875 und 1885, dann über die Handelsverträge mit Frankreich (1884) und der Schweiz (1888) erstattet hatte. Ihm dankt es die österreichische Industrie in erster Linie, daß sie durch diese Aktion in einem Stadium der Behandlung des Zolltarifes zu Wort gekommen, wo dies noch voll berücksichtigt werden konnte.

War M. zwar stets wieder als Vertreter der Großindustrie von ihrem ersten Wahlkörper in die Kammer entsendet worden, so faßte er seine Aufgabe als Mitglied und Präsident der Kammer doch universeller auf. Eingehend befaßte er sich mit den Fragen des Kleingewerbes und tatkräftig förderte er die von seinem Vorgänger begonnene Aktion zur Hebung der niederösterreichischen Kleineisenindustrie durch Ausgestaltung der von der Kammer in Waidhofen a. Ybbs errichteten Lehrwerkstätte; in gleicher Weise nahm er sich des Wiener Perlmutterdrechslergewerbes an und regte anläßlich des 50jährigen Jubiläums der Kammer die Bildung eines mit 200 000 Kr. dotierten Fonds an, der durch Darlehnsverleihung schon mancher Kleingewerbsunternehmung die Aufrechterhaltung des Betriebes ermöglichte und die staatliche Gewerbeförderung ergänzte. Die neue Organisation der Handelskammer durch die Wahlordnungen von 1883 und 1901 hatte er durch Referate vorbereitet und dann durchgeführt und er konnte dabei dank seiner raschen Beurteilung der Verhältnisse und scharfsinnigen Auffassung aber auch seinem Kompromissen geneigten Naturell die gegnerischen Parteien zur Mitarbeit gewinnen. Stets ein treuer Anhänger der liberalen Ideen und der freiheitlichen Mehrheit der Kammer wußte er doch als Präsident bei den Verhandlungen und Debatten in der Kammer das beruhigende Wort, die ausgleichende Lösung zu finden. So war M. in der Wiener Kammer wohl die bedeutendste Persönlichkeit, über die sie seit ihrer Gründung verfügte. Auf ihn ist der große Aufschwung des Instituts, den es seit den 90er Jahren gewonnen, zurückzuführen, ihm verdankt die Kammer ihre anerkannte Stellung im Wirtschaftsleben Österreichs. Seine alljährlichen Programmreden, die stets einen improvisierten Charakter und das eigenartige Gepräge seiner Ausdrucksweise trugen, waren allgemein erwartete und allgemein beachtete Rückschau und Vorausblicke auf die wirtschaftliche Gestaltung des Reiches.

Und wie er seinen Kollegen in der Kammer stets treue Freundschaft hielt und jedem Mitgliede auch in persönlichen Angelegenheiten bereitwilligste Unterstützung lieh, so war er auch dem Beamtenstande ein wahrhaft väterlicher Freund. Er legte den Grundstein für die Organisation dieses unter seinem Präsidium auf das dreifache gewachsenen Körpers durch Erlassung von Dienstvorschriften, Durchführung von Gehaltsregulierungen und Modernisierung

der Pensionsnormen. Noch im letzten Jahre seiner Tätigkeit in der Kammer führte er alle Vorbereitungen durch für die Erbauung des Palais der Kammer, dessen Vollendung er nicht mehr erleben sollte.

Als längeres Siechtum und die Nachwirkung des schweren Schlages, der ihn durch Hinscheiden seiner Gattin getroffen, ihn in der Arbeits- und Tatkraft lähmten, der Kammer aber neue und schwierige Aufgaben bevorstanden, da legte er sein Amt als Präsident nieder (September 1904) und die Kammer anerkannte seine für sie so unschätzbare Wirksamkeit in jeder möglichen Richtung. Ehren und Auszeichnungen aller Art waren ihm im Laufe seiner Tätigkeit zugefallen, hohen Ordensauszeichnungen folgte die Verleihung des Freiherrnstandes im Jahre 1902. Die Kammer stiftete im Jahre 1895 einen Max Mauthner-Preis an der Kunstgewerbeschule des österreichischen Museums für Kunst und Industrie und er selbst begründete anlässlich seines Rücktrittes den Max Mauthnerfond zur Unterstützung von Angestellten der Kammer.

Seiner Wirksamkeit im politischen Leben muß aber noch im besonderen gedacht werden. Im Abgeordnetenhaus gehörte M. während seiner 20jährigen Tätigkeit zu den interessantesten und feinsten Köpfen. Bald nahm er eine hervorragende Stellung ein und um ihn scharten sich die Vertreter von Handel und Industrie. Unter seinem Vorsitz versammelten sie sich in der »Freien deutschen Vereinigung« (»Mauthnerklub« genannt), deren freiheitlichen und deutschen Charakter M. stets zu wahren wußte. Im Plenum des Hauses sprach M. selten und nur bei wichtigen Gelegenheiten. Zu seinen besten Reden gehören jene über die Frage der Trennung der Handels- und Gewerbekammern (1891) und die Begründungsrede für seine Anträge auf Steuerbegünstigungen für Arbeiterwohnungen (1888) sowie die vielbeachtete von Geist und Witz sprühende Rede über die Steinbachschen Personaleinkommensteuervorlagen. Es war immer ein Genuß, seinen Reden zu lauschen, die stets das spinöseste Thema in die anregendste Form zu kleiden verstanden, mit Humor und ironischem Einschlag die trockensten Fragen behandelten und weiteren Kreisen verständlich machten. In den Ausschüssen und insbesondere im Budgetausschusse griff er nachdrücklichst in die Debatten ein, deckte Schäden der Verwaltung schonungslos auf und war auf der Bank der Regierungsvertreter oft ein gefürchteter Mann, wenn er die reiche Liste von Illustrationsfakten zu seinen kritischen Bemerkungen entrollte. Im Herrenhaus war es M. leider nicht mehr gegönnt, in den Vordergrund zu treten und sein Hinscheiden hinterließ eine unausgefüllte Lücke im Kreise der Parlamentarier der alten liberalen Schule.

Protokolle der n. ö. Handels- u. Gewerbekammer; Volkswirtschaftliche Wochenschrift von Dr. Dorn 1904, Nr. 1081

*Fur. Dr. Rudolf Maresch.*

**Pipitz, Ernst Franz, Dr.**<sup>1)</sup> (1815—99). — Als der Verfasser der »Fragmente aus Österreich« (Mannheim 1839), der »Memoiren eines Apostaten« (Stuttgart, Cast, 1842), des Wiener historischen Romans »Der Jakobiner in Wien« (Zürich 1842, 3. Aufl. 1848), der historischen Abhandlung »Die Grafen von Kyburg« (Leipzig 1839), der politischen Artikelsammlungen »Bücher und Menschen«, 1846, und »Verfall und Verjüngung. Studien über Österreich in den Jahren 1838—1848« (Zürich, 1848) hat sich P. einen Namen als Vorkämpfer der poli-

<sup>1)</sup> Totenliste 1899. Band IV, 170\*.

tischen Freiheit und kulturellen Reform in Österreich gemacht, er wurde ein Freund Ernst Münchs, Varnhagen von Enses, Adolf von Tschabuschniggs, dem er auch im »Album österreichischer Dichter«, Wien 1850, als einer der ersten ein biographisches Denkmal gesetzt. Als Verfasser einer zweibändigen Lebensgeschichte *Mirabeau*s (Leipzig, 1850) hat er sein politisches Bekenntnis zur konstitutionellen, Volksrechte und Recht des natürlichen Fortschrittes mit der Beharrlichkeit einer festen lenkenden Hand vereinigenden Monarchie in der kongenialen Schilderung des leider zu früh verstorbenen französischen Politikers niedergelegt und endlich ist er, durch den Minister von Bruck wieder ins Vaterland zurückgerufen, nachdem er zwölf Jahre lang in Zürich in politischer Verbannung gelebt, als Handelskammersekretär in Triest und Herausgeber, später Eigentümer der »Triester Zeitung« ein Vorkämpfer der heutigen Entwicklung Triests geworden. Hier trat er auch *Hammerling* näher. Nach Graz übersiedelt, ist er dort, nachdem er als Entomologe sich einen guten Namen gemacht und an der Herausgabe einiger größerer biographischer Werke beteiligt hatte, am 19. März 1899 gestorben. Seine Söhne, Dr. Franz Ernst und Dr. Max Pipitz, leben als höhere Staatsbeamte in Triest bzw. Wien.

Auszug aus des Verfassers eingehender Abhandlung (»*Carinthia*« S. 59—80, 1910).

Ortner.

**Schelling**, *Dr. phil. et juris Hermann von*<sup>1)</sup>, preußischer Staats- und Justizminister 1889—94, \* 19. April 1824 zu Erlangen, † 15. November 1908 zu Berlin. Er war der jüngste (dritte) Sohn aus zweiter Ehe seines Vaters, des Philosophen Friedrich Wilhelm Josef v. Sch., mit Pauline Gotter, bekannt durch ihre näheren Beziehungen zu Goethe, der, ein Freund ihres Vaters, des Dichters G., sie im von Ziegessarschen Kreise kennen und schätzen lernte. Mit der ersten Gattin Schellings (Karoline) war sie innig befreundet gewesen; nach deren Tode wandelte sich bei ihm wie ihr verehrungsvolle Zuneigung in Liebe. Dieser glücklichen Ehe entstammten sechs Kinder. Von den Söhnen war der älteste Paul, \* 17. Dezember 1813 zu Erlangen, später Professor des Zivilprozesses an der Universität daselbst, Verfasser eines Lehrbuches des deutschen Zivilprozessrechts, Erl. 1880, † 13. Juni 1889. Der zweitälteste Karl starb als Dekan in Marbach 1863, bald nach seiner Herausgabe der sämtlichen Werke des Vaters. Die drei Schwestern waren 1. Karoline, spätere Frau von Zech, † 1909 zu Gotha im 93. Lebensjahre; 2. Klara, spätere Gattin des Historikers Waitz, † 1856 und 3. Julie, Gattin des späteren Regierungspräsidenten von Eichhorn in Minden, † 1865. Alle diese Kinder genossen eine treffliche, liebevolle Erziehung. Bei Hermann zeigte sich sehr frühzeitig große Begabung und ungewöhnliche geistige Reife. Im 17. Lebensjahre, in demselben Alter, in dem sein Vater die philosophische Magisterwürde sich erworben hatte, verfaßte er zwei wissenschaftliche Arbeiten, denen auch noch heute Wert zuerkannt wird. Es war dies einmal eine Bearbeitung einer von der Münchener philosophischen Fakultät ausgeschriebenen Preisaufgabe, unter dem Titel »*De Solonis legibus apud oratores atticos*«, Berol. 1842 veröffentlicht. Sie enthält zwei Vorworte — ein (aus München) vom November 1841 datiertes, das die Art der Behandlung des Stoffes erläutert, das zweite (aus dem damaligen kurzzeitigen Aufent-

<sup>1)</sup> Totenliste 1908. Band XIII, 80\*.

halte in Berlin) vom April 1842 datiert mit Anempfehlung für das Preisgericht. Diese Arbeit wurde mit dem Preise gekrönt. Die wissenschaftliche Kritik jener Zeit hob neben vielen Vorzügen auch einige Mängel hervor (vgl. Jenaische Allg. Litteratur-Zeitung 1844, II, 1305 ff.). Keine bessere Arbeit ist seitdem über dieses Thema geliefert worden (vgl. z. B. Glotz, *La solidarité de la famille dans le droit criminel en Grèce*, Paris 1904, p. 338). Die andere Arbeit legte Zeugnis ab von der großen Begeisterung des Jünglings für das Geistesleben der Griechen. Es war eine neue »Metrische Übersetzung der Antigone des Sophokles«, Berlin 1842, in dieselbe Zeit fallend wie die berühmte von Böckh, beide veranlaßt durch die in Potsdam erfolgende Theateraufführung der Antigone mit der Musik von Mendelssohn. Sie fand selbst neben der Böckhschen wohlwollende Aufnahme (z. B. Jahns Neue Jahrbücher Bd. 41, S. 77 ff.). Der Verfasser ließ sie auf Rat von Sachkundigen durchgesehen zum zweiten Male 1908 — also nach 66 Jahren, wenige Monate vor seinem Tode erscheinen (Berlin, Karl Curtius) und die Kritik anerkannte — gegenüber diesem gewiß ein Unikum in der Litteraturgeschichte darstellenden Vorgehen des Verfassers —, daß sie auch neben den vielen inzwischen erschienenen ihren Platz behauptete (vgl. D. Litt.-Ztg., 1910, Sp. 288). Gestützt auf die Preisarbeit bestand Sch. in München die philosophische Doktorprüfung, erhielt jedoch das Diplom erst, als er 20 Jahre alt geworden und wandte sich dann juristischen Studien zu, die er bis 1844 in Berlin fortsetzte. Vortrefflich bestand er im Dezember 1844 die Auskultorprüfung und trat damit in den Staatsdienst ein, dem er 49 Jahre 11 Monate angehört hat. Er wurde 1849 Kammergerichtsassessor, versah 1854—63 staatsanwaltliche Verrichtungen, wurde 1863 Appellationsgerichtspräsident in Glogau, 1864 Hilfsarbeiter im Justizministerium, 1866 Geheimer Justizrat und vortragender Rat in diesem Ministerium, 1874 Präsident des Appellationsgerichts in Halberstadt, 1875 Vizepräsident des Obertribunals in Berlin, Ende 1876 Unterstaatssekretär im Justizministerium und bei Inkrafttreten der neuen Justizgesetze für das Deutsche Reich im Oktober 1879 Staatssekretär des Reichsjustizamts, endlich durch Allerhöchsten Erlaß vom 31. Jan. 1889 als Nachfolger von Friedbergs zum Staatsminister und preußischen Justizminister ernannt, aus welchem Amte er im November 1894 ausschied. In allen diesen Stellungen hat er den rasch erworbenen Ruf eines besonders kenntnisreichen und scharfsinnigen Juristen gerechtfertigt. Seine erste Arbeit, an der ihm das Hauptverdienst zusteht, war die Strafprozeßordnung für die neuen preußischen Provinzen von 1867. Großen Anteil hat er sodann an den neuen deutschen Justizgesetzen genommen. Unter seiner Leitung — jedoch ohne unmittelbare Mitwirkung — erfolgten die Vorarbeiten zur Ausarbeitung des ersten Entwurfs zum bürgerlichen Gesetzbuch. An dem unbefriedigenden Ergebnis des ersten Entwurfs trifft ihn natürlich keine Schuld noch Verantwortung; er hat dann auch die weiteren zu befriedigendem Abschluß führenden Beratungen geleitet. Hervorragend beteiligt war er bei der Aktiengesetznovelle von 1884 und dem Genossenschaftsgesetz von 1889, sodann an der 1894 dem Reichstage vorgelegten umfangreichen Novelle zur Strafprozeßordnung und Arbeiten zur Revision der Zivilprozeßordnung. Als preußischem Justizminister war ihm nicht beschieden, größere gesetzgeberische Arbeiten zur Verabschiedung zu bringen; seine Hauptaufgabe war die sorgfältige, mild und gerecht gehandhabte Verwaltung seines großen Ressorts, bei der vielleicht hier



und da größere Energie wünschbar gewesen sein mag. Sonach war wohlverdient die ihm zum 70. Geburtstage 1894 durch die juristische Fakultät in Berlin gewordene Ehrung der Verleihung der Ehrendoktorwürde. Trotz fast 50jähriger emsiger Arbeit in schwierigen Ämtern blieben seine geistigen Kräfte ungeschwächt. Bald nach Ausscheiden aus dem Justizdienste wandte er sich mit Vorliebe wieder philologischen Studien zu. Als Frucht derselben ließ er schon 1896 eine beifällig aufgenommene Übersetzung der Odyssee in freierer Stanzenform (in München bei Oldenbourg) erscheinen und konnte 1905 eine zweite Auflage herausgeben. Langjährige Beschäftigung mit der Odyssee ließ ihn darin »das Gefüge eines einheitlichen Kunstwerkes« erkennen, wie er dies im Vorwort zur 1. Auflage näher rechtfertigte. Diese und ähnliche Studien gewährten ihm in den letzten Lebensjahren Zerstreuung und Befriedigung, mitten in großem Schmerze über schwere Schicksalsschläge, die ihn im sonst so glücklichen Familienleben getroffen hatten. So verlor er, zweimal verheiratet gewesen, beide liebe Gattinnen durch den Tod, ebenso aber auch zwei erwachsene, hoffnungsvolle Söhne. Da war es für ihn eine große Freude, zu sehen, daß in letzter Zeit das Interesse für die Philosophie des Vaters neu erwachte und deren Bedeutung zur Gewinnung einer idealeren Lebensauffassung mehr erkannt wurde. Dies ist hauptsächlich u. a. Herrn Dr. Otto Braun in Hamburg zu verdanken, dem denn auch der Minister den handschriftlichen Nachlaß seines Vaters zur Bearbeitung überließ. Eine erste, dem Auftraggeber gewidmete Schrift in dieser Richtung ist die neue Arbeit des eben Genannten »Schelling als Persönlichkeit, Briefe, Reden, Aufsätze«, Leipzig 1908 (mit Vorwort vom Oktober). Nach einem Kuraufenthalte in Ragaz, wo bekanntlich des Vaters Ruhestätte sich befindet, starb der feinsinnige und wahrhaft humane Mann im hohen Alter von 84 ½ Jahren zu Berlin am 15. November 1908, tief betrauert von allen, die ihm im Leben hatten näher treten dürfen. Sein Andenken wird in den Kreisen der Juristen und Philologen stets in Ehren bleiben.

Nach gütigen Mitteilungen der überlebenden Söhne, des Herrn Majors und Bataillons-Kommandeurs im Garde-Füsilierregiment in Berlin Paul v. Sch. und des Wirklichen Geheimen Kriegsrates Herrn Ulrich v. Sch. in Berlin — sowie, über die amtliche Wirksamkeit, des Wirklichen Geheimen Rates, Direktors im Justizministerium a. D., des Herrn Dr. H. Lucas in Groß-Lichterfelde.

A. T e i c h m a n n.

**Stoerk, Felix**<sup>1)</sup>, Völkerrechtslehrer, wurde als Sohn eines Arztes und Bruder des durch laryngoskopische Forschungsarbeiten bekannten Karl St. zu Ofen am 20. Oktober 1851 geboren, † am 18. Januar 1908 zu Greifswald. Er studierte die Rechtswissenschaften an der Universität Wien und promovierte dort zum Doktor beider Rechte am 22. Juli 1876. Nach Studienreisen, die ihn an die Universität Berlin (1877) und nach Paris (1878) führten, veröffentlichte er 1879 in Wien seine erste einem völkerrechtlichen Thema gewidmete Arbeit »Option und Plebiszit bei Erwerbungen und Gebietszessionen«, die wegen ihrer Vorzüge gründlicher Stoffdurchdringung, weiter Perspektiven und Sauberkeit der historischen Forschung (welche Vorzüge ihm stets eigen blieben) bei den Fachgenossen Beifall eintrug. In die gleiche Zeit fällt der Aufsatz »Zur Entwicklungsgeschichte des Sendkonsulats« (in den Mitteilungen aus dem Gebiete des Seewesens 1879 Nr. 2). Er zeigt, daß St. schon damals sich für ein Gebiet interessierte, auf dem er später an dazu besonders geeignetem Orte

<sup>1)</sup> Totenliste 1908. Band XIII, 91\*.

weitere wertvolle Arbeiten geliefert hat. Sodann schrieb er in der Zeitschrift von Grünhut gute Besprechungen staats- und völkerrechtlicher neuerer Werke und mehrere Beiträge für »Juristische Blätter« (z. B. 1880 über den Schutz der Handelsmarken in den Vereinigten Staaten von Nordamerika; 1881 über das verfassungsmäßige Verhältnis des Abgeordneten zur Wählerschaft; über das Abpaaren im Parlament; über das Postliminium im Völkerrecht (seinen Habilitationsvortrag); 1882 zur Kritik der Parlamente), einen Nachruf für J. C. Bluntschli in Grünhuts Zeitschrift IX 201—205; zwei Artikel über die »Condition légale des étrangers en Autriche bez. en Prusse« im *Journal de droit international privé* von Clunet 1880 und 1883 und einen Artikel »Volksabstimmung« in v. Holtzendorffs Rechtslexikon 3. Aufl. 1881. Er hatte sich inzwischen am 20. Januar 1880 in Wien habilitiert und wurde am 6. Juli 1882 zum ao. Professor der Rechte mit Lehrauftrag für öffentliches Recht, insbesondere Völkerrecht, Rechtsgeschichte und Rechtsphilosophie an der Universität Greifswald ernannt und an dieser am 1. Mai 1888 zum ordentlichen Professor befördert. Mit regstem Eifer widmete er sich der Lehrtätigkeit, bei der er bestrebt war, die Zuhörer zu selbständigem Denken und Arbeiten anzuregen. Ihm ist es zu danken, daß eine Reihe junger Kräfte sich öffentlich-rechtlichen Arbeiten zuwandte und die Literatur durch gute Monographien bereicherte. Ebenso aber war er auch ein rastloser wissenschaftlicher Arbeiter. 1882—84 schrieb er in den schon genannten Mitteilungen aus dem Gebiete des Seewesens über die Fortschritte des Seerechts und der Seerechtsliteratur und gab ein damals gute Dienste leistendes »Handbuch der deutschen Verfassungen« Leipzig 1884 heraus, während er in der Schrift »Zur Methodik des öffentlichen Rechtes«, Wien 1885 (zuerst in Grünhuts Ztsch. XII, 80—204) zur Erörterung wichtiger Grundfragen der Rechtswissenschaft in Bekämpfung der bisher allzu zivilistischen Konstruktion der Fragen dieses Gebietes nicht unwesentlich beitrug. In nähere Beziehungen zu v. Holtzendorff getreten, übernahm er für dessen großes Handbuch des Völkerrechts in Bd. II (1887) die Abschnitte »Das Seegebiet und die rechtlichen Grundlagen für den internationalen Verkehr zur See« und »Das offene Meer«, sowie »Staatsuntertanen und Fremde«, die in ihrem gediegenen Inhalt auch heut noch zu den besten Darstellungen dieser Materien gehören. Andererseits lieferte er für das »Handwörterbuch der Staatswissenschaften« in Bd. III die Artikel »Fähren« — »Flösserei« (auch im Supplbd. II) — »Flußschiffahrt« — »Fremdenpolizei« — »Gewässer« — »Binnenschiffahrt« im II. Supplbd., nicht minder im »Wörterbuch des deutschen Verwaltungsrechts« von v. Stengel die Artikel »Landesgrenzsachen« — »Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten« — »Staatsverträge« und »Schiffahrt« (im III. Ergbd.). Mit Paul Laband hatte sich St. 1885 zur Herausgabe einer neuen wichtigen Zeitschrift »Archiv für öffentliches Recht« verbunden, die seitdem sich zu einem leitenden Organ dieses Gebietes aufgeschwungen hat. Auch übernahm er 1887 mit Bd. XI der 2. Serie die Redaktion des *Nouveau Recueil de traités* von Martens, die er mit einem Nachrufe für seinen Redaktionsvorgänger Jules Hopf, † 1886, eröffnete und bis zum XXXV. Bd. (1908) fortführte. Sein Nachfolger für die 3. Serie wurde Professor Triepel. Seinem hochverehrten Freunde Franz von Holtzendorff widmete er in Heft 41 der N. F. der gemeinverständlichen wissenschaftlichen Vorträge in pietätvoller und gerechter Würdigung der Verdienste dieses Mannes einen dessen würdigen

Nachruf, Hamburg 1889, den ich für meinen (dritten) Nekrolog dieses Mannes im letzten (55.) Bande der A. D. B. (S. 785—801) vielfach verwerten konnte. Für die 5. Aufl. der Enzyklopädie der Rechtswissenschaft (1890) unterzog er die v. Holtzendorffschen Artikel über deutsches Verfassungsrecht und Völkerrecht einer Durchsicht. In einer Greifswalder Kaisergeburtstagsfestrede »Der staatsbürgerliche Unterricht« (Freiburg i. B. u. Leipzig 1903) empfahl er bereits die Einführung eines solchen als sehr wünschbar und lieh auch den maritimen Interessen des Deutschen Reiches sein Wort in einem Vortrage in der Ortsgruppe des deutschen Flottenvereins »Der Schutz des deutschen Handels im Seekriege«, Greifswald 1900. Lokalgeschichtlichen Inhalts ist sein Beitrag in den Pommerschen Jahrbüchern Bd. II (1901 S. 1—90) »Das Greifswalder Bündnis zwischen Peter d. Großen und Georg I. von 1715«. Sein Interesse für die Kolonialpolitik bekundete er in einer Abhandlung der Verhandlungen des deutschen Kolonialkongresses »Die völkerrechtliche Vertragsgesellschaft und das koloniale Problem« (1905). Auch besprach er »Amerikanisches Völkerrecht« in der deutschen Revue (1898) und »Rußlands Abrüstungsvorschlag und das Völkerrecht« (Deutsche Juristen-Zeitung 1898). Aus Rechtsgutachten, die von ihm erbeten wurden, erwachsen Studien über Zustimmungsergänzung und Genehmigung (1898) und den »Zustimmungsvertrag« (1904); dann anlässlich der durch den Lippeschen Thronfolgerstreit hervorgerufenen Streitfragen zwei interessante Arbeiten über diese Fragen »Die agnatische Thronfolge im Fürstentum Lippe« (Berlin 1903) und »Der Austritt aus dem landesherrlichen Hause« (erweiterte Rektoratsrede, Berlin 1903). Neben einer Besprechung der völkerrechtlichen Literatur 1884—94 im Juristischen Literaturbericht (Beil. z. Zentralblatt f. Rechtswissenschaft), Heft 9, Leipzig 1896, ist einer kommentatorischen Arbeit zu erwähnen, die in der Guttentagschen Sammlung deutscher Reichsgesetze Nr. 44 erschien, »Das Reichsgesetz über das Auswanderungswesen vom 9. Juni 1897 nebst Ausführungsverordnungen und Anlagen. Nach den Materialien und unter Benutzung amtlicher Quellen erläutert« (Berlin 1899), sowie des Beitrages zur Greifswalder Festgabe für E. I. Bekker »Das BGB. und der Gesetzgebungsapparat des deutschen Reiches« (Greifswald 1899), ferner der »*Note doctrinale* zu dem mit Kommissionsurteil vom 26. März 1816 entschiedenen Streit betr. die Rhein-Octroi-Renten« im I. Bd. des »*Recueil des arbitrages internationaux de Lapradelle et Politis*« (Paris 1905), endlich der letzten erst nach dem Tode des Verfassers erschienenen Abhandlung »Völkerrecht und Völkerkourtoisie« in den »Staatsrechtlichen Abhandlungen« (Festgabe für Paul Laband) Tübingen 1908. Für die wissenschaftlichen Verdienste fand St. mannigfache Anerkennung, so durch Wahl zum Greifswalder Universitätsrektor 1902/3, durch mehrere Ordensverleihungen und auch Mitgliedschaft im *Institut de droit international* (1888 *associé*, 1895 *membre*, 1904 *viceprésident*). Ihm von den Kollegen übertragene Ehrenämter hat er mit großem Geschick verwaltet und stets gemeinnützigen Bestrebungen in Greifswald tatkräftige Förderung angedeihen lassen. Einer 1882 mit Natalie, geb. Giotti aus Wien, eingegangenen glücklichen Ehe entstammen zwei Kinder. Ein plötzlicher Tod entriß ihn vorzeitig segensreichem Wirken. In den Kreisen der Wissenschaft wird sein Andenken stets in Ehren bleiben.

Carl Sartorius, Nachruf im Archiv f. öff. Recht XXIII, I—IV (auch in der Chronik der Kgl. Univ. Greifswald, Jahrg. 22 S. 2/3). — Leo Strisower, Nachruf in der Ztsch. f. internat.

Privat- u. Öff. Recht XVIII 446 f. — Genaue biographische Daten enthält »Das Akademische Deutschland« hrsg. v. Dr. G. Zieler und Dr. Th. Scheffer, Leipzig 1905 S. 70. — *Annuaire de l'Institut de droit international* t. X 301, XII 317, XVII 324, XVIII 276, XX 253; 264—266 (Perels-Nekrolog); *Tableau général* p. 339. — Chronik d. Univ. Greifswald für 1890/91 (Lewis-Nekrolog).

A. Teichmann.

**Frantz, Adolph Theodor<sup>1)</sup>**, Kirchenrechtslehrer, \* 14. Oktober 1851 zu Ringleben am Kyffhäuser (Schwarzburg-Rudolstadt) als Sohn eines Rittergutsbesitzers, † 19. Juni 1908 in Kiel. Er besuchte die Schule in Rudolstadt und dann die »Latina« in Halle. Nach sehr gut bestandenem Abiturientenexamen widmete er sich dem Rechtsstudium auf den Universitäten Halle und Heidelberg, legte 1875 in Halle die Referendariatsprüfung ab und erwarb sich (22. Jan. 1876) an der vereinigten Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg mit der Dissertation »Die evangelische Kirchenverfassung in den deutschen Städten des 16. Jahrhunderts« den juristischen Doktorgrad. Unter Veröffentlichung dieser Arbeit in zweiter erweiterter Auflage (Leipzig 1878) habilitierte er sich als Privatdozent in Marburg, wo er 1881 außerordentlicher Professor wurde. Als solcher siedelte er 1889 nach Kiel über und wurde hier 1894 zum ordentlichen Professor befördert. Sein Hauptstudienfach war das Kirchenrecht; daneben pflegte er auch Staats-, Völker-, Ehe- und Verwaltungsrecht. Seine zahlreichen Zuhörer schätzten in ihm einen guten Dozenten; auch war er ihnen ein treuer Berater und wahrer Freund, wie viele Dankesbezeugungen aus diesen Kreisen beweisen. Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten ist, neben Beiträgen zu juristischen Zeitschriften, besonders zu nennen in erster Linie sein »Lehrbuch des Kirchenrechts«, an dem er mit besonderer Liebe gearbeitet hat. Es war speziell für das Studium der Studenten bestimmt und erschien in 1. Auflage Göttingen 1887, in 2. Auflage 1892, in 3. 1899. Ferner sind zu erwähnen »Das katholische Direktorium des Corpus Evangelicorum. Nach handschriftlichen Quellen dargestellt«. Marburg 1880; »Die Patronatsbefugnisse in Bezug auf den Gemeinde-Kirchenrat nach § 6 der Kirchengemeinde- und Synodal-Ordnung vom 10. September 1873«, ebd. 1883; »Die Wahlberechtigung der Geistlichen bei den kirchlichen Gemeindewahlen«, ebd. 1885; »Das Projekt eines Reichs-Concordats und die Wiener Konferenzen von 1804« (in der Festgabe der Kieler Juristen-Fakultät für R. von Jhering, Kiel 1892 S. 157—214), sowie die Fortsetzung »Das Projekt eines Reichskoncordats nach den Wiener Konferenzen 1804—1806« (in der Festschrift der Kieler Juristen-Fakultät für Dr. Albert Hänel, Kiel u. Leipzig 1907 S. 281—337, auf Grund archivalischer Studien in Paris); »Preußen und die katholische Kirche zu Anfang dieses Jahrhunderts« (in der Deutsch. Ztsch. f. Kirchenrecht Bd. I, 1892, S. 19—44 mit Abmahnung vor der damals erwogenen Errichtung einer Nuntiatur in Berlin); Besprechung kirchenrechtlicher Arbeiten im juristischen Literaturbericht 1884—1894 (Ergänzungsband zum Zentralblatt f. Rechtswissenschaft, Leipzig 1896 S. 267 bis 284). — Im Jahre 1882 hatte er sich mit Elisabeth Charlotte Stephan, Tochter des Regierungsrates St. in Berlin, verheiratet; dieser glücklichen Ehe entstammen zwei Söhne. Als ernste, charakterfeste Natur war er der Freude des Lebens weniger zugänglich, Übung von Wohltätigkeit im Stillen ihm Herzensbedürfnis. Voll Liebe zu den Tieren, hatte er in sorgsamer Blumen-

<sup>1)</sup> Totenliste 1908. Band XIII, 29\*

pflege eine glückliche Hand. Eifrig sorgte er für Mehrung seiner wertvollen Münzsammlung. Bei seinen Kollegen stand er in hohem Ansehen wegen seiner Leistungen und großer Pflichttreue, die er auch in den letzten Leidensjahren bis zur letzten Stunde übte. Es war wohl ein Magenleiden, das seinen frühzeitigen Tod nach sich zog. Da er Zuziehung ärztlicher Hilfe stets abgelehnt hatte, ließ sich näheres nicht feststellen. Für humanes Verhalten gegenüber Anderen fand er vielfach dankbare Anerkennung. Sein Andenken wird in Ehren bleiben.

Nach gültigen Mitteilungen der in Kiel lebenden Witwe.

A. T e i c h m a n n.

**Ruland, Carl,**<sup>1)</sup> \* 15. Juli 1834 in Frankfurt a. M., † 13. November 1907 in Weimar. Carl R. stammte aus Frankfurt a. M. und war in seiner stattlichen Erscheinung wie in manchen charaktervollen Eigenschaften seines Wesens ein echter Vertreter des fränkischen Stammes. Er hatte nach beendeter Schulzeit zunächst dem Studium der Theologie sich gewidmet. Sehr jung, noch nicht siebzehn Jahre alt, begann er seine akademischen Studien auf der Tübinger Hochschule, an der er im Frühjahr 1851 immatrikuliert ward. Bald indessen zog ihn auch Kunstgeschichte an; ihr hat er bereits in Tübingen, namentlich aber in Bonn, wohin er sich im Herbst 1852 zu weiteren Studien begab, zugleich mit Sprachwissenschaft und Literatur obgelegen. Damals erfüllte ihn, der in hervorragendem Maße die englische, französische und deutsche Literatur beherrschte, wohl der Gedanke seine Lebensarbeit in dieser Richtung zu suchen. Bald nach Beendigung seiner akademischen Studien hatte er in Frankreich, in St. Etienne, eine Hauslehrerstelle übernommen, nur für kurze Zeit. Bereits im Jahre 1859 vollzog sich die entscheidende Wendung in seinem Leben, die ihm einen neuen und ihm besonders zusagenden Wirkungskreis erschloß. Er wurde als Bibliothekar und Privatsekretär des Prinzen Albert, Gemahls der Königin Viktoria nach England berufen und mit der Verwaltung der Kunstsammlungen betraut, die der feinsinnige Prinz anlegte.

R. besaß, wie ein nach seinem Tode in der Frankfurter Zeitung veröffentlichter Nachruf Bernhard Suphans mit Recht hervorhebt, eine »Kunstseele«, Freude am Schönen und feines Verständnis für die Schöpfungen der Kunst. Hatte er schon in seinen Studien sich manche Kenntnisse auf diesem Gebiet erworben, so gab der mehrjährige Aufenthalt in England, im regen Verkehr mit den bewährtesten Vertretern dieses Faches, sowohl schaffenden wie kritischen und ästhetischen, ihm immer neue Anregung und Gelegenheit zur Erweiterung seines Arbeitskreises. Die zahlreichen Kunstschatze Englands, die ihm in jeder Weise zugänglich waren, wurden eingehend studiert und ein Quell reichen Wissens für ihn. Ein kunstgeschichtliches Werk von Bedeutung, das sein Vorgänger in jener Stellung, Dr. Becker, angefangen hatte, ward von R. mit Unterstützung der Bibliothekare von Windsor, Woodward und Holmes fortgeführt und 1876 zu einer Zeit, als er bereits in Weimar wirkte, zum Abschluß gebracht: »*Raphaël Catalogue, the works of Raphaël Santi's represented in the Raphaël Collection of Windsor-Castle formed by the Prince Consort*« war die wertvolle Frucht dieser Studien und Arbeiten. Der Prinzgemahl selbst war wenige Jahre nach R.s Eintritt in seinen Dienst aus dem Leben geschieden

<sup>1)</sup> Totenliste 1907. Band XII, 73\*

(1861). Die Königin Viktoria, die Wesen und Wert des jungen Kunstgelehrten wohl zu würdigen wußte, hatte ihn indessen in ihre Dienste genommen, zur Fortsetzung jener Arbeiten, aber auch zum Zweck umsichtiger und gediegener Förderung der jüngeren Prinzen und Prinzessinnen in ihren kunstgeschichtlichen Studien.

In diese Zeit fällt eine längere Reise nach Italien (Venedig, Florenz, Rom). Sie diente kunstgeschichtlichen Zwecken, insonderheit wohl des oben erwähnten Raphaël-Werkes. In Rom erfreute er sich des Vorzuges, daß ihm der unbeschränkte Zutritt zu den päpstlichen Sammlungen gestattet ward. Der Aufenthalt in jenen Kunststätten, dem ein zweiter (1872) von Weimar aus folgte, ferner Reisen nach Wien und Holland im achten und neunten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts galten stets besondern Studienzwecken, auf die hinterlassene Vorarbeiten — Zusammenstellungen der Werke Michel-Angelos und Lionardos — hindeuten. Zur Fertigstellung fehlte dem vielbeschäftigten Manne wohl die Muße; so ist von ihnen nichts veröffentlicht worden. Jene Reisen waren indessen nicht nur in künstlerischer und kunstgeschichtlicher Beziehung von Bedeutung für ihn, sondern auch für die Tätigkeit, die zu seiner Lebensaufgabe geworden war, für die Leitung von Kunstsammlungen.

Im Jahre 1867 war R. aus seiner Stellung in England geschieden, die ihn in ein näheres persönliches Verhältnis zu den Mitgliedern des Königshauses gebracht hatte. Königin Viktoria schätzte wie seine Kenntnisse und sein Können auch die menschlich schönen Seiten seines Wesens, die Treue und Zuverlässigkeit seines Charakters, seine ehrenwerte Gesinnung. Auch mit der Kaiserin Friedrich, wie mit den andern Kindern des Prinzgemahls, verbanden ihn ungetrübt die in Jugendjahren geknüpften Beziehungen bis zu der so schnell sich vollziehenden Auflösung des Geschlechtes, das aus der Ehe des Prinzgemahl hervorgegangen war.

Im Jahre 1870 ist R. nach Weimar berufen worden als Direktor der Großherzogl. Kunstsammlungen und des Museums. Eine eigentliche Zentralisierung der Kunstschatze des Großherzogl. Hauses, die an einzelnen Sammelpunkten wie Bibliothek, Wittumspalais und Fürstenhaus zerstreut gewesen waren, war durch den Bau des Museums vorbereitet worden, das im Jahr 1869 vollendet und seiner Bestimmung übergeben werden konnte. Was sein Vorgänger Dr. von Zahn in einer nur kurzen Tätigkeit in Weimar eingeleitet hatte, führte R. in wesentlicher Erweiterung und auf neuen Grundlagen aus. Er wußte durch geschickte Ordnung des Materials und unter umsichtiger Verwendung der ihm zur Verfügung stehenden beschränkten Mittel das Museum zu einer gern aufgesuchten und wohlgewürdigten Kunststätte zu machen. Als besondere Aufgabe pflegte er mit sicherem Verständnis die Ordnung und Vervollständigung der Sammlung, die an Gemälden nur einen kleinen, aber für die deutsche Kunst bedeutungsvollen Bestand, einen desto reicheren aber an Handzeichnungen großer Meister, Kupferstichen, Radierungen, Aquarellen aufweist, der zum Teil sich auf wertvollen Besitz aus Karl Augusts und Goethes gemeinsamem Wirken aufbaut. R. bewährte nach Lübkes Zeugnis sich als ein ganz vorzüglicher, durch reiche Kenntnisse und vielfache Erfahrungen erprobter Verwalter. Auch die Pflege der kunstgewerblichen Interessen erfreute sich seiner tätigen und erfolgreichen Aufmerksamkeit.

Wiederholte Berufungen nach außerhalb, so namentlich nach Berlin (1872

und später als Direktor der Kupferstichsammlungen des Museums 1878) lehnte er in innerer Befriedigung an seiner Tätigkeit in Weimar ab, wo ihm seine 1872 erfolgte Vermählung mit einer hochbegabten und geschätzten Schauspielerin, Fräulein Marie Schulze, auch das tiefempfundene Fundament eines glücklichen Familienlebens gegeben hatte. Vor allem aber fesselte ihn an Weimar die Anerkennung, die seinem Wirken Großherzog Carl Alexander und Großherzogin Sophie, beide auf Grund ernster Beschäftigung mit Kunst und künstlerischen Ideen feine Beurteiler, spendeten; »Das Dienstliche zu klären und zu erhöhen durch Hingabe seines Eigensten und Besten« bezeichnet Bernh. Suphans Nachruf in der Frankf. Ztg. treffend als völlig in R.s Art gelegen. Nicht nur in dem Dienst des Amtes, sondern in dem Dienst des Fürstenhauses, das in seinen so vielseitig sich verzweigenden Beziehungen zur Kunst R.s lauterer Urteil und wohlüberlegten Rat gern in Anspruch nahm. So bildete sich wie früher in Windsor auch in Weimar ein in »Huld und Treue« begründetes, persönliches Verhältnis zu dem Großherzoglichen Paare, an dem auch Erbgroßherzog Karl August und die Prinzessinen Marie und Elisabeth teilnahmen.

Der 25. Jahrestag der Einweihung des Museums gab dem Staatsministerium die gern benutzte Gelegenheit, in einem an R. gerichteten Schreiben dem Leiter der Anstalt herzlichen Dank für die Treue und sorgsame Hütung, die Sichtung und sachkundige Ordnung, die mit seltener Fachkenntnis und glücklicher Hand bewirkte Vermehrung der Sammlungen auszusprechen.

In diese Zeit seiner Tätigkeit fällt der Beginn der evolutionären Bewegung in der bildenden Kunst Deutschlands. R. stand in seinen Kunstanschauungen unzweifelhaft auf konservativem Boden, aber der Ernst und die tiefe Wahrhaftigkeit, die sein ganzes Wesen durchleuchteten und erwärmten, ließen ihn künstlerische Fragen nie vom Parteistandpunkt aus behandeln; sein reiches Kunstwissen schloß Einseitigkeit im Kunsturteil aus. Er verhielt sich zurückhaltend gegen einen sich überstürzenden Radikalismus und seine dröhnenden Schlagworte; aber er wußte immer in dem Wahren auch das Schöne zu würdigen, wenn es gut war, d. h. echten, geistigen Gehalt hatte und durch lautere künstlerische Erfassung und Durchführung wirkte.

Kränklichkeit, namentlich ein Augenleiden, veranlaßte ihn im Jahre 1906 auf seine, fast vierzig Jahre bekleidete amtliche Tätigkeit zu verzichten.

Aus der weimarerischen Zeit stammen verschiedene katalogographische Veröffentlichungen: 1878 im Todesjahr des von ihm hochverehrten Meisters Friedrich Preller, des Älteren, sein treffliches Verzeichnis der Werke desselben, dem er 1904 folgen ließ die Radierungen Friedrichs Prellers; das Lutherjahr 1883 gab ihm Veranlassung zu einer Schaubildausstellung der zahlreichen Lutherblätter und Bilder im weimarerischen Besitz, über welche er unter dem Titel Luther-Ausstellung im Großherzogl. Museum berichtet hat. — Auch an anderen Gedenktagen (die Vierhundertjahrfeier des Hans Sachs (1894), die dreihundertjährige Gustav Adolfs (1896), den Jahrhunderttag des Todes Friedrich Schillers) liebte er durch solche Ausstellungen die Gefeierten weiteren Kreisen näher zu bringen und den allgemeinen Veranstaltungen einen tieferen Sinn zu geben. Seine Kataloge tragen alle den Stempel exakter wissenschaftlicher Forschung, einer Gründlichkeit, auf die er den allergrößten Wert legte. Jeder hat dies dankbar empfunden, der sich an R. mit der Bitte um Rat und Auskunft wandte, die stets mit größter Liebeshülflichkeit und Verlässlichkeit

gewährt wurden. Auch auf numismatischem Gebiet war er ein tätiger und kenntnisreicher Arbeiter. Seine eigene Sammlung von Frankfurter Münzen und Medaillen bezeugte dies und ebenso die im Auftrag der Großherzogin Sophie von Sachsen angelegte Sammlung von Luthermedaillen und Münzen, die jetzt aufgenommen ist in die Sammlung von Münzen und Medaillen zur Geschichte der evangelischen Kirche im Großherzogl. Münzkabinett. Gemeinsam mit Dr. L. Pfeiffer gab er 1882 unter dem Titel »*Pestilentia in nummis*« eine Geschichte der großen Volkskrankheiten in numismatischen Dokumenten als Beitrag zur Geschichte der Medizin und der Kultur heraus, und als Nachtrag die »Deutschen Pestamulette«.

Eine erhebliche Erweiterung seines Wirkungskreises brachte das Jahr 1885. Das Testament des im April 1885 verstorbenen letzten Goethe hatte das Goethehaus mit seinem gesamten Inhalt dem weimarischen Staat überwiesen. Die Leitung dieses nunmehr dem deutschen Volke eröffneten Goethe-National-Museums ward R. übertragen und er 1886 auch zum Vorsitzenden des Kuratoriums desselben ernannt. Er war nach dem Gang seiner Studien und auf Grund seiner Vertrautheit mit allem, was mit Goethe zusammenhing, der Berufenste zu dieser Stellung. Allerdings waren die Kunstsammlungen von den Nachkommen Goethes mit größter Pietät zusammengehalten und von dem trefflichen Christian Schuchardt behütet worden. Allein nun galt es doch, diese in eine neue Ordnung zu bringen und die geeigneten Einrichtungen dafür zu schaffen, zugleich aber auch die Räume des Hauses, die zum Teil vermietet gewesen waren, tunlichst wieder in den Zustand zu versetzen, in dem sie sich zu Lebzeiten Goethes befunden hatten. R. unterzog sich dieser Aufgabe und hat nach Lübkes Worten »mit der von Goethe gerühmten Liebe und Leidenschaft das anvertraute kostbare Gut verwaltet und dasselbe immer mehr der Allgemeinheit zugänglich und nutzbar zu machen gestrebt«. Nicht nur Weimar und die Goethefreunde, das deutsche Volk, und wer immer sich an geistigen Besitzen erfreut, ist ihm dafür zu Dank verpflichtet. Mit dem Scheiden aus dem Amt des Direktors der Großherzogl. Museen legte er auch die Leitung des Goethe-National-Museums nieder.

Gleichzeitig mit dem National-Museum war auch die Goethe-Gesellschaft ins Leben getreten. R. hatte lebhaften Anteil genommen an ihrer Gründung und war alsbald in den Vorstand und zum stellvertretenden Vorsitzenden des geschäftsführenden Ausschusses gewählt worden. Von 1887 an übernahm er den Vorsitz in diesem und ward im Jahre 1899 nach dem Tode des greisen Eduard von Simson zum Präsidenten der Gesellschaft gewählt. Seine aufopfernde und fruchtbringende Mühewaltung in diesen Stellen ist der Gesellschaft zwei Jahrzehnte hindurch zugute gekommen. Die dankbare Anerkennung dafür fand im Jahr 1906, als R. auch hier sein Amt niederlegte, ihren Ausdruck darin, daß der Vorstand ihn zum Ehrenmitglied der Gesellschaft ernannte und durch eine Abordnung ihm eine von B. Suphan in herzlichen und ehrenden Worten abgefaßte Dankadresse überreichen ließ. Mit dem schönen Gleichmaß, das wie seine Handschrift auch ihn selbst auszeichnete, und in seiner ganzen Lebenstätigkeit den in sich gefesteten, in äußerer und innerer Arbeit gereiften und erprobten Charakter erkennen ließ, hat sich Karl R. in die Jahrbücher der Kunststadt Weimar und der deutschen Kunstgeschichte für alle Zeiten eingetragen. Titel und Orden, herzliche Freundschaft und Verehrung haben



ihm den Dank dafür gesagt. Er hat das stets dankbar empfunden. Keine Auszeichnung aber hat ihm größere Freude bereitet als die Verleihung des Dokortitels *hon. c.* durch die philosophische Fakultät der Universität Jena (1889), am nämlichen Tage, als sie Schiller's Enkel, den Maler Ludwig von Gleichen-Rußwurm in gleicher Weise ehrte, am 26. Mai, dem Tage, an dem vor hundert Jahren Friedrich von Schiller seine akademische Tätigkeit dort begonnen hatte.

P. v. B o j a n o w s k i.

---

Berichtigung.

In dem Nekrolog auf Braunmühl Band XIII ist das Todesjahr S. 341 und 342 abzuändern in: 1908.

---

# I. Alphabetisches Namenverzeichnis

zum

Deutschen Nekrolog vom 1. Januar bis 31. Dezember 1909.

Name	Verfasser	Seite	Name	Verfasser	Seite
Adler, Heinrich	<i>A. Kronfeld</i>	125	Holle, Ludwig	<i>H. Diez</i>	314
Barth, Theodor	<i>G. Gothein</i>	337	Holstein, Friedrich v.	<i>H. Diez</i>	304
Bion, HermannWalter	<i>O. Haggemacher</i>	56	Hompesch, Alfred	<i>H. Diez</i>	316
Burckardt, H.	<i>E. Mittwoch</i>	301	Graf v.		
Carneri, Bartholomäus	<i>F. Jodl</i>	3	Huber, Jacques	<i>Th. Vetter</i>	90
von			Hunziker, Otto	<i>O. Haggemacher</i>	34
Dahn-Hausmann, Marie	<i>A. Freiherr v. Mensi</i>	79	Imfeld, Xaver	<i>F. Becker</i>	97
Deutsch, Samuel Mart.	<i>H. v. Soden</i>	155	Joos, August	<i>E. v. Salkwürk</i>	160
Dreves, Guido Maria	<i>A. Dreyer</i>	196	Juch, Ernst	<i>A. Bettleheim</i>	109
Dvořak, Max	<i>Fischer</i>	32	Karl (Abt)	<i>R. Charmatz</i>	300
Engelmann, Wilhelm	<i>R. du Bois-Rey- mond</i>	213	Karl Theodor, Herzog	<i>Wölfflin</i>	187
Erhard, Adolf	<i>H. Fahrbacher</i>	51	Kauffmann, Emil	<i>K. Grunsky</i>	127
Erk, Fritz	<i>A. Schmauß</i>	117	Kaulbach, Hermann v.	<i>H. Holland</i>	200
Exner, Emilie	<i>M. v. Ebner- Eschenbach</i>	10	Kelle, Johann v.	<i>J. Seemüller</i>	105
Fenner, Paul	<i>P. Gast</i>	250	Keller-Jordan, Hen- riette	<i>A. Dreyer</i>	195
Gomperz, Julius v.	<i>A. Oberländer</i>	219	Kink, Julius v.	<i>R. Maresch</i>	114
Grimminger, Adolf	<i>O. Güntler</i>	76	Krumbacher, Karl	<i>K. Dieterich</i>	136
Hartmann, Albert	<i>H. Holland</i>	125	Lang, Georg	<i>A. Freiherr v. Mensi</i>	77
Hauser, Alois	<i>H. Holland</i>	164	Leher, Heinrich	<i>A. Dreyer</i>	191
Hausrath, Adolf	<i>O. Frommel</i>	294	Liliencron, Detlev v.	<i>H. Spiero</i>	250
Heinze, Max	<i>G. Heinrici</i>	221	Marcks, Alexander	<i>H. Holland</i>	171
Heß, Anton	<i>H. Holland</i>	167	Mauthe, Christian		124
Hey, Julius	<i>H. Roth</i>	142	Merx, Adalbert	<i>G. Beer</i>	28
Hilty, Karl	<i>J. Schollenberger</i>	88	Meyer, Oskar Emil	<i>A. Kistner</i>	157
			Meyer-Mainz, Paul	<i>H. Holland</i>	171
			Mitterwurzer, Wilhel- mine	<i>J. Minor</i>	150
			Mittnacht, Hermann	<i>O. Elben</i>	
			Freiherr v.		60

Name	Verfasser	Seite	Name	Verfasser	Seite
Müller, Karl v.	<i>A. Dreyer</i>	199	Schenkel, Karl	<i>F. Lewald</i>	231
Ortlieb, Friedrich	<i>H. Holland</i>	172	Scherer, Georg	<i>H. Holland</i>	179
Otterstedt, Karl Alex- ander Freiherr v.	<i>E. Morasch</i>	135	Schneider, Alex- ander v.	<i>Beck</i>	100
Perponcher-Sedlnitzki, Friedrich Graf v.	<i>H. Diez</i>	313	Schneider, Lina	<i>F. Zilcken</i>	163
Pestalozzi, Hans	<i>R. Billeter</i>	25	Schuler, GeorgMichael	<i>H. Holland</i>	181
Reder, Heinrich v.	<i>H. Holland</i>	173	Schultheiß, Albrecht	<i>F.H. Holland</i>	183
Reinhardstoettner, Karl v.	<i>A. Dreyer</i>	192	Schultz, Alwin	<i>H. Schmerber</i>	91
Reiniger, Otto	<i>E. Morasch</i>	123	Sepp, Johannes Nep.	<i>H. Holland</i>	205
Reithmann, Christian	<i>A. Dreyer</i>	198	Sinding, Otto	<i>H. Holland</i>	185
Rezniček, Ferdinand Freiherr v.	<i>H. Holland</i>	177	Sonnenthal, Adolf v.	<i>ŷ. Minor</i>	153
Rieger, Max	<i>K. Sell</i>	37	Stälin, Paul Friedrich	<i>E. Schneider</i>	110
Roeder v. Diersburg, Wilhelm Freiherr	<i>H. Freiherr v. Röder- Diersburg</i>	118	Stauffer, Albrecht	<i>A. Dreyer</i>	198
Roempler, Alexander	<i>ŷ. Minor</i>	148	Stöcker, Adolf	<i>E. Freiherr v. d. Goltz</i>	327
Rommel, Otto	<i>W. Lang</i>	49	Sturm, Eduard	<i>E. v. Plener</i>	112
Rosthorn, Alfons v.	<i>ŷ. Schottländer</i>	94	Taussig, Theodor v.	<i>F. Schmid</i>	271
Scala, Arthur v.	<i>ŷ. Folnesics</i>	336	Thiersch, Ludwig	<i>H. Holland</i>	211
Schaltegger, Emanuel	<i>H. Holland</i>	178	Weiß, Reinhard	<i>O. Zaretsky</i>	199
			Wickhoff, Franz	<i>M. Dvořak</i>	317
			Wiegand, Heinrich	<i>W. Hochstetter</i>	18
			Ziegler, Clara	<i>Alfred Freiherr v. Mensi</i>	82

## II. Alphabetisches Namenverzeichnis

der

Ergänzungen und Nachträge.

---

Name	Verfasser	Seite	Name	Verfasser	Seite
Auer, Hans Wilhelm	<i>A. Bauer</i>	366	Pipitz, Ernst Franz	<i>Ortner</i>	386
			Ruland, Carl	<i>P. v. Bojanowski</i>	393
Frantz, Adolf Theodor	<i>A. Teichmann</i>	393	Scheibner, Wilhelm		381
Hantel, Georg		368	Schelling, Hermann v.	<i>A. Teichmann</i>	387
Löwy, Maurice		375	Stern, Adolf	<i>H. Spiero</i>	371
Mauthner, Max Freiherr v.	<i>R. Maresch</i>	383	Stoerk, Felix	<i>A. Teichmann</i>	389
Meyer, Adolf		376	Vogel, Hermann Carl		373
			Wurmb, Karl	<i>H. Fuchs</i>	368

---

# TOTENLISTE

1909.

Ein Stern (\*) vor dem Namen bezeichnet, daß das Biographische Jahrbuch dem Toten einen eigenen Nekrolog gewidmet hat, auf den mit *Bf* unter Angabe von Band- und Seitenzahl verwiesen ist; die am Schlusse jedes Artikels der Totenliste angeführte Literatur verzeichnet die Quellen des Bearbeiters und gibt auch weitere, zum Teil aus zweiter Hand geschöpfte Hinweise; **W** deutet dabei an, daß dort ein Verzeichnis der Werke des Verstorbenen, **P**, daß ein Porträt beigegeben ist, **N**, daß sich ein ausführlicher Nekrolog an der betreffenden Stelle findet.

Andere Abkürzungen sind:

- |   |  |   |
|---|--|---|
| <i>AD</i> = Das akademische Deutschland. Biogr.-bibliogr. Handbuch f. d. Universitäten d. Deutschen Reiches. Leipzig 1905—06. | <i>DRG</i> = Deutsche Rundschau f. Geogr. u. Statistik.                                | <i>fB</i> = Jahrbuch d. deutschen Bibliotheken.                           |
| <i>ADB</i> = Allgem. Deutsche Biographie.   | <i>DZL</i> = Deutsches Zeitgenossen-Lexikon.   | <i>fSG</i> = Jahresberichte d. Schles. Gesellschaft f. vaterländ. Kultur. |
| <i>AF</i> = Arbeiterfreund.   | <i>EG</i> = Ludw. Eisenbergs Großes Biogr. Lexikon d. Deutschen Bühnen i. 19. Jahrh.   | <i>fSTG</i> = Jahrbuch d. Schiffbautechnischen Gesellsch.                 |
| <i>AL</i> = Alberti, Lexikon d. Schlesw.-Holstein.-Lauenburg. u. Eutin. Schriftsteller von 1866—1882.                         | <i>EL</i> = Eckart, Lexikon d. Niedersächsischen Schriftsteller 1891.                  | <i>IZ</i> = Leipz. Illustrierte Zeitung.                                  |
| <i>AMZ</i> = Allg. Musikzeitung.  | <i>FT</i> = Freiherrl. Taschenbuch.  | <i>K</i> = Kukula, Bibliogr. Jahrbuch d. Deutschen Hochschulen.           |
| <i>ASG</i> = Anzeiger f. Schweizer Geschichte.  | <i>FZ</i> = Frankfurter Zeitung.   | <i>Kchr</i> = Kunstchronik.   |
| <i>BB</i> = Börsenblatt.  | <i>G</i> = Globus.   | <i>KFA</i> = Kunst f. Alle.   |
| <i>BKW</i> = Berliner Klinische Wochenschrift.  | <i>GA</i> = Geogr. Anzeiger.   | <i>Kf</i> = Kirchliches Jahrbuch.   |
| <i>BMW</i> = Boetticher, Malerwerke d. 19. Jahrh.   | <i>GK</i> = Geographen-Kalender.   | <i>KL</i> = Kürschner, deutsch. Literatur-Kalender.                       |
| <i>BR</i> = Brümmer, Lexikon d. deutschen Dichter u. Prosaisten d. 19. Jahrh.   | <i>GT</i> = Gräfliches Taschenbuch.  | <i>KM</i> = Konservative Monatsschrift.                                   |
| <i>BT</i> = Briefadelig. Taschenbuch.   | <i>GZ</i> = Geogr. Zeitschrift.  | <i>KR</i> = Keiters Kathol. Literatur-Kalender.                           |
| <i>BW</i> = Bühne u. Welt.  | <i>HA</i> = Handbuch f. d. Preuß. Abgeordnetenhaus.                                    | <i>KVZ</i> = Kölnische Volkszeitung.                                      |
| <i>BZ</i> = Dietrich, Bibliographie d. Zeitschriften-Literatur.   | <i>HBL</i> = A. Hirsch, Biogr. Lexikon d. hervorragenden Ärzte aller Zeiten u. Völker. | <i>KW</i> = Kunstwart.  |
| <i>DAG</i> = Deutsch-Amerikan. Geschichtsblätter.   | <i>HC</i> = Hamburgischer Correspondent.   | <i>L</i> = Leopoldina.  |
| <i>DBZ</i> = Deutsche Bauzeitung.   | <i>HH</i> = Handbuch f. d. Preuß. Herrenhaus.  | <i>LE</i> = Literarisches Echo.   |
| <i>DE</i> = Deutsche Erde.  | <i>Hf</i> = (Herders) Jahrbuch f. Zeit- u. Kulturgeschichte.                           | <i>Lf</i> = Löbells Jahresberichte.                                       |
| <i>DfZ</i> = Deutsche Juristen-Zeitung.   | <i>HK</i> = Gothaischer Hofkalender.   | <i>LZ</i> = Literar. Zentralblatt.  |
| <i>DKB</i> = Deutsches Kolonialblatt.   | <i>HL</i> = Hessenland.  | <i>MAZ</i> = Münch. Allgemeine Zeitung.                                   |
| <i>DKZ</i> = Deutsche Kolonialzeitung.  | <i>HV</i> = Historische Vierteljahrsschrift.   | <i>M. d. A.</i> = Mitglied d. Preuß. Abgeordnetenhauses.                  |
| <i>DMW</i> = Deutsche Medizin. Wochenschrift.   | <i>fAW</i> = Jahresberichte über d. Fortschritte d. klass. Altertumswissenschaft.      | <i>M. d. R.</i> = Mitglied d. Reichstags.                                 |
|   |  | <i>MMW</i> = Münch. Medizin. Wochenschrift.                               |
|   |  | <i>MS</i> = Müller-Singer, Allgem. Künstler-Lexikon.                      |
|   |  | <i>MW</i> = Militär-Wochenblatt.  |
|   |  | <i>MWB</i> = Musikal. Wochenblatt.  |

*MZ* = Militärzeitung, Berlin.  
*NFP* = Neue Freie Presse.  
*NMZ* = Neue Musikzeitung.  
*NR* = Naturwissenschaftl. Rundschau.  
*NS* = Niedersachsen.  
*NTA* = Neuer Theater-Almanach.  
*NZ* = Nationalzeitung.  
*OA* = Deutscher Ordens-Almanach.  
*ÖR* = Österreichische Rundschau.  
*PBL* = Pagel, Biogr. Lexikon hervorragender Ärzte d. 19. Jahrh.  
*PF* = Poggendorff, Biogr.-

literar. Handwörterbuch z. Geschichte d. exakten Wissenschaften.  
*PY* = Pataky, Lexikon deutscher Frauen d. Feder.  
*R* = Riemann, Musiklexikon. 7. Aufl. 1909.  
*RH* = Reichstags-Handbuch  
*T* = Tag, III. Teil.  
*TB* = Thieme-Becker, Allgem. Lexikon d. bildenden Künstler.  
*TJ* = Theologischer Jahresbericht.  
*TL* = Totenliste.  
*TR* = Tägliche Rundschau.

*TRU* = Tägliche Rundschau. Unterhaltungsbeilage.  
*Ü* = Überall.  
*UT* = Uradeliges Taschenbuch.  
*VZ* = Vossische Zeitung.  
*VZT* = Vossische Zeitung, Totenliste.  
*W* = Woche.  
*WI* = Wer ist's?  
*WJ* = Württemberg. Jahrbücher f. Statistik u. Landeskunde.  
*WMW* = Wiener Medizin. Wochenschrift.  
*ZB* = Zentralblatt d. Bauverwaltung.

Berlin.

Dr. Holleck-Weithmann.

## 1909.

**Abraham**, Albrecht, (Pseud.: Albrecht Römer), *Dr. iur.*, Hrsg. d. Korrespondenz f. Kunst u. Wissenschaft, Reuterforscher; \* Schlawe 4. VII. 1859; † Berlin 6. IX. — *VZ* 7. IX. A.-A.; *KL* 1909, 1362 (**W**); *WI* 4, 1160 (**W**); *LE* 12, 82.  
**Achells**, Thomas, *Dr. phil.*, Prof., seit 1905 Direktor des Neuen Gymn. in Bremen, bek. philos. u. ethnogr. Schriftst., Verf. soziolog., ethischer u. religionswiss. Werke; \* Gröpelingen b. Bremen 17. VI. 1850; † Capri 17. VI. — *VZ* 17. VI. A.-A.; *HJ* 1909, 406; *IZ* 133, 843; *WI* 4, 3 (**W**); *KL* 1909, 4 (**W**); *GK* 1910, 233; *DRG* 31, 521; *G* 96, 67; *LE* 11, 1480; *Sexual-Probleme* 1909, 561 (F. S. Krausa); *TJ* 29, 8, 583.  
**Adickes**, Ernst, Amtsgerichtsrat, Vors. d. Westdeutsch. Fischerei-Verb., auf d. Gebiete d. Seefischerei schriftst. tätig; \* Gut Heuhausen b. Dorum i. Lande Wursten 18. VIII. 1845; † Nienburg a. W. 17. VII. — *Mitt. d. deutsch. Seefischerei-Vereins* Bd 25, 234.  
**Adler**, Heinrich, *Dr. med.*, Chefred. d. \*Wiener Mediz. Wochenschr.\* u. Red. d. \*Monatsschr. f. Gesundheitspflege\*; \* Preßburg 5. VIII. 1849; † Wien 27. XI. — *BJ* XIV, 125 (A. Kronfeld); *NFP* 27. XI. A.-Bl.; *WMW* 59, 2842/43; *MMW* 56, 2504; *Wiener Klin. Wochenschr.* 1909, 1687.

**Ahlwardt**, Wilhelm, Geh. Reg.-Rat, Prof., *Dr. phil.*, Prof. d. semit. Sprachen a. d. Univ. Greifswald, Senior d. philos. Fakultät; \* Greifswald 4. VII. 1828; † das. 2. XI. — *VZ* 4. XI. M.-A.; *HJ* 1909, 406; *IZ* 133, 941/42 (I. Feuder m. **P**); *WI* 4, 9 (**W**); *KL* 1909, 10 (**W**); *K* 4 (**W**); *Chronik d. Univ. Greifswald* 24, 6—8 (O. Procksch).  
**Albrecht**, Henry, Maler, Mitarb. an Witzblättern, bes. d. Flieg. Blättern; \* Memel 30. IV. 1857; † Starnberger See i. d. Nähe von Possenhofen 10. IX. — *VZ* 14. IX. M.-A.; *TB* 1, 233 (**W**); *MS* Nachtr., 3.  
**Alvensleben**, Gebhard Nikolaus von, Oberforstmeister a. D., Mitgl. d. statist. Zentralkomm., seit 1880 M. d. H.; \* Brandenburg a. H. 22. VIII. 1824; † Potsdam 6. V. — *NZ* 7. V. M.-A.; *WI* 4, 16; *HH* 1904, 299; *UT* 1910, 2.  
**Ammon**, Oskar von, Kgl. bayer. Geh. Rat, Senatspräs. a. D. b. Oberlandesger. i. München; \* Erlangen 24. XI. 1827; † München 24. VI. — *VZ* 28. VI. A.-A.; *BT* 1909, 8.  
**Andelfinger**, Augustin, Jesuit, einer d. bed. Kanzelredner Deutschlands; \* Altshausen i. Württbg.; † Exaeten, Holland 1. II. — *HJ* 1909, 406; *KL* 1909, 22.  
**Andersen**, Karl Joachim, Komponist, Dirigent u. Flötenvirtuose, Mitbegr. d. Berlin. Philharm. Orchesters, seit 1893 Dirig. d.

- Palais-Orchesters i. Kopenhagen; \* Kopenhagen 29. V. 1847; † das. 6. V. — HJ 1909, 406; WI 4, 19; R 34.
- Andrée**, Ferdinand, *Dr. med.*, Generalarzt a. D., zul. Divisionsarzt d. 28. Div. i. Karlsruhe; \* Greifenhagen 12. II. 1841; † Wiesbaden 30. I. — VZ 2. II. A.-A.; OA 1908/09, 20.
- Angerer**, Gottfried, *Dr. phil.*, Prof., Chordirigent u. Komponist, Direkt. d. Zürich. Musikakad.; \* Waldsee i. Württbg. 3. II. 1851; † Zürich 19. VIII. — VZ 20. VIII. A.-A.; HJ 1909, 406; IZ 133, 492; Musik 8, 4; NMZ 30, 500; R 38.
- Arco-Valley**, Emmerich Graf von u. zu, seit 1908 Deutsch. Gesandter i. Brasilien, vorher i. Griechenland; \* München 8. II. 1852; † Petropolis 14. VII. — VZ 14. VII. A.-A., 15. VII. M.-A.; HJ 1909, 406; IZ 133, 269; WI 4, 25; GT 1909, 31; Süd- u. Mittel-Amerika 1909, 285; Bayerland 1909, 594 (P).
- Arleth**, Emil, *Dr. phil.*, seit 1905 Prof. d. Philos. a. d. Univ. Innsbruck, vorher i. Prag, ausgez. Kenner d. griech. Philos.; \* Eperies i. Ungarn 10. IX. 1856; † Innsbruck 9. III. — Deutsche Arbeit 8, 607 (A. Marty m. P u. W); HJ 1909, 406; KL 1909, 31; K 9.
- Arnim**, Gustav von, General d. Inf. z. D., à l. s. d. Garde-Jäger-Bat., ehem. Kommand. d. Reit. Feldj.-Korps, bis 1890 Insp. d. Jäger u. Schützen, Ritter d. Eis. Kr. 1. Kl.; \* Potsdam 28. I. 1829; † Berlin 20. IV. — VZT; HJ 1909, 406; IZ 132, 999; KM 66, 868/69; Ü 11, 648; WI 4, 28; UT 1909, 18.
- Aschenbroich**, Heinrich, Historien- u. Genre-Maler, Gemälderestaurator; \* Volmerswerth b. Düsseldorf 18. XII. 1839; † Düsseldorf 26. XII. — VZ 27. XII. A.-A.; HJ 1909, 406; TB 2, 176; BMW 1, 41 (W); Kchr 21, 229.
- Aschinger**, Karl, Mitbegr. d. bek. Aschinger-Bierquellen; \* Derdingen, Oberamt Maulbronn 19. X. 1855; † Berlin 5. V. — NZ 6. V. M.-A.; HJ 1909, 407.
- Aschkinaß**, Emil, Prof., *Dr. phil.*, Privatdoz. d. Physik a. d. Univ. Berlin, vielverspr. Physiker, bes. auf d. Geb. d. Optik u. Elektrizität; \* Berlin 8. I. 1873; † das. 1. III. — VZ 2. III. A.-A.; Chronik d. Univ. Berlin 22, 8; WI 4, 33; PF 4, 1, 43 (W).
- Asseburg**, Egbert Graf von d., Generallt. z. D., bis 1902 Kommand. d. 1. Kav.-Brig., Präs. d. Deutsch. Reichsausschusses f. d. Olymp. Spiele; \* 1. I. 1847; † Berlin 31. III. — VZ 31. III. A.-A., 1. IV. M.-A.; HJ 1909, 407; IZ 132, 606 (P); KM 66, 865; GT 1909, 40.
- Asseburg-Falkenstein**, Ludwig Graf von d., Wirkl. Geh. Rat, seit 1893 Oberjägermeister d. Kaisers, M. d. H., zeitweise dessen Schriftführer; \* Meisdorf a. H. 16. VI. 1829; † das. 20. IV. — VZ 22. IV. M.-A.; HJ 1909, 407; IZ 132, 999; KM 66, 867; HH 1904, 300; GT 1909, 40.
- Attems**, Heinrich Graf von, aus d. Hause Patzenstein, Schöpfer d. Naturparks Leechwald b. Graz, Gründer d. Grazer Kunstgewerbe-, d. Grödener Schnitzschule u. a.; \* St. Florian 28. XI. 1834; † Graz 11. VIII. — HJ 1909, 407; GT 1909, 46.
- Aulhorn**, Emil, *Dr. iur.*, Oberkriegsger.-Rat b. Gouv. Berlin; \* 1846; † Berlin 3. I. — VZ 5. I. M.-A.; W 2, 50; OA 1908/09, 35.
- Aye**, Hermann Adalbert, *Dr. med.*, Sanitätsrat, bek. Arzt; \* Berlin 18. VIII. 1858; † Charlottenburg 20. III. — VZT; OA 1908/09, 37.
- Baas**, Johann Hermann, Mediz.-Rat, Prof., *Dr. med.*, einer d. bek. u. verdientesten Medizinalstatist., Erfinder d. Phonometrie, Spezialarzt f. Augenkrankh., Medizinalhist.; \* Bechtheim i. Rheinhess. 24. X. 1838; † Worms 10. XI. — VZ 16. XI. M.-A.; IZ 133, 1046 (J. Marcuse m. P); WI 4, 39; KL 1909, 39 (W); DMW 35, 2078; MMW 56, 2400; PBL 64 (P); HBL 1, 241; BZ 25, 58 [Vom Rhein 1909, 89 (Weckerling)]; Wiener klin. Wochenschr. 1909, 1686 (M. Neuburger) 26, 60 [Janus 14, 898 (Pagel)]; Mitt. z. Gesch. d. Mediz. u. Naturwiss. Bd. 9, 109].
- Bachofner**, Anna, Volks- u. Jugendschriftst., Biographin ihres Gatten; \* 15. VI. 1839; † Männdorf a. Zürichsee 2. II. — BB v. 9. II. (W); PY 1, 29 (W).
- Badeni**, Graf Casimir Felix, *Dr. iur.*, k. k. Geh. Rat, v. Sept. 1895 bis Nov. 1897 österr. Ministerpräs., bekannt durch d. 1899 wieder aufgehobenen Sprachenverordnungen; \* Surochów 14. X. 1846; † Lemberg 9. VII. — VZT; WI 4, 42; GT 1909, 50.
- Badewitz**, Siegfried, ehem. Schauspieler; \* Leobschütz 11. VIII. 1842; † Hamburg 6. II. — NTA 1910, 101.
- Badt**, Benno, *Dr. phil.*, Prof., Oberl. a. städt. Johannis-Gymn. zu Breslau, klass. Philologe, als solcher auch literar. tätig; \* Schwesenz, Prov. Posen 17. I. 1844; † Breslau 15. IV. — JSG Nchr., 1/2 (Landien); Jüd. Presse 1909, 159/60 Beil. Nr. 17 (P); Allg. Zt. d. Judent. 1909, Beil. Nr. 18.
- Baler**, Christian, *Dr. phil.*, Provinzialschulrat, bis 1904 Direkt. d. Lessing-Gymn. i. Frankfurt a. M., bedeut. Schulmann; \* Kassel 1854; † das. 18. V. — D. humanist. Gymn. 20, 182/83.
- Bail**, Friedrich, Stadtältester von Berlin;



- \* Wohlau 27. XI. 1836; † Charlottenburg 4. V. — Wirkte zuerst im Eisenbahndienst, nach Verstaatlichung d. Bahnen wurde er Eisenbahndirektor i. Köln, später Generaldirektor d. Dortmund. Berg- u. Hütten-Ges. Ende der 80er Jahre zog er nach Berlin, wo er sich dem Gemeindeleben widmete; 1889—1896 war er unbesoldeter Stadtrat. — VZ 5. V. M.-A.
- Baist**, Albrecht, Generalsekretär d. national-lib. Landespartei rechts d. Rheins, früher Landwirt; \* Ulfa 14. VII. 1859; † Erlangen 25. V. — HC 28. V. M.-A.
- Balcke**, Alfred, Architekt, begabter Vertreter d. Berliner Privat-Architektur; \* Berlin 1857; † das. 20. VII. — DBZ 43, 412.
- Ballestrem**, Gustav Franz Graf von, seit 1903 M. d. A., Vertreter d. Zentr., 3. Sohn d. früher. Reichstagspräs.; \* Breslau 16. IV. 1872; † Tarnowitz 24. IV. — NZ 25. IV. A.-A.; HJ 1909, 407; W 18, 744; HA 1908, 357; GT 1909, 53.
- Barfus**, Eginhard von, fruchtbar. Jugendschriftst., urspr. preuß., von 1851—1860 niederländ. Offizier, als letzterer auch in Sumatra u. Java; \* Tetzleben i. Pomm. 7. XI. 1825; † München 20. II. — VZ 27. II. M.-A.; IZ 132, 361; HJ 1909, 407; WI 4, 53 (W); KL 1909, 56 (W); BR 1, 68 (W); UT 1909, 55; LE 11, 896.
- Barsch**, Georg, Spielleiter u. Schauspieler am Apollo-Theater zu Berlin; \* Berlin 7. IV. 1869; † das. 30. VIII. — NTA 1910, 175.
- \* **Barth**, Theodor, *Dr. iur.*, freis. Politiker, ehem. M. d. R. u. M. d. A., Hrsg. u. Leiter d. »Nation«, Mitbegründer d. »Demokrat. Vereinigung«, früh. Handelskammersyndikus i. Bremen, veröffentlichte u. d. Pseud. »Karl Walter« d. Trauerspiel: »Sulla u. Sartorius«; \* Duderstadt i. Hannover 16. VII. 1849; † Baden-Baden 2. VI. — BJ XIV, 337 (G. Gothein); VZ 3. VI. A.-A.; IZ 132, 1209; MAZ 1909, 540; W 24, 1005, 1008 (P); Jüd. Presse 1909, 227/28; HJ 1909, 407; KL 1909, 60 (W); RH 1893, 193; HA 1899/1901, 202; LE 11, 1406; AF 47, 242; Freie Wort Jg. 9, H. 7 (R. Penzig); Südd. Monatsh. 6, 2, 123 (Busching), 6, 2, 334 (W. Lot z); März 3, 2, 427 (L. Brentano, Am Grabe Th. B.s); Kieler Zt. 5. VI. M.-A. (K. Schrader); Sozialist. Monatsh. 1909, 2, 774—78 (W. Heine, Th. B.s Vermächtnis).
- Bassermann**, Heinrich, *Dr. theol.*, Geh. Kirchenrat, o. Prof. d. prakt. Theologie a. d. Univ. Heidelberg, fruchtbar. Schriftst.; \* Frankfurt a. M. 12. VII. 1849; † Samaden 29. VIII. — HJ 1909, 407; KL 1909, 62 (W); DZL 55; WI 4, 60 (W); MAZ 112, Nr. 38 (B. Goldschmidt); Ev. Kirchen-Zt. 1909, 735/36; Protestantenbl. Jg. 43, Nr. 40 (R. Wielandt); Protest. Monatsh. 13, 10 (H. Holtzmann), 14, 1 (H. Johns, H. B. als akad. Lehrer); Monatsschr. f. Gottesdienst u. kirchl. Kunst Jg. 14, H. 11 (O. Frommel, H. B. als Liturgiker u. Liturg); Monatsschr. f. Pastoraltheol. Jg. 6, H. 2 (I. Bauer); KJ 37, 520/21; TJ 29, 8, 583.
- Baum**, Georg Friedrich, Prof. a. d. kgl. Bergakad. i. Berlin; \* Bildstock, Kr. Saarbrücken 31. I. 1871; † Weidmannslust b. Berlin 21. XII. — VZ 23. XII. A.-A.; Progr. d. Bergakad. i. Berlin f. 1910/11, 1—16 (P u. W); GK 1910, 233.
- Baumann**, Karl, Prof., Gymn.-Oberl., Direktor d. Großherz. Hofantiquariats i. Mannheim; \* Freiburg i. B. 19. VIII. 1847; † Mannheim 14. VI. — W 26, 1090; OA 1908/09, 65.
- Bayer-Braun**, Bertha, Schauspielerin, Mitgl. d. Stadttheaters zu Hamburg; \* Karlsruhe 19. VIII. 1847 (EG: 1852); † Hamburg 9. VII. — NTA 1910, 171; EG 65.
- \* **Bayern**, Karl Theodor Herzog von, General d. Kav., *Dr. med. h. c.*, berühmt. Augenarzt; \* Posenhofen 9. VIII. 1839, † Bad Kreuth 30. XI. — BJ XIV, 187 (Wölfflin); VZ 30. XI. A.-A.; IZ 133, 1106 (P); W 49, 2078, 2080 (P); KL 1909, 791; HJ 1909, 416; DZL 765; HBL 1, 664; Deutsche Revue Febr. 1910 (O. Eversbusch, *Dr. med.* K. Herzog i. B. Ein Erinnerungsblatt); DMW 35, 2, 2227 (Horstmann m. P).
- Bebber**, Wilhelm Jakob van, Prof., *Dr.*, Geh. Reg.-Rat, Abt.-Vorst. a. d. deutschen Seewarte i. Hamburg, hervorr. Meteorologe; \* Grieth a. Niederrhein 10. VII. 1841; † Hamburg 1. IX. — GK 1910, 234 (W); DRG 32, 186; G 96, 291; WI 4, 71 (W); PF 4, 1, 81 (W); Meteorol. Zs. 26, 12, 546—48.
- Beck**, Richard von, Generallt., Kommand. d. 27. (2. Kgl. württbg.) Div.; \* Rastatt 27. IX. 1851; † Kirchheim u. T. 27. VIII. — VZ 27. VIII. A.-A.; WI 4, 73.
- Behr**, Gustav von, Generallt. z. D., zul. Kommand. d. 35. Inf.-Brig., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., 1887 z. D.; \* Langenau b. Wittenberg 10. VI. 1826; † Wittenberg 19. VIII. — VZ 21. VIII. A.-A., 22. VIII. M.-A.; IZ 133, 492; WI 4, 79; UT 1909, 41.
- Behrens**, Fritz, Gutsbesitzer, Vorst.-Mitgl. d. Zentralkomitees d. Vereins v. Roten Kreuz, Mitgl. d. Kuratoriums d. Paul-Gerhard-Stifts, sehr verdient um d. freiwill. Sanitätskolonnen u. d. Erholungsstätten v. Roten Kreuz; \* Berlin 22. I. 1853; † das. 9. V. — VZ 11. V. M.-A.

- Bek-Gran**, Hermann, Prof. a. d. kgl. Kunstgewerbeschule i. Nürnberg, einer d. bedeut. kunstgewerbl. Zeichner Bayerns; \* Mainz 20. IX. 1869; † Nürnberg 9. VII. — VZ 13. VII. M.-A.; HJ 1909, 407; WI 4, 82; TB 3, 212; KFA 24, 536.
- Bentheim-Tecklenburg-Rheda**, Gustav Fürst zu, Chef d. fürstl. Hauses, seit 1885 erbl. M. d. H.<sup>1)</sup>; \* Bosfeld b. Rheda i. Westf. 4. X. 1849; † Schl. Rheda 19. V. — VZT; HJ 1909, 407; HH 1904, 303; KM 66, 2, 1057/59; HK 1911, 112.
- Berger**, Hermann, Musikdir., Organist a. d. St. Marienkirche i. Rostock, Hauptlehrer a. d. Augustenschule, auch als Förderer d. Seidenbaues i. Mecklenb. bekannt; \* Berlin 1823; † Rostock 4. XI. — VZ 7. XI. M.-A.; NMZ 31, 135.
- Bergholz**, Paul, *Dr. phil.*, Prof., Oberl. a. Gymn. u. Leiter d. Meteorol. Station i. Bremen; \* Greifswald 27. VII. 1845; † Bremen 3. I. — GK 1910, 235; Meteorol. Zs. 36, 7, 321; PF 4, 1, 101 (W).
- Bergius**, Walter Karl, Astronom u. Schiffbauer; \* Rostock 8. IX. 1847; † Helgoland 16. VII. — JSTG 1910, 87.
- Beringer**, Franz, Jesuit, Prof. a. Germanikum i. Rom; \* Mainz 30. V. 1838; † Rom 23. I. — KVZ 23. I. Mitt.-A.; HJ 1909, 407; KL 1909, 103 (W); Katholik 89, 3; TJ 29, 8, 583.
- Berndgen**, Josef, *Dr. med.*, Generaloberarzt a. D.; \* Dausweiler 1. XI. 1843; † Berlin 16. II. — VZ 18. II. A.-A.; OA 1908/09, 98.
- Bernhard**, Wilhelm, *Dr. theol. h. c.*, Pastor, Direktor d. Kückenmühler Anstalten f. Schwach- u. Blödsinnige; \* Cammin i. Pomm. 5. X. 1843; † Stettin 26. V. — KM 66, 962/63 (Knieß); KJ 37, 521.
- Bernhardt**, Claire, Romanschriftst.; \* Breslau 9. I. 1860; † das. 24. VIII. — KL 1909, 107, 1910 TL.
- Berthold**, Theodor, (Deckname: Carus, Theod. Bleibtreu u. a.), kathol. Schriftst.; \* Münster i. W. 4. XII. 1841; † Bocholt 20. IV. — HJ 1909, 407; LE 11, 1049; BR 1, 112—113 (W).
- Bettelheim**, Jakob, (Pseud.: Karl Tellheim), Schriftst. (Romane, Erz. u. Bühnenwerke) u. Dramaturg, früher a. Berlin. Residenztheater; \* Wien 26. X. 1841; † Berlin 13. VII. — VZT; KL 1909, 116 (W); WI 4, 103; NTA 1910, 172; Allg. Zt. d. Judent. 1909 Beil. Nr. 30.
- Bianconi**, Luigi, Maler u. Restaurator; \* 19. III. 1838; † Berlin 26. XI. — VZ 27. XI. A.-A.; TB 3, 592; Kchr 21, 160.
- Blenko**, Paul, *Dr. iur.*, seit 1890 Polizeipräs. von Breslau; † Breslau 2. IV. i. A. v. 65 J. — VZT; Schles. Zt. TL.
- Biermann**, Otto, *Dr. phil.*, Prof. d. Mathem. a. d. Techn. Hochsch. i. Brünn; \* Teschen, Öst.-Schles. 5. XI. 1858; † Brünn Anf. Mai. — VZT; PF 4, 1, 120/21 (W).
- Bion**, Walter, *Dr. theol. et med.*, Pfarrer i. Zürich, hervorr. Philanthrop; \* Affeltrangen, Kt. Thurgau 29. IV. 1830; † Zürich 3. IX. — BJ XIV, 56 (O. Haggemacher); NFP 4. XI. A.-Bl.; HJ 1909, 407; AF 47, 360; Dtsch. Schule 13, 657; KW 23, I, 367; TJ 29, 8, 583.
- Blume**, Franziska, Schauspielerin; \* Hannover 13. III. 1870; † Berlin 2. II. — NTA 1910, 161.
- Blume**, Karl Eduard, seit 1899 Reichsgerichtsrat, Mitgl. d. 1. Strafsenats, früh. 1. Staatsanw.; \* Halberstadt 25. VII. 1847; † Leipzig 19. VI. — VZ 21. VI. A.-A.
- Blumenthal**, Christian Friedrich von, Oberst a. D., jüngster Sohn d. Feldmarschalls Grafen v. B.; \* Berlin 27. I. 1851; † Gr.-Lichterfelde 27. V. — VZ 29. V. A.-A.; GT 1909, 114.
- Bnin-Bnifsky**, Severin Tertulian Graf, M. d. H., Ehrenritter d. souver. Maltheser Ordens; \* Posen 8. I. 1845; † das. 9. VI. — VZ 16. VI. M.-A.; HH 1904, 304; GT 1909 115.
- Bochenek**, Johannes, Historienmaler, Kunstschriftst. (Gesetz d. Formenschönheit, 1905), Dozent a. d. Humboldt-Akad.; \* Hultschin, Ob.-Schles. 2. V. 1831; † Berlin 3. XII. — VZ 4. XII. M.-A.; HJ 1909, 408; MS Nachtr., 28.
- Bodelschwingh**, Adolf von, Generalm., Kommand. d. 62. Inf.-Brig., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl.; \* Düsseldorf 31. VIII. 1850; † Hagenau 4. XI. — VZ 7. XI. M.-A.; Ü 12, 202; UT 1910, 100.
- Böhmer**, Paul, Superint. u. Oberpfarr. i. Marienwerder, Mitgl. d. Provinzialsynode u. d. theol. Prüfungs-Kommiss., eifr. Pfleger d. Inneren Miss., d. Heidenmiss. u. d. Gustav Adolf-Vereins; \* 21. I. 1842; † Marienwerder 2. XII. — KJ 37, 522.
- Böning**, Alard K u n i b e r t, Rentier, früh. Landwirt, 1898—1903 M. d. A., seit 1903 M. d. R.; \* Kölszig, Kr. Arnswalde 1. II. 1840; † Frankfurt a. O. 15. VII. — VZ 16. VII. A.-A.; HJ 1909, 408; RH 1903, 193; HA 1904, 295.
- Börngen**, Karl Nikolaus Jens, *Dr. phil.*, langj. Vorst. d. kais. Marine-Observat. i. Wilhelmshaven, Teilnehmer als Astronom a. d. 2. Nordpolar-Exped. Koldeweys; \* Schleswig 1. X. 1843; † Wilhelmshaven 8. VI. — VZ 8. VI. A.-A.; GK 1910, 235 (W); Dtsch. Geogr. Blätter 32, 3, 115; Zs. d. Ges. f. Erdkunde, Berlin 1909, 358; GZ 15, 7, 411; DRG 31, 521; L 45, 9, 99.

<sup>1)</sup> = Mitglied d. Herrenhauses.

- Böttcher**, Karl, Romanschriftst. u. Dramatiker, beliebter Reiseschriftst., früher Lehrer; \* Dennheritz b. Meerane i. Sa. 12. V. 1852; † Gr. Lichterfelde 10. XII. — NZ 11. XII. M.-A.; HJ 1909, 408; KL 1909, 174 (W); WI 4, 139 (W); LE 12, 528; BR 1, 160 (W).
- Bohn**, Emil, *Dr. phil.*, o. Hon. Prof. a. d. Univ. Breslau, Lehrer a. k. akad. Institut f. Kirchenmusik in Bresl., Gründer des durch seine histor. Konzerte bek. Bohnschen Gesangvereins, Musikschriftst.; \* Bielau b. Neiße 14. I. 1839; † Breslau 5. VII. — VZ 5. VII. A.-A.; HJ 1909, 408; KL 1909, 156 (W); WI 4, 141 (W); DZL 139; AMZ 36, 579; Chronik d. Univ. Breslau 24, 192—195 (Kinkeldey); R 162; Musik 8, 4 Totenschau; MWB 40, 232 (L. Schlesinger); Zs. d. Intern. Musikges. 10, 363; NMZ 30, 453/54 (A. Aumann m. P); TJ 29, 8, 584.
- Bohrer**, Georg, Konsistorialrat, Prediger von großer volkstüml. Beredsamkeit, bahnbrechend f. d. innere Mission i. Bayern, Vors. d. bayer. Hauptvereins d. Gustav Adolf-Stiftung; \* Altdorf 1. IX. 1854; † Ansbach 25. II. — Ev. Luth. Kirchenzt. 1909, 262, 286; KZ 37, 522; TJ 29, 8, 584.
- Bojanowski**, Hans von, Generallt. z. D., zul. Kommandt. von Magdeburg, 1898 z. D.; \* Deutsch-Kessel 29. VI. 1836; † Eberswalde 31. I. — VZ 1. II. A.-A., 2. II. M.-A.; OA 1908/09, 146.
- Bojanowski**, Wilhelm von, Generallt. z. D., zul. Kommandr. d. 61. Inf.-Brig., Ritter d. Eis. Kreuzes I. Kl.; \* Deutsch-Kessel 7. III. 1840; † Eberswalde 27. IV. — VZ 29. IV. M.-A.; DZL 141; OA 1908/09, 146.
- Böllinger**, Otto Ritter von, Geh. Obermedizinalrat, *Dr. med.*, Prof. f. allgem. Pathologie u. patholog. Anatomie a. d. Univ. München, Vorst. d. pathol. Instituts; \* Altenkirchen i. d. Rheinpfalz 2. IV. 1843; † München 13. VIII. — NZ 16. VIII. A.-A.; VZ 17. VIII. M.-A.; MAZ 112, Nr. 35 (H. Dürck); IZ 133, 434 (P); WI 4, 143 (W); Chronik d. Univ. München 1909/10, 5—10; K 71; PBL 213 (P); HBL 517/18; DMW 35, 1779 (G. Hauser m. P); MMW 56, 1719, 2058/64 (H. Dürck m. P u. W); BKW 46, 1996—2000 (O. Eversbusch, Gedächtnisrede, geh. i. d. Sitzung d. Münch. ärztl. Ver. 20. Okt. 1909); BZ [25, 74 (Dtsch. Archiv f. klin. Med. 97, 1 (Moritz); Centralbl. f. allgem. Patholog. u. pathol. Anat. Jg 20, 961—66 (R. Rössle); Zeitschr. f. Fleisch- u. Milchhygiene Jg 19, 417 (R. Ostertag)].
- Brand**, Silvia, früher bek. Dichterin u. Feuilletonistin; \* Gersdorf 28. V. 1848; † Dresden 10. XI. — IZ 133, 1114; PY 1, 93 (W).
- Brandenburg**, Gustav Graf von, Wirkl. Geh. Rat, ehem. Gesandter i. Brüssel, d. letzte Enkel Friedrich Wilhelms II. u. d. Gräfin Dönhoff; \* Berlin 24. VIII. 1820; † Schl. Domanze, Kr. Schweidnitz 9. III. — NZ 10. III. M.-A.; HJ 1909, 408; GT 1909, 137.
- Brandt**, Rudolf von, Wirkl. Geh. Oberreg.-Rat, früh. Landeshauptm. d. Prov. Ostpreuß., vorher Polizeipräs. v. Königsberg; \* Tannenberg, Kr. Osterode 20. VI. 1835; † Potsdam 11. VIII. — NZ 14. VIII. M.-A.; UT 1909, 150.
- Brat**, Heinrich, *Dr. med.*, erfolgreich tätig auf gewerbehygien. u. chem.-pharmakolog. Gebiete, hervorr. in d. Bekämpfung d. Giftgefahren bei chem. u. a. Betrieben; eine große Anzahl seiner Arbeiten beziehen sich auf die Sauerstoffbehandlung; \* Mohrungen i. Ostpr. 3. X. 1867; † Meran 2. II. — VZ 8. II. M.-A.; Allg. Zt. d. Judent. 1909 Beil. Nr. 7.
- Braun**, Karl, *Dr. theol.*, Dompfarrer u. bischöfl. geistl. Rat i. Würzburg, fruchtbarer Schriftst., einer d. Hauptgegner Schells; \* Aschaffenburg 31. XII. 1841; † Würzburg 24. X. — KVZ 25. X. Mitt.-A.; HJ 1909, 408; KL 1909, 189 (W); KR 10, 50 (W); TJ 29, 8, 584.
- Braune**, Rudolf, *Dr. med.*, Marine-Generalarzt a. D.; \* Dessau 19. VIII. 1845; † Badenweiler 14. VI. — VZ 15. VI. A.-A.; OA 1908/09, 176.
- Brecht**, Wilhelm, Geh. Reg.-Rat, langj. Direkt. d. Lübeck-Büchener Eisenbahn; \* Ochtersleben 8. XI. 1841; † Arosa 10. XI. — Kieler Zt. 12. XI. A.-A.; OA 1908/09, 179.
- Breitenbuch**, Artur von, Kammerh. u. Landrat d. Kreises Ziegenrück, seit 1891 M. d. H.; \* Burg Ranis b. Ziegenrück 17. XI. 1831; † das. 3. III. — NZ 4. III. M.-A.; KM 66, 677; UT 1909, 165.
- Brezina**, Aristides, *Dr. phil.*, früh. Direktor d. mineralisch-petrogr. Abt. d. Naturhist. Mus. i. Wien, ein unversöhnl. Gegner d. Klerikalismus; \* Wien 4. V. 1848; † das. 26. V. — KL 1909, 200 (W), 1910 TL; PF 4, 1, 182/83 (W).
- Brockdorf-Ahlefeldt**, Konrad, Graf, Wirkl. Geh. Rat, bedeut. holst. Magnat, M. d. H.; \* Borstel, Kr. Segeberg 17. VII. 1823; † Ascheberg 15. V. — VZ 18. V. M.-A.; DZL 181; HH 1904, 306; KM 66, 1057; GT 1909, 149; Kieler Zt. 17. V. A.-A.
- Bruch**, Theodor, Generalm. z. D., zul. Kommand. d. 7. Bayer. Inf.-Reg., Ritter d. Eis. Kreuzes 2. Kl.; \* Pirmasens 15. VI. 1847; † Schl. Haidhof b. Kreußen 23. X. — VZ 28. X. A.-A.; OA 1908/09, 193.

- Brückner**, Philipp, Bürgerm. i. Burgkunstadt, 1898—1903 M. d. R., Mitgl. d. Zentr.; \* Burgkunstadt 26. II. 1840; † das. 25. V. — VZ 27. V. M.-A.; RH 1898, 161.
- Brüll**, Joseph, Prof., Gymn.-Oberl. u. Real-Lehrer; \* Boslar, Kr. Jülich 26. IV. 1847; † Düren 2. XI. — KL 1909, 207 (W), 1910 TL; KR 10, 55 (W).
- Brunhuber**, Robert, *Dr. phil.*, Forschungsreisender; \* Köln a. Rh. 31. VIII. 1878; † auf chines.-tibet. Grenzgebiet (ermordet) Anf. Januar. — VZT; KL 1909, 208.
- Bruno**, Alexander s. Suhrberg.
- Bucher**, Josef, bayer. Politiker, beim Sturz d. Liberalismus i. Bayern hervorr. beteiligt, Besitzer d. Donautz.; † Passau 7. XII. i. A. v. 71 J. — HJ 1909, 408.
- Bücking**, Wilhelm, *Dr. phil. h. c.*, Volksschullehrer a. D., bedeut. hess. Historiker, Erforscher d. Geschichte d. heilig. Elisabeth; \* Marburg 20. XII. 1818; † das. 2. IX. — VZ 4. IX. A.-A.; HL 23, 273.
- Bülow**, Frieda von, Schriftst.; \* Berlin 12. X. 1857; † Schl. Dornburg b. Jena 12. III. — VZ 12. II. A.-A.; HJ 1909, 408; W 12, 484, 492 (P); KL 1909, 220; DZL 200; WI 4, 192 (W); IZ 132, 462 (P); KM 66, 2, 765/66 (S. Hoechstetter); BR 1, 198 (W); LE 11, 966; P Y 1, 113 (W); Frauenrundschr. 1909, 183/84 (I. M. Burde); FT 1910, 100; S. Hoechstetter, Frieda Fr. v. B. Ein Lebensbild. Dresden 1909; Die Frau Jg 16, 407—12 (G. Bäumer).
- Bürgel**, Konstantin, Komponist u. ehem. Lehrer a. Kullackschen Konserv. i. Berlin, Schöpfer von Kammermusikwerken, Ouverturen u. Liedern; \* Liebau i. Schl. 24. VI. 1837; † Breslau 1. VI. — VZ 2. VI. A.-A.; Musik 8, 3, Totensch.; R 203.
- Bürkin**, Joseph, Mitgl. d. Deutsch-Amerik. Hist. Ges. i. Quincy, erfolgr. Unternehmer, verdient um d. Wachsen u. Gedeihen d. Stadt; \* Bahlingen, Amt Emmendingen i. Baden 16. III. 1843; † Quincy 4. X. — DAG 10, 23/24 (Bornmann).
- Bütow**, Kurt, Medizinalrat, *Dr. med.*, Kreisarzt b. Polizeipräs. i. Charlottenburg; \* Flatow i. Westpr. 23. I. 1852; † Antwerpen Mitte Sept. — VZT; OA 1908/09, 220.
- Bumm**, Karl Ritter von, *Dr.*, Staatsrat, bis 1907 Ref. f. d. Univ. i. Bayern; \* Würzburg 16. II. 1851; † München 14. III. — NZ 16. II. M.-A.; HJ 1909, 408.
- Buquoy**, Ferdinand Graf von, Geh. Rat u. Kämmerer, ehem. Ackerbauminister i. rekonstruierten Kabinett Koerber; \* Wien 15. IX. 1856; † St. Peter b. Görz 26. IX. — NFP 28. IX. M.-A.; HJ 1909, 408; GT 1909, 163; Österr. Monatsschr. Jg 10, 145; Wiener landwirtsch. Ztg. Nr. 79.
- Burchardt**, Hermann, Forschungsreisender; \* Berlin 18. XI. 1857; † bei Tais i. Yemen (Südarab.) 19. XII. — BJ XIV, 301 (E. Mittwoch); VZ 27. XII. A.-A.; HJ 1909, 409; GK 1910, 236; DRG 32, 233; IZ 134, 30.
- Burkart**, Reg.-Rat, ehem. Chefred. d. Münch. Neuesten Nachr.; † München 11. IX. — VZ 12. IX. M.-A.
- Busch**, Heinrich Eduard, *Dr. med.*, Geh. Sanitätsr., Dir. d. städt. Krankenh. i. Gera, Ehrenvors. d. dortigen Ärztevereins; \* Roda i. Sa.-Altenb. 23. IV. 1826; † Gera 20. IX. i. A. v. 84 J. — IZ 133, 694.
- Camerer**, Hugo von, württ. Generalm., zul. Kommand. d. 125. Inf.-Reg., Ritter d. Eis. Kreuzes 2. Kl.; † Stuttgart 9. IX. i. A. v. 66 J. — VZT; WJ 1909 Nehr.; Schw. Kron. 420.
- Camerer**, Theodor Heinrich, *Dr.*, Dekan a. D., Spinozaforscher; \* Rohracker b. Stuttgart 13. VIII. 1833; † Stuttgart. — TJ 29, 8, 584.
- Campe**, Julius, Inh. d. Verlagsbuchh. Hoffmann u. Campe, Sohn des durch seine freundschaftl. Beziehungen zu H. Heine bek. Vorbesitzers d. Firma, in deren Verlage fast alle bed. Schriften lib. u. radik. Richtung aus d. 1. Hälfte d. 19. Jahrh. erschienen, übernahm 1865 d. Geschäft, erwarb d. Heine-Denkmal aus d. Achilleion, das er d. Hamb. Senat vergeblich anbot; \* Hamburg 1845; † das. 13. XI. — VZ 16. XI. M.-A.; HJ 1909, 409; IZ 133, 1114; LE 12, 456; BB v. 8. III. 1910 (H. H. Houben).
- Camphausen**, Theodor, Domkapitular u. Dompfarrer i. Köln, früh. Geheimsekretär d. Kardinals Melchers; \* 18. X. 1837; † Köln 14. X. — VZT; HJ 1909, 409.
- Cardinal von Widdern**, Oberst a. D., zul. Kommand. d. Landw.-Bez. Stolp, Ritter d. Eis. Kreuzes 1. Kl.; \* Wollstein 19. II. 1833; † Frankfurt a. O. 13. III. — VZT; OA 1908/09, 225.
- Carneri**, Bartholomäus Ritter von, Philosoph, Dichter u. Politiker, 1870—90 Mitgl. d. Reichsrats, \* Triest 3. XI. 1821; † Marburg i. Steiermark 18. V. — BJ XIV, 3 (F. Jodl); HJ 1909, 409; KL 1909, 239; WI 4, 213 (W); IZ 132, 1101 (P); LE 11, 1334/35; BR 1, 212.
- Casselmann**, Wilhelm, 1861—95 Forstkommissar, Dozent a. d. Forstakad. i. Eisenach, 1893—1903 M. d. R., Mitgl. d. Freis. Volksp.; \* Domäne Retterode i. Hessen-Nassau 29. XI. 1831; † Eisenach 23. IX. — VZ 25. IX. M.-A.; RH 1893, 154; HL 23, 289.
- Chelmicki**, Julian von, *Dr. med.*, Rittergutsbes. auf Zydowo, 1884—90 M. d. R. u.

- M. d. A., Pole; \* Zydowo 18. IV. 1825; † das. 31. V. — VZ 2. VI. A.-A.; Hirth, Dtsch. Parl.-Almn. 1887, 136.
- Christa**, Eduard, Kirchenrat, 2. Präs. d. protest. Synodalaussch. i. Münch., viele s. Predigten sind gedr.; \* Kaufbeuren 19. III. 1831; † München 6. XI. — TJ 29, 8, 584.
- Christen**, Bernhard, Kapuzinergeneral, Tit.-Erzbischof von Staupolis, besond. verdient um d. Hebung d. Missionen; \* Andermatt 24. VII. 1837; † Kloster Ingenbühl, Kant. Schwyz 11. III. — VZ 18. III. M.-A.; HJ 1909, 409; TJ 29, 8, 584.
- Claassen**, Albert, Kommerzienrat, ein Alt-Konserv., der in d. Konfliktzeit d. 60er Jahre politisch hervorgetreten ist, Mitgl. d. Kreissynode, d. Provinzialsynode u. mehrerer Generalsynoden; \* Danzig 8. XII. 1835; † das. 15. IV. — KJ 39, 522; OA 1908/09, 233.
- Claer**, Otto von, Generallt. z. D., zul. Kommand. v. Magdeburg, 14 Jahre lang Adjutant v. Moltke, Ritter d. Eis. Kreuzes 1. Kl.; \* Bonn 23. XI. 1827; † Berlin 1. IV. — NZ 2. IV. A.-A.; MW 92, 149 (v. Blume, Zum 80. Geburtst.); MZ 1909, 15; KM 66, 866/67; LJ 1909, 454.
- Conried**, Heinrich, Theaterdirektor, seit 1892 Leiter u. Oberregisseur d. Irving Place Theaters i. New York, als welcher er d. deutsch. Kunst, besond. Wagner, Boden zu schaffen suchte; \* Bielitz i. Öst.-Schl. 3. IX. 1855; † Meran 27. IV. — VZ 28. IV. A.-A.; HJ 1909, 409; WI 4, 234; IZ 132, 999; EG 163; NTA 1910, 168/69; NMZ 30, 343/44 (A. Laser m. P.); Musik 8, 3 Totensch.; Bühne u. Welt Jg. 11, 681 (A. Winds); Signale f. d. musik. Welt 1909, Nr. 18 (A. Spanuth).
- Cornu**, Felix, *Dr. phil.*, Privatdoz. a. d. montanist. Hochsch. i. Leoben, genial veranl. Gelehrter; \* Prag 26. XII. 1882; † Leoben 23. IX. — Dtsch. Arbeit 9, 3, 203/05 (A. Pelikan m. P u. W).
- Czartoryski**, Titus Prinz von, Rittergutsbes., 1890—1903 M. d. R. u. M. d. A., Pole; \* Posen 4. I. 1859; † Sielec b. Jutroschin 24. I. — VZ 25. I. A.-A.; HJ 1909, 410; RH 1898, 166; HK 1911, 316.
- Czikann von Wahlborn**, Moritz Frh., k. k. Geh. Rat, a.-o. Gesandter a. D.; \* Wien 23. IV. 1847; † Preßburg 19. IV. — ÖR 19, 402; FT 1909, 126.
- \***Dahn-Hausmann**, Marie, Münch. Hofschauspielerin a. D.; \* Wien 17. VI. 1829; † München 21. III. — BJ XIV, 79 (A. Frh. v. Mensi); VZ 24. III. A.-A.; HC 24. III. M.-A.; HJ 1909, 410; IZ 132, 549; WI 4, 247; NTA 1910, 165 (P).
- Dalmer**, Joseph, Hofrat, *Dr.*, Leiter d. Sanitätsref. i. Minist. d. Innern; \* Taufers i. Pustertal 1845; † Wien 29. I. — NFP 29. I. A.-A.; ÖR 18, 418; WMW 59, 343.
- Dammköhler**, Wilhelm Karl, Südseeforscher, ging schon i. Alter v. 20 J. nach Australien, das er bald danach durchquerte, veranstaltete 1897 eine Expedition nach Holland.- u. Britisch-Neuguinea, machte mehrjährige Kreuzfahrten i. Bismarck-Archipel, später als Angestellter d. Neuguinea-Komp. zahlreiche Reisen ins Innere des Landes, auf deren einer er von Eingeborenen ermordet wurde; \* 1. XII. 1858; † Neuguinea 12. IX. — GK 1910, 237; DRG 32, 137.
- Dantscher**, Theodor, Ritter v. Kollesberg, *Dr. iur.*, seit 1888 Prof. d. rechts- u. staatswiss. Fakultät d. Univ. Innsbruck, hervorr. Kenner d. Ausgleichsfrage; \* Wien 1844; † Innsbruck 21. VII. — K 130; VZ 23. VII. M.-A.
- Darmer**, Josef, Theater-Direktor u. Schausp.; \* 4. IV. 1850; † Mülhausen 18. I. — NTA 1910, 161.
- Dedekind**, Adolf, Geh. Hofrat, *Dr. iur.*, bis 1905 Landgerichtspräs., zugleich Dozent a. d. Techn. Hochsch. i. Braunschweig, jurist. Schriftst., Parteigänger f. d. Herzog v. Cumberland; \* Braunschweig 6. X. 1831; † das. 25. VI. — HJ 1909, 410; Progr. d. Techn. Hochsch. i. Braunschweig f. 1909/10, 92.
- Degenkolb**, Heinrich, Geh. Hofrat, *Dr. iur.*, früh. o. Prof. f. röm. Recht u. deutsch. Zivilr. a. d. Univ. Leipzig, fruchtbar. Fachschriftst.; \* Eilenburg 25. X. 1832; † Thusis, Kant. Graubünden 2. IX. — K 131; VZ 4. IX. A.-A.; KL 1909, 279; IZ 133, 559; Rektorwechsel a. d. Univ. Leipzig 1909, 8/9; WJ 1909 Nokr.; Württ. St. Anz. 208; Schw. Kron. 458; Rhein. Zs. f. Zivil- u. Prozeßrecht 2, 1/2 (A. Mendelssohn-Bartholdy).
- Deller**, Hanno, Prof. d. dtsh. Sprache u. Literatur a. d. Univ. Louisiana, einer d. bekanntesten Deutsch-Amerikaner, 1868 Elementarlehrer i. München, 1872 Lehrer u. Organist i. New Orleans mit bed. Ruf als Musiklehrer, seit 1879 a. d. Univ. Louisiana, sehr verdient um d. Förderung d. deutsch. Gesangvereine, 1897 Präs. d. Nordamerik. Sängerbundes; \* Altötting i. Oberbayern 8. VIII. 1849; † Covington, La. 20. VII. — VZ 23. VII. A.-A.; WI 4, 259 (W); KL 1909, 280 (W); GK 1910, 237; DAG 9, 4, 158/59; D. Deutsche Lied, St. Louis Mo., Jg. 8 Nr. 9.
- Deinhardt**, Ernst, Red. d. »Holzarbeiterzt.« u. d. »Fachblatts f. Holzarbeiter«, Mitarb. d. »Sozialist. Monatsh.«; \* Löbstedt b. Jena

2. VII. 1872; † Berlin 30. V. — Sozialist. Monatsh. 1909, 2, 786/7 (H. Stühmer).
- Delius**, Wilhelm, Preuß. Generalkonsul f. Bremen u. Oldenburg, Mitgl. d. Aufsichtsrats d. Nordd. Lloyd; \* Bremen 1837; † das. 2. II. — VZT; IZ 132, 230 (P).
- Dengler**, Paul, Geh. Reg.-Rat, früh. Bürgerm. u. Badekommissar i. Reinerz, Mitbegr. u. langj. Vors. d. Schles. Bädertages; \* Sagan 27. VII. 1837; † Glatz 26. IV. — Schles. Zt. TL; KL 1909, 284 (W).
- Depken**, Johann, Landwirt, Vors. d. Landwirtschaftl.-Kammer u. d. landwirtschaftl. Vereins zu Bremen, 1898—1906 M. d. R., nationallib.; \* Schwachhausen b. Bremen 30. I. 1837; † das. 11. VII. — VZ 12. VII. A.-A.; RH 1903, 204.
- \*Deutsch**, Samuel Martin, *Dr. theol.*, Geh. Konsistorialrat, ao. Prof. d. Kirchengeschichte a. d. Univ. Berlin; \* Warschau 19. II. 1837; † Berlin 3. VII. — BJ XIV, 155 (H. v. Soden); VZ 6. VII. A.-A.; WI 4, 267 (W); KL 1909, 290 (W); AD 1, 20 (W); K 135; Ev.-kirchl. Anz. 1909, 312; Chronik d. Univ. Berlin 23, 7; KJ 37, 522; TJ 29, 8, 584.
- Diendorfer**, Johann, *Dr. theol.*, Geistl. Rat, 1888—1904 Lyzealrektor i. Passau, 1882 bis 1890 M. d. R., Verf. e. Geschichte d. Jesuiten; \* Prombach b. Röhrnbach 20. VII. 1833; † Passau 8. VII. — HJ 1909, 410; TJ 29, 8, 584.
- Dietz**, Rudolf, Geh. Justizrat, Landgerichtsrat i. Berlin, Ritter d. Eis. Kreuzes 2. Kl.; \* Mainz 4. VI. 1840; † Berlin 16. VI. — W 26, 1090; OA 1908/09, 278.
- Dittmer**, Wilhelm, Schriftst.; \* Hamburg 18. VII. 1866; † das. 19. VI. — KL 1909, 306, 1910 TL.
- Dörschlag**, Otto, Sanitätsrat, preuß. Hofarzt; \* Stralsund 8. IX. 1859; † Berlin 9. X. — VZT; Bl. f. Bücherfreunde 9, 179; IZ 133, 862.
- Dohna-Lauck**, Friedrich Burggraf u. Graf zu, seit 1875 M. d. H.; \* Lauck 11. VI. 1844; † das. 29. VII. — VZ 30. VII. A.-A.; HJ 1909, 410; HH 1904, 311; GT 1909, 226.
- Dohna-Schlobitten**, Sigmar Burggraf u. Graf zu, Generallt. z. D., bis 1872 Kommand. d. 13. Kav. Brig.; \* Bonn 29. XII. 1818; † Charlottenburg 21. II. — NZ 22. II. A.-A.; HJ 1909, 410; IZ 132, 313; GT 1909, 229.
- Dohrn**, Anton, Prof., Begr. u. Leiter d. zoolog. Station in Neapel, hervorr. tätig f. d. Erforschung d. Meeresfauna; \* Stettin 29. XII. 1840; † Kuranst. Neuwittelsbach, München 26. IX. — VZ 27. IX. A.-A.; IZ 133, 697 (P); DZL 272; DRG 32, 87; Südd. Monatsh. Jg 6, H. 11 (H. Driesch); JSG 1909 Nehr., 3/4 (Kükenthal); NR 1909, 645—47, 655—57 (R. v. Hanstein); Zoolog. Anz. Bd. 35, 96; BZ 26, 91 [Anatom. Anz. Bd. 35, 596—603 (W. Waldeyer); Bericht d. Senckenberg. naturforsch. Ges. i. Frankfurt a. M. Jg. 41, 1910, 142—151 (F. W. Winter)].
- Donle**, Eduard Ritter von, Oberlandesger.-Präs. a. D.; \* Herrieden 11. IV. 1827; † München 30. III. — VZ 1. IV. M.-A.; OA 1908/09, 290.
- Donner**, Helene, geb. Freiin von Schröder, große Wohltäterin, mit dem Kaiser-Wilhelm-Orden ausgezeichnet; \* Hamburg 27. XII. 1819; † Altona 30. XI. — HC 30. XI., 4. XII. A.-A.; Kieler Zt. 1. XII. A.-A.
- Drerup**, Bernhard, Großindustrieller, Bahnbrecher f. d. westf. Kalk- u. Zementindustrie; \* 3. VII. 1840; † Münster i. W. 27. VIII. — HJ 1909, 410.
- \*Dreves**, Guido Maria, *Dr. h. c.*, Hymnenforscher; \* Hamburg 27. X. 1854; † Mitwitz i. Oberfr. 1. VI. — BJ XIV, 196 (A. Dreyer); HJ 1909, 410; KL 1909, 321 (W); WI 4, 294 (W); R 346; EL 57; TJ 29, 8, 585.
- Driver**, Karl, *Dr. med.*, Gründer d. Heilanst. Reiboldgrün, hat als erster d. Wichtigkeit d. Fürsorge f. unbemittelte Lungenkranke erkannt u. in einer Denkschrift an König Albert v. Sachsen hervorgehoben; \* Cloppenburg i. Oldenb. 8. VI. 1841; † Miltenberg a. M. 26. II. — MMW 56, 616 (F. Wolff).
- Dürfeld**, Hermann, Geh. Justizrat, Kammerger.-Rat a. D.; \* Langensalza 8. V. 1831; † Berlin 17. IV. — VZT; OA 1908/09, 305.
- \*Dvořák**, Max, Archivrat u. Bibliothekar auf Schloß Raudnitz i. Böhmen; \* Schl. Raudnitz 4. VIII. 1843; † das. 9. I. — BJ XIV, 32 (Fischer).
- Ebbinghaus**, Hermann, *Dr. phil.*, o. Prof. d. Philos. a. d. Univ. Halle, bed. Forscher auf d. Gebiete d. exakten Psychologie; \* Barmen 24. I. 1850; † Halle a. S. 26. II. — VZ 27. II. M.-A.; T 73; IZ 132, 361; HJ 1909, 410; JSG 1909 Nehr., 4/7 (W. Stern); K 155; Chronik d. Univ. Halle—Wittenberg 1908/09, 21—24; Zs. f. Psychol. u. Physiol. d. Sinnesorgane Bd. 51 (E. Gaensch); Deutsche Schule 13, 665—671 (Grosser); Sozialist. Monatsh. 1909, 533—35 (O. Lipmann).
- Echaust**, Julian von, Domherr, Generalvikar d. Erzdiözese Posen; \* 19. II. 1839; † Posen 28. VII. — VZT; HJ 1909, 411.
- Eggemann**, Friedrich, Reg.- u. Baurat i. preuß. Minist. d. öff. Arbeiten, Vors. d. techn. Bureaus d. Bauabt.; \* Osnabrück 31. I. 1852; † Berlin 9. IX. — ZB 29, 500.

- Eichwede**, Ferdinand, *Dr. ing.*, Doz. d. Architektur a. d. Techn. Hochsch. i. Hannover; \* Hannover 18. VI. 1878; † das. 1. V. — LZ 1909, 659; Progr. d. Techn. Hochsch. Hannover 1909/10, 33.
- Eisler**, Leopold, Rabbiner, bedeut. Gelehrter u. fruchtbar. Schriftst.; \* Boskowitz i. Mähr. 11. II. 1825; † Eiwanowitz 20. VI. — Allg. Zt. d. Judent. 1909, 332/33 (A. Frankl-Grün).
- Eibl**, Karl, *Dr. theol.*, ehem. Prof. d. Pastoraltheol. a. d. dtsh. Univ. Prag; \* 24. IV. 1836; † Prag 23. V. — HJ 1909, 411.
- Elbogen**, Friedrich, *Dr. iur.*, Advokat, Begr. d. Zeitschr. »Das Bureau«, Schriftst. u. Theaterref. d. Neuen Wiener Journals; \* Prag 20. V. 1854; † Wien 15. IV. — VZ 17. IV. A.-A.; NFP 16. IV. A.-A.; KL 1909, 355 (W); HJ 1909, 411; Wage Jg 12, Nr. 16 (M. Sternberg).
- Edlitt**, Heinrich, Geh. Reg.-Rat, Oberbürgerm. von Elbing, seit 1888 M. d. H.; \* Königsberg 9. VI. 1846; † Elbing 12. IX. — VZ 13. IX. A.-A.; HH 1909, 314.
- Elsner**, Oskar (Pseud.: Ernst Leonhard), Schriftst., lange Jahre in Frankfurt a. O., in Posen u. zuletzt in Berlin als Red. tätig gewesen, veröffentlichte mehrere dram. Dichtungen u. verschiedene erfolgreiche Lustspiele; \* Neustadt, Ob.-Schles. 8. VII. 1845; † Lichtenberg b. Berlin 2. XI. — LE 12, 372; BR 1, 321 (W).
- Endemann**, Friedrich, Geh. Sanitätsrat u. Vizebürgerm. i. Kassel, 1891—93 u. 1898—1903 M. d. R., 1893—1903 M. d. A., nationallib., Ehrenbürger von Kassel; \* Marburg 10. IV. 1833; † Kassel 30. VI. — VZT; DMW 35, 1200; HL 23, 190; RH 1898, 174.
- Engelbrecht**, Paul, Generallt. z. D., zul. Kommand. d. 23. Inf.-Brig. i. Gleiwitz, 1908 z. D.; \* Gr.-Strehlitz, Ob.-Schles. 18. VIII. 1849; † Berlin-Wilmersdorf 26. VIII. — VZ 27. VIII. M.-A.; WI 4, 330.
- Engelmann**, Ludwig, Opernsänger a. Hoftheater z. Wiesbaden; \* Großenhain 24. X. 1860; † Wiesbaden 9. IX. — NTA 1910, 176.
- Engelmann**, Richard, *Dr. phil.*, Prof., Gymnasiallehrer a. D., bek. Archäologe u. Altertumsforscher, langj. Mitarb. d. VZ; \* Nebra a. d. Unstr. 13. XII. 1844; † Graz 28. IX. — VZ 29. IX. M.-A.; HJ 1909, 411; KL 1909, 366 (W); Kchr 21, 7.
- \*Engelmann**, Theodor Wilhelm, Prof. d. Physiologie a. d. Univ. Berlin, Direktor d. Physiol. Instituts, Mitgl. d. Akad. d. Wiss.; \* Leipzig 14. XI. 1843; † Berlin 20. V. — BJ XIV, 213 (R. du Bois-Reymond); VZ 22. V. M.-A.; IZ 132, 1101 (Ebeling m. P); DMW 35, 1110/11 (H. Boruttau m. P); Chronik d. Univ. Berlin 23, 6; AD 3, 37 (W); HBL 2, 288; PBL 461 (P); DZL 321; WI 4, 331 (W); NR 1909, 437—39 (H. Piper); Mediz. Klinik Jg 5, 829 (Brandenburg), 1250 (M. Rubner); MMW 1909, 1797; Wiener klin. Rundsch. Jg. 23, 413 (W. Hausmann); BKW 1909, 1097.
- \*Erhard**, Adolf von, Oberst a. D., Organisator u. 1. Vorst. d. bayer. Kriegsarchivs; \* München 7. I. 1831; † das. 4. XII. — BJ XIV, 51 (H. Fahrmbacher); IZ 133, 1179.
- \*Erk**, Fritz, *Dr. phil.*, Direktor d. meteorolog. Zentralstation u. Prof. a. d. Univ. München, hervorr. verdient um d. Wetterprognose; \* Straubing 17. X. 1857; † München 31. VIII. — BJ XIV, 117 (A. Schmauß); VZ 3. IX. M.-A.; GK 1910, 237; DRG 32, 40, 86/87 (P); PF 4, 1, 391 (W); L 45, 10, 110; KL 1909, 372 (W); Chronik d. Univ. München 1909/10, 10/11.
- Erlenmeyer**, Emil, *Dr. phil.*, Prof. d. Chemie a. d. Techn. Hochsch. i. München; \* Wehen b. Wiesbaden 28. VI. 1825; † Aschaffenburg 22. I. — VZT; W 5, 182; Techn. Hochsch. Münch. Bericht üb. d. Studienj. 1908/09 (A. Lipp); PF 4, 6 391/92 (W); BZ 24, 102 [Chemikerzt. 1909, 161 (R. Meyer); Zs. f. angewandte Chemie Jg 22, 481 (H. Kliani)].
- Eschbacher**, Georg, *Dr. med.*, Medizinalrat, Dir. d. Kreispflegeanst. i. Freiburg i. B., Mitgl. d. Geschäftsaussch. d. Deutsch. Ärztevereinsbundes; \* Schlatt i. Bad. 25. V. 1830; † Freiburg i. B. 29. VII. — DMW 35, 1444.
- Escher**, Johann Jakob, *Dr. iur.*, Mitgl. d. Allg. Geschichtsforsch. Ges. d. Schweiz; 1851—81 Oberrichter, Mitgl. d. Handels- u. d. Kassationsgerichts, 1851—72 Mitgl. d. Großen Rats, hat hervorr. Anteil a. d. Ausarbeitung d. privatrechtl. Gesetzb. f. d. Kant. Zürich, d. Schweiz. Oblig.-Rechts u. d. Revision d. 1887 vom Volke angenomm. privatrechtl. Gesetzb. Bearb. Bd. 1—7 d. Urkundenbuchs d. Stadt u. Landschaft Zürich; \* Zürich 18. II. 1818; † das. 24. I. — ASG 1910, 81; Verhandl. d. schweizer. naturforsch. Ges. 92. Jahresvers. T. 2, 51—60 (C. Escher).
- Eschke**, Viktor, Konsul, früh. Oberrichter i. Dar-es-Salaam; \* Berlin 16. IV. 1862; † Leipzig 2. III. — VZ 3. III. M.-A.; IZ 132, 462.
- Essen**, Otto von, Wirkl. Staatsrat; \* St. Petersburg 25. IX. 1844; † Breslau 21. III. — KM 66, 769.
- Eulenburg-Prassen**, Karl Wendt Botho Ri-

- c h a r d Graf zu, Wirkl. Geh. Rat, einer d. größten Grundbesitzer i. Ostpr., Vors. d. Prov.-Landt. v. Ostpreußen, Landhofmeister i. Königr. Preuß., seit 1884 M. d. H.; \* Prassen 12. I. 1838; † das. 13. VII. — VZ 14. VII. M.-A.; HJ 1909, 411; KM 67, 94/95; IZ 133, 269; GT 1909, 272.
- Ewart**, Felicie, (Pseud.) s. Exner, Emilie.
- Ewer**, Leopold, *Dr. med.*, Sanitätsrat, \* Anklam 4. I. 1849; † Berlin 17. XII. — KL 1909, 383 (W) 1910 TL.
- \***Exner**, Emilie, (Pseud.: Felicie Ewart), Novellistin u. Schriftst.; \* Wien 7. III. 1850; † Lovrana 7. IV. — BJ XIV, 10 (M. v. Ebner-Eschenbach).
- Fabeck**, Guido von, Rittergutsbes., Major u. Landrat a. D., M. d. A., Mitgl. d. Kreistags u. Kreisaussch., d. Provinziallandt. u. d. Landwirtsch.-Kammer; \* Jablonken 16. X. 1839; † Zoppot 5. VI. — KM 66, 1164.
- Faber**, Robert, Verleger d. Magdeburger Ztg.; † Magdeburg 16. IX. i. A. v. 65 J. — VZ 21. IX. A.-A.
- Falk**, Franz, *Dr. theol.*, Prof., Prälat, Pfarrer i. Kl.-Winternheim u. Archivar d. Diözese Mainz, fruchtbar. Schriftst.; \* Mainz 12. I. 1840; † Kl.-Winternheim 22. IX. — Katholik 89, Nr. 10; HJ 1909, 411; KL 1909, 388 (W); WI 4, 350 (W); Quartalsbl. d. hist. Vereins f. d. Großh. Hessen Bd. 4, 363 (H. Schrobe); TJ 29, 8, 585.
- Fechner**, Heinrich, Prof., 38 Jahre Oberl. a. kgl. Sem. f. Stadtschullehrer i. Berlin, ein vorz. Kenner u. Methodiker d. Elementarunterricht., unterrichtete 1871—76 Prinzessin Luise Margarete, jetzige Herzogin v. Connaught, 1889—1903 die kais. Prinzen u. Prinzessin Viktoria Luise; \* Unruhstadt i. Posen 17. V. 1845; † Berlin 1. IX. — VZ 2. IX. A.-A.; HJ 1909, 411; KL 1909, 393; Dtsch. Schule 13, 657; Pädag. Blätter f. Lehrerbild. u. Lehrerbildungsanst. 38, 10 (A. Tietze); Dtsch. Blätter f. erz. Unterr. Jg. 37, Nr. 1. 2 (E. Oppermann); Mitt. d. Ges. f. dtsh. Erziehungs- u. Schulgeschichte Jg. 19, 337—342 (M. Herrmann).
- Fechner**, Wilhelm, Berliner Bildnismaler u. Photograph; \* Sprottau 30. XI. 1835; † Berlin 9. IV. — VZ 10. IV. A.-A.; Kchr 20, 372.
- Fels**, Egon, (Pseud.) s. Herbert, Johanna.
- \***Fenner**, Paul, *Dr. phil.*, Prof. d. Geodäsie a. d. Techn. Hochsch. i. Darmstadt, Mitgl. d. intern. Gradmessungskommiss.; \* Homburg v. d. H. 8. VII. 1852; † Darmstadt 23. XI. — BJ XIV, 250 (P. Gast); VZ 27. XI. M.-A.; GK 1910, 238; PF 4, 1, 412 (W).
- Fickler**, Karl, Geh. Oberbergrat, früh vortr. Rat i. Handelsminist.; † Halle a. S. 4. I. — VZ 6. I. M.-A.
- Fischer**, Gottlieb, Geh. Baurat, bis 1906 Mitgl. d. Eisenbahn-Dir. Frankfurt a. M.; \* Levern i. Westf. 10. IX. 1839; † Frankfurt a. M. 27. X. — ZB 29, 584.
- Fitger**, Arthur, Maler u. Dichter; \* Delmenhorst i. Oldenb. 4. X. 1840; † Bremen 28. VI. — VZ 28. VI. A.-A.; MAZ 112, Nr. 27; W 27, 1132, 1140 (P); IZ 133, 15/16 (P); HJ 1909, 411; KL 1909, 415 (W); DZL 366; LE 11, 1479; MS 1, 447; BMW 1, 308 (W); Kchr 20, 508; KFA 24, 511/12 (P); BW 11, 2, 879/80 (J. Beyer); NS 14, 391/93 (W. Kropp, A. F. als Dichter u. Schriftsteller), 15, 166—168 (K. Bienenstein, Eine Erinnerung an A. F.); EL 68.
- Fleischer**, Richard, *Dr. med.*, früh. o. Prof. d. mediz. Propädeutik u. Geschichte d. Mediz. i. Erlangen; \* Cleve 22. IX. 1848; † München 17. IV. — LZ 1909, 586; K 207; BKW 46, 1, 860; MMW 56, 1285 (F. Penzoldt, Erinnerungen an R. F. m. P); PBL 517/18 (P); HBL 2, 380; Rede b. Antritt d. Prorektor. d. Univ. Erlangen 1909, 14/15.
- Flottwell**, Adalbert von, Sohn d. preuß. Staatsministers Eduard Heinrich v. F., 1880—83 Bezirkspräs. i. Metz, vorher Reg.-Präs. i. Marienwerder, 1883—1902 Direkt. d. Schles. Bodenkreditbank, 1878—81 M. d. R., 1866—68 M. d. A., konserv.; \* Marienwerder 3. II. 1829; † Pullach b. München 29. V. — HJ 1909, 411; KM 66, 1161/62; OA 1908/09, 383.
- Förster**, Emil, Ritter von, österr. Ministerialrat, Baumeister, Schöpfer vieler Wiener Monumentalbauten, wie d. Ringtheaters, d. neuen Saals d. Hofburg u. a.; \* Wien 18. X. 1838; † das. 14. II. — HJ 1909, 412; WI 4, 379 (W); DBZ 43, 100.
- Fränkel**, Albert, Kommerzienrat, Seniorchef d. Leinenfabrik S. Fränkel i. Neustadt Ob.-Schles., Mitgl. d. Handelskam., hervorr. auf d. Geb. d. Wohlfahrtspflege; † Neustadt 4. XI. i. A. v. 73 J. — VZT.
- Fränkel**, Siegmund, *Dr. phil.*, o. Prof. d. semit. Sprachen a. d. Univ. Breslau, gründl. Kenner d. Arab. u. Syr.; \* Frankfurt a. O. 17. V. 1855; † das. 11. VI. — VZ 12. VI. A.-A.; HJ 1909, 412; K 216 (W); Chronik d. Univ. Breslau 24, 188—192 (F. Praetorius); JSG 1909 Nokr., 9/10 (M. Löhr); Jüd. Presse 1909, 238; Allg. Zt. d. Judent. 1909 Beil. Nr. 25, 330/32 (R. Neisser, Ein Erinnerungsbl.); TJ 29, 8, 585.
- Fragstein** u. Niemsdorff, Benno von, Generalm. a. D., zul. Kommand. d. Inf.-Reg. Nr. 114, Ritter d. Eis. Kreuzes 2. Kl.; \* Köln 15. I. 1832; † Aschaffenburg 14. VI. — VZ 18. VI. M.-A.; OA 1908/09, 389.



- Fragstein** u. Niemsdorff, Max von, Generallt. z. D., zul. Kommand. d. 33. Inf.-Brig., Ritter d. Eis. Kreuzes 2. Kl.; \* Thorn 8. VIII. 1841; † Charlottenburg 2. III. — VZ 3. III. A.-A.; OA 1908/09, 388.
- Fragstein-Niemsdorff**, Paul von, Generallt. z. D., zul. Kommand. d. 11. Inf.-Brig., Ritter d. Eis. Kreuzes 2. Kl.; \* Thorn 12. X. 1842; † Göttingen 30. XI. — MW 1910, 683; OA 1908/09, 388.
- Frahm**, Johann, Reg.- u. Baurat, Mitgl. d. Eisenb.-Dir. Berlin, 3 ½ Jahre als Eisenbahntechniker d. Botschaft i. London zugeteilt, von wo aus er die Eisenbahnwiss. fördernde Berichte sandte; \* Prinzenmoor b. Rendsburg 18. VIII. 1855; † Berlin 19. II. — ZB 29, 124.
- Fraisse**, Paul, *Dr. med. u. phil.*, ao. Prof. d. Zool. a. d. Univ. Leipzig, sein Spezialgeb. d. Entwicklungsgeschichte, Gewebslehre u. Embryologie; \* Memel 12. IV. 1851; † Jena 3. XI. — VZ 10. XI. M.-A.; KL 1909, 430; K 217.
- Franck**, Friedrich, bayer. Generalm. z. D., zul. Sektionschef bei d. Insp. d. Ingenieurkorps u. d. Festungen, 1900 z. D.; † München 13. XI. — VZ 16. XI. A.-A.
- Frank**, Albert, Geh.Reg.-Rat, Prof. d. Eisenb.-, Maschinen- u. Kraftwagenbaues a. d. Techn. Hochsch. i. Hannover, Ritter d. Eis. Kreuzes 2. Kl.; \* Lauenstein 19. XII. 1841; † Hannover Ende Nov. — LZ 1909, 1618; OA 1908/09, 391.
- Frank** v. Fürstenwerth, Wilhelm Frh., Wirkl. Geh. Oberreg.-Rat, Oberverw.-Gerichtsrat a. D., 1856—58 M. d. A.; \* Hechingen 6. VIII. 1825; † das. 14. III. — VZ 18. III. M.-A.; FT 1909, 215, 1910 Nehr.
- Franke**, Gustav von, Generalm. z. D., zul. Flügeladjutant d. Fürsten v. Schaumburg-Lippe, Ritter d. Eis. Kreuzes 2. Kl.; \* Brandhof b. Stadthagen 8. III. 1839; † Bückeberg 6. X. — VZ 8. X. M.-A.; OA 1908/09, 391.
- Franz**, Rudolf Frh. von, *Dr.*, Geh. Rat, Exz., Präs. d. ev. Oberkirchenrats i. Wien, M. d. H., Sektionschef; \* Wien 1842; † das. 20. III. — NFP 20. III. A.-A.; ÖR 19, 244; Ev. Luth. Kirchenzt. 1909, 430; KJ 37, 523; Jahrb. d. Ges. f. d. Geschichte d. Protest. i. Österr. Jg. 30. 186; TJ 29, 8, 585.
- Frensdorff**, Emil, *Dr. phil.*, zeitweise Red. d. Köln. Ztg., Mitarb. d. Grenzboten u. d. Schwäb. Merkurs; \* 2. I. 1818; † Karlsruhe Ende April. — IZ 132, 1044.
- Frese**, Hermann, Senator i. Bremen, 1893—1903 M. d. R., freis. Volksp., 1908 Vors. d. Ges. z. Rettung Schiffbrüchiger; \* Bremen 26. III. 1843; † das. 16. I. — VZ 16. I. A.-A.; W 4, 138, 144 (P); HJ 1909, 412; JSTG 1910, 76/77; RH 1898, 181.
- Frey**, Johann, Bildhauer auf d. Geb. kirchl. Kunst; † München 8. III. i. A. v. 68 J. — Christl. Kunst April 1909, Beil., 36.
- Frey**, Wilhelm, langj. Musikref. d. Neuen Wiener Tagbl., seit 1867 Red. d. N. W. Tagbl., Musikschriftst.; \* Hohenems 7. XII. 1833; † Wien 16. IV. — VZ 17. IV. M.-A.; ÖR 19, 401; WI 4, 395; Blätter f. Bücherfreunde 1909, 1, 18.
- Freyhan**, Adolf, Kaufmann, Lyriker u. Dramatiker, Mitgl. d. »Breslauer Dichterschule«, lange Jahre ihr Vors.; \* Breslau 8. X. 1840; † das. 24. II. — Allg. Zt. d. Judent. 1909 Beil. Nr. 10; KL 1909, 443 (W).
- Friedheim**, Karl, *Dr. phil.*, bis vor kurzem o. Prof. d. anorg. Chemie a. d. Univ. Bern, hervorr. Schriftst. auf d. Geb. d. anorg. u. techn. Chemie; \* Berlin 18. IV. 1858; † Boeningen a. Brienzer See 5. VIII. — VZ 6. VIII. A.-A.; WI 4, 399 (W); PF 4, 1, 459 (W); KL 1909, 449 (W); K 228; Verhandl. d. schweizer. naturforsch. Ges. 92. Jahresvers. T. 2, 124—129.
- Friedländer**, Ludwig, Geh.Reg.-Rat, 1858—92 o. Prof. d. klass. Philologie a. d. Univ. Königsberg, Verf. d. »Darstellungen aus d. Sittengeschichte Roms«; \* Königsberg 19. VII. 1824; † Straßburg i. E. 16. XII. — VZ 20. XII. A.-A.; NFP 24. II. M.-Bl. (Th. Gomperz); IZ 134, 31 (J. Fender m. P); HJ 1909, 412; K 228; TJ 29, 8, 585.
- Fries**, Theodor von, bayer. General d. Inf., ältestes Mitgl. d. Kammer d. Reichsräte, 1845 Unterlt., 1857 Hauptmann i. Kriegsm. d. Inf., dem er bis 1871 als Oberst angehört, 1871 Militär-Bevollm. i. Berlin, 1874 Generalm., 1878 Kommand. d. 1. Feldart.-Brig., 1882 Generallt. u. Chef d. Ingenieurkorps u. Insp. d. Festungen, 1888 General d. Inf., 1893 z. D.; \* Nürnberg 6. XI. 1823; † München 19. VII. — VZ 21. VII. M.-A.; LJ 1909, 455/56; HJ 1909, 412; DZL 397; Bayerland 1909, 561 (P), 564.
- Froehlich**, Oskar, Prof., Privatd. a. d. Techn. Hochsch. i. Charlottenburg, lehrte namentlich prakt. Elektrometallurgie u. Elektrochemie; \* Erlach, Kant. Bern 23. XII. 1843; † Charlottenburg 6. VII. — VZ 8. VII. M.-A.; DZL 403; Progr. d. Techn. Hochsch. Berlin f. 1910/11, 151/52; PF 3, 1, 482; 4, 1, 464.
- Frommer**, Karl, Wirkl. Geh. Oberfinanzrat, ältestes Mitgl. d. Reichsbank-Direktoriums; † Berlin 25. IV. i. A. v. 61 J. — VZT.
- Fügner**, Franz, *Dr. phil.*, Gymn.-Prof., schriftst. tätig auf d. Geb. d. klass. Philologie; \* Coswig i. Anh. 26. III. 1854;

- † Hannover 4. I. — KL 1909, 465 (W), 1910 TL.
- Fugger** zu Kirchberg u. von Weißenborn, Georg Graf, Senior d. Fuggerschen Gesamthäuser, erbl. Reichsrat d. Krone Bayerns; \* Augsburg 2. I. 1850; † München 6. I. — NZ 7. I. A.-A., HJ 1909, 412; WI 4, 413.
- Gärtner**, Heinrich, Landschaftsmaler, Schüler von F. W. Schirmer; \* Neustrelitz 22. II. 1828; † Dresden 20. II. — NZ 22. II. A.-A.; IZ 132, 313; HJ 1909, 412; WI 4, 418; MS 2, 3/4; BMW 1, 353 (W); Kchr 20, 301; KFA 24, 320.
- Gatt**, Ferdinand, Dombenefiziat u. fürstbischöfl. Sekr. i. Brixen, Alpenkartograph u. Aquarellist; \* 10. XII. 1847; † Brixen 14. IX. — HJ 1909, 412; D. Kunstfreund 1909, H. 7/8, 9 (E. Künstler i. Talar).
- Gebhart**, Geh. Justizrat, stellvertr. Vors. d. Deutsch. Anwaltvereins; \* Dillingen a. D. 27. II. 1847; † Zweibrücken 1. III. — Jurist. Wochenschr. 1909, 153.
- Geffcken**, Karoline, Tochter Karl Immermanns aus seiner späteren Ehe mit Marianne Niemeyer, Witwe d. bek. Rechtsgelehrten Prof. G.; \* 12. VIII. 1840; † München 4. IV. — VZ 6. IV. M.-A.; LE 11, 1117.
- Geigenberger**, August, Zeichner, bek. durch s. grotesken Humor atmenden Zeichnungen a. d. \* Jugend; \* Wasserburg a. Inn 16. VI. 1875; † München 5. III. — Kchr 20, 328.
- Gemmingen**, Wilhelm Frh. v. Massenbach-, bayer. Generalm. z. D., zul. Kommand. d. Inf.-Leib-Reg.; \* Landshut 5. XI. 1838; † Landau 23. X. — VZ 26. X. A.-A.; OA 1908/09, 440.
- Gerhardt**, Hermann von, Generallt. z. D., bis 1888 Kommand. d. 57. Inf.-Brig., Ritter d. Eis. Kreuzes 2. Kl.; \* Insterburg 9. V. 1831; † Berlin 14. IV. — VZ 15. IV. M.-A.
- Gerlach**, Ernst, *Dr. phil.*, Kirchenrat, 1861—67 Instruktor d. Großherz. Friedrich Franz III., hierauf bis 1870 d. Herzogin Marie v. Mecklenburg, jetzigen Großfürstin Maria Paulowna; \* Sommerfeld i. d. Neumark 27. VII. 1838; † Proseken, Mecklbg. 1. III. — NZ 5. III. M.-A.; KM 66, 675/76; KL 1909, 496 (W); KJ 37, 523.
- Germain**, Charles, 1874—90 M. d. R., Elsässer, Mitgl. d. Generalrats f. Lothringen; \* 3. XI. 1834; † Hommartigen 7. VI. — VZ 8. VI. M.-A.; Hirth, Parlam.-Almn. 1877, 151.
- Germonik**, Ludwig, d. älteste Wiener Journalist, früh. Archivar a. d. Landesbibl. i. Laibach, Vors. d. Grillparzer-Vereins, auch dichterisch tätig; \* Fiume 29. XI. 1823; † Wien 7. XII. — HJ 1909, 412; LE 12, 528; KL 1909, 499 (W); BR 1, 425 (W); WI 4, 440 (W).
- Geyer**, Valentin, Kartograph, gehörte fast 40 Jahre d. Geogr. Anstalt v. J. Perthes an u. zeichnete fast sämtl. Karten z. Sydow-Wagner's Method. Schulatlas u. z. Stieler's Schulatlas; † Gotha 14. XII. i. A. v. 77 J. — GK 1910, 238; GA 11, 1, 18.
- Geymüller**, Heinrich Adolf Frh. von, Architekt u. Kunsthist.; \* Wien 12. V. 1839; † Baden-Baden 19. XII. — VZ 27. XII. A.-A.; Kchr 21, 188—192 (G. Dehio); DBZ 43, 712; HJ 1909, 412; Burgwart 1910, 1; Zs. f. Geschichte d. Architektur Jg. 3, 149 (J. Kohte).
- Gilsa**, Moritz von u. zu, Generallt. z. D., zul. Kommand. i. Straßburg i. Els., Ritter d. Eis. Kreuzes 2. Kl., 1899 z. D.; \* Wetzlar 9. XI. 1841; † Gilsa b. Zimmersrode 19. VII. — VZ 21. VII. M.-A.; HL 23, 218; OA 1908/09, 456.
- Glossner**, Michael, *Dr. theol.*, Prof., päpstl. Hausprälat, theol. u. philos. Schriftst., einer d. hervorr. Vertreter d. thomist. Schule; \* Neumarkt i. Ostpr. 19. X. 1837; † München 3. IV. — HJ 1909, 412; KL 1909, 511 (W); WI 4, 454 (W); TJ 29, 8, 585.
- Gönner**, Albert Rudolf, *Dr. iur.*, 1874—1907 Oberbürgerm. v. Baden-Baden; \* Neufra 29. III. 1838; † Baden-Baden 5. VII. — BJ XIV, 207 (R. Goldschmit); HJ 1909, 413; WI 4, 458.
- Göpel**, Ernst Theodor, Wirkl. Geh. Rat, Exz., ehem. Staatsrat; † Altenburg i. Sa.-A. 28. I. i. 87. Lebensj. — VZ 29. I. A.-A.
- Goldschlag**, Nathan, *Dr. phil.*, seit 1895 Arzt i. Berlin, studierte zuerst Philos., Gesch. u. Lit.-Gesch., später hebräische Philolog. unter Lagarde, ging dann z. Mediz. über, schrieb besond. über d. Polyhistor Herm. Conring; \* Witkowo, Posen 13. IX. 1861; † Patras i. Griechenland 11. XI. — VZ 21. XI. M.-A.
- Goldstein**, Hermann Friedrich, M. d. R., sächs. Landt.-Abg., sozialdemokr. Redakteur i. Zwickau; \* Möckern b. Leipzig 25. I. 1852; † Dresden 14. VI. — VZ 14. VI. A.-A.; RH 1907, 266.
- Goltz**, Gustav Albrecht Graf von d., Wirkl. Geh. Rat, Exz., früh. Vizepräs. d. Oberrechnungskammer; \* Zützer 23. VI. 1831; † Potsdam 26. I. — VZ 28. I. M.-A.; HJ 1909, 412; IZ 132, 181; WI 4, 465.
- Gomperz**, Julius Ritter von, Präs. d. Brüner Handelsk., Mitgl. d. Abg.-H. u. Herrenh.; \* Brünn 21. XI. 1824; † das. 21. II. — BJ XIV, 219 (A. Oberländer); NFP 22. II. Nachm.-Bl.; HJ 1909, 412.
- Gordon**, Emy, geb. Freiin v. Beulwitz, Schriftst. u. Redakt.; \* Cannstatt 6. IX. 1843; † Würzburg Anf. Febr. — KL 1909,

- 524 (W), 1910 TL; WI 4, 468 (W); P Y 1, 272 (W).
- Gotthelf**, Henriette, Schriftst. u. Korresp. u. d. Pariser Leben; \* Hamburg 27. VIII. 1856; † Paris 24. VI. — KL 1909, 528, 1910 TL; P Y 1, 275 (W).
- Gottschall**, Rudolf von, *Dr. phil.*, Geh. Hofrat, Dichter, Lit.-Hist. u. Kritiker; \* Breslau 30. IX. 1823; † Leipzig 21. III. — VZ 23. III. A.-A.; W 13, 526, 533 (P); DZL 467; WI 4, 470 (W); KL 1909, 529 (W); HJ 1909, 413; NTA 1910, 164/65; LE 11, 1047/48; BR 2, 29/30 (W), JSG 1909 Nehr. 10—13 (M. Koch); BZ 24, 128 [Gartenlaube 1909, Nr. 16 (J. Proelß, D. Letzte von Jung Deutschland); Nord u. Süd Mai-H. 1909, 379—82 (G. Witkowski); D. Türmer Mai-H. 1909, 241—48 (G. s. Jugenderinnerungen)].
- Gottsche**, Karl Christian, *Dr. phil.*, Prof. a. Kolonialinstitut i. Hamburg, hervorr. Geologe, Urheber d. Hamb. Berggesetzes v. 1906, Direkt. d. Mineral.-Geolog. Instituts, von 1907 ab Direkt. d. Naturhist. Mus. i. Hamburg, 1882—84 Prof. f. Mineralog. u. Geolog. i. Tokyo; \* Altona 1. III. 1855; † Eppendorf b. Hamburg 11. X. — HC 12. X. A.-A., 24. X. M.-A. (P. Trummer); IZ 133, 862; GK 1910, 238; Monatsber. d. Dtsch. Geolog. Ges. 11, 417—25 (W); Geolog. Magazin 6, 12, 575; Mitt. d. Geogr. Ges. i. Hamburg Bd. 24, 301—313 (J. Petersen, Gedächtnisrede); Hamb. Kolonialinstitut. Ber. üb. d. I. Studienj. S. 13/14; Zs. d. dtsh. geolog. Ges. Jg. 61, 417—25 (W. Wolff).
- Grabherr**, Josef, Mitbes. d. Liter. Instituts von Haas u. Grabherr i. Augsburg, Verl. d. Augsburger Postzt.; \* 19. XII. 1840; † Augsburg 2. XII. — HJ 1909, 413.
- Graebke**, Hermann, Lehrer a. Andreas-Realgymn. i. Berlin, plattdtsh. Dichter; \* Lenzen a. E. 22. VII. 1833; † Berlin 8. VIII. — KL 1909, 532 (W), 1910 TL; R. Eckart, Handb. d. Gesch. d. plattd. Lit. 1911. S. 224.
- Graser**, Bernhard, *Dr.*, bis 1898 Generalkons. i. Helsingfors, Ritter d. Eis. Kreuzes 1. Kl.; \* Guben 28. IV. 1841; † Frankfurt a. M. 27. II. — VZT; OA 1908/09, 483.
- Graul**, Otto, vormal. Mitdir. d. Berliner Theaters u. bisher. administr. Leiter d. Kleinen Theaters; \* Berlin 28. IX. 1863; † Berlin 20. II. — NZ 21. II. M.-A.; W 11, 476 (P).
- \*Grimminger**, Adolf, Opernsänger u. schwäb. Dialektdichter; \* Stuttgart 2. V. 1827; † Stuttgart 9. III. — BJ XIV, 76 (O. Güntter); VZ 10. III. A.-A.; BB 27. III.; HJ 1909, 413; LE 11, 967; BR 2, 45 (W); WJ 1909 Nehr.
- Groddeck**, Karl, Journalist, früh. leitend. Red. d. Post; † Berlin-Wilmersdorf 6. V. — VZ 8. V. A.-A.
- Grolmann**, Karl von, Generalm. z. D., Großh. hess. Kammerh., zul. Kommand. d. 78. Inf.-Reg., 1898 z. D., Ritter d. Eis. Kreuzes 2. Kl.; \* Nidda 4. XI. 1843; † Darmstadt 4. VI. — VZ 8. VI. M.-A.; KM 66, 964.
- Grosch**, Georg, Kammersänger, d. beste lyr. Tenor d. kgl. Oper i. Dresden; \* Königstein 15. VI. 1875; † Dresden 11. V. — VZ 12. V. M.-A., NTA 1910, 169.
- Groß**, Ferdinand, ehem. Opernsänger; \* Wien 8. V. 1835; † Kassel 9. IX. — NTA 1910, 176.
- Grzywacz**, Arthur, Geh. Oberreg.-Rat u. vortr. Rat i. Reichsjustizamt; \* Karthaus, Regbez. Danzig 4. IV. 1851; † Berlin 5. I. — NZ 6. I. M.-A.; DJZ 14, 131.
- Gudenus**, Heinrich, sächs. Kammersänger, ausgez. Tenorist; \* Altenhagen b. Celle 30. III. 1845; † Dresden 9. X. — VZ 11. X. A.-A.; EG 364; IZ 133, 862; HJ 1909, 413; DZL 496; NTA 1911, 154; BW 12, 147/48 (E. Pierson m. P); NMZ 31, 69 (H. Platzbecker m. P); R 541.
- Günther**, Julius, Geh. Ober-Justizrat, Landger.-Präs. a. D.; \* Loßwitz b. Grottkau 10. VIII. 1824; † Berlin-Friedenau 15. VII. — Schles. Zt. TL; OA 1908/09, 511.
- Guerber**, Josef, Ehrendomberr i. Straßburg i. E., Superior u. Kanonikus, 1874—1897 M. d. R., Elsässer, Mitbegr. d. reichsf. Zentrumsparterie; \* Weißenburg 23. IX. 1824; † Straßburg i. E. 16. VII. — VZ 16. VII. A.-A.; KVZ 16. VII. A.-A. (L. Pfleger); Katholik 89, 8 (Z. Erinnerung an J. G.); HJ 1909, 413; RH 1893, 172; Caccia, Straßb. 1909, 106 (A. Schmidlin); TJ 29, 8, 585.
- Guhrauer**, Karl Berthold Heinrich, Gymn. i. Wittenberg, klass. Philologe, Musikhist.; \* Breslau 13. III. 1844; † Wittenberg 14. III. — KL 1909, 562 (W), 1910 TL; JSG 1909 Nehr. 13—20 (R. Becker).
- Gumplowicz**, Ludwig, *Dr. phil.*, seit 1893 o. Prof. a. d. Univ. Graz, Staatsrechtslehrer u. Soziologe; \* Krakau 9. III. 1838; † Graz 19. VIII. — VZ 20. VIII. M.-A.; NFP 20. VIII. M.-Bl. (R. Eisler, Die wissenschaftl. Bedeutung L. G.s; G. als Staatsrechtslehrer. Von e. Mitgl. d. jurist. Fakultät d. Prager dtsh. Univ.; L. G. als Lehrer. Von e. Schüler d. Verblichenen); T 196 (P); HJ 1909, 413; DRG 32, 87; KL 1909, 563 (W); WI 4, 495 (W); K 294 (W); Wage Jg. 12, Nr. 34, 36 (I. K. Kochanowski);

- Monatsschr. f. Soziologie 1909, 645—52 (F. Savorgnon); Archiv f. Rechts- u. Wirtsch.-Philosophie Bd. 3, 78 (F. Kleinwächter jr.), 80 (F. Berolzheimer, G. als Machttheoretiker).
- Gura**, Alexandra, geb. Mitschiner, Gattin d. Kammers. Hermann Gura, früh. dram. Sängerin; \* Moskau 6. V. 1869; † Berlin 19. III. — NTA 1910, 164.
- Guttstadt**, Albert, Prof., *Dr. med.*, Geh. Med.-Rat, d. führende Medizinalstatistiker Deutschlands, Ritter d. Eis. Kreuzes 2. Kl., 66 Choleraarzt i. Berlin, 75 Privatdoz., 74 Medizinalref. i. kgl. Preuß. Statist. Bur., zu dessen o. Mitgl. er später aufrückte, schrieb zahlr. Veröffentlichungen üb. d. Verbreitung von Krankheiten i. Preuß. u. Deutschld. Hohe Anerkennung fanden seine großen Krankenhauslexika. Hrg. d. 1. Jg. d. Klin. Jahrb. Nahm lebhaften Anteil a. d. ärztl. Standesbewegung. Begr. d. Korrespondenzbl. Berliner Ärzte. Viele Jahre Mitgl. d. Ärztekammer. Gehörte zu d. Begr. d. Dtsch. Ges. f. öffentl. Gesundheitspflege u. d. Ges. f. soziale Mediz., Hygiene u. Medizinalstatistik. Für d. öffentl. Leben Berlins waren s. Bestrebungen in bezug auf Sanitätswachen, Kinderspielplätze u. die Begründung d. 1. Trinkerasyls i. Waldfrieden v. Bedeutung; \* Rastenburg 25. I. 1840; † Berlin 3. V. — VZ 5. V. M.-A.; IZ 132, 1044; WI 4, 499; AD 3, 66/67 (W); K 298/99 (W); DMW 35, 981 (R. Lennhoff); MR 1909, 226; Chronik d. Univ. Berlin 23, 8; PBL 665/66 (P); HBL 2, 708; Zs. f. soziale Med., mediz.-statist. Arbeitervers., soz. Hygiene u. Volkswirtsch. Bd. 4, 546 (A. Grotjahn).
- Gutzkow**, Berta, geb. Meidinger, Witwe Karl G. s.; † Frankfurt a. M. 28. X. i. A. v. 81 J. — VZ 29. X. A.-A.; LE 12, 372.
- Haack**, Rudolf, Kgl. Baurat u. Schiffbaudirekt., Erbauer d. 1. dtsch. Panzerschiffes »Preußen« auf d. »Vulkan«, 1887 a. D., seitdem wissenschaftl. tätig, Ehrenmitgl. d. Schiffsbautechn.-Ges.; \* Wolgast 17. X. 1833; † Eberswalde 12. XII. — JSTG 1910, 89/91 (P).
- Haan**, Heinrich, Jesuit, 1894—1900 Ordensprovinzial, 1900—04 Rektor d. Kollegs i. Feldkirch, seith. b. d. Red. d. »Stimmen aus Maria Laach«; \* Köln a. Rh. 10. V. 1844; † Luxemburg 2. IV. — HJ 1909, 413; KL 1909, 574 (W).
- Haase**, Theodor, *Dr. theol. et phil.*, Superintendent. d. mähr.-schles. Superintendenz, Mitgl. d. Herrenh., Gründer d. Schulstadt Bielitz; \* Lemberg 14. VII. 1834; † Teschen 27. III. — NFP 27. III. A.-A.; ÖR 19, 322; IZ 132, 549; Ev. Luth. Kirchenzt. 1909, 430; KJ 37, 523; Ev. Kirchenzt. f. Österr. 1909, 113, 129; Jahrb. d. Ges. f. d. Geschichte d. Protest. i. Österr. Jg. 30. 188; TJ 29, 8, 585.
- Haebler**, Gotthelf, *Dr. phil.*, Gymn.-Lehrer i. Dresden, Germanist u. Altphilologe, Lyriker u. Kritiker; \* Gr. Schönau 7. I. 1829; † Dresden 11. II. — KL 1909, 579 (W), 1910 TL.
- Hähnel**, Heinrich Julius, Tierbildhauer; † Schmiedeberg b. Dresden 23. V. i. A. v. 85 J. — VZ 24. V. A.-A.
- Hähnle**, Hans, Kommerzienrat, Großindustr., der aus kleinsten Anfängen s. Fabrik (Vereinigta Filzfabriken i. Giegen a. B.) z. Weltfirma ausbaute, 1882—84, 1890—93 u. 1895—1903 M. d. R., südd. Volkspartei; \* Giegen a. Brenz 29. VII. 1838; † Stuttgart 5. VII. — VZ 6. VII. M.-A.; HJ 1909, 413; RH 1898, 189; WJ 1909 Nkr.; Württ. St. Anz. 156; Schw. Kron. 305.
- Haenlein**, Albrecht, Musiker u. Orgelspieler, d. letzte d. »5 Gerechten«, wie Wagner die Begründer d. 1. R.-W.-Vereins nannte; \* München 1846; † Mannheim 31. VIII. — VZ 1. IX. A.-A.; AMZ 36, 680; NMZ 30, 520.
- Hänseler**, Arnold, langj. Oberregisseur a. Leipz. Stadttheater; \* Königsberg 14. VII. 1854; † Leipzig 12. VI. — NZ 15. VI. M.-A.; NTA 1910, 170 (P); EG 380.
- Haertel**, Benno, Prof. a. d. Kgl. Hochsch. f. Musik i. Berlin, auch Komponist; \* Jauer i. Schles. 1. X. 1836; † Gr. Lichterfelde 4. VIII. — VZ 5. VIII. A.-A.; NZ 7. VIII. M.-Bl.; IZ 133, 434; HJ 1909, 414; Musik 8, 4 Totensch.; AMZ 36, 639; R 570.
- Haffter**, Elias, *Dr. med.*, Leiter d. städt. Krankenh. zu Frauenfeld, 1887 Präs. d. Zentralvereins, 1888 Red. d. »Correspondenzbl. f. Schweizer Ärzte«, Verf. von biogr. Arbeiten u. Reiseplaudereien; \* Weinfeld 13. II. 1851; † Frauenfeld 4. VII. — ASG 1910, 85/86 (W); A. Roth, *Dr. E. H. Ein Lebensbild*. Aus Briefen u. Erinnerungen zusammengest. Bern 1910; Correspondenzbl. f. Schweizer Ärzte Bd. 39, 445—452 (Jaquet).
- Hagemann**, Ludwig, Geh. Oberjustizrat, bis 1907 Landger.-Präs. i. Limburg a. L.; \* Arolsen 10. VI. 1834; † Limburg 12. V. — VZ 14. V. M.-A.; OA 1908/09, 525.
- Hagen**, Anton, Hoftheaterinspizient a. Hoftheater z. München; \* Ansbach 2. II. 1835; † München 8. VIII. — NTA 1910, 174.
- Hagen**, Karl Moritz Emil, *Dr. iur.*, Landgerichtsprä. a. D.; † Leipzig 27. VI. — VZ 29. VI. M.-A.; OA 1908/09, 526.
- Hagen**, Theodor, Kgl. Sächs. Hofschauspieler; \* Wien 22. IV. 1849; † Kitzbühel 24. VIII. — NTA 1910, 175.

- Halern**, Heinrich von, Gutsbes., 1882—88 M. d. A., nationallib.; \* Greetsiel 4. X. 1837; † das. i. Juli. — VZT; HA 1886, 213.
- Halir**, Karl, Prof. a. d. Kgl. Hochsch. f. Musik i. Berlin, Schüler von Joachim, Begr. d. Halir-Quartetts; \* Hohenelbe i. Böhm. 1. II. 1859; † Berlin 21. XII. — VZ 22. XII. M.-A.; HC 22. XII. M.-A.; IZ 133, 1300 (A. Smolian m. P); W 1910, 8, 14 (P); HJ 1909, 413; DZL 516; Westerm. Monatsh. März 1910, 922; AMZ 36, 1051; NMZ 31, 171/72 (A. Laser m. P); R 556.
- Halle**, Ernst von, *Dr. phil.*, wirkli. Admiraltätsrat, ao. Prof. d. Nationalökonom. a. d. Univ. Berlin u. Hon.-Prof. a. d. Techn. Hochsch., bis vor kurzem Hilfsarbeiter i. Reichs-Schatzamt, vorher i. Reichs-Marineamt, Hauptverf. d. Denkschrift über d. Reichsfinanzreform, nationalökonom. u. finanzpolit. Schriftst.; \* Hamburg 17. I. 1868; † Berlin-Grunewald 28. VI. — VZ 28. VI. A.-A.; HJ 1909, 413; W 27, 1132 (P); KL 1909, 587 (W); GK 1910, 239; DRG 31, 522; WI 4, 514; IZ 133, 84; HV 12, 568; Chronik d. Univ. Berlin 23, 8.
- Hamacher**, Willy, Prof., Landschafts- u. Marinemaler, Schüler von Hans Gude; \* Breslau 10. VII. 1865; † Bad Reinerz 9. VII. — VZ 10. VIII. M.-A.; HJ 1909, 413; WI 4, 516; MS Nachtr., 124; Kchr 20, 507; BMW 1, 451; KFA 24, 536.
- Hancke**, Franz, Kunst-Schriftst., 10 Jahre Sekr. u. Geschäftsführer d. Wiener Sezession; \* Breslau 1873; † Wien 25. III. — Kchr 20, 372.
- Hardenberg**, Werner Graf von, Generallt. z. D., 1866—70 persönl. Adjutant d. Prinzen Albrecht Vater, zul. Kommand. von Kiel, 1886 z. D.; \* Frankfurt a. O. 23. V. 1829; † Potsdam 28. IX. — VZ 30. IX. M.-A.
- Harke**, Emma, Hofschauspielerin i. Kassel; \* Berlin 5. XII. 1834; † Kassel 28. I. — VZ 30. I. M.-A.; IZ 132, 181; EG 392; HL 23, 43.
- Harrach**, Johann Nepomuk Graf von, Geheimrat, Erblandstallmeister, Senior d. Harrachschen Hauses, Mitgl. d. Herrenh., seit 1884 d. Böhm. Landt., vorh. d. österr. Abg.-H., hat seit einem halben Jahr. seine hohe Stellung, den großen Reichtum s. Besitzes d. Sache d. czech. Volkes z. Diensten gestellt; \* Wien 2. XI. 1828; † das. 12. XII. — NFP 13. XII. Nachm.-Bl.; IZ 133, 1266 (P); HJ 1909, 414.
- \*Hartmann**, Albert, Kommerzienrat u. Fabrikant; \* Heidenheim 1846; † das. 20. XII. — BJ XIV, 125; WJ 1909 Nehr.; Württ. St.-Anz. Nr. 300; Schw. Kron. Nr. 592; Schw. Merk. Nr. 597; Bl. f. d. Armenwes. 52.
- Hauck**, Adalbert, Ober-Reg., Rat, Präs. d. Eisenbahndir. München; \* Bad Kissingen 15. IX. 1858; † München 13. IV. — VZ 13. IV. A.-A.; OA 1908/09, 557.
- Haug**, Rudolf, ao. Prof. f. Ohrenheilkde, Vorst. d. k. Univ.-Ohrenpoliklinik; \* Poona, Präs. Bombay i. Indien 26. V. 1860; † München 14. IV. — IZ 132, 803; Chronik d. Univ. München 1908/09, 11—13; AD 3, 284 (W); K 318/19 (W).
- \*Hauser**, Alois, Prof., Konservator u. Restaurator a. d. Alten Pinakothek; \* Burdaligen i. Hohenzollern-Hechingen 17. II. 1831; † München 7. III. — BJ XIV, 164 (H. Holland); VZ 8. III. A.-A.; MAZ 112, Nr. 11; IZ 132, 497; HJ 1909, 414; Kchr 20, 302; Christl. Kunst April 1909 Beil., 36; KFA 24, 344.
- Hausmann**, Robert, Prof. a. d. Kgl. Hochsch. f. Musik i. Berlin, ausgez. Cellist, seit 1878 Mitgl. d. Joachim-Quartetts; \* Rottleberode a. H. 13. VIII. 1852; † Wien 19. I. — VZ 20. I. M.-A.; T 18 (P); W 4, 138 (P); HJ 1909, 414; IZ 132, 137; AMZ 36, 80; R 579.
- Hausmann**, Viktor, Komponist, früh. bekannt durch s. Opern »Enoch Arden« u. »Die Nazarener«; \* Warasdin, Kroat. 14. VIII. 1871; † Berlin 12. XII. — VZ 13. XII. A.-A.; NTA 1911, 158; AMZ 36, 1026; R 579; HJ 1909, 414; Türmer Jg. 12, H. 6 (K. Storck).
- \*Hausrath**, Adolf, *Dr. theol. et phil.*, Geh. Kirchenrat, o. Prof. d. Kirchengeschichte a. d. Univ. Heidelberg, einer d. bedeutendst. lib. Theologen unserer Zeit, auch Romanschriftst.; \* Karlsruhe 13. I. 1837; † Heidelberg 2. VIII. — BJ XIV, 294 (O. Frommel); VZ 3. VIII. A.-A.; IZ 133, 408; HJ 1909, 414; DZL 547; KL 1909, 618 (W); AD 1, 27 (W); K 321 (W); Univ. Heidelberg. Rede z. 22. Nov. 1909, 18/19; Ev. Luth. Kirchenzt. 1909, 791; Ev. Kirchl. Anz. 1909, 347; Protest. Monatsh. 13, 8 (J. Websky); KJ 37, 524; Bremer Beitr. z. Ausbau d. Kirche Jg. 4, 31—43 (A. Wolfhard, A. H. d. Dichter-Theologe); TJ 29, 8, 586.
- Hecht**, Felix, *Dr. iur.*, Geh. Hofrat, Gelehrter u. Forscher, großzügiger Kaufmann u. Financier, mit 19 J. *Dr. iur.*, mit 21 J. lehnte er den Ruf zum Prof. d. Handels- u. Wechselrechts nach Basel ab, mit 24 J. Direktor der von ihm gegründeten Rhein. Hypothekbank, außerdem Direktor d. Pfälz. Hypoth.-Bank, schrieb zahlr. Werke u. Abh. über Hypothekenwesen, erste Autorität auf d. Gebiete d. Bodenkredits, kurz vor seinem Tode begründete er die »Jahrbücher f. Europ. Bodenkredit«, Stu-

- dienbeirat d. ältesten Sohnes d. Herzogs v. Meiningen, mit Brahms, Joachim u. Lenbach befreundet; \* Friedberg i. Hessen 27. XI. 1847; † auf d. Eisenbahnfahrt zwischen Eisenach u. Weimar 18. X. — VZ 28. X. M.-A.; Schles. Zt. 22. X. M.-A.; HJ 1909, 414; DZL 550; WI 4, 542 (W); MAZ 1909, Nr. 43 (L. Jolles); Zs. f. d. ges. Handelsrecht Bd. 66, 186 (H. Rehm).
- \*Heinze, Max, Dr. theol. et phil., Prof. d. Philos. a. d. Univ. Leipzig; \* Prießnitz i. Sa.-Meining. 13. XII. 1835; † Leipzig 17. IX. — BJ XIV, 221 (G. Heinrici); FZ 27. IX. M.-Bl. (K. Joël); HJ 1909, 414; IZ 133, 596 (G. Jahn m. P); KL 1909, 636 (W); DZL 565; Ev. Luth. Kirchenzt. 1909, 934/35; Rektorwechsel a. d. Univ. Leipzig 1909, 9/10; Kantstudien Bd. 14, H. 4 (H. Vaihinger); Zuk. 18, 10, 320 (E. Förster-Nietzsche); Heinrici, Am Sarge von Dr. D. M. Heinze. Leipz. 1909; KJ 37, 524; Monatsschr. f. Soziologie 1909, 715—24 (Eleutheropulos); Leipz. Lehrerzt. Jg. 17, Nr. 1; TJ 29, 8, 586.**
- Heitz, Ernst Ludwig, Dr. phil., 1877—1900 Prof. d. Nationalökon. a. d. landwirtsch. Akad. i. Hohenheim; \* Basel 8. VII. 1839; † Münsterlingen i. Thurgau 27. VII. — VZ 2. VIII. A.-A.; WJ 1909 Nehr.**
- Heller, Wilhelm Ritter von, seit 1900 Präs. d. Oberst. Landesger. i. München, Staatsrat, stellvertr. Bundesratsbevollm.; \* Beerbach 1. VII. 1838; † München 10. XI. — VZ 11. XI. A.-A., 12. XI. M.-A.; HJ 1909, 414; DJZ 14, 1421 (v. Henle); WI 4, 560; Zs. f. Rechtspflege i. Bayern 1909, 441 (H. v. Thelemann).**
- Henikstein, Gustav Wilhelm Alfred Frh. von, k. k. Feldm.-Lt.; \* Wien 17. IX. 1840; † Salzburg 13. VII. — FT 1909, 315, 1910 Nehr.**
- Henneberg, Rudolf, Kommerzienrat, Großindustr., hatte in d. Entwicklung d. deutsch. Zentral-Heizungs-Technik eine führende Stellung; \* Gotha 26. III. 1845; † Berlin-Nikolassee 2. VIII. — HJ 1909, 414; IZ 133, 434; DBZ 43, 432.**
- Henning, Agnes, ehem. Schauspielerin, Gattin d. Theaterdirekt. Henning; \* Halle 18. V. 1835; † Lützen 3. VI. — NTA 1910, 170.**
- Henschel, Anna, Lyrikerin u. Novellistin; \* Strasburg i. U.-M. 26. I. 1844; † Pasewalk 15. XII. — KL 1909, 651 (W), 1911 TL; PY 1, 337/38 (W).**
- Herbert, Johanna, (Pseud.: Egon Fels), Romanschriftst.; \* Dresden 17. XII. 1830; † das. 23. V. — VZ 24. V. A.-A.; KL 1909, 653 (W); LE 11, 1335; BR 2, 137/38 (W); PY 1, 209 (W), 339.**
- Herbig, Otto, Kontreadmiral z. D., gehörte seit 1859 der Marine an, schied Mitte d. 80er Jahre aus d. aktiv. Dienst, von 1893—98 Küstenbezirksinsp., in d. letzten Jahren Beisitzer a. Kais. Oberseeamt; \* Berlin 11. IV. 1843; † Freienwalde 31. XII. — VZ 4. I. 1910 M.-A.; Mitt. d. deutsch. Seefischerei-Vereins 26, 66/67.**
- Hernsheim, Franz, Kaufmann, Gründer u. Leiter d. Jaluit-Ges., verdient um d. Erforschung u. wirtschaftl. Entwicklung d. dtsh. Südseekolonien; \* Mainz 22. X. 1845; † Heidelberg 8. I. — HJ 1909, 414; G 95, 98.**
- Hertkens, Johannes, Ober-Pfarrer, Homiletiker u. Biograph; \* Hoisten 30. XII. 1843; † Kronenburg b. Aachen 30. III. — KL 1909, 660 (W), 1911 TL; WI 4, 573 (W).**
- Herzog, Albin, Prof., früh. Direkt. d. Eidgenöss. Polytechn., in letzter Zeit Lehrer a. d. mechan. Abt. d. Polytechn.; \* 26. X. 1852; † Zürich 14. VI. — VZ 14. VI. A.-A.; Schweizer. Bauzt. 1909, Nr. 25.**
- Herzog, Johann Georg, Dr. phil. h. c., Orgelvirtuose, 1854—88 ao. Prof. u. Musikdirekt. a. d. Univ. Erlangen; \* Schmölz i. Oberfr. 6. IX. 1822; † München 3. II. — IZ 132, 274; HJ 1909, 414; DZL 587; Monatsschr. f. Gottesdienst u. kirchl. Kunst 14, H. 3 (Fr. Spitta); Musik 8, 2, Totensch.; R 602; Siona. Monatschrift f. Liturgie 1909, 221—26; TJ 29, 8, 586.**
- Hesberg, Louis von, General d. Kav., Ritter d. Eis. Kreuzes 1. Kl.; \* Kassel 7. IX. 1824; † Betzigerode, Kr. Fritzlar 23. XII. — 1843 Lt. i. Kurhess., 1866 Rittm. i. Preuß., 1875 Kommand. d. 2. G.-Ul.-Reg., 1880 d. 20. Kav.-Brig., 1885 Generallt., 1888 a. D., 1891 Charakter als Gen. d. Kav. — VZ 24. XII. M.-A.**
- \*Heß, Anton, Bildhauer, Prof. a. d. Techn. Hochsch. i. München; \* München 20. VIII. 1838; † das. 11. IV. — BJ XIV, 167 (H. Holland); VZ 13. IV. A.-A.; HJ 1909, 414; IZ 132, 803; DZL 588; MS 2, 170; Kchr 20, 373; Christl. Kunst Mai 1909 Beih., 37; KFA 24, 392 (P); Techn. Hochsch. München. Bericht üb. d. Studienjahr 1908/09 (F. v. Thiersch).**
- Hesse, Ludwig, Kgl. Bayer. Generalkonsul, bek. Industrieller; † Dresden 23. I. i. A. v. 97 J. — W 5, 182.**
- Heusinger, Erwin von, Präs. d. Marburger Landger.; \* Marburg a. L. 19. VI. 1845; † Ospedaletti b. Genua 13. IV. — VZ 16. IV. M.-A.; HL 23, 119.**
- Heveling, Julius, Dr. phil., Pfarrer, 1896—1908 M. d. A., Zentr.; \* Haldern,**

- Kr. Rees 3. XII. 1842; † Pfalzdorf 27. I. — VZ 28. I. A.-A.; HA 1904, 318.
- \*Hey**, Julius, Prof., bedeut. Gesangspädagoge; \* Irmelshausen b. Königshofen i. Unterfr. 29. IV. 1831; † München 22. IV. — BJ XIV, 142 (H. Roth); VZ 27. IV. M.-A.; HJ 1909, 414; DZL 594; Musik 8, 3 Totensch.; AMZ 36, 376 (O. Leßmann); Zs. d. Intern. Musikges. 10, 242 (H. Roth); NMZ 30, 372; R 606.
- Heyden-Linden**, Bogislav von, Generalmajor z. D., Flügeladjutant, einer d. erfolgreichsten Herrenreiter, bis 1908 Kommand. d. 2. G.-Kav.-Brig.; \* Neu-Sommersdorf, Kr. Demmin 12. VI. 1853; † Marienloh b. Paderborn 10. II. — VZ 12. II. M.-A.; HJ 1909, 414; W 8, 312, 320 (P); IZ 132, 313 (P); WI 4, 582.
- Hilf**, Arno, Prof., einer d. verdienstvollsten Lehrer d. Kgl. Konserv. d. Musik i. Leipzig; \* Bad Elster i. Sa. 14. III. 1858; † das. 2. VIII. — NZ 3. VIII. A.-A.; HJ 1909, 414; IZ 133, 348 (P); DZL 605; AMZ 36, 619; NMZ 30, 500; R 608.
- Hilf**, Hubert Arnold, Geh. Justizrat i. Limburg, 1875—81 M. d. R., freis.; \* Limburg 25. XII. 1820; † das. 18. I. — NZ 22. I. M.-A.; Hirth, Dtsch. Parlam.-Almn. 1877, 169.
- \*Hilty**, Karl, Prof. d. Staatsrechts a. d. Univ. Bern, popularphilos. Schriftst.; \* Werdenberg, Kant. St. Gallen 28. II. 1833; † Montreux 12. X. — BJ XIV, 88 (J. Schollenberger); VZ 13. X., 16. X. M.-A.; FZ 17. X. 4. M.-Bl.; KVZ 26. X. Mitt.-A.; IZ 133, 862; HJ 1909, 414; DJZ 14, 1319; AF 47, 434—39 (V. Böhmert); ASG 1910, 87 (W); LE 12, 293; HV 12, 568; H. Auer, K. H. Blätter z. Geschichte s. Lebens u. Wirkens. Bern 1910; KJ 37, 525; TJ 29, 8, 586.
- Himbürg**, Reinhold, früh. Rittergutsbes., 1898—1908 M. d. A., konserv.; \* Schricke b. Loitsche 12. I. 1834; † das. 16. IV. — VZT; HA 1904, 319.
- Hirschberg-Jura**, Elise, geb. Kramer, ehem. Schausp., wirkte 1895—1902 als Heroine an d. Stadttheatern Königsberg, Halle, Chemnitz u. Straßburg; \* Dresden 26. III. 1877; † Hannover 1. IX. — NTA 1910, 176.
- Hoerow**, Max, Berlin. Landschaftsmaler; \* Berlin 16. VI. 1851; † das. 3. II. — VZ 3. II. A.-A.; IZ 132, 274; MS 2, 188; Kchr 20, 247.
- Hoffmann**, Hans, Dr. phil., Prof., Dichter u. Schriftst., Generalsekr. d. Schillerstiftung; \* Stettin 27. VII. 1848; † Weimar 12. VII. — VZ 12. VII. A.-A.; W 29, 1327 (P); KL 1909, 696 (W); WI 4, 606 (W); HJ 1909, 414; DZL 625; IZ 133, 270 (P); LE 11, 1614; Eckart Nov. 1909 (H. Spiero, H. H. u. d. Dtsch. Schillerstiftung); Westerm. Monatsh. Sept. 1909, 895; Heimgarten Jg. 34, 31 (O. G. Ernst).
- Hoffmann**, Jacques Oliver von, Generallt. z. D., bis 1901 Insp. d. 3. Pionier-Insp., Ritter d. Eis. Kreuzes 2. Kl.; \* Haynau i. Schles. 17. VI. 1843; † Berlin-Charlottenburg 15. III. — VZ 15. III. A.-A.; MW 1909, 1033/35; KM 66, 766/67.
- Hoffmann**, Karl, Prof., lange Zeit Lehrer a. Konserv. i. Wien, 30 J. Dir. d. Hofmusikkapelle, Violinvirtuose, auch Komp.; † Wien 12. XII. i. A. v. 73 J. — VZT.
- Hohenthal** u. Bergen, Wilhelm Graf von, Dr. iur., 1906—09 Kgl. Sächs. Minister d. Innern, 1885—1906 Vertreter Sachsens i. Berlin; \* Berlin 4. II. 1853; † Dresden 29. IX. — VZ 30. IX. M.-A.; HJ 1909, 415; IZ 133, 694.
- Hohenzollern**, Maria Theresia Fürstin von, Tochter d. Prinzen Ludwig v. Bourbon-Sizilien; \* Enge-Zürich 15. I. 1867; † Cannes i. III. — NZ 2. III. A.-A.; HJ 1909, 418; IZ 132, 361.
- \*Holle**, Ludwig, Dr., 1907—09 Kultusminister; \* Schwelm i. Westf. 27. VI. 1855; † Godesberg a. Rh. 12. XII. — BJ XIV, 314 (H. Diez); VZ 13. XII. A.-A.; Reichsanz. Nr. 296 v. 16. XII.; HJ 1909, 415; W 51, 2164, 2168 (P); WI 4, 616; D. höhere Mädchenschule 12, H. 12; Ev. Kirchl. Anz. 1909, 583; KJ 37, 525; Pädag. Warte 1909, 620—26 (H. u. d. preuß. Kultusminist.); D. Mädchenschule 1909, 417 (Schöne); Blätter f. d. Fortbildung d. Lehrers 1909, 337.
- Holle**, Wilhelm, Geh. Justizrat, Rechtsanw. u. Notar i. Dortmund, Ehrenbürger d. Stadt, lange Jahre Vors. d. Stadtverord.-Kolleg., Vater d. früh. Kultusministers u. d. Oberbürgerm. v. Essen; \* Soest 1821; † Dortmund 19. X. — VZ 19. X. A.-A.; KM 67, 432 (Holle).
- \*Holstein**, Friedrich August Karl von, Exz., Wirkl. Geh. Legationsrat a. D.; \* Schwedt a. O. 24. IV. 1837; † Berlin 8. V. — BJ XIV, 304 (H. Diez); HC 9. V. M.-A.; KVZ 10. V. Mitt.-A.; NFP 9. V., 16. V. M.-A. (P. Lindau); W 20, 832, 836 (P); IZ 132, 1002 (P); Univers. Beil. Weltrundsch. 1909, 231 (K. Wilke).
- Holtermann**, Heinrich, Senator a. D. i. Stade, 1873—1908 M. d. A., nationallib.; \* Stade 21. I. 1838; † das. 26. IX. — VZ 29. IX. M.-A.; IZ 133, 694; HA 1904, 323.
- Holtgreven**, Franz Xaver, Domkapitular i. Paderborn; \* Paderborn 31. VIII. 1846; † Hamm 12. II. — KVZ 12. II. Mitt.-A.
- \*Hompesch**, Alfred Philipp Ludwig Polykarp

- Graf von, Rittergutsbes. u. Parlamentarier; \* Schl. Voordt i. Belgien 16. IX. 1826; † Berlin 21. I. — BJ XIV, 316 (H. Diez); KVZ 21. I. Mitt.- u. A.-A.; T 19 (P); W 5, 182, 184 (P); IZ 132, 135 (P), 137; HJ 1909, 415; RH 1907, 291.
- Hopf**, Max, Präs. d. dtsh. Schulvereins i. Buenos Aires, erwarb sich große Verdienste um d. Entw. u. Förderung d. dtsh. Schulwes.; † Buenos Aires 13. I. — D. dtsh. Schule i. Ausland Jg. 8, Nr. 4 (E. Meier).
- Hornhardt**, Alexander von, Generallt. z. D., zul. Insp. d. 1. Landw.-Insp., Ritter d. Eis. Kreuzes 1. Kl.; \* Freismissen b. Blomberg, Lippe 17. IV. 1830; † das. 29. XI. — VZ 2. XII. M.-A.; DZL 651.
- Howaldt**, Georg, Kommerzienrat, Gründer d. Howaldt-Werft i. Kiel, Öst.-Ung. Konsul; \* Kiel 24. III. 1841; † Wildbad 10. V. — NZ 12. V. A.-A.; IZ 132, 1039 (P); AF 47, 242; JSTG 1910, 83/85; P. Hansen, G. H. i. Kiel, ein Mann d. Tat. E. Gedenkwort, Votr. Kiel 1909.
- Hruza**, Ernst, *Dr. iur.*, Hofrat, Prof. f. röm. Recht a. d. Univ. Innsbruck; \* Prag 12. V. 1856; † Innsbruck 1. III. — VZ 3. III. M.-A.; HJ 1909, 415.
- \***Huber**, Jacques, *Dr. h. c.*, bek. schweizer. Verlagsbuchh.; \* Diessenhofen 22. X. 1828; † Zürich 15. XI. — BJ XIV, 90 (Th. Vetter); VZ 17. XI. M.-A.; BB Nr. 274 v. 25. XI. u. Nr. 218 v. 20. IX. 1910.
- Hübener**, Clara, Lehrerin v. bedeut. u. originalem pädag. Talent, charakterist. Hamb. Persönlichkeit; \* Hamburg 4. V. 1842; † Suderode 2. VIII. — HC 26. IX. M.-A.
- Hug**, Emil, Seniorchef d. Firma Hug & Co. i. Zürich, Musikalien-Verl. u. Instrumenten-Handlung; \* Zürich 1842; † das. 15. VI. — BB Nr. 218 v. 20. IX. 1910; AMZ 36, 600; NMZ 30, 460.
- Hunger**, August, Opernsänger, Heldenbariton, ehem. Mitgl. d. Stadtth. i. Frankfurt a. M.; \* Frankfurt a. M. 29. VII. 1870; † das. 10. I. — NTA 1910, 159.
- \***Hunziker**, Otto, *Dr. phil.*, Prof. d. Pädag. a. d. Univ. Zürich; \* Zürich 13. VIII. 1841; † Kilchberg b. Zürich 23. V. — BJ XIV, 34 (O. Hagenmacher); VZ 29. V. M.-A.; KL 1909, 733 (W); ASG 1910, 85; Dtsch. Schule 13, 391/92; Schweizer. Lehrerzt. Beibl. Pestalozzianum 1909, 85 (P).
- Husserl**, Otto, Generaldir. d. Austro-Oriental. Handelsaktienges.; \* Proßnitz 1870; † Pilsen 27. XI. — NFP 27. XI. A.-Bl.
- Hymmen**, Reinhard von, Rittergutsbes., Geh. Reg.-Rat, 1869—1902 verdienstvolle Tätigkeit als Landrat v. Hagen; \* Bonn 28. I. 1831; † Bonn-Endenich 17. II. — KM 66, 671/72.
- Jacobetzky**, Karl August von, *Dr. iur.*, Senatspräs. a. Bayer. Oberst. Landesger. i. München, von 1890 ab Mitgl. d. 2. Komm. f. d. Ausarbeitung d. BGB. Bei d. Beratung d. BGB i. Reichstage Kommissar d. Bundesrats, später Leiter d. Arbeiten f. d. bayer. Ausführungs-Gesetze; \* München 6. VIII. 1845; † das. 3. XII. — VZ 6. XII. A.-A.; HJ 1909, 415; DZL 667; WI 4, 645; IZ 133, 1179; DJZ 15, 65/58 (v. Henle); Recht 13, 832; MAZ 1910, Nr. 2 (G. Planck).
- Jaffé**, Max Eduard, Prof., *Dr. med.*, Chefarzt d. chirurg. Abt. a. städt. jüd. Krankenh. i. Posen, wissenschaftl. tätig auf d. Geb. d. Bruch-Chirurgie; \* Posen 11. VIII. 1850; † das. 6. IX. — VZ 9. IX. M.-A.; DMW 35, 1664; BKW 46, 1756.
- Jakesch**, Heinrich, dtsh.-böhm. Maler, bedeut. Radierer; \* Prag 8. I. 1867; † das. 19. XI. — Dtsch. Arbeit 9, 4. 270/72 (E. Utitz m. P); MS Nachtr. 152.
- Janensch**, Walter, Geh. Baurat, vortr. Rat i. Minist. d. öff. Arbeiten; \* Zamborst, Kr. Neustettin 22. IV. 1854; † Charlottenburg 30. III. — NZ 1. IV. M.-A.; ZB 29, 196 (Breusing).
- Janssen**, Arnold, Generalsuperior, Stifter u. 1. General d. Missionsges. d. göttl. Wortes; \* Goch a. Niederrh. 5. XI. 1837; † Missionshaus Steyl 15. I. — KVZ 15. I. Mitt.-A.; HJ 1909, 415.
- Jetteles**, Richard, früh. Generalsekr. d. Ferdinand-Nordbahn, einer d. größten Eisenbahn-Fachmänner d. Monarchie u. seiner Zeit, Mitgl. d. Herrenh., war zuerst Offizier, kam 1868 zur Südbahn, 1872 als Kommissär z. Generalinsp. d. Staatsbahnen, u. 1884 z. Nordbahn; \* Brünn 27. VII. 1839; † Hietzing b. Wien 1. XII. — NFP 1. XII. A.-Bl., 4. XII. M.-Bl., 5. XII. M.-Bl. (A. Markgraf Pallavicini); HJ 1909, 415.
- Jena**, Eduard von, Generallt. z. D., zul. Kommand. d. 4. Div., Ritter d. Eis. Kreuzes 2. Kl.; \* Nettelbeck, Brandenbg. 4. IX. 1826; † Naumburg 5. V. — 1846 Eintritt i. d. 32. Inf.-Rg., 1850 Offizier, 1860 Teilnahme a. Feldzug d. Spanier i. Marokko, 1862 Hauptmann, 1866 i. Generalstab d. 13. Div., als Major nach Algier u. Italien kommandiert, 1870 Kommand. d. 3. Jäg.-Bat., 1874 d. Gren.-Reg. 12, 1880 Generalm. u. Kommand. d. 21. Inf.-Brig., 1885 Generallt. u. Kommand. d. 4. Div., 1886 z. D. — VZ 7. V. M.-A.; IZ 132, 999; DZL 675.
- Ihm**, Max, ao. Prof. d. klass. Philologie u. Paläographie a. d. Univ. Halle; \* Krotoschin 25. XII. 1863; † Halle a. S.



24. IV. — HJ 1909, 415; Chronik d. Univ. Halle 1909/10, 6/7.
- Illing**, Meta, bedeut. Schauspielerin, Begr. einer englischen Schauspielerges., die regelmäßig i. Deutschland gastieren sollte; \* Berlin 27. II. 1872; † Frankfurt a. M. 26. XII. — VZ 27. XII. A.-A.; W 1910, 1, 8 (P); IZ 133, 31 (P); HJ 1909, 415; EG 464; NTA 1911, 162.
- \***Imfeld**, Xaver, Schweizer Kartograph u. Topograph; \* Sarnen, Kant. Unterwalden 21. IV. 1853; † Zürich 21. II. — BJ XIV, 97 (F. Becker); VZT.
- Joesten**, Josef, (Pseud.: Hans v. Windeck), *Dr. iur.*, Reg.-Rat., Hauptm. a. D., Lyriker, Literarhist. u. Militärschriftst., verf. u. a. Monographien über Wölg. Müller v. Königswinter, Gottfried Kinkel, Friedrich Roerber u. d. Schrift „Literar. Leben a. Rheine“; \* Düren 21. VI. 1850; † Bonn 25. IX. — LE 12, 223; KL 1909, 769 (W); BR 2, 241 (W); WI 4, 659.
- Johannsen**, Albert, fries. Schriftst.; \* Ranttrum 14. XII. 1850; † Husum 27. XI. — LZ 1909, 1658; IZ 133, 1180 (F. Schmeißer m. P); LE 12, 528; WI 4, 660 (W); KL 1909, 764 (W); W. Lobsien, Die erzähl. Kunst i. Schlesw.-Holst. 1908, S. 81.
- \***Joos**, August, Wirkl. Geh. Rat, langjähr. Direkt. d. Bad. Oberschulrats, dann Präs. d. Oberrechnungskammer; \* Waldkirch 17. II. 1833; † Karlsruhe 25. VI. — BJ XIV, 160 (E. v. Sallwürk sen.); HJ 1909, 416; Zeitschr. f. bad. Verw. u. Verwaltungsrechtspflege. 1909, 133 (Lewald).
- Jordan**, Max, *Dr. med.*, ao. Prof. d. Chir. a. d. Univ. Heidelberg; \* Mannheim 27. X. 1864; † Heidelberg 23. XI. — LZ 1909, 1618; MMW 57, 142/143 (G. Marwedel); PBL 829/30 (P).
- Jorkasch-Koch**, Adolf Frh. von, Geh. Rat, Sektionschef a. D., 1899/1900 u. 1908/09 Leiter d. Finanzminist.; \* Lemberg 1848; † Wien 22. IV. — ÖR 19, 318; IZ 132, 999; HJ 1909, 416.
- Jost**, Franz, verdienter Leipz. Musikalienhändler, bearb. 40 Jahre hindurch Friedrich Hofmeisters „Handbuch d. musikal. Literatur“ u. führte es von Bd. 6—12 fort, langjähr. Schriftführer i. Vorst. d. Ver. Leipz. Musikalienhändler; \* Oschatz 1844; † Leipzig 19. II. — BB Nr. 44 v. 23. II. u. 47 v. 26. II.
- Itzenplitz**, Berthold von, Landesältester u. Mitgl. d. Provinzialsynode, 1888—93 M. d. A., konserv., langjähr. Vors. d. deutsch-konserv. Vereins; \* Breslau 1. VIII. 1830; † das. 5. XII. — VZT; OA 1908/09, 698.
- \***Juch**, Ernst, Wiener Karikaturenzeichner; \* Gotha 25. IV. 1838; † Wien 4. X. — BJ XIV, 109 (A. Bettelheim); NFP 5. X. A.-Bl.; ÖR 21, 159; Kchr 21, 27; BB Nr. 234 v. 8. X.
- Jürgensen**, Christian Jacob, Geh. Justizrat, Amtsgerichtsrat i. Husum, seit 1882 M. d. A., nationallib.; \* Stuebbeck, Kr. Apenrade 6. III. 1838; † Berlin 3. II. — HC 4. II. M.-A.; T 31 (P); W 8, 345 (P); HA 1908, 396, 504 (P); IZ 132, 274; Kieler Zt. 4. II. A.-A.
- Junker**, Otto, Geh. Reg.- u. Baurat a. d. Regierung i. Osnabrück; \* Tangermünde 21. III. 1844; † Osnabrück 8. V. — VZ 8. V. A.-A.; ZB 29, 336.
- Jutrosinski**, Moritz, Prof., *Dr. phil.*, ehem. Direktor d. Reichenheimischen Waisenhauses zu Berlin, gehörte 1848 als Burschenschaftler d. allgem. deutschen Studentenkongreß i. Erfurt an, mit K. Schurz, mit dem er auch später in Verbindung blieb, einer d. Wortführer d. freiheitlichen Bewegung, war mehrere Jahre i. Auslande als Hauslehrer tätig, wurde 1861 Hilfslehrer i. Posen, 1868 angestellt u. 1872 als Dir. d. neugegr. Reichenh. Waisenhauses nach Berlin berufen, betätigte sich auch als hist. u. philos. Schriftst.; \* Sandberg, Prov. Posen 12. X. 1825; † Berlin 6. XII. — VZ 8. XII. M.-A.; Allg. Zt. d. Judent. 1909, 616/17 (P).
- Kaether**, H. R., *Dr. med.*, Generalarzt a. D., d. älteste deutsche Sanitätsoffizier, Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., seit 1880 a. D.; \* 23. IX. 1815; † Aachen 14. IV. — VZ 15. IV. A.-A.; OA 1908/09, 719.
- Kallscher**, Alfred Christian, *Dr. phil.*, Prof., Doz. a. d. Humboldt-Akad. i. Berlin, Musikschriftsteller, Beethoven-Forscher; \* Thorn 4. III. 1842; † Berlin 8. X. — VZ 10. X. M.-A.; KL 1909, 784 (W); WI 4, 673 (W); LE 12, 293; Musik 9, 1, 161—63 (H. Volkmann); NMZ 31, 69; R 677/78.
- Kallem**, Rudolf, Kais. Deutsch. Konsul i. Saigon, früh. i. Canton; \* 1862; † Saigon 26. XI. — Reichsanz. Nr. 282 v. 30. XI.
- Kamphausen**, Adolf, *Dr. theol.*, o. Prof. d. alttestamentl. Theol. a. d. Univ. Bonn, hervorr. Bibelforscher, Senior d. Univ.; \* Solingen 10. IX. 1829; † Bonn 13. VIII. — VZ 14. VIII. A.-A.; K 419 (W); HJ 1909, 416; DZL 702; WI 4, 676 (W); Ev. Kirchl. Anz. 1909, 363; KJ 37, 526; Chronik d. Univ. Bonn 25, 2—5 (E. König); Allg. Zt. d. Judent. 1909 Beil. Nr. 34; TJ 29, 8, 586.
- Kappeler**, Otto, *Dr. med.*, Mediz.-Rat, Leiter d. Krankenh. i. Konstanz; \* Frauenfeld 19. III. 1841; † Konstanz 11. V. — DMW

35, 896; PBL 841 (P); HBL 3, 443; Correspondenzbl. f. Schweizer Ärzte 1909, 491—96 (C. Brunner).

\***Karl**, Alexander, Abt von Melk, Mitgl. d. Herrenh. u. Mitgl. d. niederösterreich. Landt.; \* Grund i. Niederösterreich. 19. III. 1824; † Melk 1. II. — BJ XIV, 300 (R. Charmatz); NFP 1 II. Nachm.-Bl., 2. II. M.-Bl., 8. IV. M.-Bl. (A. Lindheim, Prälat A. K. als Landt.-Abg.); HJ 1909, 416; IZ 132, 230 (P); TJ 29, 8, 586.

\***Karpeles**, Gustav, *Dr. phil.*, Red. d. »Allgem. Zt. d. Judent.«, Lit.-Hist. u. Publizist, schrieb besond. über Heine, Börne u. Lenau, verf. eine Geschichte d. jüd. Lit. u. eine Allgem. Literaturgesch.; \* Eiwanowitz i. Mähr. 11. XI. 1849; † Nauheim 21. VII. — VZ 22. VII. A.-A.; LE 11, 1615; KL 1909, 791 (W); WI 4, 678 (W); IZ 133, 269; HJ 1909, 416; Zeitgeist Nr. 30 v. 26. VII. (I. C. Poritzky); Westerm. Monatsh. Sept. 1909, 897; Wage Jg. 12, Nr. 40 (E. Kreisler, G. K. u. d. Heine-Forschung); Jüd. Presse 1909, 299/301 (L. A. Rosenthal), Beil. Nr. 31 (P); Allg. Zt. d. Judent. 1909, 361/65, 370/71 (R. Neisser), 377/78 (B. Levy), 393/94 (Samuel, G. K. u. d. jüd. Literaturvereine).

\***Kasten**, Albert, ehem. Opernsänger u. Regisseur; \* Stettin 5. II. 1851; † Neustrelitz 4. XII. — NTA 1911, 157.

\***Katz**, Ludwig, *Dr. med.*, Prof., bek. Berliner Ohren- u. Nasenarzt; \* Loslau, Ob.-Schles. 1. I. 1848; † auf d. Reise nach Meran 14. IX. — VZ 16. IX. M.-A.; DMW 35, 1845/46 (H. Beyer); PBL 846 (P); Chronik d. Univ. Berlin 23, 8.

\***Kauffmann**, Karl Emil, *Dr. phil.*, Prof. u. Univ.-Musikdirekt. i. Tübingen; \* Ludwigsburg 23. XI. 1836; † Tübingen 17. VI. — BJ XIV, 127 (K. Grunsky); VZ 22. VI. M.-A.; Südd. Monatsh. Jg. 6, H. 11 (E. Holzer); AMZ 36, 543; NMZ 30, 420; R 689; WJ 1909 Nokr.; Württbg. St.-Anz. 140; Schw. Kron. 277.

\***Kaufmann-Hartenstein**, Johann, *Dr. phil.*, Prof., Lehrer d. alten Sprachen a. Gymn. i. Solothurn, 1883—1901 Rektor d. Kantonschule, 1888—1901 Mitgl. d. Solothurner Erziehungsrats, jahrelang Korresp. d. »Neuen Zür. Zt.«, Mitgl. d. »kanton. gemeinnütz. Ges.«, Mitbegr. d. Schweiz. Juraverains; \* St. Erhard, Gem. Knutwyl 24. XII. 1837; † Solothurn 8. V. — ASG 1910, Nr. 1, 83—85 (W).

\***Kaulbach**, Hermann von, Prof., Historienmaler; \* München 26. VII. 1846; † das. 9. XII. — BJ XIV, 200 (H. Holland); VZ 9. XII. A.-A.; W 51, 2164, 2168 (P); IZ 133, 1217 (P); HJ 1909, 416; DZL 709;

WI 4, 683; MS 2, 314; BMW 1, 658 (W); Kchr 21, 160; KFA 25, 192 (P).

\***Kautz**, Julius von, *Dr. phil.*, Prof., Geh. Rat, o. Prof. f. polit. Ökonomie a. d. Pester Univ., Vizepräs. d. ungar. Akad. d. Wiss., Mitgl. d. Magnatenhauses; \* Raab 5. XI. 1829; † Budapest 27. III. — HJ 1909, 416; WI 4, 685 (W).

\***Kawerau**, Georg, *Dr. phil. h. c.*, Direktorial-assist. a. d. Kgl. Museen zu Berlin, schrieb Untersuchungen über d. Akropolis von Athen u. gab einen Plan d. Akropolis heraus; \* Berlin 12. XII. 1856; † Stettin 13. IV. — JAW Jg. 37, 1909, Bd. 145, 68—70 (A. Köster); ZB 29, 231/32 (J. Koh-te).

\***Kawerau**, Hermann, Prof., Musikdir., Berliner Domorganist, Gesanglehrer a. Kgl. Wilhelmsgymn. u. 2. Direkt. d. Singakad.; \* Berlin 24. VII. 1852; † Bad Thale 1. VII. — W 28, 1178; Musik 8, 4, Totensch.; Ev. Kirchl. Anz. 1909, 313; KJ 37, 526; AMZ 36, 599; OA 1908/09, 722.

\***Keetz**, Wilhelm, plattdeutsch. Schriftst.; \* Strachau, Kr. Bleckede 12. II. 1870; † Hitzacker 30. VII. — NS 14, 433; LE 1909, 800 (W); Neue Hamb. Zt. Nr. 385 (Erinnerungen an W. K.); LE 9, 1369, 11, 1693; Eckart, Handb. z. Gesch. d. plattd. Lit. 1911, S. 181, 366/67.

\***Kelle**, Johann von, *Dr. phil.*, Hofrat, Prof. a. d. Univ. Prag; \* Regensburg 15. III. 1828; † Prag 30. I. — BJ XIV, 105 (J. Seemüller); VZ 30. I. A.-A.; HJ 1909, 416; KL 1909, 803; LE 11, 823; Dtsch. Arbeit 7, 6, 388/92 (C. v. Kraus, Zu s. 80. Geburtst. m. P u. W), 8, 6, 465 (C. v. Kraus, Worte, gespr. a. Sarge J. v. K.'s); German.-Roman. Monatsschr. 1909, 204.

\***Keller-Jordan**, Henriette, Schriftstellerin u. Dichterin; \* Marburg 4. VI. 1835; † München 9. II. — BJ XIV, 195 (A. Dreyer); HJ 1909, 416; KL 1909, 807 (W); BR 2, 272 (W); PY 1, 417/18 (W); WI 4, 690 (W); LE 11, 823; HL 23, 45/46, 69/70 (H. Diez, Rede — P. Tesdorff, Ansprache — M. Ille-Beeg, Z. Andenken an H. K.-J., Gedicht); Aus fremden Zungen Jg. 19, 620 (P. Tesdorff).

\***Kelterborn**, Rudolf, 1871—1909 Lehrer a. d. Knabensekundarschule i. Basel, Verf. zahlr. Dichtungen, besond. Erzähl. u. kleiner Dramen u. vieler kulturhist. Aufs., Reise-schilderungen u. sprachgeschichtl. Skizzen; \* Basel 17. VI. 1843; † das. 20. III. — ASG 1910, Nr. 1, 81/82 (J. Bernouilli m. W); LE 11, 1049; KL 1909, 808 (W); BR 2, 273 (W).

\***Kempe**, Karl, Gründer u. Chef d. Kempe-werkes zu Nürnberg, war erst einfacher

- Schriftsetzer, dann Journalist u. schließlich Großindustr. auf d. Gebiete d. Druckwesens, Erfinder d. Papier-Stereotypie, sowie einer Anzahl von Apparaten u. Maschinen f. Druckereien, Verl. u. Red. d. »Stereotypeurse«; \* Crossen 28. X. 1855; † Nürnberg 1. IX. — VZ 5. IX. M.-A.; KL 1909, 810 (W); WI 4, 692.
- Kerkow**, Karl Friedrich, Schriftst., Verf. von Romanen, Novellen u. humorist. Schriften; \* Friedland i. Mecklbg. 17. XII. 1828; † das. 16. III. — KL 1909, 811 (W), 1910 TL.
- Kerschbaumer**, Anton, *Dr. theol.*, Propst u. päpstl. Hausprälat, Dechant u. Stadtpfarrer i. Krems, theol., pädagog. u. Reise-schriftst.; \* Krems i. Nieder-Österr. 24. VIII. 1823; † das. 6. II. — ÖR 18, 497; HJ 1909, 416; KL 1909, 813; WI 4, 694 (W); Monatsbl. d. Vereins f. Landeskunde i. Niederösterr. Jg. 8, 226—30.
- Kesppohl**, Julius, Mitgl. d. Dtsch.-Amerik. Hist. Ges., einer d. hervorr. Geschäftsleute d. Stadt Quincy; \* b. Herford i. Westf. 8. V. 1844; † Hinsdale, Ill. 28./29. X. — DAG 10, 24 (H. Bornmann).
- Kiesselbach**, Sigmund Theodor, *Dr. iur.*, Oberlandesgerichts-r. a. D.; \* Bremen 23. X. 1829; † Hamburg 7. XI. — HC 8. XI. A.-A.
- \***Kink**, Julius Ritter von, Präs. d. Wiener Handels- u. Gewerbekammer, Mitgl. d. Herrenh.; \* Bregenz 21. IV. 1848; † Wien 25. I. — BJ XIV, 114 (R. Maresch); ÖR 18, 418.
- Kirchhammer**, Alexander, Feldm.-Lt.; \* 1847; † Wien 18. II. — ÖR 19, 165.
- Klapp**, Max, Generalm. z. D., zul. Kommand. d. 8. Feld-Art.-Brig., Ritter d. Eis. Kreuzes 2. Kl.; \* Sachsenburg 10. V. 1843; † Kassel 3. V. — VZ 7. V. A.-A.
- Klapper**, Edmund, Hrsg. d. »Agrarkorrespondenz«, eines extrem bündler. Unternehmens; † Berlin 15. XI. i. A. v. 50 J. — VZT; Dtsch. landwirtsch. Presse 1909, Nr. 93, 104.
- Kleeberg**, Klothilde, Pianistin, verheir. mit d. Bildh. Ch. Samuel i. Brüssel; \* Paris 27. VI. 1866; † Brüssel 7. II. — HJ 1909, 416; IZ 133, 230 (A. Smolian m. P); NMZ 30, 220; R 721.
- Kleist-Retzow**, Karl Friedrich Jürgen Hugo von, M. d. H., Erbküchenmeister i. Hinterpomm.; \* Belgard i. Pomm. 22. XII. 1834; † Groß Tychow 26. XII. — VZ 28. XII. M.-A.; HH 1904, 326; KM 67, 539/40.
- Klette**, Hermann, Kgl. Sächs. Oberbaurat u. Stadtbaurat i. Dresden, Vorst. d. städt. Tiefbauwesens, Schöpfer d. Schwemmkanalisation i. Dresden, Erbauer d. Karola-brücke u. d. neuen Augustusbrücke; \* Dresden 8. II. 1847; † das. 27. II. — DBZ 43, 120, 148—151 (Eiselen m. P); ZB 29, 147 (Lucas m. P).
- Klinckowström**, Agnes Gräfin, Romanschriftstellerin; \* Hohenfelde i. Ostpreuß. 21. IX. 1850; † München 15. XI. — VZ 16. XI. M.-A.; HJ 1909, 416; KL 1909, 839 (W); DZL 744; LE 12, 456; BR 2, 555 (W); PY 1, 434 (W).
- Klose**, Rafael, Kgl. Musikdirekt., 33 Jahre Organist a. d. Jerusalemer Kirche i. Berlin; \* Lenzenwische 1834; † Berlin 20. V. — VZ 23. V. M.-A.; OA 1908/09, 760.
- Klotz**, Adolf, Fabrikbes. i. Frankfurt a. M., 1871—74 M. d. R., 1869—78 M. d. A., freisinn.; \* Frankfurt a. M. 28. XI. 1823; † das. 19. I. — VZ 23. I. M.-A.; Hirth, Dtsch. Parlam.-Almn. 1871, 211.
- Knauer**, Hermann, Architekt, Schöpfer zahlr. öffentl. Gebäude Berlins, wie d. Neuen Schauspielhauses, d. Mozartsaales u. a.; \* 20. II. 1872; † Berlin 18. III. — IZ 132 497; HJ 1909, 416; Kchr 20, 328; ZB 1909, 164.
- Kneucher**, Jakob, *Dr. theol.*, ao. Prof. a. d. Univ. Heidelberg; \* Wenkheim 1840; † Heidelberg 24. XII. — KJ 37, 526; OA 1908/09, 767; Protest. Monatsh. 1910, 121—27 (A. Trautwein); TJ 29, 8, 586.
- Knöll**, Waldemar, Prof., Landschaftsmaler; \* Berlin 19. IV. 1829; † Koburg 26. IX. — VZ 27. IX. A.-A.; MS 2, 361; BMW 1, 713.
- Köhn**, Paul, Landgerichtsrat, Landrichter a. D.; \* Köhnshof 25. II. 1845; † Berlin 10. III. — VZ 12. III. M.-A.; OA 1908/09, 782.
- Köplin**, Otto, *Dr. med.*, Privatdoz. d. Psychiatrie a. d. Univ. Bonn; \* Barth i. Pomm. 3. I. 1876; † Scheeßel, Prov. Hannov. 23. XII. — LZ 1910, 78; Chronik d. Univ. Bonn 25, 8/9 (A. Westphal); Archiv f. Psychiatrie u. Nervenkrankh. Bd 46, 1277 (A. Westphal).
- Koenig**, Allert, Kommerzienrat, Verlagsbuchh., Hrsg. von Königs Kursbuch, seit 1894 M. d. A., nationallib.; \* Unterweißbach i. Schwarzb.-Rudolst. 13. VII. 1844; † Guben 22. X. — VZ 23. X. M.-A.; HJ 1909, 417; DZL 772; HA 1908, 401, 504 (P); IZ 133, 903.
- König**, Gustav Frh. von, k. k. Geh. Rat, Feldzeugm. a. D.; \* Stadthagen i. Schaumb.-Lippe 13. X. 1825; † Wien 17. VII. — ÖR 20, 255; FT 1909, 407, 1910 Nehr.
- Koldewey**, Friedrich, *Dr. theol. et phil.*, Prof., Ober-Schulrat, Direkt. d. Gymn. Martino-Katharineum i. Braunschweig, Schulhistoriker; \* Barmke b. Helmstedt 26. IV.

- 1839; † Braunschweig 16. IX. — Dtsch. Schul<sup>e</sup> 13, 657; KL 1909, 867 (W); WI 4, 744 (W); EL 106 (W); Mitt. d. Ges. f. deutsche Erziehungs- u. Schulgeschichte Jg. 19, 346.
- Kollmann**, Charles, Chefred. d. Mülhauser Tagblatts, els. Dialektdichter; \* Mülhausen 10. XI. 1870; † das. 2. VII. — LE 11, 1615.
- Kornfeld**, Siegmund Baron, Präs. d. Ung. Allgem. Kreditbank u. d. Budapester Waren- u. Effektenbörse, Mitgl. d. ungar. Magnatenh.; \* Jenikau i. Böhm. 27. III. 1852; † Budapest 24. III. — IZ 132, 610; HJ 1909, 417.
- Kotze**, Stefan von, Romanschriftst., der seine Stoffe aus d. Leben Australiens u. d. deutsch-afrikan. Schutzgebiete entnahm; \* Kl. Oschersleben, Prov. Sachsen 23. VIII. 1869; † Berlin-Wilmersdorf 12. IV. — VZ 13. IV. A.-A.; HJ 1909, 417; KL 1909, 882 (W); DRG 31, 424; IZ 132, 803; LE 11, 1192.
- Kraatz**, Gustav, *Dr. phil.*, Prof., hervorr. Insekten-Forscher, Begr. u. langjähr. Vors. d. Dtsch. Entomolog. Ges., Mitarb. d. großen »Naturgeschichte der Insekten Deutschlands«, rief d. »Berliner Entomolog. Zs.« ins Leben, gab von 1876—80 d. »Entomolog. Monatsh.« heraus u. gründete d. deutsche Entomolog. Nationalmuseum i. Berlin; \* Berlin 13. III. 1830; † das. 2. XI. — VZ 4. XI. M.-A.; W 47, 2028 (P); WI 4, 751; IZ 133, 947; DRG 32, 186.
- Krabler**, Emil, Geh. Bergrat, ehem. Direkt. d. Kölner Bergwerks-Vereins, bis vor kurzem Vors. d. Knappschaftsberufsgenoss. f. d. Deutsche Reich, einer d. verdienstvollsten Männer aus d. Kreisen d. niederrh.-westf. Bergbaues; \* Crossen a. O. 21. I. 1839; † Essen 24. X. — VZ 26. X. A.-A.; HJ 1909, 417; Glückauf 1909, Nr. 44; Stahl u. Eisen 1909, Nr. 44.
- Krähl**, Alfred, Schauspieler; \* Brünn 16. XII. 1841; † Blankenhain 20. V. — NTA 1910, 170.
- Krah**, Adam Johann Theodor, wirkl. Geh. Oberjustizrat, bis 1905 Oberlandesger.-Präs. i. Celle, 1872/82 u. 1885/94 M. d. A., freikonserv.; \* Neustadt i. Holst. 6. II. 1837; † Kiel 9. V. — VZ 10. V. M.-A.; DZL 791; HA 1894, 269; AL 1866/82, 1, 405.
- Kraßnigg**, Rudolf, österr. Journalist u. Schriftst., Red. d. »Österr. Volks-Ztg.«; \* Klagenfurt 21. XII. 1861; † Wien 3. IV. — HJ 1909, 417; KL 1909, 888 (W).
- Kraus**, Alfred Frh. von, *Dr. iur.*, Geh. Rat, Feldm.-Lt., 1881—89 Statthalter i. Böhmen; \* 1824; † Wien 28. II. — HJ 1909, 417; ÖR 19, 165.
- Krause**, Karl, ehem. Schausp. a. Leipzig Stadtth.; \* Magdeburg 6. VI. 1854; † Pirmenau 30. I. — NTA 1910, 161.
- Krauss**, Hans, *Dr. med.*, Hofrat; \* Aufseß 26. IV. 1828; † Augsburg 3. IX. — MMW 56, 2017/18; OA 1908/09, 811.
- Kremser**, Felix, *Dr. phil.*, Prof., Abt.-Vorst. a. Kgl. Meteorol. Institut i. Berlin, Begr. d. »Deutsch. Meteorolog. Jahrbuch«; \* Raibitz 20. IV. 1858; † Berlin 29. VII. — VZ 31. VII. A.-A.; KL 1909, 896 (W); GK 1910, 240; DRG 32, 40; L 45, 117; PF 4, 1, 804 (W).
- Kretzschmar**, Albert, Bildhauer; \* Berlin 1832; † das. 8. I. — Kchr 20, 201.
- Kropff**, Hugo, Generalm. z. D., bis 1905 Kommand. d. Landw.-Bez. I Breslau, Ritter d. Eis. Kreuzes 2. Kl.; \* Berlin-Rixdorf 10. XII. 1847; † Berlin-Wilmersdorf 19. X. — VZ 20. X. M.-A.; Schles. Zt. 20. X. A.-A.; OA 1908/09, 825.
- Krosigk**, Buko, Generallt. z. D., bis 1875 Kommand. d. 1. G.-Kav.-Brig., Ritter d. Eis. Kreuzes 2. Kl.; \* Berlin 7. IV. 1824; † das. 2. III. — NZ 3. III. M.-A.; IZ 132, 462; KM 66, 676.
- Krug**, Bonifaz Maria, Abt von Montecassino, der mit feinem Empfinden die künstlerische Erneuerung d. uralten Benediktiner-Abtei leitete, stand in großem Ansehen bei Wilhelm II.; \* Hünfeld b. Fulda 9. IX. 1838; † Montecassino 4. VII. — KVZ 8. VII. A.-A.; HJ 1909, 417; Kchr 20, 508; TJ 29, 8, 586.
- Krumbacher**, Karl, *Dr. phil.*, seit 1897 Prof. d. mittl. u. neuer. griech. Philologie a. d. Univ. München; \* Kürnach b. Kempen 23. IX. 1856; † München 12. XII. — BJ XIV, 136 (K. Dieterich); VZ 13. XII. A.-A., 14. XII. M.-A.; FZ 14. XII. A.-Bl.; MAZ 112, Nr. 51 (M. Maas); KL 1909, 908 (W); DZI 815; HJ 1909, 417; Hochland Jg. 7, H. 6; HV 13, 595/96 (K. Dieterich); Südd. Monatsh. 7, 1, 208 (Crusius); Chronik d. Univ. München 1909/10, 11—14; Archiv f. slav. Philologie Bd. 31, 632 (C. Jireček); Byzant. Zeitschr. Bd. 19, 1—VI; TJ 29, 8, 587.
- Krumbhaar**, Hermann, Kommerzienrat, Verl. d. Liegn. Tagebl.; \* Wernigerode a. H. 27. X. 1831; † Liegnitz 21. IX. i. A. v. 77 J. — VZ 22. IX. A.-A.
- Kuegelgen**, Julie von, Witwe d. Anh.-Bernburg. Hofmalers u. Kammerh. W. v. Kuegelgen, Verf. d. »Jugenderinnerungen eines alten Mannes«, Tochter d. Parabeldichters Pastors Dr. Friedrich Adolf Krummacher, eine d. ältesten deutsch. Frauen; \* 23. X. 1804; † Dessau 22. V. — VZ 25. V. M.-A.; W 22, 918 (P); LE 11, 1335; KM 66, 961/62.

- Kühn, Ernst Gottfried Hermann, Dr. theol. h. c.**, Pfarrer u. theol. Schriftst., Hrsg. d. »Kirchl. Rundsch. f. d. evang. Gemeinden Rheinlands u. Westfalens«; \* Schermbeck 16. V. 1848; † Siegen 6. II. — Ev. Luth. Kirchenzt. 1909, 214, 237/38; Reformation 1909, 335/36 (Brüssau); KJ 37, 527; Positive Union Jg. 6, 66; TJ 29, 8, 587.
- Küll, Rudolf, Geh. Oberbaurat, ehem. vortr. Rat i. Minist. d. Innern, ao. Mitgl. d. Akad. d. Bauwesens;** † Berlin 25. XI. i. A. v. 80 J. — VZ 27. XI. M.-A.
- Küster, Albert, Wirkl. Geh. Oberreg.-Rat, zul. Präs. d. Generalkommiss. i. Düsseldorf;** † Düsseldorf 22. VI. i. A. v. 73 J. — VZ 25. VI. A.-A.
- Kupferberg, Franz, Kommerzienrat, Mitinh. d. Mainzer Sektkellerei;** \* Mainz 5. III. 1850; † Bendorf a. Rh. 9. VIII. — IZ 133, 434; W 33, 1390; OA 1908/09, 845.
- Kurowsky, Fritz von, Wirkl. Geh. Oberreg.-Rat, ehem. vortr. Rat i. Preuß. Staatsminist., 1877—87 auch Kurator d. Reichsanz.;** † Berlin 7. IV. i. A. v. 64 J. — NZ 8. IV. M.-A.; VZ 11. IV. M.-A.
- Kurtz, Karl Bruno, Senatspräs. a. Oberlandesger. i. Dresden, 1887—92 M. d. R., konserv.;** \* Meißen 15. VI. 1841; † Dresden 21. XII. — VZ 23. XII. M.-A.; RH 1890, 205.
- Kutschera, Hugo Frh. von, Geh. Rat u. Sektionschef, langjähr. Ziviladlatus d. bosn. Landeschefs;** \* Wien 16. III. 1847; † Vöslau 1. IX. — HJ 1909, 417; FT 1909, 424, 1910 Nokr.
- Laabs, Gustav, Mitgl. d. Dtsch.-Amerik. Hist. Ges. v. Illinois;** \* Arensburg b. Trep-tow 23. II. 1842; † Chicago 24. V. — DAG 9, 3, 108.
- Ladenburg, Karl, Geh. Kommerzienrat, Seniorchef des 1905 als Südd. Diskontoges. in eine A.-G. umgewandelten Bankhauses W. H. Ladenburg u. S., Ehrenbürger v. Mannheim, Mitgl. d. bad. Landt., national-lib.;** \* Mannheim 19. VI. 1827; † das. 4. X. — NZ 6. X. A.-A.; IZ 133, 797 (P); HJ 1909, 417.
- Landmann, Friedrich, Dr. phil., Geh. Schulrat, Direkt. d. Viktoriaschule i. Darmstadt;** \* Gießen 29. XI. 1855; † Weggis a. Vierwaldst. See 27. V. — W 23, 960; OA 1908/09, 855.
- Landsteiner, Karl, Dr., Propst u. Landeschulprälats, einer d. fruchtbarsten österr. Schriftst. d. Gegenw., Förderer d. intern. Tierschutzes;** \* Stoizendorf i. Niederösterr. 30. VIII. 1835; † Nikolsburg 3. IV. — KVZ 7. IV. Mitt.-A.; ÖR 19, 322; HJ 1909, 417; WI 4, 792.
- \*Lang, Georg, Kgl. bayer. Intendantrat, Schausp., früh. Direkt. d. Münch. Gärtnerplatz-Theaters;** \* München 2. IX. 1839; † Diessen a. Ammersee 2. I. — BJ XIV, 77 (A. Frh. v. Mensi); NZ 6. I. M.-A.; W 4, 174 (P).
- Lange, Hermann, Kaufmann, früh. Präs. d. Handelskamm. u. Mitgl. d. Präs. d. Bürgerschaft i. Lübeck, Vorkämpfer f. d. Bau d. Elbe-Trave-Kanals;** \* Lübeck 12. VIII. 1847; † das. 26. XII. — VZ 27. XII. A.-A.; OA 1908/09, 859.
- Langen, Albert, Verlagsbuchh., Verl. d. »Simplicissimus« u. d. »März«, Björnson's Schwiegersohn;** \* Köln 8. VII. 1869; † München 30. IV. — NZ 1. V. A.-A.; Schles. Zt. 3. V. A.-A.; BB Nr. 100 v. 3. V.; IZ 133, 52<sup>a</sup> (P); LE 11, 1192; HJ 1909, 417; Kchr 20, 406; März 3, 2, 249 (C. Haußmann).
- Langerhans, Paul, Dr. med., Ehrenbürger von Berlin, langjähr. Vorst. d. Berl. Stadtverordneten, ehem. M. d. R. u. M. d. A., gehörte zu den Gründern d. Fortschritts-partei, später Mitgl. d. freis. Volksp.;** \* Berlin 25. V. 1820; † das. 21. VI. — VZ 21. VI. A.-A., 22. VI. M.-A.; W 26, 1090, 1098 (P); HJ 1909, 417; IZ 132, 1290 (A. O. Klaußmann m. P); HA 1894, 273; DMW 35, 1112; Med. Reform 1909, 299.
- Langhorst, Augustinus, Jesuit, Schriftst., 1889—1899 Hauptred. d. Stimmen aus Maria-Laach;** \* Münster 24. VII. 1846; † Düsseldorf 10. IV. — HJ 1909, 417; Stimmen aus Maria-Laach Bd. 79, 477/78; WI 4, 798; TJ 29, 8, 587.
- Lanna, Adalbert Ritter von, Industrieller, hervorr. Mäcen u. kunstgelehrter Sammler, Förderer zahlr. Talente, stellte eine d. ersten keram. Sammlungen d. Welt zusammen, aus seinen Bemühungen entstand i. Prag eine Goldschmiedeschule, die später zur Kunstgewerbeschule wurde, Mitgl. d. Herrenh. u. d. Kunstrats d. österr. Unterrichtsminist.;** \* Budweis 23. IV. 1836; † Meran 31. XII. — VZ 7. I. M.-A.; HJ 1909, 417; Deutsche Arbeit 9, 387/89 (Leisching); ÖR 22, 158/159 (J. Leisching); Kchr 21, 217; Kunst u. Künstler Jg. 8, 216 (O. v. Falke).
- Laqueur, Ludwig, Dr. med., Prof. d. Augenheilkunde a. d. Univ. Straßburg, Direkt. d. ophthalmolog. Klinik;** \* Festenberg i. Schles. 25. VII. 1839; † Santa Margherita b. Nervi 20. IV. — VZ 25. IV. M.-A.; AD 3, 271 (W); K 527 (W); DZL 843; WI 4, 800 (W); IZ 132, 1044; DMW 35, 807 (Horstmann); MMW 56, 1083/84 (Paderstein m. P); PBL 962 (P); HBL 3, 611; Klin. Monatsbl. f. Augenhkde N. F. 7, 536 (H. Landolt).

- Latscher** v. Lauendorf, Julius Frh. von, Feldm.-Lt., 1904/08 österr. Landesverteid.-Minister, einer d. hervorr. Generale d. österr. Armee; \* Iglau 22. VII. 1846; † Salzburg 1. VIII. — NFP 2. VIII. Nachm.-Bl., 3. VIII. M.-Bl.; IZ 133, 408; HJ 1909, 417; LJ 1909, 459.
- Laubmann**, Georg von, Geh. Reg.-Rat, seit 1882 Direkt. d. Münch. Hof- u. Staatsbibliothek, hervorr. philolog. Forscher, besond. auf d. Geb. d. klass. u. mittelalterl. latein. Lit.; \* Hof i. B. 3. X. 1843; † München 5. VI. — VZ 7. VI. A.-A.; HJ 1909, 417; KL 1909, 942; WI 4, 802 (W); IZ 133, 84; HV 12, 567; JB 8, 141, 7, 98; Zentralbl. f. Bibliothekswes. 26, 431 (Schnorr v. Carolsfeld); Bayerland 1909, 476.
- Lauffer**, Emil, *Dr. phil.*, Historienmaler, Prof. a. d. Dtsch. Hochsch. i. Prag; \* Hof i. Mähren 28. VI. 1837; † Prag 31. V. — HJ 1909, 418; WI 4, 803; Dtsche Arbeit 8, 737 (K. Krattner), 777 (P); MS 2, 456; BMW 1, 817 (W).
- Lax**, Joseph, Bildhauer, Schöpfer zahlr. allegor. u. hist. Statuen u. Medaillen f. Wiener Prachtbauten, sowie von Grabmalern; \* Wien 19. V. 1851; † das. 13. III. — HJ 1909, 418; ÖR 19, 244; MS 2, 465.
- Legath**, Helmuth von, General-Lt. z. D., zul. Kommand. d. 23. Inf.-Brig., Ritter d. Eis. Kreuzes 2. Kl., 1893 z. D.; \* Danzig 11. XI. 1835; † Neisse 26. VIII. — VZ 28. VIII. M.-A.
- \*Leher**, Heinrich, Wirkl. Geh.-Rat, Journalist u. Schriftst., Hrg. d. »Bayerland«; \* München 14. VIII. 1848; † das. 27. VIII. — BJ XIV, 191 (A. Dreyer); VZ 29. VIII. M.-A.; KL 1909, 951; Bayerland 1909, 616/18 (P).
- Lenoir**, George André, Chemiker, besaß in Wien eine Werkstatt z. Herstellung wissenschaftl. Instrumente, Ehrenbürger v. Kassel, überwies seiner Vaterstadt 4 600 000 M. z. Erziehung von Waisen; \* Kassel 5. II. 1825; † Meran 2. XI. — HL 23, 333 (P).
- Lenz**, Richard, Opern- u. Operettensänger; \* Elbing 4. VI. 1869; † Dortmund 13. V. — NTA 1910, 169.
- Leonhard**, Ernst, (Pseud.) s. Elsner, Oskar.
- Lepcke**, Ferdinand, Prof., Bildhauer; \* Koburg 23. III. 1866; † Berlin 12. III. — VZ 12. III. A.-A.; HJ 1909, 418; DZL 862; WI 4, 822; MS Nachtr. 186; Kchr 20, 3.
- Lewin-Höpling**, Max, *Dr.*, Mitbegr. d. Kais. Automobil-Klubs, auch sonst f. d. Entwicklung d. Automobilismus i. Deutsch-
- land hervorr. tätig; † Berlin 8. IX. — VZ 8. IX. A.-A.
- Lexow**, Rudolf, Publizist, Leiter d. »Belletrist. Journals« i. Brooklyn, Führer d. dortigen Deutschtums, 1848 als Kieler Student a. d. Bewegung beteiligt, dann nach Amerika ausgewandert; \* Tönning 10. I. 1823; † Brooklyn Ende Juni. — VZT; AL 1829—66, 1, 515, 1866—82, 1, 435; BR 2, 410 (W); EL 113 (W).
- Lichtenberger**, Theodor, Geh. Kommerzienrat, Gründer u. langjähr. Generaldirekt. d. Salzwerks Heilbronn; \* Ludwigshafen 11. VII. 1844; † Heilbronn 25. VII. — HJ 1909, 418; WI 4, 831; WJ 1909 Nekr.; Württ. Staats-Anz. Nr. 171; Schwäb. Kron. Nr. 341.
- Liebe**, Oskar, Generallt. z. D., zul. Kommand. d. 1. Inf.-Brig., Ritter d. Eis. Kr. 1. Kl., 1883 z. D.; \* Berlin 21. II. 1823; † Bauershausen, Ostsee 5. IX. — VZ 9. IX. M.-A.; KM 67, 1, 206/8 (Liebe); OA 1908/09, 895.
- Liebert**, Paul, Generaldir., Vorst. d. Oberschles. Kokswerke u. Chem. Fabriken, früher längere Zeit Vors. d. Oberschles. Eisenb.-Bedarfs-Aktienges.; \* Danzig 16. II. 1846; † Berlin 5. III. — Schles. Zt. TL; Stahl u. Eisen 1909, Nr. 17.
- Liebkecht**, Natalie, Witwe Wilhelm Liebkechts, Tochter von ~~Karl Marx~~; † Berlin 1. II. i. 69. Lebensj. — NZ 2. II. A.-A.; Neue Zeit Jg. 27, Bd. 1, 693 (A. Bebel).
- Liebling**, Sally, Hofpianist, Meisterschüler von Liszt, Mitinhaber d. Konzertdirekt. Jul. Sachs i. Berlin; \* Posen 8. IV. 1859; † Berlin 15. IX. — VZ 17. IX. M.-A.; WI 4, 834; Musik 9, 1, Totensch.; MW 40, 362; AMZ 36, 718; NMZ 31, 22 (Lazarus); R 820.
- \*Liliencron**, Detlev von, *Dr. phil. h. c.*, Dichter; \* Kiel 3. VI. 1844; † Alt-Rahlstedt b. Hamburg 22. VII. — BJ XIV, 250 (H. Spiero); VZ 22. VII. A.-A., 23. VII. A.-A (Üb. d. letzten Stunden L.s.), 24. VII. A.-A (L. als Soldat), 25. VII. (Z. Bestattung D. v. L.s); NZ 23. VII. M.-Bl.; HC 23. VII. M.-A. (H. Spiero), 25. VII. M.-A. (An d. Bahre D. v. L.s, D. Beisetzung D. v. L.s). 14. VIII. M.-A. (A. Nagel, L. als Soldat u. Kamerad); FZ 23. VII. 2. M.-Bl., 27. VII. 3. M.-Bl. (R. M. Meyer), 28. VII. 1. M.-Bl. (O. J. Bierbaum); NFP 23. VII. M.-Bl. (P. Zifferer), 24. VII. M.-Bl. (G. Grünhut, Plauderstunden bei D. v. L.), 25. VII. M.-Bl. (P. Wilhelm, Persönliches von D. v. L.; L. Messer); Kieler Zt. 23. VII. M.-A.; TRU 170 (A. Pretrenz); KL 1909, 977 (W); DZL 881; EL 114; IZ 133, 269 (P); BB Nr. 171 v. 27. VII. (K. Schulze-Euler, Erinnerungen eines Buchhändlers

an D. v. L.); HJ 1909, 418; KW 22, H. 22 (Avenarius), H. 23 (Batka, L. u. d. Musik); MAZ 112, Nr. 31 (F. Oppenheimer-Faktor, L.s Einfluß auf d. moderne Lyrik — M. Graf Bethusy-Huc, D. v. L. z. Gedächtnis), Nr. 41 (E. Faktor, L.s Abschiedsgaben); D. schöne Literatur Jg. 10 Nr. 17 (R. Dohse); Dtsch. Theater-Zeitschr. Jg. 2, H. 44 (Z. Tode D. v. L.s); Westerm. Monatsh. Sept 1909, 896, Aug. 1910 (E. Rudowsky, Meine L.-Briefe); ÖR 20, 175 (P. Stefan); Bl. f. höher. Schulwes. 1909, 369/70, 389/91 (A. Köllmann, Noch ein Kranz auf L.s Grab); D. alte Glaube Jg 10, Nr. 45 (W. Lennemann); Nord u. Süd Sept. 1909, 418 (G. Falke); Türmer Jg. 11, H. 12; HC Beil. Nr. 16 (K. Kuchler); Säemann Aug. 1909 (G. Falke); Dortmund. Magazin 1909, Nr. 5 (W. Uhlemann-Bixterheide, D. v. L. Ein Gedenkbl.), Nr. 6 (F. Droop, Erinnerungen an D. v. L.); BW Jg. 11, Nr. 23 (H. Benzmann); LE Jg 11, 1628—34 (H. Spiero, L.-Legenden), 1650—51 (R. Dehmel, An L.s Grab — hier auch weitere Nekr.); Xenien 1909, 9 (A. Babillotte); NMZ 31, 152—54 (D. v. L. u. d. neue Lied — Briefe L.s an Wilh. Mauke); D. Karpathen 2, 22 (A. Meschendörfer, L. u. Siebenbürgen — L. Greiner, Moderne Geister. 4. D. v. L.); AMZ 36, 1015/16 (O. R. Hübner, L. als Liederdichter); NFP 3. X. (M. Messer, D. v. L.s letzte Ernte); Eckart 3, 12 (W. Rath); Kompaß Jg. 5, H. 22 (W. Lennemann); Türmer Jg 12, H. 1 (K. Storck); Zeitschr. f. d. deutsch. Unterr. Jg. 23, H. 9 (O. Lyon); D. zweisprachige Volksschule 17, 9 (Moser); Revue de Paris Année 16, Nr. 20/21 (Ch. Andler); LE Jg. 12, H. 6 (C. Busse, L.s Nachlaß); Neue Rundsch. 1909, Bd 3, 1335 (M. Heimann); Bl. f. Volksbibliotheken u. Lesehallen Jan.-Febr. 1910 (G. Minde-Pouet); NFP 15. V. 1910 (O. Ernst, Erinnerungen an D. v. L.); Wage 12, 36 (F. Pfemfest); VZ 30. V. 1911 M.-A. (F. Adler, L. u. d. Metrik); NS Jg. 14, 418/19 (F. Dohse, Auf L.s Grab m. P.); Mittlers Almn. 1911, 113—123 (Hoppenstedt, L. Deutschlands Tyrtäos); KM 66, 1165—66 (H. v. Berger), 67, 192—94 (G. Sprengel); Mainbrücke 1909, 31 (M. Bayrhammer, E. Holzammer); Aus d. Posener Lande 4, 17 (R. Leonhard, L.s Beziehungen z. Posener Lande); BZ 25, 187 [D. Hilfe 1909, Nr. 31, 32 (P. Zschorlich); Hochland 1909 Sept.-H. 688—94 (Ch. Flaskamp); Raschers Jahrb. Zürich 1909, 262—76 (C. F. Wiegand); D. Wanderer Jg. 4, 146—51 (P. Kröger); Wissen u. Leben 1909, H. 21, 445 (H. Trog); Neue

Zeit 1909, Nr. 47 (H. Ströbel); D. Gegenwart 1909, Nr. 40 (H. Bethge, L.s letzte Gaben); Masken Jg 5, 8 (F. Droop); AMZ 1909, Nr. 51 (O. R. Hübner, L. als Liederdichter) 26, 185 [Gegenwart 1910, Nr. 21 (Pieth, L. u. d. Romanfabrikanten); Hammer 1909, 496 (W. Schölermann); Österr. Ung. Revue Bd. 37, 109 (B. Manz); Neue Rundsch. 1910, 33, 60 (L.s Briefe an E. Frh. v. Seckendorff) 649—93 (Briefe L.s); Wissen u. Leben 1910, 710 (A. Schaer, Literar. Nachlaß); Mitt. aus d. Quickborn 1910, 105 (L. an Groth)].

**Limbach**, Luise, vereh. v. Carnap, ehem. Opernsängerin, vorz. Opernsoubrette, ausgez. Koloratur-Sängerin, zul. a. Friedrich-Wilhelmstadt. Theater; \* Düsseldorf 5. X. 1840; † Gr. Lichterfelde 10. X. — NTA 1911, 154.

**Limpricht**, Heinrich, *Dr. med. et phil.*, Geh. Reg.-Rat, 1860—1900 Prof. d. Chemie a. d. Univ. Greifswald, bedeutend auf d. Geb. d. organ. Chemie; \* Eutin 21. IV. 1827; † Greifswald 13. V. — VZ 16. V. M.-A.; DZL 884; WI 4, 838 (W); PF 4, 1, 889 (W); Chronik d. Univ. Greifswald Jg 23, 11—17 (Auwers); Apothekerzt. Jg. 24, 363; Chemikerzt. Jg. 33, 545 (M. Scholtz).

**Lindenau**, Karl von, Geh. Leg.-Rat, ehem. ao. Ges. u. bevollm. Minister; \* Pohlhof 7. III. 1857; † Altenburg 21. XII. — VZ 22. XII. M.-A.; OA 1908/09, 903.

**Lindhamer**, Ludwig, bayer. Generalm. z. D., bis 1896 Kommand. d. 9. Inf.-Reg.; † München 20. II. — VZ 5. III. M.-A.; MW 1909, 1299; OA 1908/09, 904.

**Lingner**, Richard, Hamb. Oberreg.-Rat, Generalzolldirekt., Chef d. Hamb. Zollverw.; † Hamburg 5. III. i. A. v. 65 J. — VZT; W 11, 440.

**Linprun**, Maximilian Ritter von, bayer. Generalm., zul. Kommand. d. 4. Feld.-Art.-Brig., Ritter d. Eis. Kr. 1. Kl.; \* Griesbach 31. I. 1838; † München 11. X. — MW 1909, 3159; OA 1908/09, 906.

**Lipinski**, Emanuel, Generallt. z. D., bis 1906 Kommand. d. 1. Fuß.-Art.-Brig.; \* Paulshütte, Kr. Beuthen O.-Schles. 6. XI. 1851; † Berlin 23. II. — VZ 25. II. A.-A.; WI 4, 844; OA 1908/09, 907.

**Lippe-Weißfeld**, Graf u. Edler Herr zur, Senior d. erbherrl. gräfl. Linie d. Grafen z. Lippe; \* See 21. II. 1825; † Berlin 28. VII. — VZ 1. VIII. M.-A.

**Lippert**, Julius, Gelehrter, Schriftst. u. Politiker, 1863 Gymn.-Lehrer i. Budweis, 1868 Direkt. d. dortigen Gemeinde-Realsch., Mitte 70er bis 80er Jahre Generalsekr. d. Ver. z. Verbreitung v. Volksbildung i. Berlin, ging dann nach Prag zurück,

- übernahm d. Zeitung d. deutsch. Preßbur., wurde in d. Landtag u. d. Landesausch. gewählt, wurde Vizepräs. d. böhm. Landt. u. Oberstlandmarschall-Stellvertr.; \*Braunau 12. IV. 1839; † Kundratitz b. Leitmeritz 12. XI. — VZ 13. XI. M.-A.; HJ 1909, 418; KL 1909, 989; W 4, 844 (W); IZ 133, 1114; Wage Jg. 12, Nr. 48 (Fr. Adler); Dtsch. Arbeit 9, 208; Mitt. d. Ver. f. Gesch. d. Deutschen i. Böhmen Jg. 48, Nr. 2; D. Bildungsverein 1909, 481 (J. Tews); TJ 29, 8, 587.
- Litten**, Rosa, Schriftstellerin; \* Schlawe 19. X. 1856; † Kurort Masserberg 26. VIII. — VZ 1. IX. M.-A.; KL 1909, 992 (W); LE 12, 82; BR 2, 597 (W); P Y 1, 512 (W).
- Lochau**, Hugo von der, Generallt. z. D., zul. Komm. d. 18. Inf.-Brig., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., 1888 z. D., \* Potsdam 27. III. 1832; † Berlin 7. VI. — VZ 7. VI. A.-A., 8. VI. M.-A.; KM 66, 964/65.
- Löffler**, Emil von, württ. Generallt. z. D., zul. Komm. d. 82. Inf.-Brig.; \* Ludwigsburg 1. IV. 1853; † Brühl 14. VIII. — VZ 19. VIII. M.-A.; IZ 133, 492; WJ 1909 Nehr.; OA 1908/09, 913.
- Löwenstein**, Otto, *Dr. iur. h. c.*, Wirkl. Geh. Rat, bis 1907 Senatspräs. a. Reichsger. i. Leipzig; \* Frankfurt a. O. 9. X. 1833; † Leipzig 11. IX. — VZ 13. IX. A.-A.; HJ 1909, 418; DZL 903; Recht 13, 667 (H. Beer).
- Lohmeyer**, Karl, *Dr. phil.*, o. Prof. d. Gesch. a. d. Univ. Königsberg, stammte aus kleinen Verhältnissen u. wurde ohne Arme geboren, mit Unterstützung d. kgl. Hauses ausgebildet; d. Schreiben besorgte er, indem er d. Feder mit d. Zähnen führte; \* Gumbinnen 24. IX. 1832; † Königsberg 15. V. — VZ 18. V. A.-A.; HJ 1909, 418; KL 1909, 995; WI 4, 855 (W); HV 12, 456 (G. Sommerfeldt).
- Lorenz**, Theodor, *Dr. phil.*, Privatdoz. f. Geolog. u. Paläontol. a. d. Univ. Marburg; \* Hamburg 8. I. 1875; † Marburg 23. V. — GK 1910, 240; Chronik d. Univ. Marburg 23, 4/5.
- Lorey**, Hermann, Geh. Reg.-Rat, bis 1908 Bürgerm. i. Kiel; \* Wolgast 10. IV. 1835; † Kiel 24. X. — VZ 26. X. A.-A.; Kieler Zt. 25. X. A.-A., 28. X. M.-A. (Trauerfeier).
- Lossen**, Hermann Friedrich, *Dr. med.*, Geh. Hofrat, Prof., bedeut. Chirurg; \* Emmershäuser Hütte b. Wiesbaden 7. XI. 1842; † Heidelberg 27. VIII. — W 36, 1518; KL 1909, 1003; DZL 899; WI 4, 858 (W); PBL 1047/48 (P); HBL 4, 44.
- Lott**, Gustav Christian, *Dr. med.*, Prof. a. d. Univ. Wien, Vorst. d. gynäkolog. Abt. d. allgem. Poliklinik; \* Göttingen 3. XI. 1842; † Wien 16. VII. — VZ 17. VII. M.-A.; NFP 17. VII. M.-Bl.; Wiener klin. Wochenschr. 1909, 1050 (O. Lindenthal).
- Ludwig**, Cordelia, (Pseud.: Ludwig Ecard), einzige Tochter Otto Ludwigs, gab einiges aus d. Nachlaß d. Vaters heraus, bearb. \*Hans Frey\*, \*Agnes Bernauer\* u. \*Das Fräulein v. Scudéry\* f. d. Bühne u. verfaßte u. d. Pseud. L. Ecard eine Aphorismen-Sammlung \*Erlebte Gedanken\*; † Dresden 31. III. i. 51. Lebensj. — LE 11, 1117.
- Ludwig**, Robert, Musiklehr. u. Musikschriftst., Musikref. a. d. Schles. Zt.; † Wengen b. Interlaken 23. VIII. i. A. v. 61 J. — AMZ 36, 659; NMZ 31, 22 (Aumann).
- Lüders**, Erwin, Ingenieur u. Stadtrat a. D., 1876—79 M. d. A., 1878—1903 M. d. R., freisinn.; \* Görlitz 18. IX. 1832; † das. 22. IV. — NZ 24. IV. M.-A.; RH 1898, 228.
- Lüdtke**, Klemens, *Dr. theol.*, Domdekan u. Generalvikar d. Bist. Kulm, theol. Schriftst., i. J. 1870 Religionslehr. a. Gymn. i. Konitz, wo er die z. Altkatholizismus übergetr. Lehrer fast alle wieder zu gewinnen wußte; \* Kl.-Nakel, Kr. Dtsch.-Krone 10. XI. 1841; † Konitz 16. III. — HJ 1909, 418; KL 1909, 1012 (W); WI 4, 864 (W).
- Luettken**, Eduard, Generallt. z. D., zul. Komm. d. 25. Inf.-Brig., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., 1901 z. D.; \* Stade 10. VII. 1842; † Trier 6. IV. — VZ 8. IV. A.-A.; OA 1908/09, 933.
- Luther**, Felix, Geh. Oberjustizrat, Oberstaatsanw. i. Kiel, ein direkt. Nachkomme d. Bruders d. Großvaters Martin Luthers; \* Ohlau 29. V. 1842; † Kiel 1. III. — Kieler Zt. 3. III. M.-A.
- Lympius**, Otto von, Geh. Oberjustizrat, bis 1902 Landgerichtspräs. i. Potsdam; \* Gollnow 24. V. 1831; † Potsdam 22. II. — VZ 25. II. M.-A.; OA 1908/09, 937.
- Lyser**, Gustav, Schriftst. u. fruchtbar. Poet, Sohn Johann Peter Lysers, d. Freundes von Felix Mendelssohn-Bartholdy, Rob. Schumann, H. Heine, Patenkind Friedrich Rückerts; † Milwaukee 7. X. i. A. v. fast 69 J. — IZ 133, 903.
- Maager**, August, 1881—1898 M. d. R., 1879—1898 M. d. A., freis. Vereinigg., Rittergutsbes.; \* Altstadt b. Kolberg 1. III. 1845; † Denkwitz b. Klopschen i. Schles. 28. VII. — VZ 29. VII. A.-A.; RH 1893, 207; HA 1886, 247.
- Mackensen**, Ernst, *Dr. ing.*, Geh. Baurat, Eisenbahningenieur, war jahrzehntelang i. Kleinasien tätig, Erbauer d. Linie Eskishehir-Konia u. d. i. Stückes d. Bagdad-Bahn Konia-Eregli; \* Ganderstein i.



- Braunschweig 6. IX. 1840; † Pera b. Konstantinopel 31. VII. — VZ 5. VIII. A.-A.; IZ 133, 434; ZB 29, 449/50 (Kemman m. P).
- Mächtig**, Hermann, städt. Gartenbaudir. i. Berlin, legte u. a. d. Zentral-Friedhof i. Friedrichsfelde u. d. Viktoria-Park a. Kreuzberg an; \* Breslau 18. VIII. 1837; † Berlin 1. VII. — W 28, 1178; DBZ 43, 368.
- Mähl**, Joachim, früh. Hauptlehrer, einer d. besten Erzähler d. niederdtsh. Literatur, schlesw.-holst. Freiheitskämpfer, Verf. einer niederdtsh. Übers. d. »Don Quixote«; \* Niendorf i. Holstein 15. IX. 1827; † Segeberg 4. VII. — VZ 9. VII. A.-A.; HC 9. VII. M.-A.; NS 14, 425 (J. H. Fehrs m. P); Dtsch. Schule 13, 523; LE 11, 1615; KL 1909, 1026 (W); EL 119; AL 1866—82, 2, 3/4 (W); Eckart, Handb. z. Gesch. d. platt. Lit., S. 282/84.
- Mahrenholtz**, Richard, *Dr. phil.*, Literar-Hist., besond. Voltaire- u. Molière-Forscher; \* Etgersleben b. Magdeburg 23. IV. 1849; † Dresden 14. III. — VZ 15. III. A.-A.; HJ 1909, 418; IZ 132, 497; LE 11, 1048; HV 12, 320; KL 1909, 1027 (W).
- Maillinger**, Fridolin, bayer. Generalm. a. D., bis 1885 Kommand. d. 1. Inf.-Reg.; † München 26. V. — VZ 28. V. A.-A.; MW 1909, 2189.
- Maltzahn**, Frh. Adolf von, Graf v. Plessen, Erbmarschall von Alt-Vorpommern, Exz.; \* Ivenack 28. IX. 1835; † das. 18. IX. — VZT; GT 1908, 666.
- Mangoldt**, Hans Hermann Friedrich, Hofrat, *Dr. med.*, Oberarzt a. Carola-Hause i. Dresden, Operateur v. großem Ruf; \* Göttingen 27. VIII. 1857; † Dresden 22. III. — VZ 23. III. M.-A.
- Marcks**, Alexander, Landschaftsmaler; \* Hannover 9. IV. 1864; † München 9. I. — BJ XIV, 171 (H. Holland).
- Markbreit**, Leopold, bedeut. Deutsch-Amerik., Bürgerm. v. Cincinnati, nahm teil am Bürgerkriege, war 4 Jahre Gesandter i. Bolivien, wurde 1882 Hilfsschatzkanzler d. Vereinigt. Staaten, 1907 Bürgerm. v. Cincinnati, seit 1880 Leiter d. »Cincinnati Volksblatt«; \* Wien 1842; † Cincinnati 27. VII. — DE 9, 97/98 (Gleye m. P).
- Marmorek**, Oskar, Baurat, Architekt, einer der bekanntesten unter d. jüngeren Wiener Baukünstlern; \* Skala 9. IV. 1863; † Wien 6. IV. — NFP 7. IV. A.-A.; ÖR 19, 322.
- Marold**, Karl, Oberlehr. i. Königsberg, ausgez. Germanist, besond. Kenner d. Gothischen; \* Jodzen, Kr. Königsberg 25. X. 1850; † Berlin 16. III. — VZ 19. III. M.-A.; HJ 1909, 418; WI 4, 888 (W).
- Maron**, Karl, Chefred. d. Hagener Ztg., einer d. verdienstvollsten Journalisten aus d. Kreise d. freis. Volksp.; † Hagen 28. X. i. A. v. 59 J. — VZ 29. X. A.-A.
- Marschall**, Georg Nikolaus, bek. Pädagoge u. pädagog. Schriftst., Realschuldirekt., d. 1. weltl. Stadtschulrat i. München, erwarb sich große Verdienste um d. geistige u. soziale Hebung d. Lehrerwesens, Mitbegr. d. Bayer. Lehrervereins; \* Taubertal 14. I. 1826; † München 15. II. — VZ 18. II. M.-A.; IZ 132, 313; Dtsch. Schule 13, 182; Freie bayer. Schulzt. 1909, Nr. 13 (E. Gerlicher, Erinnerungen an G. N. M.).
- Massow**, Adolf von, Rittergutsbes., Major z. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., 1881—98 M. d. R., 1879—82 M. d. A., konserv.; \* Berlin 27. VIII. 1837; † Rohr i. Pommern 8. X. — VZ 12. X. M.-A.; KM 67, 314.
- Matkowsky**, Adalbert, Königl. Hofschau-spieler i. Berlin; \* Königsberg 6. XII. 1858; † Berlin 16. III. — VZ 17. III. A.-A.; NZ 17. III. A.-A. (M. Osborn); MAZ 1909, 267 (R. Lothar); W 12, 482 (M. Grube m. P); HJ 1909, 419; DZL 937; EG 652; Velh. u. Klas. Monatsh. Mai 1909 (Erinnerungen von E. Zabel); Xenien 1909, 4 (H. F. Octavio); BW 11, H. 13 (H. Stümcke); Dtsch. Theater-Zeitschr. 2, H. 25; Neue Rundsch. 1909, 2, 775; NTA 1910, 53—58 (O. F. Gensichen m. P); Jahrb. d. Dtsch. Shakespeare-Ges. 46, 140 (A. Klaar); M. Grube, A. M. Ein Lebensbild nach persönl. Erinnerungen. Berlin 1909; BZ 24 188 [Blaubuch 1909, Nr. 13 (H. Kienzl); Neue Revue 1909, Nr. 13 (B. Wiegler); Univ. Beil. Weltrundsch. 1909, 133 (H. Land); Zukunft Bd. 67, 220—28].
- Matuschka**, Graf von, Frh. von Toppolczau u. Spaetgen, Viktor Maria, Forstmeister a. D., 1873—93 M. d. A., Zentr.; \* Alt-Lässig b. Gottesberg 13. VI. 1824; † Breslau 7. VII. — JSG 1909 Nehr., 23/24; HA 1886, 249.
- Mau**, August, Prof., Archäologe, Pompejiforscher, Hilfsarb. a. dtsch. archäolog. Institut i. Rom, Entdecker d. verschiedenen Stile in d. pompejan. Wandmalerei; \* Kiel 15. X. 1840; † Rom 6. III. — VZ 8. III. A.-A.; IZ 132, 456 (P); HJ 1909, 419; KL 1909, 1048 (W); Kchr 20, 302 (F. Hermann); HV 12, 320; Mitt. d. Kais. Dtsch. Archäolog. Instituts. Röm. Abt. Bd. 23, 269—74 (F. Studniczka); AL 1866—82, 2, 20; Nachr. d. kgl. Ges. d. Wiss. zu Göttingen. Geschäftl. Mitt. 1909, 102 (G. Körte).
- Mauderode**, Otto von, Verl. d. Tilsiter Allgem. Ztg.; \* Tilsit-Preußen b. Tilsit 26. IV. 1852; † Tilsit 17. I. — VZ 18. I. M.-A.
- Maurer**, Karl, Kirchenr., Senior d. pfälz. pro-

- test. Geistlichkeit, seit 1863 Hrsg. d. Union;  
\* Lauenstein i. Oberfr. 24. IV. 1819; †  
Kaiserslautern 23. VI. — TJ 29, 8, 587.
- \*Mauthe**, Christian, Kommerzienrat; \*Schwenningen 1844; † Sestri i. Italien 6. III. — BJ XIV, 124.
- Mayer**, Albert, Rechtsanw., württl. Landt.-Abg. f. Ulm Stadt; † Ulm 29. I. — WJ 1909 Nehr.; Schw. Kron. Nr. 47.
- Mecklenburg-Strelitz**, Georg Alexander Herzog zu, Vetter d. regierenden Großherzogs, *Dr. phil.*, Musikkennner, russ. Generalm.; \* Remplin 6. VI. 1859; † St. Petersburg 4. XII. — HJ 1909, 412; IZ 133, 1179.
- Meissner**, Friedrich, *Dr. phil.*, Lehrer a. oberen Gymn. i. Basel, Dozent f. dtsh. u. französ. Lit. a. d. Univ., von 1874 an Mitgl. d. Synode d. ev.-reform. Landeskirche; \* Basel 29. XI. 1829; † das. 27. II. — ASG 1910, 81 (J. Bernouilli m. W).
- Meltzer**, Otto, *Dr. phil.*, Prof., Ob.-Studienrat, Gymn.-Rekt.; \* Lauenstein 12. III. 1846; † Dresden 26. VI. — KL 1909, 1069 (W), 1910 TL; OA 1908/09, 980.
- Mendelssohn-Bartholdy**, Ernst von, Wirkl. Geh. Rat, Exz., Chef d. Bankhauses Mendelssohn-B., Mitgl. d. Herrenh., Philanthrop, eifr. Förderer d. Kunst, früh. dän. Gen.-Konsul, Mitgl. d. Ältesten-Kollegiums d. Berl. Kaufmannschaft; \* Berlin 13. XII. 1846; † Dresden 24. XII. — VZ 27. XII. A.-A.; IZ 133, 1305 (P); W 1910, 1, 14 (P); HJ 1909, 419; DZL 950; HH 1904, 333.
- Merkel**, Johannes, *Dr. iur.*, Geh. Justizrat, o. Prof. f. röm. u. dtsh. bürgerl. Recht a. d. Univ. Göttingen; \* Halle 30. XII. 1852; † Göttingen 23. XII. — VZ 23. XII. A.-A.; HJ 1909, 419; KL 1909, 1074 (W); K 604; DJZ 15, 131/132; Chronik d. Univ. Göttingen f. 1909, 6/7.
- Merode**, Karl Frh. von, Genremaler, Mitgl. d. Wiener Kunstgenoss., Schüler von Anselm Feuerbach; \* Mödling 15. VI. 1853; † Wien 27. X. — VZ 30. X. M.-A.; HJ 1909, 419; MS 3, 181; BMW 2, 26.
- Mertins**, Oskar, Prof., *Dr. phil.*, Oberl. a. Gymn. z. Heil. Geist i. Breslau, Prähist., hochverd. u. d. schles. Altertumskd.; \* Pillau 17. VI. 1858; † Breslau 14. V. — VZ 19. V. M.-A.
- \*Merx**, Ernst Otto A d a l b e r t, *Dr. theol. et phil.*, Geh. Kirchenrat, Prof. d. Theol. a. d. Univ. Heidelberg; \* Bleicherode b. Nordhausen 2. XI. 1838; † Heidelberg 4. VIII. — BJ XIV, 28 (G. Beer); VZ 5. VIII. M.-A., A.-A.; HJ 1909, 419; KL 1909, 1076 (W); IZ 133, 434; Univ. Heidelberg, Rede z. 22. Nov. 1909, 19; Protestantenbl. Jg. 42, Nr. 34 (R. Wierlandt); Protest. Monatsh. 13, 8/9 (I. Websky), 14, 2 u. 3 (O. Herrigel, Z. Gedächtnis von A. M., m. W); TJ 29, 8, 588.
- Meschede**, Franz, Geh. Mediz.-Rat, *Dr. med.*, seit 1888 ao. Prof. d. Psychiatrie a. d. Univ. Königsberg, früh. Direkt. d. städt. Krankenanst. u. d. psychiatr. Klinik; \* Gut Bülheim, Westf. 6. IX. 1832; † Münster 30. VII. — IZ 133, 434, LZ 1909, 1092; WI 4, 919 (W); AD 3, 178/79 (W); K 605/06 (W); PBL 1121/23 (W); HBL 4, 216.
- Messel**, Alfred, *Dr. phil.*, Geh. Reg.-Rat, Prof., Mitgl. d. Akad. d. Künste, hervorr. Architekt; \* Darmstadt 22. VII. 1853; † Berlin 24. III. — VZ 25. III. M.-A.; HJ 1909, 419; IZ 132, 549 (P); AF 47, 242; HL 23, 104; MAZ 1909, 309/10 (H. Eberhardt); Dtsch. Rundsch. Mai 1909, 297 (M. Escherich); Velh. u. Klas. Monatsh. Okt. 1909, 201 (L. Nachtlicht m. P u. Ill.); Zukunft Jg. 18, Nr. 1 (W. K. Behrendt); Neue Rundsch. Jg. 20, 2, 750 (O. Bie); Zeitschr. f. bild. Kunst N.F. 20, 185 (H. Vollmer m. W, P u. Ill.); DBZ 43, 170/71 (A. Hofmann m. P); Kchr 20, 340/44 (M. Osborn); Zentralbl. f. d. dtsh. Bau-gewerbe 1909, 170/71; ZB 29, 181/82 (M. Landsberg m. P); W. K. Behrend, A. M., mit e. Betrachtung üb. d. Bedeutung M.s von K. Scheffler. Berlin 1910; BZ 25, 202 [Baumeister Jg. 7, 109—114 (M. Rapsilber, M.s System); Neudtsch. Bauzt. 1909, 77—84 (Messelschüler); Kchr 20, 502 (M.s Berlin. Museumspläne)] 24, 191 [D. Architekt Jg. 15, 33 (O. Wisch); D. Baumeister Jg. 7, 85 (H. Schliepmann); Neudtsch. Bauzt. 1909, 225—52 (W. K. Behrendt); D. Hilfe 1909, Nr. 14 (Th. Heuss); Innendekoration Jg. 19, 215 (R. Cuno); Dtsch. Kunst u. Dekoration Mai-H. 129 (F. Wolf); Kunst u. Künstler Jg. 7, 331 (A. Endell); Neue Revue 1909, Nr. 14 (A. Endell); Architekt. Rundsch. 1909, H. 8 (C. Zetzsche); Zs. f. Wohnungswesen Jg. 7, 173; Arena Jg. 3, 132—38 (M. Rapsilber); D. Rheinlande Jg. 9, 173 (A. Dresdner, M. u. s. Werk); D. Werk 1909, 97 (R. Breuer, M.s letzte Bauten)] 26, 199 [Jahrbuch d. Kgl. Preuß. Kunstsamml. Jg. 31, 59 (W. Bode); MAZ 1910, Nr. 18 (K. Koetschau, M.sche Pläne f. d. Neubaut. d. Berlin. Museen)].
- Mestorf**, Johanna, *Dr. phil. h. c.*, Prof., Prähist., 1891—1908 Direkt. d. Schlesw.-Holst. Mus. f. vaterl. Altert. i. Kiel, d. erste Frau, die i. Preußen d. Professortitel erhielt, Übers. zahlr. skandinav. archäolog. Werke; \* Bramstedt i. Holst. 17. IV. 1829; † Kiel 20. VII. — VZ 20. VII. A.-A.;

- IZ 133, 269; HJ 1909, 419; KL 1909, 1078 (W); PY 2, 38/39 (W); NS 14, 445 (H. Höhnk); Prähist. Zeitschr. 1, 110; Mannus 1, 323; DRG 31, 572; G 95, 213/15 (R. Andree, J. M. z. 80. Geburtstag); Zeitschr. f. Ethnol. 41, 852; AL 1866—82, 2, 26—31 (W); EL 123; Mitt. d. anthropol. Vereins f. Schlesw.-Holst. 1911, H. 19 (Knorr); Kieler Zt. 17. IV. 09, M.-A. (Fr. Kauffmann, Z. 80. Geburtst.).
- Metzner**, Karl Konrad Max, 1887—1898 M. d. R., 1882—1908 M. d. A., Zentr., Schornsteinfegermeister; \* Neustadt, Ob.-Schles. 12. X. 1846; † das. 27. X. — VZ 28. X. A.-A.; KVZ 29. X. Mitt.-A.; RH 1893, 210; HA 1904, 339, 24 (P).
- Meyer**, Eugen, Privatdoz. d. Geometrie a. d. Techn. Hochsch., zugl. Oberl. a. Realgymn. i. Charlottenburg; \* Bielefeld 17. VI. 1871; † Berlin 23. XI. — Progr. d. Techn. Hochsch. Berlin f. 1910/11, 152/53.
- Meyer**, Hermann Julius, Seniorchef d. Bibliogr. Instituts i. Leipzig, war nach d. Siege d. Reaktion aus Deutschland geflüchtet u. hatte i. New York ein Zweiggeschäft begründet. 1856 kehrte er zurück u. wurde d. Nachfolger s. Vaters; widmete s. Aufmerksamkeit insbes. d. Konvers.-Lexikon, dessen Umfang er auf 15 Bde. beschränkte. 1874 verlegte er d. Geschäft von Hildburghausen nach Leipzig, 1885 setzte er sich zur Ruhe. Er erwarb sich auch große Verdienste um d. Schaffung billiger behaglicher Wohnungen f. Unbemittelte; \* Gotha 4. IV. 1826; † Leipzig 12. III. — VZ 14. III. M.-A.; HJ 1909, 419; IZ 132, 462; LE 11, 1049; AF 47, 242; G 210; DRG 31, 375; BB Nr. 60 v. 15. III.; Meyers Konv.-Lex. 6. Aufl. Bd. 13, 742/743.
- \*Meyer**, Oskar Emil, Geh. Reg.-Rat, Prof. d. Physik a. d. Univ. Breslau, Ehrenmitgl. d. Schles. Ges. f. vaterländ. Kultur; \* Varel 15. X. 1834; † Breslau 21. IV. — BJ XIV, 157 (A. Kistner); VZ 22. IV. A.-A., 23. IV. M.-A.; Schles. Zt. 22. IV. A.-A.; IZ 132, 1044; KL 1909, 1088 (W); DZL 960; JSG 1909 Nekr., 24/28 (O. Lummer m. W); PF 3, 2, 907/08 (W); Chronik d. Univ. Breslau 24, 184—88 (O. Lummer m. W).
- \*Meyer**, Paul, Maler. namentl. graziöser Rokokobilder; \* Mainz 1. VII. 1864; † Halberstadt 27. VI. — BJ XIV, 171 (H. Holland); HJ 1909, 419; MS 5, 263; BMW 2, 42; KFA 24, 536.
- Meyeren**, Wilhelm von, *Dr. theol. h. c.*, Wirkl. Geh. Rat, ehem. Senatspräs. i. Oberverw.-Gericht, Mithrsg. d. Entsch. d. Oberverw.-Gerichts, Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., seit 1889 stellvertr. Vors. d. vereinigt. Berliner Kreis-synoden, später d. Stadtsynode, 1899 Präs. d. Brandbg. Provinzialsynode; \* Gr. Bodungen 31. III. 1835; † das. 1. VIII. — VZ 4. VIII. M.-A.; IZ 133, 434; KM 66, 1166; Ev. Kirchl. Anz. 1909, 353; KJ 37, 527.
- Michaelis**, Robert, einflußreicher Zeitungsleiter i. Chicago, früh. Red. d. Post i. Berlin; \* Genthin 1. IX. 1839; † Chicago 13. IV. — DAG 9, 3, 109—111.
- Michels**, Gustav, Geh. Kommerzienrat, Vors. d. Kölner Handelsk., seit 1901 Mitgl. d. Herrenh., Mitgl. d. Rhein. Prov.-Landt. u. d. dtsh. Handelst., Vors. d. Aufsichtsrats d. Schaaffhaus. Bankvereins u. d. Rhein.-Westf. Bodenkreditbank, stellvertr. Vors. d. Zentral-Dombauvereins; \* Köln 21. VII. 1836; † das. 24. VII. — VZ 25. VII. M.-A.; HJ 1909, 419; HH 1904, 334.
- Mickler**, Wilhelm, Schausp. a. Hoftheater zu Darmstadt; \* Berlin 21. IX. 1853; † Darmstadt 24. II. — NTA 1910, 162; WI 4, 932; EG 675.
- Mießner**, Albert, Geh. Ober-Reg.-Rat, Korrespondenz-Sekr. u. Schatullenverw. d. Kaisers, Schatzmeister d. Schwarzen Adlerordens, Begr. d. König Wilhelm-Stiftung f. erwachsene Beamtentöchter; \* Berlin 10. X. 1837; † Berlin-Wilmersdorf 21. X. — VZ 22. X. A.-A.; T 250 (P); HJ 1909, 420; W 44, 1862, 1864 (P); KM 67, 315; IZ 133, 903.
- Milch**, Hugo, Stadtrat, Direkt. d. Schles. Boden-Kredit-Aktien-Bank, Mitgl. d. Schles. Provinziallandt., Ehrenmitgl. d. Schles. Ges. f. vaterl. Kultur; \* Breslau 13. XII. 1836; † das. 20. III. — JSG 1909 Nekr. 28/30.
- Millowitsch**, Wilhelm, Begr. d. Köln. Stadttheaters; † Elberfeld 22. VII. — LE 11, 1693.
- Minkowski**, Hermann, *Dr. phil.*, seit 1902 Prof. d. Mathem. a. d. Univ. Göttingen, Direkt. d. mathem.-physikal. Seminars; \* Alexoten i. Rußl. 22. VI. 1864; † Göttingen 12. I. — VZ 13. I. M.-A.; IZ 132, 137; PF 4, 2, 1015 (W); Chronik d. Univ. Göttingen f. 1908, 4/5; Mathem. Annalen Bd. 66, H. 4, Bd. 68, 445—471 (D. Hilbert); Mathem.-naturwiss. Bl. Jg. 6, 36 (A. Wink).
- \*Mitterwurzer**, Wilhelmine, Mitgl. d. Wiener Hofburgtheaters; \* Freiburg i. B. 27. III. 1848; † Wien 3. VIII. — BJ XIV, 150 (J. Minor); VZ 3. VIII. A.-A.; MAZ 112, 747 (A. Bettelheim); IZ 133, 408; NFP 3. VIII. A.-Bl., 4. VIII. M.-Bl.; HJ 1909, 420; DZL 973; NTA 1910, 172; Schaubühne Jg. 5, Nr. 34/35 (W. Handl), Jg 6,

Nr. 10 (L. Hevesi); BW 11, 2, 1014 (A. v. Weilen); EG 684.

**\*Mitternacht**, Hermann Frh. von, *Dr. iur.*, 1870—90 württbg. Ministerpräs.; \* Stuttgart 17. III. 1825; † Friedrichshafen 2. V. — BJ XIV, 60 (O. Elben); NZ 3. V. A.-A.; NFP 4. V. M.-A.; W 19, 784, 796 (P); HJ 1909, 420; IZ 132, 999, 1002 (P); FT 1909, 536, 1910 Nehr.

**Molsberg**, Heinrich Frh. von, Gen. d. Art., Generaladjutant d. Königs Karl v. Württemberg, 1851 Lt., 1859 Hauptm., 1872 Major, 1881 Kommand. d. 1. Feld-Art.-Reg., 1884 Oberst u. Flügeladjutant, 1886 Generalm., 1888 Generallt., 1892 z. D., 1899 Charakter als General d. Art., einer d. letzten nachweisbaren Blutsverwandten von Johann Gutenberg; \* Ulm 19. II. 1832; † Stuttgart 30. X. — VZ 1. XI. A.-A.; IZ 133, 947, 1046 (P); Württbg. Staats-Anz. Nr. 255; Schw. Kron. Nr. 507; HJ 1909, 420; LJ 1909, 459; WJ 1909 Nehr.

**Monti**, Alois, *Dr. med.*, Hofrat, Prof. a. d. Univ. Wien, hervorr. Vertreter d. Kinderheilkunde, Direkt. d. allgem. Poliklinik, Mitbegr. d. Zentralzt. u. d. Archivs f. Kinderheilkunde, seit 1897 Hrsg. d. »Kinderheilkunde in Einzeldarst.«; \* Abbattegrasso 13. X. 1839; † Wien 30. X. — VZ 30. X. A.-A.; NFP 30. X. A.-Bl.; WI 4, 946 (W); PBL 1153/1155 (P); HBL 4, 275; DMW 35, 2179 (R. Pollak m. P); MMW 56, 2352; WMW 59, 2666; Mediz. chirurg. Centralbl. Jg 44, 564 (R. Pollak), 45, 38 (S. Klein); Wien. klin. Wochenschr. Jg. 22, 1537 (A. Fraenkel); Allg. Wien. Mediz. Zt. Jg. 54, 484, 531 (M. Benedikt); Archiv f. Kinderheilkunde Bd. 52, 241.

**Morawitz**, Moritz, Reg.-Rat, Eisenbahn-Generaldirekt.; \* Triesch i. Mähr. 19. IV. 1832; † Wien 9. IX. — NFP 10. IX. M.-Bl.

**Morgenstern**, Lina, geb. Bauer, bedeut. Vertr. d. Wohlfahrtspflege u. weibl. Bildungsbestrebungen, hatte schon als 17jähr. Mädchen einen Verein z. Unterstützung armer Schulkinder begründet, war 1859 Mitbegr. d. Berlin. Kindergartenvereins, schuf 1862 d. Kinderpflegerinnen-Institut, rief 1866 d. Verein d. Berlin. Volksküchen ins Leben u. gründete 1869 d. Kinderschutzverein u. d. 1. Akad. z. wissenschaftl. Fortbild. f. junge Damen, die sie bis 1873 leitete; \* Breslau 25. XI. 1830; † Berlin 16. XII. — VZ 17. XII. M.-A.; KVZ 20. XII. A.-A. (R. Neisser); IZ 133, 1266 (P); KL 1909, 1113 (W); WI 4, 949 (W); AF 47, 480; DZL 985; Allg. Zeitg. d. Judent. 1909, 631/32 (F. Cohn m. P);

Neue Bahnen 1910, 7 (H. Lange); PY 2, 56/58 (W).

**Morneueg**, Adolf, *Dr. iur.*, seit 1892 Oberbürgerm. i. Darmstadt, sehr verdient um d. Entwicklung d. Stadt, Mitgl. d. 1. Kammer d. Großh. Hessen; \* Gr.-Bieberau 14. VIII. 1851; † Darmstadt 9. VI. — VZ 10. VI. M.-A.; WI 4, 950.

**Morsbach**, Bernhard von, Generallt. z. D., Militärschriftst., zul. Kommand. d. 34. Div., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl.; \* Nordkirchen 10. XII. 1841; † Bonn 27. II. — NZ 2. III. M.-A.; HJ 1909, 420; GK 1910, 241; IZ 132, 497.

**Morwitz**, Heinrich, Leiter des seinen Namen führenden Berlin. Volksoptern-Unternehmens; \* Danzig 1837; † Berlin 4. X. — VZ 5. X. A.-A.; NTA 1911, 153; Musik 9, 1 Totensch.

**Mosch**, Otto von, Generallt. z. D., bis 1904 Kommand. d. 12. Inf.-Brig., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl.; \* Schlichow i. Schles. 15. I. 1848; † Breslau 15. I. — NZ 17. I. M.-A.; MW 1909, 1633; OA 1908/09, 1022.

**Moser**, Anton, Hofopernsänger; \* Reinsdorf 13. VIII. 1872; † Wien 29. XI. — NFP 29. XI. A.-Bl.; EG 692; NTA 1911, 157.

**Moser** von Filsek, Rudolf, Staatsrat, 1891 bis 1894 württbg. Gesandter i. Berlin, Vorst. d. Zentralleitung d. Wohltätigkeitsvereins; \* Stuttgart 20. VI. 1840; † Cannstatt 14. XII. — VZ 14. XII. A.-A.; HJ 1909, 420; Württ. Staats-Anz. Nr. 292; Schw. Kron. Nr. 582; Blätter f. d. Armenwes. Nr. 52.

**Much**, Matthäus, *Dr. phil.*, Reg.-Rat, Vizepräs. d. Anthropol. Ges., früh. Vors. d. Österr. Altertumsvereins, verdient um d. urgeschichtl. Durchforschung Österreichs; \* Göpfritz 18. X. 1832; † Wien 17. XII. — VZ 22. XII. M.-A.; HJ 1909, 420; KL 1909, 1118 (W); Polit.-Anthrop. Revue Jg. 9, 674 (G. Kraitschek); Prähist. Zs. Bd. 1, 430 (H. Schmidt).

**Mülbe**, Wilhelm von der, Generalm. z. D., bis 1889 Kommand. d. 92. Inf.-Reg., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl.; \* Danzig 14. IV. 1834; † Berlin 10. IV. — VZ 11. IV. M.-A.; OA 1908/09, 1028.

**Müller**, Egbert, *Dr. phil. et iur.*, Spiritist, Schriftst.; \* Magdeburg 17. IX. 1830; † Berlin 10. III. — VZ 11. III. M.-A.; IZ 132, 497; MAZ Jg 112, Nr. 12 (E. M. u. d. Spiritismus); D. übersinnl. Welt 1909, 121.

**Müller**, Georg, Hofopernsänger i. Wien; \* Frankfurt a. M. 13. I. 1840; † Baden b. Wien 13. IV. — NFP 14. IV. M.-Bl.; VZ 14. IV. M.-A.; NTA 1910, 168; EG 697; HL 23, 119; Musik 8, 3 Totensch.

- Müller, Gustav**, Buchdruckereibes., Red. d. Beuthener Zeitg., Mitbegr. u. Aufsichtsrats-Vors. d. Oberschles. Genossenschaftsbank; \* Scharley b. Beuthen 13. IX. 1856; † Beuthen 3. X. — Schles. Zt. 5. X. M.-A.
- Müller, Heinrich**, Reg.-Rat a. D., alter Genossenschaftler, Leiter d. Gewerbe- u. Landwirtschaftsbank i. Gotha, eifr. Verfechter d. Bestrebungen von Schulze-Delitzsch; \* Gotha 16. XII. 1814; † das. 14. I. i. A. v. 94 J. — VZT.
- \*Müller, Karl** von, Architekt u. Ingenieur; \* Weilheim 1821; † Gries b. Bozen 1. VII. — BJ XIV, 199 (A. Dreyer).
- Müller, Robert**, Meister d. Posaune, seit 32 Jahren Mitgl. d. Stadt- u. Gewandh.-Orchesters, seit 26 Jahren Lehrer a. Konservatorium i. Leipzig; \* Naumburg a. S. 25. V. 1849; † Leipzig 24. II. — NMZ 30, 284; Musik 8, 2 Totensch.
- Müller, Wilhelm**, *Dr. med.*, Geh. Mediz.-Rat, bis vor kurzem o. Prof. f. allgem. Patholog. u. patholog. Anatomie a. d. Univ. Jena; \* Nürnberg 13. III. 1832; † Jena 19. VI. — VZ 21. VI. A.-A.; K 638; WI 3, 946; MMW 56, 1850/51 (P. Fürbringer m. P); Univ. Jena. Rede a. 18. Juni 1910, 22; Correspondenzbl. d. allg. ärztl. Vereins v. Thüring. Bd. 38, 344 (E. Pfeiffer).
- Müller-Kaboth, Konrad**, feinsinn. vielversprechender Kunstschriftst.; † Berlin 20. I. i. A. v. 26 J. — Kchr 20, 246; Kunst u. Künstler 7, 276 (K[arl] Sch[effler]); Sozialist. Monatsh. 1909, 1, 204 (J. Meier-Gräfe).
- Münch, Albert** von, Oberforstmeister, Hofkammer-Rat; \* 30. IX. 1845; † Charlottenburg 17. XII. — VZ 19. XII. M.-A.; OA 1908/09, 1045.
- Münchhausen, Thankmar** Frh. von, Kais. Konsul z. D., einer d. Begr. d. Ev. Bundes u. d. antiultramont. Reichsverb.; \* Meiningen 3. XI. 1835; † Berlin-Lankwitz 18. XII. — Schles. Zt. 19. XII.; OA 1908/09, 1046.
- Muetzel, Georg**, früher. Strafanstaltspfarrer, auf d. Gebiete d. Theol., d. Kirchen-Strafr. u. d. Seelsorge literar. tätig; \* Brieg 25. IV. 1838; † Breslau 22. III. — JSG 1909 Nehr., 30/31 (Küntzel).
- Mulert, Georg**, Wirkl. Geh. Kriegsrat, vortr. Rat i. Kriegsminist.; \* 1852; † Berlin 30. I. — NZ 2. II. M.-A.; MW 1909, 1607.
- Muther, Richard**, *Dr. phil.*, Prof. d. Kunstgesch. a. d. Univ. Breslau; \* Ohrdruf b. Gotha 20. II. 1860; † Wölfelsgrund b. Landeck i. Schles. 28. VI. — VZ 29. VI. A.-A.; NZ 30. VI. M.-A. (M[ax] O[sborn]); W 27, 1132 (P); IZ 133, 83 (P); KL 1909, Biogr. Jahrbuch u. Deutscher Nekrolog. 14. Bd. 1145 (W); DZL 1004; HJ 1909, 420; MAZ Jg. 112, Nr. 27 (A. G. Hartmann); Wage 12, Nr. 27 (O. M. Fontana), Nr. 28 (H. Wantoch, Wickhoff u. M.); Neue Rundsch. 1909, 3, 1226 (O. Bie); HV 12, 568; Kchr 20, 507; KFA 24, 512 (P); Kunst u. Künstler 7, 518/19 (G. Pauli); KW Jg 22, 4, 157; Neue Revue 1909, Nr. 27/28 (A. Gold, Persönliches von M.); MAZ Jg 113, Nr. 16 (A. G. Hartmann, M.s Vermächtnis).
- Nehring, Wladislaus**, *Dr. phil.*, Geh. Reg.-Rat, o. Prof. d. slav. Sprachen a. d. Univ. Breslau; \* Kletzko b. Gnesen 23. X. 1830; † Breslau 20. I. — VZ 23. I. M.-A.; HJ 1909, 420; KL 1909, 1153 (W); JSG 1909 Nehr., 32/38 (Berneker); Chronik d. Univ. Breslau 23, 160/68 (Berneker); Archiv f. slav. Philologie Bd 30, 470 (V. Jagic).
- Neidhardt, Karl** von, *Dr. iur.*, Wirkl. Geh. Rat, 1876—1908 hess. Gesandter a. Preuß. Hofe, 36 Jahre Mitgl. d. Bundesrats; \* Alsfeld 10. X. 1831; † Berlin 14. III. — VZ 15. III. A.-A.; W 12, 484, 492 (P); DZL 1010.
- Neisser, Eugen**, *Dr. rer. polit.*, Geschäftsführer d. deutsch-kanad. Wirtschaftsver., tüchtiger Sozial- u. Handelspolitiker, besond. Forscher auf d. Gebiete d. Gewerbehigiene u. d. wirtschaftl. Verhältnisse zw. Deutschland u. Kanada; \* Berlin 12. VIII. 1867; † Winnipeg i. Kanada 16. X. — Med. Reform 1909, 502/503.
- Neubert-Drobisch, Walter**, *Dr. iur.*, Lyriker u. Dramen-Dichter, Hrsg. von »Luginslands«; \* Bogojawlensk 30. VI. 1865; † Ilfeld a. H. 7. XII. — KL 1909, 1158 (W), 1910 TL; WI 4, 983 (W); LE 12, 600.
- Neumayer, Georg** von, *Dr. phil.*, Wirkl. Geh. Rat, Prof., 1876—1903 Direkt. d. Dtsch. Seewarte i. Hamburg, einer d. ersten Geophysiker u. Meteorologen unserer Zeit; \* Kirchheimbolanden 21. VI. 1826; † Neustadt a. Haardt 25. V. — VZ 25. V. A.-A.; NFP 3. VI. M.-Bl.; HC 26. V. M.-A. (G. Schott); MAZ 1909, 544 (H. Grothe); IZ 132, 1139/40 (P); KL 1909, 1165 (W); W 22, 918 (P); DKZ 26, 361; G 95, 353; GZ 15, 489—493 (Brenneke); GK 1910, 242; DRG 31, 471, 517—521 (C. Mehliis m. P); Meteorol. Zeitschr. 26, 403; Mitt. d. Geogr. Ges. i. Hamb. 24, 287—297 (L. Friederichsen m. P); Mitt. d. Geogr. Ges. i. Wien 52, 497—503 (A. E. Foerster); L 45, 91—95 (S. Günther); NR 1909, 425—27 (W. Köppen); Ü 11, 682—84 (Aeolus m. P); PF 3, 2, 964—65 (W), 4, 2, 1068 (W); Zeitschr. f. Ethnol. 41, 684; Annalen d. Hydrogr. Bd 37, 241;

- Gartenlaube 1909, Nr. 25 (W. Schott); BZ 25, 215 [Zs. f. Instrumentenkde Jg 29, 129 (C. Stechert); Marine-Rundsch. 1909, 840—844 (G. Wislicenus, N.s Wirken f. d. dtsh. Marine)] 26, 211 [Vierteljahresschr. d. Astronom. Ges. Jg 45, 10—42 (C. Stechert m. P)].
- Neven du Mont**, August, Maler, Schüler Peter Janssens, schuf Bildnisse, Interieurs u. Landschaften, Maler d. Eleganz; \* Köln 1868; † Manor House i. Bechill 27. VI. — Kchr 20, 531; MS Nachtr. 220; KFA 26, 265—275 (P. Clemen m. Ill. u. P).
- Niehr-Bingenheimer**, Wilhelmine, Herzogl. Anhalt. Kammersängerin, Gesanglehrerin i. Dessau; \* Mindelheim 9. V. 1859; † Dessau 17. VII. — NTA 1910, 172.
- Niehues**, Bernhard, *Dr. phil.*, Geh. Reg.-Rat, 1877—1908 o. Prof. d. Geschichte a. d. Univ. Münster, Mitgl. d. Herrenh., päpstl. Geh. Kammerh., langjähr. Vors. d. Provinzialvereins f. Wiss. u. Kunst; \* Greven i. W. 5. V. 1831; † Münster 26. IV. — VZ 28. IV. M.-A.; HJ 1909, 420; IZ 132, 1044; HH 1904, 334; KL 1909, 1170 (W); NS 14, 323/324 (P); Chronik d. Univ. Münster 24, 6.
- Nister**, Ernst, Kommerzienrat, Inh. d. Nürnberg. Kunstanst. E. N., hat d. kleine chromolithogr. Geschäft zu einem Welt-hause von 600 Beamten u. Arbeitern ausgestaltet; \* Oberklingen i. Odenwald 1842; † Nürnberg 26. V. — BB Nr. 126.
- Nitsche**, Wilhelm, *Dr. phil.*, bis 1905 Prof. a. Leibniz-Gymn. i. Charlottenburg, bedeut. Vertr. d. klass. Philologie; \* Neuwaldensleben 21. V. 1840; † Gr.-Lichterfelde 25. IV. — JAW Biogr. Jahrb. 1910, 11—20 (E. Hofmann).
- Nodnagel**, Ernst Otto, bek. Berlin. Tonkünstler, Musikschriftst.; \* Dortmund 16. V. 1870; † Berlin 25. III. — VZT; Musik 8, 3 Totensch.; AMZ 36, 298; NMZ 30, 328; R 997.
- Nydegger**, Hans, schweizer. Volksschriftst.; \* Guggisberg 13. III. 1848; † Zürich 5. V. — HJ 1909, 421; KL 1909, 1185 (W).
- O'Bryn**, Johann Baron, sächs. Generallt. z. D., 1883—87 Kommand. d. 47. Inf.-Brig. i. Leipzig, zul. Kommand. v. Dresden, 1890 z. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl.; \* Dresden 2. I. 1829; † das. 23. VII. — VZ 25. VII. M.-A.; DZL 1039.
- Odelga**, August Frh. von, *Dr. iur.*, k. k. Vize-präs. d. Landesger. i. Graz; \* Wien 16. IV. 1854; † Graz 22. X. — FT 1909, 567, 1910, Nehr.
- Ohm**, Heinrich, *Dr. med.*, Geh. Mediz.-Rat, machte sich in d. Operationskunde verdient durch d. Behandlung von Klumpfüßen ohne Sehnenschnitt; \* Münster i. W. 26. IV. 1825; † das. 31. V. — NS 14, 381.
- Oldenburg**, Ludwig, Journalist u. Schriftst., seit 10 Jahren Red. d. VZ, auch niedersächs. Novellist, früh. Oberl.; \* Wildeshausen i. Gr. Oldbg. 25. IV. 1844; † Berlin 11. III. — VZ 12. III. M.-A.
- Olinda**, Alexander, (Pseud.), s. Schmidt, Alexander.
- Oppell**, August von, General d. Inf. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 1. Kl., 1844 Lt., 1857—59 Adjutant d. Kommand. v. Berlin, 1877 Kommand. d. 2. G.-Reg., 1883 Generallt. u. Kommand. d. 2. G.-Inf.-Div., 1886 z. D., 1895 Charakter als Gen. d. Inf.; \* Wetzlar 12. III. 1827; † Berlin 1. XI. — VZ 2. XI. M.-A.; IZ 133, 947; Ü 12, 202; KM 67, 434/35 (Oppell); DZL 1047.
- Oppenheim**, Eduard Salomon Frh. von, Bankier, österr.-ung. Generalkonsul a. D., ältest. deutsch. Rennstallbes. u. Vollblutzüchter; \* Köln 3. VIII. 1831; † Wien 15. I. — W 4, 138, 144 (P); IZ 132, 98, 95 (P); HJ 1909, 421; FT 1909, 572.
- Oppenheim**, Otto Georg, Obertribunalrat a. D., Fachschriftst.; † Berlin 27. XI. i. 93. Lebensj. — VZ 30. XI. M.-A.
- Oppenheimer**, Ludwig Frh. von, Großgrundbes. i. Böhmen, Mitgl. d. Herrenh., Vertr. d. verfassungstreuen Großgrundbes., 1873—83 Mitgl. d. Abg.-H.; \* Leipzig 21. VIII. 1843; † Wien 27. XI. — NFP 27. XI. A.-Bl., 28. XI. M.-Bl. (E. Frh. v. Plener); FT 1909, 573.
- \***Ortlieb**, Friedrich, Genremaler; \* Stuttgart 25. XI. 1839; † München 4. X. — BJ XIV, 172 (H. Holland); Kchr 21, 27.
- Ostermeyer**, Alexander, Generalm. z. D., früh. Offizier d. hannov. Armee, zul. Kommand. d. 9. Feld-Art.-Brig., 1886 z. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl.; \* Celle 28. X. 1829; † Hannover 15. VIII. — VZ 18. VIII. M.-A.
- Ostertag**, Karl von, Geh. Hofrat, Mitgl. d. Zentralleitung d. Wohltätigkeitsvereine i. Stuttgart; \* Stuttgart 13. VIII. 1823; † das. 25. III. — WJ 1909 Nehr.; Württ. Staats-Anz. Nr. 73; Schw. Kron. 142; Blätter f. d. Armenwes. Nr. 14; OA 1908/09, 1103.
- Osthoff**, Hermann, *Dr. phil.*, Geh. Hofrat, o. Prof. f. vergl. Sprachwiss. i. Heidelberg, mit Leskien, Brugmann u. a. Begr. einer neuen Richtung in d. indogerm. Sprachwiss.; \* Billmerich i. Westf. 18. IV. 1847; † Heidelberg 7. V. — VZ 9. V. M.-A.; FZ 11. V. 2. M.-Bl. (Chr. Bartholomee); HJ 1909, 421; KL 1909, 1208 (W); Univ. Heidelberg, Rede z. 22. Nov. 1909, 18.
- \***Otterstedt**, Karl Alexander Frh. von, Maler

- von ungewöhnlichem kolorist. Talent;  
\* St. Petersburg 20. IV. 1848; † Stuttgart  
22. X. — BJ XIV, 135 (E. Morasch);  
KFA 25, 143; MS 3, 350; Schw. Kron.  
Nr. 491; WJ 1909 Nekr.
- Overbeck, Fritz**, Landschaftsmaler u. Ra-  
dierer, mit Moderson, Mackensen, Vogeler  
u. Am Ende begr. er d. Worpweder Schule;  
\* Bremen 15. IX. 1869; † Broecken b. Vege-  
sack 8. VI. — VZ 9. VI. A.-A.; NZ 11. VI.  
M.-A.; IZ 132, 1240 (Joh. Gerdes m. P);  
HJ 1909, 421; DZL 1058; NS 14, 393/394;  
Westerm. Monatsh. Bd 108, 359—372  
(K. Krummacher, F. O., d. Worpweder);  
MS Nachtr., 226; Kchr 20, 468; KFA 24,  
488 (P).
- Overweg, August**, Wirkl. Geh. Oberreg.-Rat,  
Rittergutsbes., ehem. Landeshauptm. v.  
Westfalen, Mitgl. d. Provinzialrates d.  
Prov. Westf.; \* Iserlohn 10. VI. 1836;  
† Letmathe i. W. 2. III. — VZ 4. III. A.-A.;  
WI 4, 1025; DZL 1059.
- Paar, Alois Graf**, General d. Kav., Garde-  
kapitän; \* 1855; † Wien 5. II. — ÖR 18,  
497.
- Palme, Rudolf**, Musikdirekt. u. Prof., seit  
1862 Organist i. Magdeburg, Schöpfer wert-  
voller Orgelstücke; \* Barby a. E. 23. X.  
1834; † Magdeburg 8. I. — IZ 132, 137;  
HJ 1909, 421; AMZ 36, 80; R 1044/45;  
Zs. f. Instrumentenbau Jg 29, Nr. 12  
(A. Brandt).
- Panstingl, Friedrich**, (Pseud.: Friedrich Per-  
nett), Schriftst., ehem. Red.; \* Wien 2. VII.  
1830; † das. i. Jan. — LZ 1909, 175; KL  
1909, 1219.
- Pape, Engelbert**, Wirkl. Geh. Oberreg.-Rat,  
Eisenbahn-Direkt.-Präs. a. D., ehem. Vors.  
d. Direkt. d. Niederschles.-Märk. Eisen-  
bahn; † Münster 10. II. i. 83. Lebensj. —  
VZ 14, II. M.-A.
- Parkinson, Richard**, Pflanzler u. Ethnograph,  
hochverdient um d. Erforschung d. Völker  
d. Südsee, einer ihrer besten Kenner,  
Verf. von 30 Jahre in d. Südsee; \* Au-  
gustenburg 1844; † Herbertshöhe i. d. Süd-  
see 24. VII. — Kieler Zt. 16. IX. A.-A.;  
DRG Jg 32, 232 (P); G 79, 239/40 (P), 96,  
211; GK 1910, 244.
- Parthell, Alfred**, *Dr. phil.*, Prof. d. phar-  
mazeut. Chemie u. Direkt. d. pharmaz.-  
chem. Laborat. a. d. Univ. Königsberg;  
\* Zerbst i. Anh. 1. V. 1861; † Königsberg  
23. IV. — VZT; PF 4, 2, 1118/19 (W);  
Berichte d. dtsh. pharmaz. Ges. Bd 19,  
249—255 (Nothnagel).
- Paulun, Erich**, *Dr. med.*, Prof., Vorst. d.  
dtsh. Mediz.-Schule i. Shanghai; † Shang-  
hai 4. III. — VZ 2. IV. M.-A.; Zeitschr. f.  
Ethnolog. 41, 468.
- Pechmann, Heinrich Frh. von**, seit 1900  
Ober-Militäranwalt b. Reichsgericht, auch  
jurist. Schriftst.; \* Reichenhall 2. X. 1843;  
† Charlottenburg 24. IX. — VZ 25. IX.  
M.-A.; HJ 1909, 421; IZ 133, 694; DZL  
1076; WI 4, 1040; FT 11, 677.
- Pelet-Narbonne, Gerhard von**, Generallt. z. D.,  
hervorr. Militärschriftst., zul. Kommand.  
d. 1. Div., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., 1894  
z. D.; \* Friedeberg i. d. Neumark 8. II.  
1840; † Berlin-Charlottenburg 11. X. —  
VZ 11. X. A.-A., 12. X. M.-A.; T 247 (A.  
v. Loebell u. F. v. Schmidt); IZ 133, 862;  
KL 1909, 1230; DZL 1077; KM 67, 209/10;  
Limans Milit.-Almn. 1909, 77/79 (W);  
MW 1909, 2943; MZ 1909, 570; LJ 1909,  
460; HV 12, 568.
- Penzler, Johannes**, Schriftst., Historiker,  
Hrsg. von Posadowskys u. Bülows Reden  
u. einer Geschichte d. Fürsten Bismarck  
in Einzeldarst., Neubearb. von Ritters  
geogr.-statist. Lexikon; \* Zossen 18. XII.  
1850; † Leipzig 28. X. — BB Nr. 256  
v. 3. XI.; KL 1909, 1232 (W); WI 4, 1042  
(W).
- Perl, Leopold**, *Dr. med.*, einer d. ältesten  
Privatdoz. d. mediz. Fakultät i. Berlin,  
lehrte hauptsächl. Bäderkunde, physikal.  
Untersuchungsmethoden u. spezielle Patho-  
logie, Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl.; \* Berlin  
17. I. 1845; † das. 25. VIII. — VZ 26. VIII.  
M.-A.; PBL 1271; Chronik d. Univ. Berlin  
23, 8.
- Pernett, Friedrich**, (Pseud.), s. Panstingl,  
Friedrich.
- Perponcher-Sednitzki, Friedrich Wilhelm**  
Karl August Graf von, Ob.-Haus- u. Hof-  
marschall Wilhelms I., General d. Kav.;  
\* Berlin 11. VIII. 1821; † das. 21. III. —  
BJ XIV, 313 (H. Diez); VZ 22. III. A.-A.;  
W 13, 526, 533 (P); IZ 132, 497; KM 66,  
768; HJ 1909, 421; GT 1911, 677.
- Perron, Paul**, (Pseud.), s. Riecke, Oskar.
- Pestalozzi, Hans**, Stadtpräs. von Zürich;  
\* Zürich 2. VII. 1848; † das. 15. VI. —  
BJ XIV, 23 (R. Billeter); TJ 29, 8, 588.
- Peters, Johannes**, *Dr. phil.*, chem. Gymn.-  
Prof. a. Matthias-Gymn. i. Breslau, 1870  
—75 u. 1882—87 M. d. A., Zentr.; \* Allen-  
dorf i. Westf. 26. VIII. 1836; † Breslau  
27. I. — VZ 29. I. A.-A.; IZ 132, 181;  
Blätter f. höher. Schulwesen 1909, 72;  
HA 1886, 263.
- Peters, Johannes**, *Dr. iur.*, Wirkl. Geh. Rat,  
1902—08 Präs. d. Oberverw.-Gerichts,  
Kronsyndikus, Mitgl. d. Herrenh., 1887—90  
M. d. R., nationallib.; \* Neuendorf, Kr.  
Steinburg i. Holst. 30. XII. 1841; † Wies-  
baden 25. XI. — VZ 27. XI. M.-A.;  
Kieler Zt. 26. XI. A.-A.; Reichsanz.

- Nr. 282 v. 30. XI.; IZ 133, 1114; DZL 1083; HJ 1909, 421.
- Petersen**, Hermann, 30 Jahre lang Pfarrer i. Düsseldorf, Prediger von starker Wirkung; \* Barmen 12. VII. 1845; † Oberkassel b. Düsseldorf 24. XI. — KJ 37, 528; OA 1908/09, 1130.
- Petersen**, Julius, *Dr. iur.*, bis 1900 Reichsgerichtsrat, Mitgl. d. Zollparlaments, nationallib.; \* Landau 25. IV. 1835; † München 30. XI. — VZ 3. XII. A.-A.; HJ 1909, 421; Hirths Parlam.-Almn. 1869, 194.
- Petersen**, Karl Albrecht, Geh. Ökonomierat, hervorr. Mitgl. d. Dtsch. Landwirtschaft.-Ges.; \* Lübeck 23. IX. 1835; † Eutin 25. VII. — Kieler Zt. 26. VII. A.-A.; Mitt. d. Dtsch. Landwirtschaft.-Ges. 1909, 482; AL 1866—82, 2, 130/131 (W); Dtsch. landwirtsch. Presse 1909, Nr. 61.
- Petersen**, Richard, Generalm. z. D., zul. Kommand. d. 15. Inf.-Brig., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., 1888 z. D.; \* Frankfurt a. O. 24. II. 1830; † Berlin 1. V. — VZ 4. V. M.-A.; OA 1908/09, 1129.
- Peuker**, Friedrich, Geh. Justizrat, Ob.- u. Korpsauditeur a. D.; \* Breslau 21. XII. 1836; † das. 24. X. — Schles. Zt. 27. X. M.-A.
- Pfannenstiel**, Hermann Johannes, *Dr. med.*, Geh. Mediz.-Rat, o. Prof. f. Gynäkologie a. d. Univ. Kiel, Direkt. d. Univ.-Frauen-Klinik; \* Berlin 28. VI. 1862; † Kiel 3. VII. — VZ 3. VII. M.-A.; Kieler Zt. 3. VII. A.-A., 6. VII. A.-A. (Trauerfeier); K 697; AD 3, 144/45 (W); IZ 133, 84; DZL 1089; WI 4, 1052; JSG 1909 Nehr., 39/41 (Küstner); Chronik d. Univ. Kiel 1909/10, 92/94 (W. Anschütz); PBL 1287; DMW 35, 1443 (K. Holzapfel m. P); MMW 56, 1601 (F. Cohn); Archiv f. Gynäkologie Bd 89, I—VII (P. Kraemer); Monatsschr. f. Geburtshilfe u. Gynäkologie Bd 30, 137—145 (A. Martin, v. Rosthorn).
- Pickert**, Martin, *Dr. med.*, ärztl. Direkt. d. Lungenheilstätten d. Landesversicherungsanst. Berlin i. Beelitz; \* Neubrück, Kr. Samter 15. VII. 1867; † Beelitz 17. XI. i. A. v. 42 J. — VZ 19. XI. A.-A.; Med. Reform 1909, 563.
- Pieper**, Rudolf, Missionar u. Missionsschriftst., arbeitete seit 1886 i. Süd-Schantung; \* Wippringsen 3. IV. 1861; † Tsitschi b. Puoli 27. VII. — KVZ 6. IX. M.-A.; KL 1909, 1255 (W); WI 4, 1061.
- Pilgrim**, Adolf von, Wirkl. Geh. Rat, 1882/84 Reg.-Präs. i. Minden, 1881—84 M. d. R., 1885—93 M. d. A., freikonserv.; \* Meschede 12. X. 1821; † Minden 23. XII. — VZ 24. XII. A.-A.; HA 1886, 265; KJ 37, 528.
- Pilz**, Karl, *Dr. phil.*, Oberl. a. D., fruchtbar. Jugendschriftst., Mitbegr. u. tatkräft. Förderer d. Vereins z. Unterstützung unbemittelter talentvoller Knaben i. Leipzig; \* Reichenau 4. VIII. 1821; † Leipzig 4. IX. — IZ 133, 559; HJ 1909, 422; KL 1909, 1257; Dtsch. Schule 13, 657.
- Pinkus**, Josef, Geh. Kommerzienrat, Seniorchef d. weltbek. Leinenfabrik S. Fränkel; \* Neisse 26. X. 1835; † Neustadt O.-Schles. 10. I. — VZT; OA 1908/09, 1144.
- Pinner**, Adolf, *Dr. phil.*, Geh. Reg.-Rat, o. Prof. a. d. Tierärztl. Hochsch. u. ao. Prof. a. d. Univ. Berlin, Verf. bek. Lehrbücher d. organ. u. anorgan. Chemie; \* Wronke i. Posen 31. VIII. 1842; † Berlin 21. V. — VZ 22. V. A.-A.; WI 4, 1064; DZL 1104; KL 1909, 1257 (W); Allg. Zt. d. Judent. 1909 Beil. Nr. 22; Chronik d. Univ. Berlin 23, 8; Chemikerzt. Jg 33, 661 (C. Oppenheimer).
- Plagemann**, A., *Dr. phil.*, Kenner d. Geogr. u. Geolog. Chiles, veröffentlichte Arbeiten üb. d. Salpeter; \* Valparaiso 18. X. 1858; † Hamburg 27. XII. — DRG 31, 328; G 95, 115.
- Platen**, Christoph von, Rittergutsbes., seit 1892 Mitgl. d. Herrenh.; \* Moisselbritz a. Rügen 20. IV. 1838; † Gut Venz i. Pomm. 19. I. — VZ 21. I. M.-A.; HH 1904, 336.
- Plaut**, Hermann, Sprachlehrer u. Lehrer a. oriental. Sem., guter Kenner d. Japanischen; † Berlin 4. III. i. 63. Lebensj. — VZ 7. III. M.-A.; Allg. Zt. d. Judent. 1909, Beil. Nr. 11.
- Pohl**, Julius, 1888—1904 Domkapitular i. Frauenburg, Dichter, 1864—1905 Hrsg. d. »Ill. (jetzt Ermländ.) Hauskalenders«, Gründer u. 1873—77 Red. d. Ermländ. Zt.; \* Frauenburg i. Ostpr. 13. VII. 1830; † Zell a. M. 9. III. — HJ 1909, 422; KL 1909, 1267 (W).
- Pohle**, Max, Prof., seit 1889 Dirig. d. städt. Orchesters i. Chemnitz, hervorr. Wagner- u. Beethoven-Interpret; \* Leipzig 25. V. 1852; † Chemnitz 12. XI. — IZ 133, 1046 (B. Wolf m. P); AMZ 36, 922; NMZ 31, 110 (P); R 1098.
- Polscher**, Ludwig, *Dr. theol.*, Superint. a. D., langjähr. Präses d. Westf. Prov.-Synode, 50 J. Pfarrer i. Lünern b. Unna; \* 1820; † Unna 17. X. — KJ 37, 528.
- Poten**, Bernhard von, Oberst z. D., Militärschriftst., Hrsg. d. Handwörterbuchs d. Militärwiss., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl.; \* Celle 8. VIII. 1828; † Berlin 22. XI. — Schles. Zt. 27. XI. A.-Bl.; WI 4, 1083 (W); MW 1909, 3417; MZ 1909, 667; Ü 12, 279; LJ 1909, 460; Limans Milit.-Almn. 1909, 81/82 (W).



- Pradel**, F., Oberlehr. a. Gymn. i. Glogau, reich begabter Philologe u. Pädagoge; \* Goldberg 4. I. 1877; † Glogau 17. XII. — JAW Biogr. Jahrb. 1910, 6/8 (H. Freund m. W).
- Prang**, Louis, einer d. angesehensten Vertr. d. typogr. u. Verleger-Gewerbes i. westl. Amerika, stand ein Vierteljahrh. an führender Stelle unter d. graph. Anst. d. Vereinigt. Staaten, war 1848 nach d. Schweiz u. von da nach Amerika geflohen; \* Breslau 12. III. 1824; † Glendale b. Los Angeles 15. VI. — BB Nr. 220 v. 23. VII.
- Praschma**, Friedrich Graf, Vors. d. Vereins schles. Malteserritter, 1874—90 M. d. R., Zentr., seit 1900 Mitgl. d. Herrenh., Vors. d. Katholikentage z. München (1876) u. Bonn (1900); \* Falkenberg i. Schles. 20. III. 1833; † das. 25. XII. — VZ 27. XII. A.-A.; HJ 1909, 422; HH 1904, 337; Hirths dtsh. Parlam.-Almn. 1887, 205; KM 67, 539; GT 1911, 711.
- Preische**, Heinrich, *Dr. phil.*, Geh. Ob.-Reg.-Rat, vortr. Rat i. Kultusminist., hat sich besond. Verdienste um d. Neuordnung d. Bildungs- u. Prüfungswesens d. Volksschullehrer erworben; \* Görlitz 19. V. 1844; † Berlin 3. X. — Reichsanz. 15. X; Dtsch. Schule 13, 767.
- Preuß**, Wilhelm, Navig.-Ob.-Lehrer, schriftst. tätig auf d. Gebiete d. Naturwiss., d. Mathem. u. Anthropolog.; \* Garlstorf 29. IX. 1843; † Elsflöth 12. II. — KL 1909, 1287 (W).
- Proskowetz**, Emanuel Ritter von, Präs. d. Zentralvereins f. Kanal- u. Fluß-Schiffahrt, urspr. Landwirt u. Industr., Verf. von: »D. Franz Josef-Donau-Oder-Kanal« 1894, 1873—99 Mitgl. d. öst. Abg.-H., Mitgl. d. öst. Herrenh.; \* Prag 11. XII. 1818; † Wien 25. XII. — NFP 27. XII. Nachm.-Bl. (A. Ölwein, Persönl. Erinnerungen an E. v. P.).
- Prosky**, Moritz, Regisseur u. Schauspieler a. Hoftheater zu Dessau, zul. Intendantur-Sekr., Verf. einer Geschichte d. Dessauer Hoftheaters; \* Jenikau i. Mähr. 30. XI. 1823; † Dessau 10. XI. — NTA 1911, 156.
- Putsch**, Hermann, Prof., Musikdirekt., Gesanglehrer a. Friedrich-Realgymn., früh. auch Dirig. d. Berlin. Akad. Liedertafel; † Berlin-Gr.-Lichterfelde 17. VIII. — VZ 19. VIII. M.-A.
- Quarck**, Burkhard, Justizrat, Rechtsanw. u. Notar i. Koburg, M. d. R., nationallib.; \* Koburg 13. VI. 1843; † das. 2. VII. — VZ 2. VII. A.-A.; HJ 1909, 422; WI 4, 1098; RH 1907, 344, 495 (P).
- Queis**, Julius von, Rittergutsbes., Oberst a. D., Ritter d. Eis. Kr. 1. Kl., 1898—1903 M. d. R., 1903—08 M. d. A., konserv.; \* Wossau. Kr. Rastenburg 22. I. 1839; † Allenstein 14. V. — VZ 16. V. M.-A.; WI 4, 1098; HA 1904, 347, 17 (P); RH 1898, 243.
- Raetzer**, Hellmuth, Landschaftsmaler; \* Neutarnow b. Freienwalde 9. IX. 1838; † Weimar 29. III. — W 14, 570; MS 4, 5; BMW 2, 358.
- Ranke**, Heinrich Ritter von, Geh. Hofrat, *Dr. med.*, o. Prof. d. Kinderheilkunde a. d. Univ. München, hochverdient um d. öffentl. Gesundheitspflege, auch bedeut. Anthropologe; \* Ruckersdorf i. Mittelfr. 8. V. 1830; † München 13. V. — VZ 14. V. M.-A.; IZ 132, 1044; K 728; AD 3, 132 (W); WI 4, 1106; PBL 1345 (W); HBL 4, 666; Chronik d. Univ. München 1908/09, 13—15; DMW 35, 1071 (C. Seitz m. P); MMW 56, 1082/83 (C. Seitz).
- Rathmann**, Heinrich, *Dr. theol. h. c.*, Geh. Oberjustizrat, bis 1905 Senatspräs. d. Kammergerichts, tatkräftiger Förderer d. Heidenmission; \* Unna 10. I. 1828; † Schlangenbad 14. VII. — VZ 17. VII. M.-A.; KM 67, 95/97; Ev. Kirchl. Anz. 1909, 330; KJ 37, 529.
- Rathmann**, Wilhelm, *Dr. theol.*, Superint., Mitgl. d. Generalsynode zu Berlin, Schriftst., Gründer d. Zeitschr. »Dienet einander«, Hrsg. d. Amtskalenders f. evang. Geistliche; \* Krakau b. Magdeburg 12. III. 1839; † Berlin 4. XI. — KM 67, 537/39; KJ 37, 529; TJ 29, 8, 589.
- Rechteren-Limpurg**, Ludwig Graf von, Ständesherr u. erbl. Reichsrat d. Krone Bayerns; \* Einersheim 9. I. 1811; † das. 23. IV. — NZ 24. IV. M.-A.; HJ 1909, 422; WI 4, 1113; HK 1911, 179.
- Reden**, Alexander Frh. von, ehem. Statthaltereipräs. von Tirol; \* Berlin 15. VIII. 1845; † Innsbruck 5. VIII. — NFP 6. VIII. A.-A.; UT 1911, 627.
- Reder**, Heinrich Ritter von, Generalm. z. D., Dichter, Zeichner u. Maler; \* Mellrichstadt 19. III. 1824; † München 16. II. — BJ XIV, 173 (H. Holland); NZ 18. II. A.-A.; IZ 132, 313 (P); DZL 1153; KL 1909, 1310 (W); BR 3, 283 (W); HJ 1909, 422; LE 11, 895/96; März 3, 1, 393 (E. Steiger); Türmer April-H., 90 (H. Benzmann).
- Redern**, Wilhelm Graf von, ao. Gesandt. u. bevollm. Minister a. D., zul. 1. Botschafts-Sekr. i. Petersburg, Mitgl. d. Herrenh.; \* Darmstadt 19. II. 1842; † Berlin 1. XII. — VZ 2. XII. M.-A.; IZ 133, 1179; HH 1904, 340; GT 1911, 736.
- Reese**, Adolf, Brauereibes. u. Senator, 1906—09 M. d. R., nationallib.; \* Stade 2. III.

- 1855; † das. 24. I. — VZ 25. I. A.-A.; HJ 1909, 422; RH 1907, 346, 495 (P); WI 4, 1116.
- Reibnitz**, Rudolf von, General d. Inf. z. D., zul. Gouverneur v. Mainz, 1892 z. D., Ritter d. Eis. Kr. 1. Kl.; \* Königsberg 9. X. 1829; † Langfuhr b. Danzig 7. XII. — MZ 1909, 696; Ü 12, 346.
- Reichardt**, Paul, Wirkl. Geh. Leg.-Rat a. D., 1886 Direkt. d. 2. Abt. d. Ausw. Amts, Mitbegr. d. Pestalozzi-Fröbelhauses; \* Berlin 29. IX. 1833; † das. 24. VII. — VZ 28. VII. M.-A.; OA 1908/09, 1000.
- Reifferscheidt**, Alexander, *Dr. phil.*, Geh. Reg.-Rat, Prof. d. dtsh. Philologie a. d. Univ. Greifswald; \* Bonn 2. VI. 1847; † Greifswald 9. II. — VZ 13. II. M.-A.; HJ 1909, 422; KL 1909, 1319 (W); LE 11, 896; Chronik d. Univ. Greifswald Jg 23, 10/11 (Stosch).
- \*Reinhardtstoettner**, Karl von, *Dr. phil.*, Prof. a. d. Techn. Hochsch. i. München, Schriftst.; \* München 26. III. 1847; † das. 1. IV. — BJ XIV, 192 (A. Dreyer); VZ 4. I. M.-A.; HJ 1909, 422; KL 1909, 1322 (W); DZL 1163; WI 4, 1124; IZ 132, 610; Techn. Hochsch. Münch. Bericht üb. d. Studienjahr 1908/09 (S. Günther u. G. Hartmann).
- \*Reiniger**, Otto, Prof., Landschaftsmaler; \* Stuttgart 27. II. 1863; † das. 24. VII. — BJ XIV, 123 (E. Morasch); MAZ 112, Nr. 32 (H. Schäfl); A. G. Hartmann, Dem Landschaftsmaler R. aufs Grab; HJ 1909, 422; DZL 1164; WJ 1909 Nokr.; Württ. Staats-Anz. Nr. 171; Schw. Kron. Nr. 339, 340, 374; MS 4, 37; BMW 2, 383; Christl. Kunst 6, 189—194 (H. Diebold); Zeitschr. f. bild. Kunst 21, 86—92 (J. Baum m. Ill.); KFA 24, 560 (H. Tafel m. P).
- \*Reithmann**, Christian, Kgl. bayer. Hofuhrmacher, Erfinder d. Gasmotore; \* Fieberbrunn i. Tirol 9. II. 1818; † München 1. VII. — BJ XIV, 198 (A. D.).
- Renthe**, gen. Fink, Cecil von, Generallt. z. D., zul. Kommand. d. 8. Div., 1905 z. D.; \* Berlin 19. IX. 1845; † Jena 28. XI. — VZ 30. XI. A.-A.; MW 1910, 683; Ü 12, 279.
- Renvers**, Rudolf von, *Dr. med.*, Geh. Mediz.-Rat, Prof., Direkt. d. städt. Krankenh. Moabit i. Berlin, Gen.-Ob.-Arzt à l. s. d. Armee, hervorr. Arzt; \* Aachen 18. II. 1854; † Berlin 22. III. — VZ 22. III. A.-A.; W 13, 526, 530 (P); IZ 132, 498 (Ebeling m. P); KM 66, 769/770; BKW 46, 622/23 (A. Lazarus); DMW 35, 636/38 (Goldscheider m. P); MMW 56, 693; Med. Reform 1909, 141, 167; Archiv f. Verdauungskrankh. Bd 15, 159; Berlin. Ärztekorrsp. Jg 14, 65 (S. Alexander); D. rote Kreuz Jg 27, 174 (R. Mühsam); Zukunft Bd. 68, 232 (E. v. Igel); Therapie d. Gegenwart Bd. 51, 191 (G. Klemperer).
- Rethwisch**, Karl, früh. Schausp. u. Rezipitator, Freund Fritz Reuters, plattdtsh. Dichter; \* Rendsburg 15. II. 1839; † Altona 14. I. — AL 1866—82, 2, 170; NTA 1910, 159; KL 1909, 1332 (W); LE 11, 681; NS 14, 168; EL 138.
- Reuschle**, Karl, *Dr. phil.*, Prof. d. Mathem. a. d. Techn. Hochsch. i. Stuttgart; \* 14. III. 1847; † Stuttgart 16. VIII. — WJ 1909 Nokr.; Württ. Staats-Anz. Nr. 194; Schw. Kron. 386.
- Rey**, Eugen, *Dr. phil.*, vielseitiger Naturforscher, besond. Ornithologe; \* Berlin 18. II. 1838; † Leipzig 30. VIII. — KL 1909, 1334; DZL 1174; WI 4, 1139 (W).
- Reyer**, Franz Thaddäus Frh. von, österr. Diplomat, zul. Ministerres. i. Brasilien, hervorr. Förderer d. kathol. Presse Österr.; \* 1824; † Abbazia 2. I. — HJ 1909, 422.
- \*Reznicek**, Ferdinand Frh. von, Maler, Simplicissimus-Zeichner; \* Ob. Sievring b. Wien 16. VI. 1868; † München 11. V. — BJ XIV, 177 (H. Holland); VZ 12. V. M.-A.; T 112 (P); W 21, 881 (P); IZ 132, 1039 (P); HJ 1909, 422; FT 1909, 661; Kehr 20, 425; KFA 24, 440 (P); März 3. 2, 343 (H. Eick); Geschlecht u. Gesellschaft Bd 4, 286.
- Richtthofen**, Viktor Frh. von, Generallt. z. D., zul. Kommand. d. 22. Inf.-Brig., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., 1894 z. D.; \* Cammerau, Kr. Wartenberg 5. I. 1839; † Wiesbaden 19. VIII. — VZ 21. VIII. M.-A.; FT 1909, 669; OA 1908/09, 1023.
- Riecke**, Oskar, (Pseud.: Paul Perron), Schriftst., Chefred. d. Hamb. Fremdenbl., Verf. zahlr. Dramen u. Lustspiele; \* Hamburg 4. II. 1848; † das. 18. XI. — HJ 1909, 422; IZ 133, 1114; LE 12, 457; KL 1909, 1340 (W); WI 4, 1143; BR 3, 314 (W); EL 139.
- Riedel**, Paul, *Dr. phil.*, ältest. wiss. Mitarb. d. Zeißschen Werke, Assist. a. d. großh. Sternwarte u. a. meteorolog. Institut i. Jena; \* Anna i. Thür. 3. V. 1852; † Jena 7. XI. — VZ 8. XI. A.-A.
- Riedheim**, Xaver Frh. von, bayer. Generalm. z. D., zul. Kommand. d. Festung Ulm, 1900 z. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl.; \* Neuburg a. D. 25. V. 1842; † München 8. XII. — VZ 11. XII. M.-A.; OA 1908/09, 1027.
- \*Rieger**, Friedrich Leonhard Maximilian, *Dr. theol. h. c. et phil.*, Germanist, Schriftst. u. Dichter; \* Darmstadt 8. IV. 1828; † Alsbach a. d. Bergstr. 10. XI. — BJ XIV, 37 (K. Sell); VZ 17. XI. M.-A.; HJ 1909, 423; KL 1909, 1342 (W); IZ 133,

- 1114; LE 12, 456; BR 3, 316 (W); KJ 37, 529; Quartalsbl. d. hist. Vereins f. d. Großh. Hessen Bd 4, 399 (K. Bader), 401—06 (K. Noack, D. literar. Werk R.s); TJ 29, 8, 589.
- Riemann**, Franz, *Dr. phil.*, Ob.-Schulrat, Direkt. d. Ob.-Realschule, Referent f. d. Schulwes. i. Staatsminist.; \* Koburg 2. II. 1849; † das. 10. III. — NZ 11. III. A.-A.; OA 1908/09, 1028.
- Ringhoffer**, Franz Frh. von, *Dr. techn.*, böhm. Großindustr., Mitgl. d. österr. Herrenh., Kurat. d. Österr. Handelsmus.; \* Prag 22. XI. 1844; † Kissingen 23. VII. — HJ 1909, 423; FT 1911, 271.
- Ritz**, Walter, Privatdoz. d. Physik a. d. Univ. Göttingen; \* Sion i. Schweiz 22. II. 1878; † Göttingen 7. VII. — Chronik d. Univ. Göttingen 1909, 8/9; NR 1909, 668/9 (P. Weiß).
- Rodeck**, Karl, Landschafts- u. Marinemaler; \* Emden 1842; † Hamburg 14. IV. — W 17, 700; Kchr 20, 373; BMW 2, 458 (W).
- Roeder** v. Diersburg, Wilhelm Frh. von, General d. Inf. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 1. Kl.; \* Karlsruhe 4. V. 1832; † Freiburg i. B. 13. IV. — BJ XIV, 118 (H. Frh. Roeder v. Diersburg); VZ 13. IV. A.-A., 14. IV. M.-A.; HJ 1909, 423; IZ 132, 803; FT 1910, 642.
- Römer**, Albrecht s. Abraham.
- Roemer**, Fritz, *Dr. phil.*, Prof., Direkt. d. Senkenberg. naturhist. Museums i. Frankfurt a. M., bedeutend. Zoologe; \* Mörs 10. IV. 1866; † Frankfurt a. M. 20. III. — VZ 21. III. M.-A., 24. III. M.-A.; W 14, 603 (P); GK 1910, 246; L 45, 104; WI 4, 1160; NR 1909, 350.
- Roempler**, Alexander, Schausp. a. Hofburgtheater i. Wien; \* Berlin 12. III. 1860; † Wien 18. XII. — BJ XIV, 148 (J. Minor); NTA 1911, 159 (P); ÖR 22, 80/81 (J. Minor); HJ 1909, 423; WI 4, 1161.
- Roeschen**, Friedrich August, Kirchenrat, Senior d. hess.-darmstädt. Geistlichkeit, Hrsg. von Urkunden von Winnerod, schrieb Beiträge z. Geschichte d. Zauberei; \* Ob.-Roßbach 7. XII. 1826; † Winnerod b. Gießen 17. V. — HL 23, 163.
- Rösing**, Johannes, *Dr. iur.*, Wirkl. Geh. Ob.-Reg.-Rat, 1867 Generalkonsul d. Nordd. Bundes i. New York, blieb hier auch Vertr. d. Deutsch. Reiches, wurde vortr. Rat i. d. Reichskanzlei u. war seit 1891 Vors. d. Verw. d. Reichsinvalidenfonds; \* Bremen 5. V. 1833; † Berlin-Charlottenburg 8. IV. — NZ 9. IV. M.-A.; HC 13. IV. A.-A.; DZL 1209; AF 47, 125—132; IZ 132, 803.
- Rohr**, Hans von, Major z. D., Rittergutsbes., Verf. d. Geschichte d. 1. Garde-Drag.-Reg., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl.; \* Hohenwulsch 15. II. 1845; † Haus Demmin b. Demmin i. Pomm. 24. II. — KM 66, 673/74; OA 1908/09, 1250.
- Rokitansky**, Hans Frh. von, Kammersänger, 1864—93 gefeierter Bassist a. Wiener Hofoperntheater; \* Wien 8. III. 1835; † Schl. Laubegg b. Wildon i. Steierm. 2. XI. — NFP 3. XI. M.-Bl.; IZ 133, 947; Musik 9, 1 Totensch.; NMZ 31, 110; HJ 1909, 423; EG 844.
- Rommel**, Otto, *Dr. phil.*, Leiter d. Archivs d. J. G. Cottaschen Buchh., früh. Red. d. Schwäb. Merkur; \* Göppingen 8. XII. 1836; † Stuttgart 21. IV. — BJ XIV, 49 (W. Lang); KL 1909, 1363 (W); WJ 1909 Nehr.; Württ. Staats-Anz. Nr. 91; Schw. Kron. Nr. 180.
- Rosthorn**, Alfons Edler von, *Dr. med.*, Geh. Hofrat, Prof. d. Gynäkologie a. d. Univ. Wien; \* Oed i. Niederösterr. 19. IX. 1857; † Viktring i. Kärnten 9. VIII. — BJ XIV, 94 (J. Schottlaender); VZ 11. VIII. M.-A.; NFP 10. VIII. M.-Bl., 10. VIII. A.-Bl. (E. Wertheim), 15. VIII. M.-Bl. (V. Czerny), 17. VIII. M.-Bl. (G. Jellinek); DZL 1211; WI 4, 1176; PBL 1431/32 (W); WMW 59, 1917; BZ 25, 249 [Archiv f. Gynäkologie Bd 89, I—XXII (J. Schottlaender); Mediz.-chirurg. Zentralbl. Jg 44, 420 (H. v. Klein); Mitt. d. Vereins d. Ärzte i. Steierm. Jg 46, 317 (Mathes); Monatsschr. f. Geburtsh. u. Gynäkolog. Bd. 30, 261—80 (A. Martin usw.); Dtsch. mediz. Presse Bd. 18, 542 (A. Blau); Vereinsbl. d. pfälz. Ärzte Jg 25, 191; Wien. klin. Wochenschr. Jg 22, 1145—49 (F. Schauta) 1534 (J. Schottlaender); MMW Jg 56, 1900 (Neu); Prager mediz. Wochenschr. Jg 34, 453 (Kleinhaus)].
- Rother**, Rudi, Berlin. Maler u. Illustrator; \* Hirschberg 19. I. 1863; † Berlin 25. I. — VZ 28. I. A.-A.; IZ 132, 181; MS Nachtr. 245; Kchr 20, 235.
- Rotsmann**, Friedrich Frh. von, Generalm. z. D., zul. persönl. Adjutant d. Prinzen Alexander v. Hessen; \* Darmstadt 12. IV. 1831; † das. 30. XI. — MW 1910, 683; OA 1908/09, 1268.
- Rotter**, Alexander, Direkt. d. Central-Theaters i. Dresden, früh. langjähr. Direkt. d. Residenz-Theaters i. Berlin; \* Budapest 27. II. 1848; † Dresden 16. VIII. — VZ 17. VIII. M.-A.; NTA 1910, 174; IZ 133, 492 (P); BW 11, 1057/58.
- Rüber**, Othmar, Hofkapellm. a. Hoftheater i. München, Direkt. d. Kgl. Vokalkapelle, Komponist zahlr. Kirchenmusiken; \* Nürnberg 28. XII. 1842; † München 8. VII. — NTA 1910, 174; Musik 8, 4 Totensch.

- Rüder**, Ludwig, Schauspieler; \* Wien 17. VIII. 1859; † Augsburg 15. V. — NTA 1910, 169; EG 854.
- Rüdt** von Collenberg-Bödighheim, Albrecht Frh., Landger.-Direkt. a. D., 2. Vize-Präs. d. I. Bad. Kammer, Landesvors. d. Bad. konserv. Partei; \* Bödighheim 29. XI. 1845; † Karlsruhe 26. XI. — KM 67, 435; OA 1908/09, 1274; FT 1910, 161.
- Ruegenberg**, Gottfried, *Dr. med.*, Geh. Sanitätsrat, M. d. R. u. M. d. A., Zentr.; \* Olpe i. Westf. 2. IV. 1845; † Bonn 15. I. — KVZ 16. I. Mitt.-A.; VZ 16. I. A.-A.; HJ 1909, 423; RH 1907, 350, 480 (P); HA 1899/1901, 301; WI 4, 1183.
- Rumler**, Franz, Frh. v. Aichenwehr, Geh. Rat, 1891—98 Oberlandesger.-Präs. i. Prag, Mitgl. d. österr. Herrenh.; \* Pecka i. Böhm. 12. X. 1824; † Wien 10. XII. — NFP 10. XII. A.-Bl.; ÖR 22, 162; FT 1911, 795.
- Runge**, Heinrich Max, *Dr. med.*, Geh. Mediz.-Rat, o. Prof. d. Gynäkologie a. d. Univ. Göttingen, Direkt. d. Univ.-Frauenklinik; \* Stettin 21. IX. 1849; † Göttingen 27. VII. — VZ 28. VII. A.-A.; KL 1909, 1386 (W); DZL 1221; WI 4, 1186; DMW 35, 1485/86 (Ellerbroek m. P); MMW 56, 1743 (Zinsser); BKW 46, 1554 (W. Nagel); PBL 1451; HBL 5, 124; Chronik d. Univ. Göttingen f. 1909, 5/6; BZ 25, 251 [Archiv f. Gynäkologie Bd. 89, XXIII—XLIII (Th. Wyder); Monatsschr. f. Geburtsh. u. Gynäkologie Bd. 30, 367—72 (A. Martin)].
- Rupp**, Georg, Mitgl. d. Dtsch.-Amerik. Hist. Ges. v. Illinois; \* Pfaffenwiesbach i. Nassau 16. XII. 1841; † Quincy 21. II. — DAG 9, 55 (H. Bornmann).
- Ruthardt**, Julius, 1884—93 Dirig. der Krollschen Oper i. Berlin, später i. Kapellm. a. Theater d. Westens; \* Stuttgart 13. XII. 1841; † Konstanz 13. X. — NTA 1911, 154; Musik 9, 1. Totensch.
- Rutz**, Ernst Ritter von, Regierungsdirekt. d. bayer. Staatseisenbahnen u. Fiskal d. bayer. Verkehrsanstalten; \* Ansbach 19. I. 1835; † München 12. VII. — VZT; OA 1908/09, 1281.
- Sabel**, Gotthold, Kirchenrat u. Gymn.-Prof., Pfarrer a. D., bekannt als Hist. u. Heraldiker; \* Waldangelloch 12. VI. 1852; † Bamberg 8. II. — KJ 37, 529; OA 1908/09, 1282; TJ 29, 8, 589.
- Sachs**, Karl, *Dr. phil.*, Prof., früh. Oberl. a. Gymn. i. Brandenburg, bek. Romanist u. Lexikograph; \* Magdeburg 31. III. 1829; † Brandenburg a. H. 1. VIII. — NZ 3. VIII. A.-A.; IZ 133, 408; LE 11, 1693; HJ 1909, 423; WI 4, 1190 (W); DZL 1223; KL 1909, 1393 (W); BB v. 21. 8. (L. Fränkel, Vom französ. Meisterlexikon. Beim Tode seines Verf.); Archiv f. d. Stud. d. neuer. Spr. u. Lit. NF. 24, 1 2 (A. Müller, Gedenkrede auf K. S.).
- Sachse**, Leo, Gymn.-Prof., Lehrer d. Mathem. a. Carolo-Alexandrinum i. Jena, auch Dichter; † Jena 1. IX. i. A. v. 65 J. — VZ 1. IX. A.-A.; Blätter f. d. höher. Schulwes. 1909, 424/25 (A. Neumann).
- Sachsen-Weimar-Eisenach**, Ernst Prinz von, *Dr. iur.*, Württb. Oberst, Kommand. d. 21. Kav.-Brig., Onkel d. Großherzogs; \* Stuttgart 9. VIII. 1859; † München 19. I. — VZ 20. I. M.-A.; T 18 (P); W 4, 138 (P); IZ 132, 135 (P), 137; HJ 1909, 411.
- Sack**, Hugo, Ingenieur, Gründer u. Leiter d. Maschinenfabrik Sack i. Rath b. Düsseldorf, Konstrukteur eines Universalwalzwerks f. parallel- u. breitflanschtige Träger; \* Löben b. Lützen 10. X. 1860; † Offdillen 23. VI. — JSTG 1910, 85/86.
- Sämisch**, Edwin Theodor, Geh. Mediz.-Rat, bis 1908 Prof. d. Augenheilkde i. Bonn, langj. Direkt. d. Univ.-Augenklinik; \* Lukkau 30. IX. 1833; † Bonn 29. XI. — KVZ 30. XI. M.-A.; VZ 2. XII. M.-A.; DZL 1229; AD 3, 254/55 (W); K 784/85; WI 4, 1191; DMW 35, 2180; PBL 1459 (P u. W); HBL 5, 145; Chronik d. Univ. Bonn 25, 5—8 (Kuhnt); Mediz.-chirurg. Zentralbl. Jg 44, 600 (S. Klein); BZ 26, 246 [Archiv f. Augenheilkde Bd. 65, 268 (Horstmann)]; Zentralbl. f. prakt. Augenheilkde Bd. 34, 14 (Hirschberg); Klin. Monatsbl. f. Augenheilkde Jg 48, 86—91 (M. zur Nedden); Zs. f. Augenheilkde Bd. 23, 91 (Kuhnt)].
- Salm**, Oskar, Schausp. u. Spielleiter; \* Someritz 17. II. 1858; † Königshütte 14. III. — NTA 1910, 164.
- Sauer**, Joseph Eduard, Porträt- u. Landschaftsmaler; \* Buchelsdorf i. Schles. 12. V. 1868; † München 29. XII. — KFA 25, 216.
- Sauerma-Ruppersdorf**, Friedrich Karl Max Graf von, *Dr. iur.*, kgl. Kammerh., Schloßhauptm. v. Breslau, Ehrenlandschaftsdirekt. d. Breslau-Brieger-Fürstentumslandschaft, 1870—73 u. 1879—93 M. d. A., seit 1900 Mitgl. d. Herrenh.; \* Ruppersdorf 28. III. 1836; † das. 20. II. — VZT; HH 1904, 344; HA 1886, 274; GT 1910, 784.
- Sayn-Wittgenstein-Berleburg**, Franz Prinz zu, Major à l. s. d. Armee; \* Darmstadt 23. XI. 1842; † München 7. IV. — VZT; HJ 1909, 423; HK 1911, 189.
- Sayn-Wittgenstein-Sayn**, Friedrich Prinz zu; \* Berlin 3. IV. 1836; † Meran 19. V. — VZ 19. V. A.-A.; HJ 1909, 423; HK 1911, 190.
- Scala**, Artur Ritter von, Hofrat, ehem. Direkt. d. Österr. Mus. f. Kunst u. Indu-

- strie i. Wien, Reformator d. österr. Kunstgewerbes, Gründer d. Zeitschr. »Kunst u. Kunsthandwerk«; \* Wien 14. XII. 1845; † Lanna b. Meran 30. IX. — BJ XIV, 336; VZ 2. X. M.-A.; ÖR 21, 159; IZ 133, 694; Kchr 21, 27; HJ 1909, 423; Kunst u. Kunsthandwerk Jg 12, 543.
- Schaal**, Friedrich von, Baudirekt., Vorst. d. kgl. Ministerial-Abt. f. d. Straßen- u. Wasserbau; \* Ludwigsburg 4. IX. 1842; † Stuttgart 3. V. — DBZ 43, 252; WJ 1909 Nekr.; Württb. Staats-Anz. Nr. 102, 104; Schw. Kron. Nr. 202.
- Schaffner-Hoffmann**, J. J., 1881—1907 Lehrer a. d. Knabensekundarschule i. Basel, Mitgl. d. Großen Rates u. d. Synode, pädagog. Schriftst.; \* Zeglingen i. Baselland 13. XI. 1836; † Basel 15. VI. — ASG 1910, Nr. 1, 85.
- \***Schaltegger**, Emanuel, Porträt- u. Landschaftsmaler; \* Altersweiler i. Thurg. 2. IX. 1857; † München 4. I. — BJ XIV, 178 (H. Holland); Kchr 20, 215.
- Schamann**, Franz, Dramendichter; \* Brünn 4. IX. 1876; † Wien 5. IX. — KL 1909, 1415, 1910 TL; WI 4, 1210; ÖR 20, 405; LE 12, 82.
- Schauenburg**, Ludwig, *Dr. theol. h. c.*, Pastor, oldenb. Kirchenr., Forscher d. heim. Kirchengesch., Vors. d. hanseat.-oldenb. Missionskonferenz; \* Sandel 6. III. 1839; † Golzwarden i. Oldenb. i. Dez. — TJ 29, 8, 589.
- Scheele**, Ernst von, Generalm. z. D., bis 1906 Kommand. d. Landw.-Bez. Hamburg II, Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl.; \* Gleißen i. Brandbg. 4. V. 1852; † Göttingen 10. VII. — VZ 15. VII. M.-A.; MZ 1909, 409; OA 1908/09, 1308.
- Schellhorn**, Wilhelm, Weingutsbes., seit 1903 M. d. R., nationallib.; \* Forst i. d. Pfalz 13. V. 1848; † Neustadt a. H. 22. V. — VZ 24. V. A.-A., 25. V. A.-A.; HJ 1909, 423; WI 4, 1218; RH 1907, 356, 496 (P).
- Schemmel**, Wilhelm, Gutsbes., Führer d. Konserv. i. Lipp. Landt.; \* Sundern b. Wüsten 21. VIII. 1839; † Detmold 18. XI. — VZ 19. XI. A.-A.
- Schenck**, Werner Friedrich von, Geh. Ob.-Reg.-Rat, früh. vortr. Rat i. Rechnungshof; † Potsdam 12. V. — VZ 13. V. M.-A.
- Schenck** zu Schweinsberg, Gustav, Wirkl. Geh. Rat, Gesandter z. D.; \* Sterbfritz i. Kurhess. 23. III. 1843; † Schweinsberg 16. X. — VZ 19. X. M.-A.; Reichsanz. Nr. 248 v. 20. X.; HJ 1909, 423; HL 23, 317.
- \***Schenkel**, Karl, *Dr. ing. h. c.*, ehem. bad. Minister d. Innern; \* Schaffhausen 11. VIII. 1845; † Karlsruhe 2. II. — BJ XIV, 231 (F. Lewald); NZ 3. II. A.-A.; IZ 132, 230 (P); HJ 1909, 423.
- \***Scherer**, Georg, Prof., Dichter u. Schriftst.; \* Dennenlohe b. Ansbach 16. III. 1824; † Irrenanstalt Eglfing b. München 20. IX. — BJ XIV, 179 (H. Holland); VZ 23. IX. A.-A.; HJ 1909, 423; LE 12, 149; KL 1909, 1430 (W).
- Schicht**, Josef, Dtsch.-böhm. Lyriker u. Novellist; \* Wien-Dornbach 17. XII. 1880; † Wien 5. VI. — Dtsch. Arbeit 8, 738 (Matras); KL 1909, 1432 (W).
- Schick**, August Hermann, *Dr.*, Oberkonsistorialr. a. D., theol. Schriftst.; \* Issigau 9. XII. 1824; † Regensburg 3. X. — TJ 29, 8, 589.
- Schick**, Eugen, Essayist, Lyriker u. Novellist; \* Brünn 23. IV. 1877; † das. 16. III. — LE 11, 1048/49 (H. K. Strobl); KL 1909, 1432, 1910 TL.
- Schicker**, Karl von, Württ. Staatsrat i. Minist. d. Innern, stellvertr. Bundesratsbevollm.; \* Füssen 2. III. 1847; † Stuttgart 5. VI. — VZ 6. VI., 8. VI. M.-A.; W 1004, 1008 (P); HJ 1909, 424; DZL 1259; WJ 1909 Nekr.; Württ. Staats-Anz. Nr. 129; Schw. Kron. Nr. 255.
- Schiffner**, Ludwig, *Dr. iur. et phil.*, Hofrat, o. Prof. d. röm. u. österr. Zivilrechts a. d. Univ. Innsbruck; \* 1845; † Innsbruck 3. I. — VZ 6. I. M.-A.; WI 4, 1223; KL 1909, 1436 (W).
- Schildt**, Franz, *Dr. phil.*, Geh. Reg.-Rat, Historiker; \* Büschow i. Meckl. 10. VI. 1841; † Schwerin 24. X. — KL 1909, 1436 (W), 1911 TL; WI 4, 1224 (W); OA 1908/09, 1321.
- Schilling**, Karl, kgl. Hofsteinmetzmeister, eine d. bedeut. Persönlichkeiten d. Berlin. Baugewerbes, dem d. Entwicklung d. Berlin. Baukunst d. nachdrücklichste handwerkli. Förderung verdankt; \* Heiligenstadt 21. VII. 1851; † Kissingen 21. VII. — DBZ 43, 412.
- Schindler**, Albert, Schausp. a. Neuen Theater zu Berlin; \* Namslau i. Schles. 20. XI. 1858; † Berlin 6. XII. — NTA 1911, 158.
- Schlegell**, Eugen von, Generalm. z. D., bis 1901 Kommand. d. Landw.-Bez. I Breslau, Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl.; \* Neu-Ruppin 16. XI. 1840; † Breslau 30. I. — VZ 2. II. A.-A.; OA 1908/09, 1328.
- Schlichting**, Sigismund von, General d. Inf. z. D., Ritter d. Schwarz. Adler-Ordens u. d. Eis. Kr. 2. Kl., hervorr. Fachschriftst. auf takt. u. strateg. Gebiet, trat 1847 in d. Armee, wurde 1861 Hauptm., 1866 Major, kam 1869 in d. Gr. Generalst., wurde 1872 Chef d. Generalst. d. 7. A.-K., 1874 Kommand. d. König.-Elisabeth G.-G.

- Reg., 1878 Chef d. Generalst. d. Garde-K., 1884 Generallt. u. Kommand. d. 15. Div., 1888 Kommand. d. 14. A.-K. u. 1896 z. D. gestellt; \* Berlin 3. X. 1829; † Herischdorf b. Warmbrunn 22. X. — VZ 24. X. M.-A.; W 44, 1862, 1864 (P); IZ 133, 903; KM 67, 433; DZL 1270; HJ 1909, 424; MZ 1909, 598; Limans Milit.-Almn. 1909, 94 (W); LJ 1909, 462; MW 1909, 2843—47 (v. Caemmerer, Z. 80. Geburtst. d. Gen. d. Inf. v. Sch.), 3119, 3325—27 (F. v. Schmidt, Erinnerungen eines ehem. Kavallerieoffiziers an Gen. d. Inf. v. Schl.).
- Schlick**, Bernhard, Rittergutsbes., 1891—93 M. d. R., konserv.; \* Adl. Crottingen b. Memel 1. I. 1841; † das. i. Jan. — VZ 24. I. M.-A.; RH 1893 Nachtr., 17.
- Schloßmann**, Siegmund, *Dr. iur.*, Geh. Justizrat, o. Prof. d. röm. Rechts a. d. Univ. Kiel; \* Breslau 18. XI. 1844; † Kiel 2. VII. — VZ 4. VII., 6. VII. M.-A.; WI 4, 1234 (W); HJ 1909, 424; AD 3, 7 (W); K 811; Chronik d. Univ. Kiel 1909/10, 80—91 (Th. Niemeyer, Gedächtnisrede); Kieler Zt. 3. VII. A.-A., 6. VII. M.-A., 7. XII. A.-A. (Gedächtnisfeier).
- Schlutow**, Albert, *Dr. iur. h. c.*, Geh. Kommerzienrat, Präs. d. Aufsichtsrats d. Stettiner Maschinenbau-A.-Ges. »Vulkan« u. d. Vereinigt. Königs- u. Laurahütte, langjähr. Vorst. d. Stettiner Kaufmannsch., 1878—84 M. d. R., nationallib., seit 1897 Mitgl. d. Herrenh.; \* Stettin 15. I. 1838; † Heringsdorf 18. IX. — VZ 19. IX. M.-A.; HJ 1909, 424; WI 4, 1234; IZ 133, 697 (P); AF 47, 360; HH 1904, 347.
- Schmeltz**, Johannes Friedrich Eduard, *Dr. phil. h. c.*, Direkt. d. ethnogr. Reichs-Mus. i. Leiden, Red. d. »Internat. Archivs f. Ethnogr.«; \* Hamburg 17. V. 1839; † Leiden 27. V. — VZ 5. VI. M.-A.; GK 1910, 246; G 96, 36; DRG 31, 572, 32, 38—40 (W. Wolkenhauer m. P); Zeitschr. f. Ethnol. 41, 684; WI 4, 1235 (W); KL 1909, 1451 (W); Intern. Archiv f. Ethnogr. Bd 18, I (G. Dozy).
- Schmid**, Josef, *Dr. phil.*, Stadtpfarrer u. Dekan, Historiker; \* Dischingen i. Württbg. 7. III. 1853; † Ravensburg 14. IV. — KL 1909, 1454, 1910 TL.
- Schmid**, Karl, Verlagsbuchh., mit Hans Körber Gründer d. schweizer. Vereinsortiments i. Olten, Mitbegr. u. Hrsg. d. Jahrb. d. Schweiz. Alpen-Klubs; \* Meiningen 18. XI. 1827; † Bern 27. X. — BB Nr. 218 v. 20. IX. 1910.
- Schmid-Reutte**, Ludwig, Maler u. Lehrer a. d. Akad. d. bild. Künste i. Karlsruhe; \* Lech-Aschau b. Reutte 1862; † Illenau b. Achern 14. XI. — VZ 16. XI. M.-A.; T 272 (P); IZ 133, 1046 (P); MAZ 1909, 1043 (A. G. Hartmann); HJ 1909, 424; Kchr 21, 107 (K. Widmer); KFA 25, 168.
- Schmidgruber**, Anton, Bildhauer; \* Wien 26. III. 1837; † das. 18. IV. — ÖR 19, 402; MS 4, 207.
- Schmidt**, Albert, bayer. Generalm. z. D., zul. Kommand. d. 3. Kav.-Brig., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl.; † München 1. IX. — VZT; MW 1909, 3157.
- Schmidt**, Alexander, (Pseud.: Olinda), *Dr. phil.*, Schriftst. u. Red. d. Straßb. Bürgerztg.; \* Pernau 22. VIII. 1838; † Straßburg i. E. 28. III. — DRG 31, 521; KL 1909, 1195 (W).
- Schmidt**, Bernhard, Kommerzienr. u. Fabrikbes. i. Elberfeld, wo er eine 1869 gegründete Briefumschlag-Fabrik zu einer d. größten Deutschlands entwickelt hatte; 1880 hat er die 40 Morgen großen Hardt-Anlagen, 1905 d. Walderholungsstätte f. männl. Arbeiter i. Forst Burgholz b. Elberfeld gegründet, von 1881 ab M. d. R., 1895—98 1. u. 1898—1900 2. Vizepräs., 1870—93 u. seit 1898 M. d. A., Vors. d. Zentralausch. d. Freis. Volkspartei; \* Sprockhövel i. Westf. 14. VI. 1838; † Elberfeld 21. X. — VZ 22. X. M.-A.; T 250 (P); HJ 1909, 424; DZL 1284; IZ 133, 903; RH 1898, 256; HA 1908, 427, 510 (P).
- Schmidt**, Caesar, Verlagsbuchh.; \* Hamburg 1839; † Zürich 22. VIII. — BB Nr. 206.
- Schmidt**, Karl, Fabrikbes., seit 1903 M. d. A., seit 1907 M. d. R., freis. Volkspart.; \* Halle a. S. 8. I. 1854; † das. 7. VI. — VZ 7. VI. A.-A.; HJ 1909, 424; WI 4, 1242; RH 1907, 360, 504 (P).
- Schmidt**, Wilhelm, Ministerialdirekt. i. Meckl.-Schw. Minist. d. Innern, verdient um d. Entwicklung d. Eisenbahnwes. u. d. Fahrverbindung mit Dänemark; \* Altkalen 20. XI. 1829; † Schwerin 6. IV. — VZT; WI 4, 1244; OA 1908/09, 1348.
- Schmidt** von Knobelsdorf, Heinrich, Generallt. z. D., zul. Kommand. v. Spandau, Ritter d. Eis. Kr. 1. Kl., 1893 z. D.; \* Oelse 20. V. 1832; † Charlottenburg 16. II. — VZ 18. II. A.-A.; OA 1908/09, 1353.
- Schmitt**, Philipp, Prof., Großh. hess. Musikdirekt. u. Begr. d. Akad. f. Tonkunst i. Darmstadt; \* Darmstadt 21. XII. 1826; † das. 15. XI. — Musik 9, 1 Totensch.; NMZ 31, 134; OA 1908/09, 1356.
- \*Schneider**, Alexander Ritter von, *Dr. theol.*, Präs. d. protest. Konsistoriums i. München, Mitgl. d. Reichsr.; \* Nördlingen 22. II. 1845; † Garmisch 20. V. — BJ XIV, 100 (Beck); VZ 22. V. M.- u. A.-A.; HJ 1909, 424; WI 4, 1250; Ev. Luth. Kirchenzt. 1909,

- 525; HJ 37, 529; Bayerland 1909, 475 (P); TJ 29, 8, 589.
- Schneider**, Gebhard, Oberkirchenrat, päpstl. Hausprälat u. Dekan; \* Wielandsweiler 27. VIII. 1826; † Stuttgart 9. X. — WJ 1909 Nehr.; Württbg. Staats-Anz. Nr. 236; Schw. Kron. Nr. 472; OA 1908/09, 1362.
- Schneider**, José Arno Baronin, Dichterin u. Schriftst., verf. u. a. d. Biogr. ihres Großvaters, d. Feldherrn Karl Sch.; \* Wien 17. II. 1854; † Baden b. Wien 22. VII. — ÖR 20, 255; LE 11, 1693; PY 2, 259/60 (W).
- \***Schneider**, Lina, (Pseud.: Wilhelm Berg), geb. Weller, Schriftst., besond. um d. Ausbreitung d. Kenntnis holländ. Lit. verdient; \* Weimar 15. I. 1831; † Köln 1. IX. — BJ XIV, 163 (F. Zilcken); VZ 2. IX. A.-A.; HJ 1909, 424; KL 1909, 1478 (W); WI 4, 1251 (W); PY 2, 260/61 (W).
- Schneider**, Robert Ritter von, Hofrat, Dr. phil., Prof., Direkt. d. österr. Archäolog. Instituts u. d. Antikensamml. d. Kunsth. Hofmuseums; \* Wien 17. XI. 1854; † das. 24. X. — VZ 27. X. M.-A.; NFP 25. X. M.-Bl.; HJ 1909, 424; IZ 133, 903; KL 1909, 1479; WI 4, 1252; Jahrb. d. kais. dtsh. archäol. Inst. Bd. 24 Beibl.: Archäol. Anz. 346.
- Schneider**, Theodor, Prof., Kantor u. Kirchenmusikdirekt., Direkt. d. Singakad., mehrere Jahre auch Leiter d. Chemnitzer Lehrer-Gesang-Vereins; \* Dessau 14. V. 1827; † Zittau 15. VI. — NMZ 30, 460.
- Schneider**, Therese, Kammersängerin a. D.; \* Berlin 30. VI. 1839; † Berlin-Schöneberg 29. IX. — NTA 1910, 177; EG 900.
- Schneider**, Wilhelm, Dr. theol., seit 1900 Bischof v. Paderborn, apologet. u. ethnogr. Schriftst.; \* Gerlingen, Kr. Olpe i. Reg.-Bez. Arnsberg 4. IX. 1847; † Paderborn 30. VIII. — KVZ 31. VIII. Mitt.-A. Beil.; HJ 1909, 424; KL 1909, 1479 (W); WI 4, 1252 (W); TJ 29, 8, 589.
- Schob**, Gustav, Generalm. z. D., zul. Kommand. d. 77. Inf.-Reg., Ritter d. Eis. Kr. 1. Kl., 1891 z. D.; \* Potsdam 20. VI. 1840; † Berlin 23. IV. — VZ 25. IV. M.-A.; OA 1908/09, 1365.
- Schoebel**, Emanuel Johann, Dr. theol., Wirkl. Geh. Rat, päpstl. Hausprälat, Bischof v. Leitmeritz; \* Radowentz 12. II. 1824; † Leitmeritz 28. XI. — NFP 29. XI.; HJ 1909, 424; IZ 133, 1179; WI 4, 1254; TJ 29, 8, 590.
- Schoepf**, Gustav, Dir. d. Zoolog. Gartens i. Dresden; \* Hirschberg a. S. 28. VIII. 1851; † Dresden 24. V. — VZ 25. V. M.-A.
- Scholkmann**, Geh. Oberbaurat, vortr. Rat i. Minist. d. öffentl. Arbeiten, Referent f. d. ges. Sicherungswes., einschl. d. Telegraphen- u. Fernsprech-Anlagen, als Schriftst. tätig, Gründer u. Red. d. Zeitschr. f. d. Sicherungswes. »Das Stellwerk«; \* Düsseldorf 15. VII. 1850; † Rheine 14. V. — VZ 18. V. M.-A.; ZB 29, 295/96 (F. Nitschmann m. P).
- Schröder**, Artur, Architekt, Prof. a. d. Techn. Hochsch. i. Hannover; \* Hamburg 15. V. 1845; † Hannover 19. VI. — Progr. d. Techn. Hochsch. Hannover 1909/10, 33.
- Schröder**, Charles Heinrich Frh. von, Begr. d. größten u. reichsten aller Hamb. Stifte, d. Schröderstiftes; \* Othmarschen 4. VIII. 1826; † Bad Wildungen 13. VI. — HC 15. VI. M.- u. A.-A.
- Schröder**, Helmuth, Lehrer, plattdtsh. Lyriker; \* Spornitz i. Meckl.-Schw. 2. IV. 1842; † Ribnitz i. Meckl.-Schw. 11. XII. — Schöne Liter, 14, Nr. 4 (R. Dohse); LE 12, 601; NS 15, 135 (P), 12, Nr. 13 (O. Weltzien); KL 1909, 1503 (W); BR 4, 436 (W); Eckart, Handb. z. Gesch. d. plattd. Lit. 244/45.
- Schröder**, Hermann, Prof. a. d. kgl. akad. Institut f. Kirchenmusik, Verf. eines Schulwerks »Die Kunst d. Violinspiels«; \* Quedlinburg 28. VII. 1843; † Berlin 31. I. — VZ 1. II. A.-A.; Musik 8, 2 Totensch.; AMZ 36, 123; NMZ 30, 120; R 1272; DZL 1312.
- Schröter**, Franz, Geh. Kommerz.-Rat, langj. Obervorst. d. Königsb. Kaufmannschaft, Seniorchef d. Firma v. Gizycki u. Schröter; † Königsberg i. Pr. 4. X. i. 75. Lebensj. — NZ 5. X. M.-A.
- Schuch**, Friedrich, Generallt. z. D., zul. Kommand. v. Posen, Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., 1895 z. D.; \* Quaritz 21. VII. 1839; † Görlitz 19. IX. — VZ 22. IX. M.-A.; OA 1908/09, 1391.
- \***Schuler**, Georg Michael, geistl. Rat, philos., pädagog. u. theol. Schriftst., auch Dichter; \* Würzburg 14. V. 1833; † das. 18. IV. — BJ XIV, 187 (H. Holland); HJ 1909, 424; WI 4, 1279 (W).
- Schuler** von Senden, Ernst Frh., Generalm. z. D., zul. Kommand. d. 2. Inf.-Brig., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., 1901 z. D.; \* Aachen 5. V. 1846; † Freiburg 9. VI. — VZ 15. VI. M.-A.; FT 1909, 760, 1910 Nehr.
- Schuller**, Friedrich, Dr. phil., Prof., ehem. Oberl. a. Gymn. i. Hermannstadt, Schriftst. auf d. Gebiete d. siebenbürg. Landes- kde; \* Kleinscheuern b. Hermannstadt 18. IV. 1857; † Hermannstadt 21. X. — GK 1910, 246; Korresp.-Bl. d. Ver. f.

- Siebenbürg. Landeskde 32, 11/12, 144; KL 1909, 1514 (W).
- Schuller**, Georg, *emer.* Pfarrer von Trappold, einer d. bedeut. Forscher siebenbürg. Volkskde; † Trappold 2. XI. i. A. von fast 80 J. — GK 1910, 246; Korresp.-Bl. d. Ver. f. Siebenbürg. Landeskde 32, 11/12, 144.
- Schulte**, Franz Bernhard, *Dr. med.*, Generaloberarzt a. D.; \* Schöndelt 28. V. 1841; † Rostock 1. II. — Schles. Zt. TL; OA 1908/09, 1393.
- \***Schultheiß**, Albrecht, bek. Kupferstecher u. Radierer; \* Nürnberg 7. III. 1823; † München 14. IX. — BJ XIV, 183 (H. Holland); VZ 17. IX. M.-A.; HJ 1909, 424; KFA 25, 72; MS 4, 233; BMW 2, 672.
- \***Schultz**, Alwin, *Dr. phil.*, Prof., Kunst- u. Kulturhist.; \* Muskau i. L. 6. VIII. 1838; † München 10. III. — BJ XIV, 91 (H. Schmerber); VZ 11. III. A.-A.; HJ 1909, 424; IZ 132, 549; Kehr 20, 303; Bayernland 1909, 324 (P); KL 1909, 1517 (W); DZL 1320; WI 4, 1281 (W).
- Schultze**, Christian Friedrich, sächs. Generallt. z. D., zul. Kommand. d. Kav.-Brig. Nr. 32, Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., 1894 z. D.; \* Rostock 23. I. 1842; † Meran 24. II. — VZ 25. II. A.-A.; MW 1909, 1077; OA 1908/09, 1398.
- Schulz**, August, Komponist u. Geigenkünstler, Sinfoniedirekt. i. Braunschweig, Konzertmeister a. d. herzogl. Kapelle, Komp. zahlr. Chorwerke u. d. Oper »Der wilde Jäger«; \* Lehre b. Braunschweig 15. VI. 1837; † das. 12. II. — NTA 1910, 162; Musik 8, 2 Totensch.; R 1283.
- Schulz**, Karl, Generalm. z. D., zul. Insp. d. 2. Pionier-Insp., Ritter d. Eis. Kr. 1. Kl., 1875 z. D.; \* Leobschütz 1820; † Brieg 15. XII. — VZ 17. XII. M.-A.
- Schumann**, Hugo, *Dr. med.*, Sanitätsrat, hervorr. Prähist., Verf. einer Monogr. üb. d. Steinzeitgräber d. Uckermark; \* Untersiemann b. Coburg 2. III. 1853; † Löcknitz b. Stettin 13. XI. — GK 1910, 246; Mannus 1, 324; Zeitschr. f. Ethnol. 41, 961.
- Schunke**, Hugo, Kgl. württb. Kammermusiker; \* Stuttgart 10. XI. 1823; † das. 7. V. — NTA 1910, 169.
- Schur**, Ferdinand, *Dr. theol. h. c.*, geistl. Rat d. k. k. ev. Oberkirchenrats i. Wien, 44 Jahre Schriftf. d. Gustav Adolf-Vereins; \* Wien 14. III. 1839; † das. 26. III. — KJ 37, 530.
- Schwab**, Wilhelm, Prof. u. Gesanglehrer a. Kgl. Konserv. i. Stuttgart; \* Neuhausen a. Fildern 10. V. 1840; † Stuttgart 6. VI. — Musik 8, 4 Totensch.; NMZ 30, 402.
- Schwarzburg-Sondershausen**, Karl Günther Fürst von, d. letzte Sproß d. Hauses Sondershausen; \* Arnstadt 7. VIII. 1830; † Dresden 28. III. — VZ 29. III. A.-A.; W 14, 570, 572 (P); HJ 1909, 416; HK 1911, 89.
- Schwarznecker**, Franz, Prof., Korps-Stabsvet. d. Garde-K., wissenschaftl. Konsulent b. d. Insp. d. Milit.-Veter.-Wesens; \* Angersburg 12. VIII. 1848; † Berlin 13. VI. — VZT; OA 1908/09, 1419.
- Schwendemann**, Karl Wilhelm, Prof. u. Konzertm., ausgez. Geiger u. Lehrer a. d. kgl. Musiksch. i. Würzburg; \* Speyer 5. II. 1841; † Würzburg 13. II. — NMZ 30, 260; Musik 8, 2 Totensch.
- Schwerin-Wildenhoff**, Otto Graf von, Erbkämmerer d. Kurmark Brandenburg, hat als 15jähr. d. Krieg 1870/71 mitgemacht, Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl.; \* Wildenhoff, Kr. Pr. Eylau 19. II. 1855; † Sanator. Schl. Hornegg i. Württbg. 8. III. — VZ 10. III. M.-A.; KM 66, 764/65; GT 1911, 852.
- Seeckt**, Richard von, General d. Inf. z. D., Chef d. Inf.-Reg. Nr. 16, Ritter d. Schwarz. Adler-O., trat 1851 in. d. Armee, wurde 1866 Hauptmann, 67 Major, 1875 Oberst u. Kommand. d. 55. Inf.-Reg., 1881 Generalm. u. Kommand. d. 62. Inf.-Brig., 1885 Insp. d. 2. Landw.-Insp., 1886 Generallt. u. Kommand. d. 10. Div., 1890 Gen. d. Inf. u. Kommand. d. 5. A.-K., 1897 z. D. gestellt; \* Stralsund 4. XI. 1833; † Berlin 15. III. — V 17. III. M.-A.; KM 66, 768; LJ 1909, 463; DZL 1346.
- Seilmann**, Otto, Prof., herzogl. Hofmaler i. Dessau, Landschaftsmaler u. Restaurator, Schüler von Franz Krüger; \* Dessau 1828; † das. 15. II. — NZ 21. II. M.-A.; IZ 132, 314.
- Seggel**, Karl, *Dr. med.*, bayer. Generalarzt z. D., verdient um d. Augenpflege b. Militär; \* Wasserhdingen i. Mittelfr. 7. I. 1837; † München 2. III. — VZ 4. III., 5. III. A.-A.; MW 1909, 1301; MMW 56, 544; 54, 83/85 (O. Eversbusch, Z. 70. Geburtst. K. S.s m. P); PBL 1572 (W); HBL 5, 343.
- Selbel**, Johann Wilhelm, Chef d. größten Butterexportgeschäftes i. Schlesw.-Holstein, früh. Vorst. d. Handels- u. Industrie-Vereins, zeitweise Vors. d. Handelsk. Kiel, Direkt. d. Neuen Dampfer-Komp.; \* Tönning 7. I. 1821; \* Kiel 23. V. — Kieler Zt. 24. V. A.-A.
- Selfert**, Julius, Schuhmacher i. Zwickau, 1890—1903 M. d. R., Sozialdemokr.; \* Zwickau 12. I. 1848; † das. 31. III. — VZ 2. IV. A.-A.; RH 1898, 264.
- Selve**, Gustav, Geh. Kommerzienr., Begr. großer Werke in Kupfer, Neusilber u.



- Aluminium, vorbildlich durch seine Arbeiterwohlfehleinrichtungen, Mitgl. d. Präs. d. Zentralstelle z. Bekämpfung d. Tuberkulose; \* Peddensiegen b. Lüdenscheid 28. II. 1842; † Bonn 7. XI. — HJ 1909, 424; W 48, 2070 (P); AF 47, 480; JSTG 1910, 88/89.
- Senden-Bibran**, Gustav Frh. von, Admiral, Generaladjutant d. Kaisers, 1889—1907 Chef d. Marinekabinetts; \* Reischt i. Niederschles. 23. VII. 1847; † Berlin 20. XI. — VZ 21. XI. M.-A.; HJ 1909, 424; Ü 12, 293 (P); IZ 133, 1006 (P); DZL 1358; FT 1911, 859.
- Senfft**, Arno, Reg.-Rat, Bezirksamtm. d. Westkarolinen u. Marianen, erfahrener Kolonialbeamt., bester Kenner d. Südseeverhältnisse; \* Gotha 28. III. 1864; † Hongkong 16. III. — VZ 17. II. M.-A.; GK 1910, 247; DRG 31, 328; G 95, 161; IZ 132, 314.
- Senftleben**, Eduard, Dr. med., Geh. Sanitätsrat, vielfach literar. tätig; \* Schrimm 16. III. 1845; † Breslau 15. VIII. — JSG 1909 Nokr. 64/65 (W. Uhthoff); OA 1908/09, 1439.
- \*Sepp**, Johannes Nepomuk, Dr. phil., Prof. a. d. Univ. München; \* Tölz 9. VIII. 1816; † München 5. VI. — BJ XIV, 205 (H. Holland); VZ 7. VI. A.-A.; W 24, 1004, 1008 (P); NFP 15. VI. A.-Bl.; Hist.-polit. Bl. Bd. 145, 156—166; HJ 1909, 424; DRG 31, 522; MAZ 1909, 553 (Peregrinus Proteus); KL 1909, 1563 (W); HV 12, 567; Bayerland 1909, 484 (P).
- Seraphin**, Friedrich Wilhelm, Prof. i. Kronstadt, Schriftst., bewährter Schulmann u. Geschichtsforscher, verf. neben Lyrik auch einen Roman aus d. Vergangenheit d. siebenbürg. Sachsen; \* Hermannstadt 1861; † Kronstadt 1. I. — DE 8, II; LE 11, 681.
- Seuffert**, Bernhard, bayer. Generalm. z. D., zul. Kommand. d. 4. Feld-Art.-Reg., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl.; \* 22. II. 1842; † Augsburg 1. VIII. — MW 1909, 3157; OA 1908/09, 1441.
- Sievekling**, Ernst Friedrich, Dr. iur., hanseat. Oberlandesgerichtspräs. i. Hamburg, einer d. besten Kenner d. Seerechts, Vorkämpfer f. eine Univ. i. Hamburg; \* Hamburg 24. VI. 1836; † das. 13. XI. — VZ 14. XI. M.-A.; HC 14. XI. M.-A., 13. XI. A.-A.; HJ 1909, 425; IZ 133, 1114; DJZ 14, 1422 (Martin); Recht 13, 800; Zukunft Jg 18, Nr. 9, 286 (Th. Suse); Zs. f. d. ges. Handelsr. Bd 66, 189 (G. Schaps).
- \*Sinding**, Otto, Landschaftsmaler; \* Kongsberg (Norw.) 12. XII. 1842; † München 12. XI. — BJ XIV, 185 (H. Holland).
- Skraup**, Karl, Direkt. d. Stadttheaters i. Erfurt, dram. Lehrer u. Schriftst.; \* Prag 7. XI. 1851; † Erfurt 14. III. — VZ 15. III. A.-A.; NTA 1910, 164; LE 11, 1049; IZ 132, 497; KL 1909, 1583 (W); DZL 1375.
- Solf**, Hermann, Prof., Architekt, ao. Mitgl. d. Akad. d. Bauwes., Erbauer d. Gebäudes d. Patentamts i. Berlin; \* Berlin 20. XI. 1856; † Jena 20. IX. — ZB 29, 557 (P); DBZ 43, 536.
- Sonnemann**, Leopold, urspr. Kaufmann, 1856 Gründer d. „Frankf. Handelszt.“, aus der später d. FZ entstand, 1859 Mitbegr. d. Nationalvereins, schloß sich bald d. südd. Demokraten an, bekämpfte d. preuß. Politik, 1871—77 u. 1878—84 M. d. R. als Mitgl. d. dtsh. Volkspartei, seine haupts. Tätigkeit i. Parlam. lag auf d. Geb. d. Finanz- u. Handelspolitik, hatte auch Einfluß bei d. Neuordnung d. Münzwes. u. d. Reichsbank, spielte eine bedeutende Rolle in d. Frankf. Stadtvertretung; \* Höchberg b. Würzburg 29. X. 1831; † Frankfurt a. M. 30. X. — VZ 31. X. M.-A.; FZ 31. X. 2. M.-Bl.; MAZ 112, Nr. 45; FZ 3. XI. A.-Bl. (Trauerfeier); IZ 133, 903; W 45, 1906, 1914 (P); HJ 1909, 425; Südd. Monatsh. Januar-H. (F. Naumann, Ein alter Demokrat); Sozialist. Monatsh. 1909, 3, 1508 (M. Maurenbrecher); Schweizer. Bl. f. Wirtsch.- u. Sozialpolitik Jg 17, 564 (P. Gygax).
- \*Sonnenthal**, Adolf Ritter von, Hofburgschauspieler; \* Pest 21. XII. 1834; † Prag 4. IV. — BJ XIV, 153 (J. Minor); VZ 5. IV. A.-A.; NFP 5. IV. A.-Bl., 7. IV. M.-A. (S. u. d. Jugend; B. Baumeister üb. S.), 9. IV. M.-Bl. (J. Horovitz, Erinnerungen an A. S.), 11. IV. M.-Bl. (H. Bettelheim-Gabillon, Eine Ferienerinnerung an A. S.), 26. IV. A.-A. (D. Gedächtnisfeier d. Burgtheaters f. S.); MAZ 112, Nr. 15 (A. Bettelheim); W 15, 612, 616 (P); IZ 132, 608 (P); Roland v. Berlin Jg 7, H. 16 (D. Duncker, A. S. u. Carl Scherres); Jüd. Presse 1909, 156; Allg. Zt. d. Judent. 1909, 186, 187; ÖR Bd 19, H. 2 (J. Minor); BW Jg 11, H. 14 (H. Stümcke); Velh. u. Klas. Monatsh. Juni-H., 278 (A. v. S. Von Memor. Einiges zu s. Gedächtnis); Neue Rundsch. 1909, 2, 277 (W. Handl); NTA 1907, 61, 151; 1910, 166/67; Jahrb. d. dtsh. Shakesp. Ges. Jg 46, 130—39 (H. Richter); Allg. Zt. d. Judent. 1910, Nr. 13 (B. Münz), Nr. 17 (A. Bioch, S. als Jude).
- Sothen**, Julius Karl von, Generalm. z. D., zul. Kommand. d. 87. Inf.-Reg., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., 1885 z. D.; † Hildesheim 28. I. — VZ 30. I. A.-A.; OA 1908/09, 1461.
- Spach**, Eduard, früh. Pfarrer u. Konsist.-

- Präs., hat sich in seiner Heimat durch volkstüml. geschriebene »Bilder aus d. Lebens«, eine Anzahl Erinnerungsbücher u. durch mehrere Gedicht-Bde einen Namen gemacht; \* Weinburg i. Els. 7. III. 1836; † Lichtenberg i. Els. i. Juli. — LE 11, 1480; BR 4, 105 (W).
- Spaeter**, Karl, Geh. Kommerzienrat, Gründer d. Rombacher Hüttenwerke, verdient um d. Kanalisierung von Mosel u. Saar, lange Jahre Vors. d. Handelsk. i. Koblenz; \* Koblenz 1836; † das. 8. VII. — VZT; OA 1908/09, 1463.
- Spalteholz**, Moritz, sächs. Generalm. z. D., zul. Kommand. d. Truppenübungspl. Zeit-hain, Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., 1903 z. D.; \* Dresden 27. VII. 1847; † das. 10. II. — VZ 12. II. A.-A.; OA 1908/09, 1462.
- Specht**, Friedrich, Tiermaler, besond. bekannt durch seine Ill. zu Brehms Tierleben; \* Lauffen a. Neckar 6. V. 1839; † Stuttgart 13. VI. — NZ 14. VI. A.-A.; KVZ 16. VI. Mitt.-A.; HJ 1909, 425; MS 4, 315; BMW 2, 781; KFA 24, 536; WJ 1909 Nehr.; Schw. Merk. Nr. 267.
- Specht**, Karl August, *Dr. phil.*, Schriftst., Red. d. »Menschentum« u. Hrsg. d. »Freien Glocken« u. d. »Freidenker-Almanach«; \* Schweina 2. VII. 1845; † Gotha 23. VI. — KL 1909, 1596, 1910 TL.
- Spermann**, Adolf, Verlagsbuchh., Vorst. u. Aufsichtsrats-Mitgl. d. dtsh. Verlagsges.; \* Dortmund 21. III. 1852; † Stuttgart 19. IV. — LE 11, 1192; WJ 1909 Nehr.; Württb. Staats-Anz. Nr. 92; Schw. Kron. Nr. 180; OA 1908/09, 1465; BB Nr. 90.
- Spengler**, Lorenz, kgl. Musikdirekt., Gründer d. Kasseler Musikver. u. d. Konzertvereinigung, besond. erfolgreich auf d. Gebiete d. klass. Kirchenmusik, auch Komponist; † Kassel 28. XII. — VZT; NMZ 31, 199.
- Sprösser**, Theodor, Kommerzienrat; \* Ludwigsburg 24. V. 1848; † Stuttgart 30. III. — WJ 1909 Nehr.; OA 1908/09, 1471.
- Sprung**, Adolf Friedrich, *Dr. phil.*, Prof., Vorst. d. Kgl. Meteorolog.-Magnet. Observator. zu Potsdam, hervorr. besond. als Konstrukteur von Beobachtungs-Instrumenten; \* Kleinow b. Perleberg 5. VI. 1848; † Potsdam 19. I. — VZ 23. I. M.-A.; GK 1910, 247; Meteorolog. Zeitschr. 26, 215; L 45, 6, 69; DRG 31, 282; IZ 132, 137; PF 4, 2, 1424/25 (W); D. Wetter 1909, 25 (R. Aßmann.)
- \***Stälin**, Paul Friedrich, *Dr. iur.*, Direkt. d. Kgl. Haus- u. Staats-Archivs i. Stuttgart; \* Stuttgart 23. X. 1840; † das. i. IV. — BJ XIV, 110 (E. Schneider); HJ 1909, 425; IZ 132, 803; HV 12, 320; WJ 1909 Nehr.; KL 1909, 1606 (W).
- Stahl**, Hermann von, *Dr. phil.*, Prof. d. Mathem. i. Tübingen; \* Fränkisch Krum-bach i. Odenw. 14. V. 1843; † Tübingen 6. IV. — W 16, 656; DZL 1399; PF 4, 2, 1428 (W); WJ 1909 Nehr.; Württbg. Staats-Anz. Nr. 81; Schw. Kron. Nr. 164.
- Stammann**, Johann Otto, *Dr. iur.*, Bürgerm. i. Hamburg, einflußreiches lib. Mitgl. d. Senats; \* Hamburg 11. XII. 1835; † das. 7. II. — HC 8. II. M.-A., A.-A.; IZ 132, 314.
- Staupe**, Gustav, Geh. Reg.-Rat, 1882—1906 Oberbürgerm. von Halle a. S., Mitgl. d. Herrenh.; \* Wendorf auf Rügen 26. VI. 1843; † Halle 16. II. — VZ 16. II. A.-A.; IZ 132, 314; HH 1904, 353;
- \***Stauffer**, Albrecht, *Dr. phil.*, Historiker; \* Regensburg 8. VI. 1860; † München 5. XII. — BJ XIV, 198 (A. Dreyer).
- Steffen**, Heinrich, langj. Leiter d. Theater i. Detmold, Münster u. Osnabrück; \* Tanne 7. VII. 1840; † Hildesheim 8. XII. — NTA 1911, 158.
- Stein**, Franz Josef von, *Dr. theol.*, seit 1897 Erzbischof d. Diözese München-Freising; \* Amorbach i. Unterfr. 4. IV. 1832; † München 4. V. — VZ 4. V. A.-A.; KVZ 4. V. A.-A.; MAZ 117, Nr. 19; W 19, 784, 796 (P); HJ 1909, 425; DZL 1405; IZ 132, 1002 (P); Bayerland 1909, 418.
- Stein**, Philipp, Schriftst. u. Publizist, Red. d. »Bazare«, Schauspielkritiker, Goethe- u. Schillerforscher; \* Königsberg 3. XII. 1853; † Berlin 4. IX. — VZ 6. IX. A.-A.; HJ 1909, 425; IZ 133, 694; LE 12, 82; BW 11, 2, 1056/57 (P); KL 1909, 1619 (W).
- Stein**, Urban, Rechtsanw., Vors. d. Kölner Zentrumsparthei; \* Köln 4. XII. 1862; † das. 9. VI. — KVZ 9. VI. Mitt.-A.
- Steinike**, Heinrich, Landschaftsmaler; \* Boltinghausen b. Leer i. Ostfriesl. 5. V. 1825; † Düsseldorf i. Sept. — NZ 23. IX. M.-A.; MS 4, 336; BMW 2, 817 (W).
- Steinitz**, Hugo, Verlagsbuchh.; \* Gleiwitz 1853; † Berlin 11. IX. — LZ 1909, 1284; BB Nr. 214.
- Stern**, Emil, *Dr. med.*, Mediz.-Rat, Gerichts-arzt; \* Breslau 12. VI. 1839; † das. 12. VI. — JSG 1909 Nehr. 67/68 (Rosenfeld m. P).
- Stierlin**, Wilhelm von, Direkt. u. Vorst. d. Verw.-Abt. d. kgl. Württb. Generaldirekt. d. Eisenb. u. Mitgl. d. Rates d. Verkehrs-anst.; † Stuttgart 9. XII. — VZ 9. XII. A.-A.; WJ 1909 Nehr.; Württb. Staats-Anz. Nr. 288; Schw. Kron. Nr. 574, 579.
- Stöckel**, Hermann, *Dr. phil.*, Prof., Kon- rektor a. kgl. Realgymn. i. München, Schriftst., einer d. hervorr. Germanisten

- Bayerns, Gründer u. Präs. d. Bayer. Deutsch-Philologenverbandes, Hrsg. u. Mitarb. d. Bayer. Zeitschr. f. Realschulwesen, veröffentlichte 1900 eine originelle »Friedenskarte Europas«; † München 16. IX. i. A. v. 52 J. — FZ 20. IX. A.-Bl.
- \*Stöcker, Adolf, Dr. theol.**, früh. Dom- u. Hofprediger, 1881—1893 u. 1898—1906 M. d. R., 1879—1898 M. d. A., bek. christl.-sozialer Agitator; \* Halberstadt 11. XII. 1835; † Gries b. Bozen 8. II. — BJ XIV, 327 (E. v. d. Goltz); VZ 8. II. A.-A., 14. II. M.-A. (S.s Charakterbild. Von e. protest. Theologen); KVZ 9. II. M.-A.; NFP 9. II. M.-Bl.; Zukunft Jg 17, Nr. 21, 303; T 44 (Zu S.s Tode); Ev. Luth. Kirchenzt. Jg 42 Nr. 11 (W. Köhler, Z. Gedächtnis A. S.s); Türmer Jg 11, H. 6 (R. Bahr); HJ 1909; 425; W 7, 268, 276 (P); KL 1909, 1642 (W); DZL 1417; AF 47, 124; IZ 132, 230 (P); KM 66, 670/71 (R. H. Grützmaker); Ev; Kirchen-Zt. 1909, 181—86 (J. Gensichen); Ev. Kirchl. Anz. 1909, 65/66; Christl. Welt 1909, 211/12 (R[ade]); Reformation 1909, 113—135 (Erinnerungsblätter, 337—341 (Philippus, S.s Bedeutung f. unsere evangelische Kirche), 420—21 (Mumm, Ein Gang durch S.s Bibliothek), 519—521 (v. Kröcher, Eine letzte Arbeit S.s), 706—710 (Seeberg, H. v. d. Goltz u. A. S. als Kirchenpolitiker); Allg. Zt. d. Judent. 1909, 85/86; A. S. Erinnerungsblätter hrsg. von E. Bunke. Berlin 1909; BZ 24, 261 [Kirchl.-soziale Bl. 28, 40 (A. Wagner); Akadem. Bl. Jg 24, 1 (R. Mumm); Daheim Jg 45, Nr. 23 (C. Ohly); Evangel.-Sozial 1909, 33 (W. Schneemelcher); Hilfe 1909, Nr. 8 (Naumann); Positive Union Jg 6, 65, 96—104 (Schall); D. alte Glaube Jg 10, Nr. 32 (Th. Schäfer, S. als Mann d. innern Mission)] 25, 278 [Bausteine 1909, 113, 133 (A. Jacobi); Bayreuther Bl. 1909, 165 (H. v. Wolzogen); Positive Union Jg 6, 260—67 (Krückeberg, S.s Bedeutung f. d. ev. Kirche)]; RH 1898, 269.
- Stöger, Michael**, Geograph u. Historiker; \* Zwiesel i. B. 25. IX. 1849; † Kissingen 9. VII. — KL 1909, 1643 (W), 1910 TL.
- Stoll, Karl**, Generalm. z. D., zul. Kommand. d. 35. Inf.-Reg., Ritter d. Eis. Kr. 1. Kl., 1888 z. D.; \* Altenkirchen 1. I. 1833; † Honnef 3. IX. — VZ 6. IX., 7. IX. A.-A.; OA 1908/09, 1502.
- Strakosch, Alexander**, Prof., bek. Rezitator u. Vortragsmeister; \* Sebes b. Czeries i. Ungarn 3. XII. 1845; † Berlin 16. IX. — VZ 17. IX. A.-A.; NFP 18. IX. M.-Bl. (Erinnerungen an A. S.), 20. IX. M.-Bl. (A. S. in d. Ischler Kaiservilla); FZ 18. IX. A.-Bl. (F. Hollaender); HC 21. IX. M.-A.; März 3, 4, 150 (A. v. Ehrmann); HJ 1909, 425; DZL 1426; IZ 133, 596 (P); Allg. Zt. d. Judent. 1909 Beil. Nr. 39; Westerm. Monatsh. Dez. 1909, 458 (P); BW Jg 12, Nr. 1 (L. Klinenberger); NTA 1910, 176 (P); D. Stimme Jg 4, 243 (A. Braun); D. Hilfe 1909, Nr. 39 (P. Zschorlich).
- Strantz, Ferdinand von**, 1876—1887 Direkt. d. Kgl. Opernhauses i. Berlin, zuerst Offizier, dann Opernsänger, Charakterspieler u. Regisseur; \* Breslau 31. VII. 1821; † Berlin 25. X. — VZ 26. X. A.-A.; W 44, 1862, 1864 (P); IZ 133, 900 (P); DZL 1427; EG 1009; NTA 1911, 155 (P); BW 12, 192/93 (P); Musik 9, 1 Totensch.; R 1367; NMZ 31, 90; UT 1905, 773.
- Strantz, Friedrich von**, Generallt. z. D., zul. Kommand. d. 41. Inf.-Brig., Ritter d. Eis. Kr. 1. Kl., 1890 z. D.; \* Breslau 13. VII. 1832; † Bad Kösen 2. III. — VZ 4. III. A.-A.; MZ 1909, 147; IZ 132, 497; UT 1905, 773.
- Streicher, Karl Frh. von**, k. k. Feldm.-Lt. a. D.; \* Halle 8. VIII. 1851; † Graz 6. V. — FT 1909, 820, 1910 Nekr.
- Strub, Emil**, Erbauer d. Vesuvbahn, d. Mendelbahn u. anderer Bergbahnen; \* 1849; † Zürich 17. XII. — IZ 133, 1305.
- Stubenrauch, Ernst von**, Wirkl. Geh. Oberreg.-Rat, seit 1908 Polizeipräs. von Berlin, vorher Landrat d. Kreises Teltow, Leiter d. großen Aktion z. Erbauung d. Teltowkanals; \* Sagan 19. VII. 1855; † Schierke i. Harz 4. IX. — VZ 4. IX. A.-A.; HJ 1909, 425; W 37, 1560, 1568 (P); KM 67, 98/100; IZ 133, 559; BT 1910, 803.
- Stürenberg, Caspar**, einer d. ältesten u. bek. dtsh.-amerik. Journalisten, seit 33 J. an d. New-Yorker Staatszt. tätig; \* Aurich 26. VIII. 1843; † Brooklyn Anf. März. — VZ 8. IV. M.-A.
- Stummer von Tavarnok, August Frh.**, Wirkl. Geh. Rat, bedeutendst. Zuckerindustr. Österreichs, Präs. d. Zentralvereins f. Rübenindustrie; \* Brünn 31. X. 1827; † Wien 26. IV. — ÖR 19, 475; FT 1910, 927.
- Stur, Eduardus P.**, Provinzial d. ost-böhm. Ordensprovinz d. Barmherzigen Brüder; \* Hohenruppersdorf i. Niederösterreich. 12. XII. 1840; † Krakau 25. VIII. — NFP 25. VIII. A.-Bl.
- \*Sturm, Eduard, Dr.**, ehem. Reichsrats- u. Landt.- Abg.; \* Olmütz 8. II. 1830; † Bad Kirchberg b. Reichenhall 24. VIII. — BJ XIV, 112 (E. v. Plener); NFP 25. VIII. A.-Bl., 29. VIII. M.-Bl. (E. v. Plener).
- Suhrberg, Alexander**, Schauspieler a. Schauspielhause zu Leipzig; \* Hamburg 22. II. 1888; † Berlin 31. V. — NTA 1910, 170.
- Sulkowski, Fürst Anton**, Bes. d. Fidei-

- kommißherrschaft Reisen-Görchen b. Lissa i. Posen; \* Schloß Reisen 6. II. 1844; † München 15. VI. — NZ 16. VI. A.-A.; HK 1911, 469.
- Szmula**, Julius, Major a. D., Landesältester u. Rittergutsbes., 1887—1906 M. d. R., 1888—1903 M. d. A., Zentr.; \* Pschow i. Schles. 30. XII. 1829; † Friedenwalde b. Grottkau 30. III. — NZ 1. IV. M.-A.; VZ 31. III. A.-A. (Eine Erinnerung an d. Abg. S.); HJ 1909, 425; IZ 132, 610; RH 1898, 272.
- Tändler**, Richard, Verlagsbuchhändler; \* Posen 21. XII. 1868; † Helgoland 14. IX. — LZ 1909, 1284; LE 12, 223; Geistiges Eigentum 6, 1/2 (F. Huth); BB Nr. 216.
- \***Taussig**, Theodor Ritter von, Gouverneur d. Allgem. Österr. Bodenkreditbank; \* Prag 22. VII. 1849; † Wien 24. XI. — BJ XIV, 271 (F. Schmid); NFP 25. XI. M.-Bl.; ÖR 21, 412; IZ 133, 1114, 1180 (P); HJ 1909, 426; Plutus v. 4. XII. (W. Federn).
- Tauwel**, Ferdinand, Generallt. z. D., zul. Insp. d. 2. Ingen.-Insp., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., 1903 z. D.; \* Breyell, Rheinprov. 24. III. 1843; † Kissingen 25. IX. — VZ 28. IX. A.-A.; OA 1908/09, 1530.
- Taylor**, Georg, (Pseud.) s. Hausrath, Adolf.
- Techentín**, Karl, Redakt. d. »Tägl. Rundsch.«, seit 1896 Schriftleiter d. Unpolit. Tagesberichts; \* Barkow i. Mecklbg. 14. VI. 1860; † Berlin 18. XII. — VZ 19. XII. M.-A.
- Tellheim**, Karl, (Pseud.) s. Bettelheim, Jakob.
- Theden**, Dietrich, Schriftst. u. Dichter, Verf. zahlr. Romane u. Jugenderzählungen, früh. Red. d. »Gartenlaube«; \* Bansrade i. Holst. 15. VI. 1857; † Funchal auf Madeira i. Nov. — AL 1866—82, 2, 308 (W); VZ 27. XI. M.-A.; Kieler Zt. 22. XI. A.-A.; LE 12, 528; IZ 133, 1114; HJ 1909, 426; KL 1909, 1683 (W); BR 4, 201 (W).
- Thermann**, Wilhelm Emil Frh. von, *Dr. iur.*, Geh. Justizrat, Ob.-Landesger.-Rat; \* Gollma 24. VIII. 1834; † Wiesbaden 10. VIII. — FT 1909, 845, 1910 Nokr.
- Thiele**, Ferdinand Franz, Reg.- u. Baurat, Leiter d. kgl. Versuchsanst. f. Wasserbau u. Schiffbau i. Berlin; \* Osnabrück 6. I. 1855; † Laer, Kr. Iburg 17. VIII. — ZB 29, 460.
- \***Thiersch**, Ludwig, Prof., Historienmaler; \* München 12. IV. 1825; † das. 10. V. — BJ XIV, 211 (H. Holland); VZ 11. V. M.-A.; IZ 132, 1044; Ev. Luth. Kirchenzt. 1909, 502; KJ 37, 531; DZL 1462; HJ 1909, 426; MS 4, 404; Kchr 20, 425; BMW 2, 883; KFA 24, 440.
- Thöl**, Georg Heinrich, Reichsgerichtsrat b. 2. Strafsenat, als Sammler von Kupferstichen u. Antiquitäten bekannt; \* Rostock 10. I. 1845; † Leipzig 28. V. — VZ 29. V. A.-A.; DZL 1463.
- Thurn-Valsässina** u. Taxis, Ferdinand Graf von, Ober-Hof- u. General-Erbland-Postmeister v. Tirol u. d. ehemals niederösterr. Länder; \* Innsbruck 25. IV. 1819; † Taxburg b. Iglis 27. IX. — HJ 1909, 426; GT 1911, 463.
- Tieschowitz** v. Tischowa, Bernhard, Reg.-Präs. a. D., 1890—94 Vertr. d. Oberpräs. Bennisen, 1894—99 Reg.-Präs. i. Königsberg; \* Ostrowo 10. XI. 1841; † Weimar 10. XII. — VZ 12. XII. M.-A.; OA 1908/09, 1549.
- Tischler**, Hermann, *Dr. phil.*, langjähr. Chefred. d. Gartenlaube; \* Peterswalde 15. III. 1844; † Berlin 16. I. — VZ 18. I. A.-A.; IZ 132, 137; LE 11, 752; HJ 1909, 426; KL 1909, 1697.
- Toebelman**, Georg, Baurat, Städtältester u. Stadtrat i. Charlottenburg; \* Arendsee i. d. Altmark 16. IV. 1835; † Berlin-Charlottenburg 22. II. — VZ 23. II. A.-A.
- Tondeur**, Max, ehem. Schausp., Bühnenleiter u. dram. Lehrer; \* Stargard 26. V. 1833; † Breslau 30. XII. — NTA 1911, 163.
- Traun**, Heinrich, *Dr. phil.*, Hamb. Senator, Mitinh. d. Firma Traun u. Söhne, bek. durch seine musterhaft durchgeführten Wohlfahrtseinrichtungen f. seine Beamten u. Arbeiter, Begr. d. gemeinnütz. Bauvereins u. d. Volksheims i. Hamb., Mitbegr. d. Zentralstelle f. Arbeiterwohlfahrtsbestreb.; \* Hamburg 8. V. 1838; † das. 10. IX. — HC 10. IX. A.-A.; AF 47, 360.
- Ulrich**, Richard, *Dr. phil.*, Oberl. a. Grauen Kloster i. Berlin, klass. Philologe, Schriftst.; \* Potsdam 8. IV. 1866; † Pankow 15. VIII. — KL 1909, 1718 (W), 1910 TL.
- Uppenkamp**, August, *Dr. phil.*, Geh. Reg.-Rat, Gymn.-Direkt. a. D., klass. Philologe; \* Nienburg i. W. 23. VII. 1824; † Münster i. W. 4. I. — KL 1909, 1723 (W), 1910 TL; OA 1908/09, 1577.
- Utis** (Pseud.), s. Rieger, Friedrich Maximilian.
- Vargha**, Julius, *Dr. phil.*, Prof. d. Strafrechts u. Strafprozesses, sowie d. Völkerrechts a. d. Univ. Graz; \* 4. VI. 1841; † Graz 2. II. — HJ 1909, 426.
- Verri della Bosia**, gen. v. Külberg, Maximilian Graf, Generalkapitän d. Leibgarde d. Hartschiere, Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., trat 1842 in d. Armee, wurde 1848 Oberlt., war als Hauptm. lange Zeit i. Adjutant d. Prinzen Luitpold, 1867—70 Leiter d. kurz vorher begr. Kriegsak., war 1870 b. Generalstabe v. d. Tanns, wurde 1875 Generalm. u. war 1883—88 Chef d. Generalst. d. bayer. Armee u. Insp. d. Militär-

- bildungsanst.; \* München 20. IV. 1824; † das. 7. XI. — VZ 8. XI. A.-A., 9. XI. M.-A.; W 47, 2028 (P); MW 3263/66; Ü 12, 279; LJ 1909, 463; GT 1911, 984.
- Vogl**, August Emil von, *Dr. med.*, Hofrat, früh. Univ.-Prof., Präs. d. Oberst. Sanitätsrats; \* Mähr. Weißkirchen 3. VIII. 1833; † Villa Fernheim i. Mazzon b. Bozen 25. VII. — NFP 26. VII. A.-Bl.; MMW 56, 1623; WMW 59, 1813; PBL 1782; HBL 6, 139; KL 1909, 1741 (W).
- Vollers**, Karl, *Dr. phil.*, Prof. d. oriental. Philologie, Direkt. d. orient. Münzkabinetts d. Univ. Jena, hervorr. Kenner d. alt- u. neuarab. Sprachen; \* Hooksiel i. Oldenb. 19. III. 1857; † Jena 5. I. — VZ 6. I., 7. I. M.-A.; HC Beil. Nr. 7 (C. H. Becker); HV 12, 136; DZL 1513; HJ 1909, 426.
- Wagner**, Albrecht, Geh. Reg.-Rat, Prof. d. engl. Philologie a. d. Univ. Halle; \* Suhle 22. I. 1850; † Halle 15. II. — VZ 18. II. A.-A.; Chronik d. Univ. Halle-Wittenberg 1908/09, 18—21; Engl. Studien Bd. 40 (O. Ritter); HJ 1909, 426; KL 1909, 1761 (W); DZL 1523.
- Walcker**, Karl, *Dr. phil.*, Privatdoz. a. d. Univ. Leipzig, fruchtbar. Schriftst. auf nationalökonom., statist. u. polit. Gebiete; \* Pernau 13. IV. 1839; † Leipzig 21. I. — VZ 24. I. M.-A.; KL 1909, 1767 (W); HV 12, 136; Rektorwechsel a. d. Univ. Leipzig 1909, 8.
- Waldow**, Karl, Charakterkomiker am Lessing-, später am Deutschen u. Neuen Theater; \* Stoppenberg 18. VI. 1856; † Berlin 23. III. — VZ 24. III. A.-A.; NTA 1910, 165; EG 1086.
- Walger**, Heinrich, Bildhauer, Schöpfer d. Waldeck-Denkmal i. Berlin u. d. Kaiser-Wilhelm-Denkmal i. Annaburg, Hattingen u. Zehlendorf; \* Düsseldorf 12. V. 1829; † Berlin 29. IX. — VZ 29. IX. A.-A.; IZ 133, 694; HJ 1909, 426; MS 5, 50.
- Wallenberg**, Paul von, Generallt., seit 1905 Kommand. v. Breslau; \* Breslau 22. VI. 1850; † das. 16. I. — VZ 16. I. A.-A.; BT 1910, 163.
- Walter**, Karl, (Pseud.) s. Barth, Theodor.
- Wangenheim**, Walrab Frh. von, Hannov. Rittmeister a. D., d. letzte Flügeladjutant d. Königs Georg V. v. Hannover; \* Hannover 2. VIII. 1831; † Sonneborn 29. XII. — VZ 3. XII. A.-A.; IZ 133, 1179; FT 1910, 855, 1911 TL.
- Wartensleben**, Alexander Graf von, General d. Kav., General-Adjut. d. Kaisers, bek. Sportsmann, war 1872—75 persönl. Adjut. d. Prinzen Friedrich Karl, dessen Stabswache er i. Kriege 1870/71 befehligt hatte, Biogr. Jahrbuch u. Deutscher Nekrolog. 14. Bd.
- Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl.; \* Grambow 24. X. 1838; † Berlin-Charlottenburg 4. I. — VZ 4. I. A.-A.; HJ 1909, 426; MZ 1909, 21; Ü 11, 352; LJ 1909, 464; GT 1911, 1012.
- Wasmer**, Johann von, Generalm. u. Kommand. d. 11. Feld-Art.-Brig.; \* Wulshagenerhütten 27. XI. 1851; † Breslau 5. IX. — VZ 6. IX. A.-A., 7. IX. M.-A.
- Wattendorf**, Heinrich, Rentner, Mitgl. d. Kreistages, M. d. R. u. M. d. A., Zentr.; \* Ibbenbüren 3. IV. 1845; † das. 14. II. — HJ 1909, 426; OA 1908/09, 1622; RH 1907, 395, 484 (P).
- Wazl**, Ignaz, gen. Dolany, ehem. Opernsänger; \* Dollein 16. I. 1840; † Friedrichshagen 9. II. — NTA 1910, 161.
- Websky**, Justus von, *Dr. phil.*, Rittergutsbes., Kreisdeputierter, Mitgl. d. schles. Landwirtsch.-Kammer, hochverdient um d. schles. Landwirtsch., stellvertr. Mitgl. d. Preuß. Landesökonomiekolleg. u. d. Dtsch. Landwirtschaftsrats; \* Wüstegiersdorf 4. XII. 1834; † Schwengfeld, Kr. Schweidnitz 25. I. — Schles. Zt. 27. I. M.-A.; OA 1908/09, 1627; BT 1911, 919.
- Weerth**, Ernst aus'm, *Dr. phil.*, Prof.; \* Bonn 10. IV. 1829; † Kessenich b. Bonn 23. III. — W 14, 570; Kchr 20, 361/63 (Clemen); HV 12, 320; KL 1909, 1791.
- Wehle**, Emil, Rittergutsbes., ehem. Generallandschaftsdirekt. d. Westpreuß. Landschaft; \* Wildenhagen 6. XII. 1836; † Frankfurt a. O. 13. VI. — VZ 15. VI. M.-A.; OA 1908/09, 1362.
- Wehmer**, Richard, *Dr. med.*, Geh. Reg.- u. Mediz.-Rat a. Berlin. Polizeipräs., besond. verdient um d. Schulgesundheitspflege; \* Frankfurt a. O. 15. II. 1854; † Berlin-Charlottenburg 31. X. — VZ 1. XI. A.-A.; W 45, 1906; IZ 133, 947; BKW 46, 2043; DMW 35, 1934; MMW 56, 2352; PBL 1823/24 (W); Annalen f. d. ges. Hebammenwes. Jg 25, 103 (Dietrich); Rundsch. auf d. Geb. d. Fleischbeschau Jg 11, 210—15 (A. Baginsky).
- Weibezahn**, Hermann, *Dr. phil.*, früh. Sekret. d. Kölner Handelskammer, hervorr. beteiligt a. d. Reform d. dtsh. Münzwesens, vielfach literar. tätig auf d. Geb. d. Münzpolitik; \* Rinteln 30. III. 1820; † Bad Nenndorf 9. X. — HL 23, 301/2.
- Weinberg**, Gustav, *Dr. phil.*, Dozent f. französl. u. engl. Handelskorr. a. d. Akad. f. Sozial- u. Handelswiss. i. Frankfurt a. M.; \* 26. IV. 1856; † Frankfurt a. M. 26. IV. — VZT; KL 1909, 1798 (W), 1910 TL; LE 11, 1192.
- Weinzierl**, Robert Karl Ritter von, Kustos d. Teplitzer Museums, ein vorzügl. Kenner u. Vertreter d. Urgeschichte, besond.

- Böhmens; \* Weißangezd 29. III. 1855; † Freiberg i. Sa. 9. VI. — NFP 17. VI. A.-Bl.; KL 1909, 1801 (W); GK 1910, 248; IZ 133, 84; Dtsch. Arbeit 8, 11, 790/91 (G. C. Laube m. P); Prähist. Zeitschr. 1, 112; Mannus 1, 322.
- Weiß, Hugo, Dr. theol.**, 1876—1907 o. Prof. i. Braunsberg, seitdem Domkapitular i. Frauenburg; \* Elbing 16. VI. 1842; † Frauenburg 7. III. — HJ 1909, 426; KL 1909, 1805 (W); DZL 1551.
- \***Weiß, Reinhard, Dr. med.**, Geh. Sanitätsrat; \* Bückeburg 8. IX. 1848; † Bad Oeynhaus 7. IX. — BJ XIV, 199 (O. Zaretsky); NS 15, 18 (W. Wiegmann m. P).
- Weicker, Viktor Hugo, Hrg. u. Chef-Red. d. Posener Tageblatts, Red. d. »Dtsch. Burschenschaftler«; † Posen 15. II. i. A. v. 44 J. — VZ 16. II. M.-A.**
- Wellhof, Reinhold, bek. Operettenkomiker, zul. a. Theater d. Westens; \* Kronstadt i. Siebenb. 30. I. 1850; † Berlin 17. IX. — VZ 19. IX. M.-A.; NZ 19. IX. M.-A.; NTA 1910, 177; EG 1111; Musik 9, 1 Totensch.**
- Wellner, Georg, Prof., früh. Lehrer a. d. Techn. Hochsch. i. Brünn, bek. durch seine theoret. Versuche auf d. Gebiete d. Luftschiffahrt; \* 1843; † Velden a. Wörthersee 8. IX. — VZ 9. IX. M.-A.; ÖR 21, 80.**
- Wense, Otto von d., Generalm. z. D., zul. Kommand. d. Inf.-Reg. Nr. 85, Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl. 1888 z. D.; \* Landsberg i. Schles. 20. X. 1833; † Stettin 8. II. — VZ 13. II. M.-A.; Schles. Zt. 13. II. A.-A.**
- Werfer, Moritz, Dr. med., Mediz.-Rat, Oberamtsarzt; \* Ellwangen 31. V. 1845; † das. 17. VI. — WJ 1909 Nekr.; OA 1908/09, 1651.**
- Werneburg, Konrad von, General d. Inf. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., trat 1866 in d. Armee, kam 1874 in d. Kriegsakad., 1875 in d. Groß. Generalstab, avancierte hier bis z. Hauptm., kam 1880 in d. Generalstab d. 11. Korps, wurde 1887 Major, 1892 Oberstlt., 1895 Oberst u. Kommand. d. Inf.-Reg. Nr. 26, 1898 Generalm. u. Kommand. d. 26. Inf.-Brig., 1902 Generallt. u. Insp. d. Verkehrstruppen, 1904 geadelt u. 1906 Gen. d. Inf., 1907 z. D. gestellt; \* Nenndorf Kr. Schleusingen 21. V. 1847; † Berlin 20. X. — VZ 22. X. M.-A.; KM 67, 314/15; Ü 12, 202 (P); LJ 1902, 464.**
- Werner, Reinhold von, Vizeadmiral z. D., bedeut. Schriftst., Begr. d. Zeitschr. »Hansa«; \* Weferlingen b. Magdeburg 10. V. 1825; † Charlottenburg 26. II. — VZ 27. II. M.-A.; W 10, 398, 405 (P); HJ 1909, 426; KL 1909, 1820 (W); DZL 1561; Ü 11, 313 (P); IZ 132, 361 (P); KM 66, 675; Marine-Rundsch. April 1909, 387/89.**
- Werner, Richard, Dr. phil., Prof., Oberl. a. Luisenstädt. Realgymn. i. Berlin, Schriftl. d. Korrespondenzbl. f. d. akadem. gebild. Lehrerstand; \* Storkow i. M. 17. VI. 1855; † Berlin-Tempelhof 16. IX. — KL 1909, 1820 (W), 1910 TL; Pädagog. Archiv 1909, 553.**
- Werthmann, Willy, Schausp. u. Spielleiter a. Schiller-Theater i. Charlottenburg; \* Königsberg 20. II. 1862; † Charlottenburg 24. III. — NTA 1910, 165.**
- Westrell, Johann Friedrich Richard von, Oberstlt. a. D., Militärschriftst.; \* Stralsund 24. VI. 1883; † Berlin 10. VIII. — Limans Milit.-Almn. 1909, 117/118 (W), 1910, 2, 5.**
- \***Wickhoff, Franz, Dr. phil., Hofrat, Prof. d. Kunstgeschichte a. d. Univ. Wien; \* Steyr 7. V. 1853; † Venedig 6. IV. — BJ XIV, 317 (M. Dvořak); VZ 8. IV. M.-A.; NFP 7. IV. A.-A., 8. IV. M.-A. (J. Bayer); IZ 132, 803; HJ 1909, 427; W 16, 656, 658 (P); KL 1909, 1833; Kchr 20, 369/72 (H. Tietze); Wage 12, Nr. 28 (H. Wantoch, W. u. Muther); Zukunft Jg 17, Nr. 48, 315 (V. Fleischer); HV 12, 320; Repert. f. Kunstwiss. Bd 32, 386 (G. Glück).**
- \***Wiegand, Heinrich, Dr. ing. h. c., Generaldirekt. d. Nordd. Lloyd; \* Bremen 17. VIII. 1855; † Homburg v. d. H. 29. III. — BJ XIV, 18 (W. Hochstetter); HC 30. III. M.-A., A.-A.; W 14, 570, 572 (P); IZ 132, 554 (P); HJ 1909, 427; Ü 11, 601/02; KM 66, 770/71 (Hochstetter); JSTG 1910, 79/82; Zukunft Bd 67, 71 (Ladon).**
- Wieland, Heinrich von, Prof., früh. Chefred. d. Staatsanz. f. Württemberg; \* 25. IV. 1837; † Stuttgart 31. XII. — VZT; WJ 1909 Nekr.; Württ. Staatsanz. Nr. 305; Schw. Kron. Nr. 608; OA 1908/09, 1667.**
- Wiese, Matthias, Fabrikbes., früh. M. d. R., Zentrums-Politiker; \* 12. IX. 1833; † Werden a. d. R. 22. XI. — KVZ 23. XI. Mitt.-A.; HJ 1909, 427.**
- Wildenbruch, Ernst von, Dr. phil. h. c., Geh. Legationsrat z. D., früh. Offizier, Dichter u. Schriftst., Enkel d. Prinzen Louis Ferdinand; \* Beirut 3. II. 1845; † Berlin 15. I. — VZ 16. I. M.-A., A.-A. (Erinnerungen an E. v. W.), 18. I. M.-A. (H. Spiero, Zu W.s Gedächtnis), A.-A. (Trauerfeier, W.-Erinnerungen), 21. I. M.-A. (W.-Stätten i. Frankfurt a. O.), Sonnt.-Beil. Nr. 23 (K. Frenzel, Ein Blatt d. Erinnerung), 7. II. M.-A. (G. Hirschfeld, Erinnerungen an E. v. W.), 13. II. M.-A. (W.-Erinnerungen); KVZ 16. I. M.-A.; T 14 (J. Hart, Am Sarge E. v. W.s, R. Nordhausen, W.,**

Gedicht), 27 (G. Reuter, Eine Erinnerungsblume auf W.s Grab); NZ 20. I. M.-A. (E. v. W. u. d. Kinder), Sonnt.-Beil. Nr. 10 (C. W. Marschner, Wie ich W. kennen lernte); Schles. Zt. 20. I. M.-A. (M. Koch); MAZ 117, Nr. 4 (E. E. Lehmann, E. v. W.s Kunstziele); NFP 13. II. M.-A. (O. Blumenthal, W.-Erinnerungen); W 4, 132/33 (R. M. Meyer u. J. Lauff); IZ 132, 99 (P); DZL 1574; KL 1909, 1843 (W); HJ 1909, 427; Roland v. Berlin Jg 7, H. 4 (E. v. W. Ein Gedenkl. von M. Stempel. Gedicht); Jugend 1909, Nr. 4 (E. v. W. Gedicht); Dtsch. Rundsch. Febr.-H. 1909 (J. Rodenberg), Sept.-H. 1909 (W.-Reliquien), Jan.-H. 1910 (K. Frenzel, E. v. W. als Journalist); BW Jg 11, H. 9 (H. Stümcke) H. 11 (Turszinsky, W.-Erinnerungen); Daheim Jg 45, Nr. 19 (J. Höffner); LE 11, Nr. 9 (E. Schmidt), 14/15 (E. Schmidt, E. v. W. In memoriam); Türmer Jg 11, H. 5 (K. Storck); Wage Jg 12 Nr. 4 (K. F. Nowack); Westerm. Monatsh. März-H. 1909 (H. Spiero), April-H. 1909 (B. Litzmann, Erinnerungsworte an E. v. W.); Velh. u. Klas. Monatsh. März-H. 1909 (J. Hart); Südd. Monatsh. Jg 6, H. 3; Christl. Welt Jg 23, Nr. 3 (G. Heine); Eckart Jg 3, H. 5 (W. Arminius); Xenien 1909, H. 3 (P. Friedrich); ÖR Bd 18, H. 6 (A. Frh. v. Berger); Nord und Süd Febr.-H. 1909 (H. Kienzl); Neue Rundsch. 1909, Bd 1, 453 (J. Bab); NTA 1910, 59—67, 159—161 (P); Frauenrundsch. 1909, 66/67 (E. Mensch, W. u. d. Frauen m. P); Monatsschr. f. höhere Schulen Jg 8, 126/27 (M. G. Schmidt); D. Duncker, E. v. W. Berlin 1909; BZ 24, 311 [Über d. Wassern 1909, 469—78 (J. Sprengler); kathol. Zs. f. Erz. u. Unterr. 1909, 499—506 (Moser, W.s Lieder u. Balladen)] 25, 291 [Bayreuther Bl. 1909, 83 (F. Lienhard); Alld. Bl. 1909, Nr. 6 (E. Loesche); Erwinia Jg 16, 70 (G. Süß); Gegenwart 1909, Nr. 7 (P. Friedrich); Alt-Berlin. Mitt. d. Ver. f. Gesch. Berlins Jg 26, 47 (E. Frensdorf); Schaubühne 1909, Nr. 4 (J. Bab); Gegenwart 1909, Nr. 16 (R. Hoeniger, W.s Martyrium); Heimgarten Jg 33, 515—20 (Von Meiningen nach Weimar); Masken Jg 4 v. 3. II. (H. Bartmann, W. als Dramatiker); D. dtsh. Volk Nr. 3 (W.s letzte Mahnung); Dtsch. Volkstimme 1909, 68 (W. u. d. Bodenreform)] 26, 303 [Mitt. d. literar. Ges. Bonn 1910, 41—60 u. 89—123 (A. M. Morisse, Ep. Kunst W.s in psychol. Bedingtheit); Sächs. Schulzt. 1910 Nr. 2 (W. u. D. v. Lilien-cron)].

**Wildenradt**, Johann Christoph Karl Georg von, Chefred. d. Dortmund. Zt., früh. d. Düsseld. Neuesten Nachr., Schauspiel-, Roman- u. Balladen-Dichter; \* Tondern 3. XI. 1845; † Dortmund 3. XII. — LE 12, 528; AL 1866—82, 2, 381/82 (W); KL 1909, 1843 (W); BR 4, 348 (W).

**Wilhelmy**, Ferdinand, Kommerzienr., Präs. d. Handelsk. f. d. Preuß. Oberlausitz; \* Bienow i. Pomm. 3. I. 1839; † Görlitz 25. XI. — W 49, 2078.

**Wilt**, Franz, Oberbaurat, bedeut. Architekt, beteiligt an d. Schöpfung vieler hervorr. Wiener Bauten; \* Aversa b. Neapel 1825; † Wien 25. IV. — IZ 132, 1044.

**Winckler**, Paul, Generalm. z. D., zul. Kommand. d. Truppenübungspl. Munster, Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl.; 1902 z. D.; \* Berlin 23. VIII. 1843; † das. 5. II. — VZ 10. II. M.-A.; OA 1908/09, 1678.

**Windeck**, Hans von, (Pseud.) s. Joesten, Josef.

**Windelband**, Rudolf, Dr. med., Sanitätsrat, nahm unter d. Vertretern d. Homöopathie eine besondere Stellung ein, einige Zeit Arzt d. Fürsten Bismarck, Gründer u. langjähr. Leiter d. homöopathischen Krankenhauses i. Gr.-Lichterfelde; \* Frankfurt a. O. 1. X. 1839; † Gr.-Lichterfelde 29. IV. — VZ 30. IV. M.-A.

**Winter**, Oskar, kgl. bayr. Hofmusiker; \* Bühl i. Baden 11. V. 1859; † München 9. IX. — NTA 1910, 176.

**Wissmann**, Friedrich von, General d. Inf. z. D., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., 1848 Eintritt in d. Armee als Einj.-Freiw., 1850 Lt., 1857 Oberlt., 1859 Hauptm., 1877 Oberst u. Kommand. d. 2. Garde-Reg. z. F., 1883 Generalm., 1887 Generallt. u. Kommand. d. 25. Div., 1890 z. D. als Gen. d. Inf.; \* Potsdam 23. I. 1828; † Gut Brotzen b. Dt.-Krone i. Westpr. 12. I. — VZ 13. I. A.-A.; DZL 1585; OA 1908/09, 1685; BT 1911, 934.

**Wisthaler**, Anna, Hofopernsäng u. Hof-schausp., 17 Jahre Mitgl. d. Darmst. Hof-theaters; \* Darmstadt 14. I. 1854; † das. 27. X. — NTA 1911, 156.

**Witt**, Hermann de, Amtsgerichts., M. d. R. u. M. d. A., Zentr.; \* Kellen 21. III. 1856; † Köln 24. XI. — KVZ 24. XI. A.-A., 25. XI. M.-A.; HJ 1909, 427.

**Wittenzellner**, Gratian, Kapuziner, kathol. Schriftst.; \* Linden 4. VIII. 1842; † Mussenhausen i. Bayern 11. III. — KL 1909, 1864 (W), 1910 TL.

**Wittichen**, Friedrich Karl, Privatdoz. d. Geschichte a. d. Techn. Hochsch. i. Hannover; \* Eschweiler 29. VI. 1878; † Hannover 1. V. — HV 12, 455/56 (A. Wahl);

- Progr. f. d. Techn. Hochsch. Hannover 1909/10, 33.
- Wöhrmann**, Woldemar Frh. von, Ober-Reg.-Rat b. d. Leipz. Kreishauptmannsch.; \* Dresden 21. V. 1851; † Prödel b. Leipzig 4. VIII. — VZ 4. VIII. A.-A.; FT 1911, 1048.
- Wöllmer**, Ferdinand, Stadtrat a. D., 1878—81 u. 1890—93 M. d. R., freis.; \* Falkenberg b. Seehausen i. Altm. 5. VIII. 1836; † Gr.-Lichterfelde 23. I. — VZ 24. I. M.-A.; W 5, 182; RH 1890, 276.
- Wolf**, August, früh. Eigentümer u. Direkt. d. Belle-Alliance-Theaters i. Berlin; \* Berlin 3. I. 1835; † das. 14./15. VIII. — VZ 16. VIII. M.-A.; NTA 1910, 174; W 35, 1510 (P).
- Wolf**, Friedrich, Wirkl. Geh. Kriegsrat, Chef d. Justiz-Abt. i. Preuß. Kriegsminist.; \* Gießen 8. V. 1851; † Berlin 28. I. — VZ 30. I. M.-A.; MW 1909, 1607.
- Wolffbauer**, Josef, kais. Rat, Direkt. d. 1. österr. Aktienges. f. öffentl. Lagerhäuser i. Wien, einer d. Begr. d. Wiener Produktenbörse; \* Leibnitz i. Steierm. 1847; † Wien 17. VII. — NFP 17. VII. A.-Bl.
- Wrede**, Eugen Adolf Fürst, österr. Kämmerer u. Linienschiffskapit. a. D., d. letzte Teilnehmer an d. Novara-Expedition; \* München 6. I. 1839; † das. 18. X. — HJ 1909, 427; HK 1911, 488.
- Wrede**, Nikolaus Fürst, früh. Gesandter, General d. Kav.; \* St. Petersburg 26. XII. 1837; † Gmünden i. VIII. — HJ 1909, 427; HK 1911, 487.
- Wrobel**, Johann, *Dr. phil.*, Prof. d. griech. Sprache u. Liter. a. d. Univ. Czernowitz; \* Oppeln 23. X. 1831; † Czernowitz 19. VI. — JAW Biogr. Jahrb. 1910, 32—72 (L. Hilberg).
- Wundsche**, Franz, Generalm. z. D., zul. Kommand. d. 168. Inf.-Reg., Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl.; \* Boczyn 13. VII. 1847; † Naumburg 24. X. — VZ 27. X. M.-A.; OA 1908/09, 1705.
- Wurmb**, Georg von, sächs. Generalm. z. D., zul. Kommand. d. Gren.-Reg. Nr. 102, Ritter d. Eis. Kr. 2. Kl., 1882 z. D., Stifter d. sächs. Armeesammlungen; \* Dresden 11. X. 1834; † das. 1. XI. — VZ 5. XI. M.-A.; OA 1908/09, 1706.
- Zelschka**, Franz, Musikdirekt. i. Karlsbad, 1898—1906 i. Teplitz, bedeut. Dirigent; \* Kleinfürwitz, Bez. Podersam 10. II. 1869; † Karlsbad 13. IX. — Dtsch. Arbeit 9, 3, 206/07 (E. Rychnovsky m. P); Mus. Wochenbl. 40, 361; NMZ 31, 48 (M. Kaufmann).
- Zeye**, Hugo, Vizeadmiral, Insp. d. Torpedowesens; \* Beeskow 21. III. 1852; † Kiel 11. XII. — VZ 13. XII. A.-A.; HJ 1909, 427; Ü 12, 293.
- \*Ziegler**, Klara, Schauspielerin; \* München 27. IV. 1844; † das. 19. XII. — BJ XIV, 82 (A. Frh. v. Mensi); VZ 20. XII. A.-A.; W 52, 2211 (P); T 299 (P); HJ 1909, 427; WI 4, 222; KL 1909, 246; MAZ 112, Nr. 52 (A. Frh. v. Mensi), 113, Nr. 5 (A. Frh. v. Mensi, Eine C. Z.-Stiftung); KVZ 21. XII. A.-A.; FZ 21. XII. A.-Bl. (E. Zabel); IZ 133, 1266 (A. Braun m. P); BW 12, 345/47 (Th. Ebner m. P); Westerm. Monatsh. März-H. 1910, 930 (P); Dtsch. Revue Febr.-H. 1910, 191 (Fürstin M. z. Erbach, Was mir K. Z. aus ihrem Leben erzählte); MAZ 113, Nr. 1 (E. Possart, E. Dgbut, Aus meinen Erinner.).
- Zitek**, Josef, Hofrat, Prof., bedeut. Architekt, Erbauer d. großherz. Museums i. Wismar, d. böhm. Nationalbank u. d. Künstlerhauses Rudolphinum i. Prag; \* Prag 4. IV. 1832; † das. 2. VIII. — NZ 4. VIII. M.-Bl.; HJ 1909, 427; DBZ 43, 432.
- Zopf**, Wilhelm, Geh. Reg.-Rat, *Dr. phil.*, Prof. d. Botanik a. d. Univ. Münster, besond. Spaltpilzforscher; \* Roßleben a. U. 12. XII. 1846; † Münster 24. VI. — VZ 24. VI. A.-A.; DZL 1621; IZ 133, 84; PF 4, 2, 1694 (W); Dtsch. Schule 13, 523; Chronik d. Univ. Münster 24, 6/7; NR 1910, 26/27 (F. Tobler).
- Zünd**, Robert, schweizer. Maler, vorzügl. Landschaftler; \* Luzern 3. V. 1827; † das. 15. I. — HJ 1909, 427; MS 5, 158; BMW 2, 1065.



# Verlag von Georg Reimer, Berlin W. 35

## Carl Schurz, Lebenserinnerungen

Band I. Bis zum Jahre 1852. Mit einem Bildnis: Schurz und Kinkel

Preis geheftet M. 7.—, gebunden M. 8.—

Band II. Von 1852 bis 1870. Mit einem Bildnis von Schurz

Preis geheftet M. 9.—, gebunden M. 10.—

Volksausgabe des I. Bandes: Preis geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.—

---

## Wilhelm Foerster

### Lebenserinnerungen und Lebenshoffnungen

(1832 bis 1910)

Preis geheftet M. 6.—, gebunden M. 7.—

---

## Ludwig Bamberger, Erinnerungen

Herausgegeben von Paul Nathan. Mit einem Porträt Bambergers

Preis geheftet M. 7.50, in Halbfranz gebunden M. 9.50

---

## Moritz Lazarus, Lebenserinnerungen

Bearbeitet von Nahida Lazarus und Alfred Leicht. Mit einem  
Porträt Lazarus'. Preis geheftet M. 12.—, in Halbfranz gebunden M. 14.—

---

## Gustav von Mevissen

Ein rheinisches Lebensbild 1815—1899 von Joseph Hansen. 2 Bände  
mit drei Porträts

Preis geheftet M. 20.—, in 2 Halbfranzbände gebunden M. 25.—

---

## Ernst Moritz Arndt

Ein Lebensbild in Briefen. Nach ungedruckten und gedruckten  
Originalen herausgegeben von Heinrich Meisner und Robert Geerds

Preis geheftet M. 7.—, in Halbfranz gebunden M. 8.75

---

## Graf Alexander Keyserling

Ein Lebensbild aus seinen Briefen und Tagebüchern zusammengestellt  
von seiner Tochter Freifrau Helene von Taube von der Issen.

2 Bände mit zwei Porträts

Preis geheftet M. 20.—

---

## Heinrich Hilgard-Villard, Lebenserinnerungen

Ein Bürger zweier Welten (1835—1900). Mit acht Porträts

10.—

# OGRAPHISCHES JAHRBUCH UND EUTSCHER NEKROLOG

FRÜHER ERSCHIENEN DIE BÄNDE:

- I. DIE TOTEN DES JAHRES 1896  
MIT DEN BILDNISSEN VON H. VON TREITSCHKE  
UND E. DU BOIS-REYMOND
  - II. DIE TOTEN DES JAHRES 1897  
MIT DEN BILDNISSEN VON JAC. BURCKHARDT  
UND JOH. BRAHMS
  - III. DIE TOTEN DES JAHRES 1898  
MIT DEN BILDNISSEN VON TH. FONTANE UND  
C. F. MEYER
  - IV. DIE TOTEN DES JAHRES 1899  
MIT DEM BILDNIS VON R. W. BUNSEN
  - V. DIE TOTEN DES JAHRES 1900  
MIT DEM BILDNIS VON FRIEDR. NIETZSCHE
  - VI. DIE TOTEN DES JAHRES 1901  
MIT DEM BILDNIS VON ARNOLD BÖCKLIN
  - VII. DIE TOTEN DES JAHRES 1902  
MIT DEM BILDNIS VON RUDOLF VIRCHOW
  - VIII. DIE TOTEN DES JAHRES 1903  
MIT DEM BILDNIS VON THEODOR MOMMSEN
  - IX. DIE TOTEN DES JAHRES 1904  
MIT DEM BILDNIS VON FRIEDRICH RATZEL
  - X. DIE TOTEN DES JAHRES 1905  
MIT DEM BILDNIS VON ERNST ABBE
  - XI. DIE TOTEN DES JAHRES 1906  
MIT DEM BILDNIS VON CARL SCHURZ
  - XII. DIE TOTEN DES JAHRES 1907  
MIT DEM BILDNIS GROSSH. FRIEDRICHS I VON BADEN
  - XIII. DIE TOTEN DES JAHRES 1908  
MIT DEM BILDNIS VON WILHELM BUSCH
- REGISTER ZUM I. BIS X. BAND (1896—1905)

PREIS DES JAHRBUCHS PRO BAND BROSCHIERT M. 12.—

IN EINEM HALBERAND M. 11

DES REGIS

AND M.

LAG VON GEORG REIMER, BERLIN